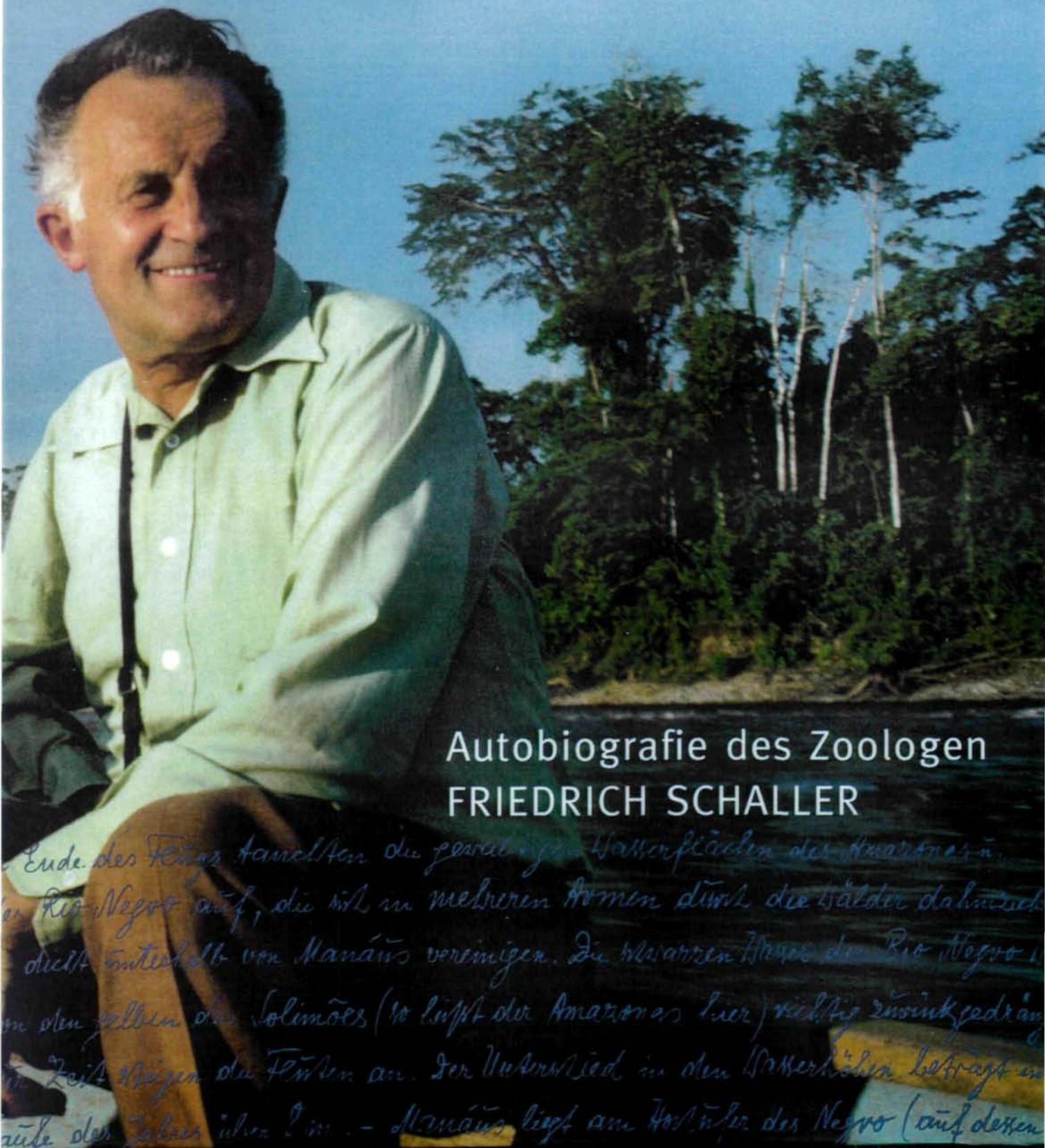


Erfüllte Endlichkeit



Autobiografie des Zoologen
FRIEDRICH SCHALLER

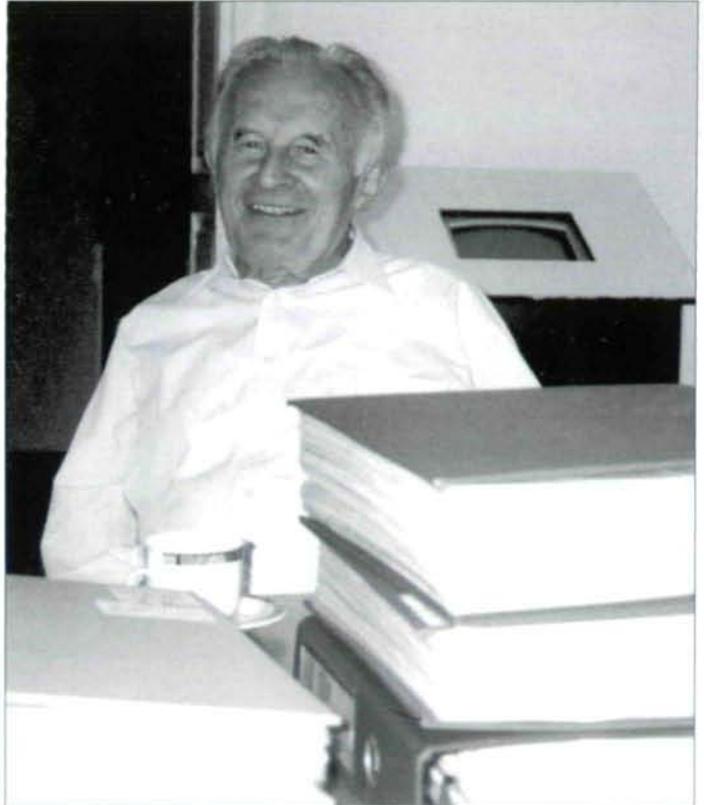
Ende des Tages fand ich die gewaltigen Wasserflächen der Amazonas-
an Rio Negro auf, die sich in mehreren Armen durch die Wälder dahinsich-
dicht unterhalb von Manáus vereinigen. Die schwarzen Wasser des Rio Negro
an den gelben des Solimões (so heißt der Amazonas hier) richtig zwinkgedräng
in Zeit-Magen die Finken an. Der Unterschied in den Wasserhöhen beträgt er
röße des Landes über 2 m. - Manáus liegt am Ufer des Negro (auf dessen

Erfüllte Endlichkeit

Autobiografie des Zoologen
FRIEDRICH SCHALLER

Biologiezentrum Linz

Foto: Fischmaller



Widmung

Ein Tagebuch schreibt man anständigerweise für sich. Dieser Lebensbericht hingegen ist gedacht für mit- und nachlebende Leser, die die Wirklichkeit im Exemplarischen suchen, nicht im Gefühlssalat des Zeitgenossen, nicht im Urteil des nachher klug Gewordenen. Das jeweils konkret Erfahrene und Gedachte in seiner zeitgemäßen Diktion ist also Anliegen des Schreibers, der sein Buch vielen widmen müßte, die ihm das Dasein reich machten.

Nennen will ich nur die Frauen, mit denen ich auch im Vorbeigehen immer Glück hatte, von der Großmutter und Mutter angefangen bis zu meiner Spätentdeckung Cousine Gunda.

Eine von ihnen war 50 Jahre lang alles für mich. Und für Dich ist es geschrieben, Brunhilde.

Inhaltsverzeichnis

Lebensmotto (gereimt)	8
Gedicht zum 70. Geburtstag	10
Gedicht zum 75. Geburtstag	12
1. Kapitel: VITA	13
Selbstnachruf	108
2. Kapitel: Wissenschaftliche Laufbahn	111
Wissenschaftliche Auszeichnungen	178
Ernst Jünger-Preis	186
3. Kapitel: Wege in der 3. Dimension	191
(die alpinistische Laufbahn)	
Gipfelstatistik	213
Anhang:	
Mein Zeitgeist-Wörterbuch	249
Kurzes Lebenslaufschema	320
Personenverzeichnis	322
Schriftenverzeichnis	323

Stapfia 70

ISSN 0252-192X

1. September 2000

Impressum

Herausgeber: Oberösterreichisches Landesmuseum – Biologiezentrum

J. W. Klein-Strasse 73, A-4040 Linz/Dornach;

Leitung: HR Univ.-Doz. Dr. Franz Speta

Medieninhaber: Land Oberösterreich, Oberösterreichisches Landesmuseum

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. em. Dr. Dr. h. c. Friedrich Schaller

Bilder: Prof. em. Dr. Dr. h. c. Friedrich Schaller, Maria Mizzaro (aus der Wiener Zeit)

Lektorat: Mag. Elisabeth Fischnaller

Umschlagentwurf und Gestaltung: Mag. Elisabeth Fischnaller

Umschlagbild: Amazonas-Exkursion, 1985, Aufnahme: Dr. Walter Hödl

Lithografische Arbeit: A3 Werbeservice, Linz

Druck: Gutenberg, Linz

Vorwort

Ein Mann, der gegebenenfalls zur Jahrtausendwende 80 Jahre alt wird, blickt zurück auf „sein“ Jahrhundert. In der provinziellen Mitte des Subkontinents Europa geboren hat er „seine“ Welt im Kleinen und Großen mit wachsender Gelassenheit erlebt und im Engen und Weiten mit zunehmender Sehschärfe beobachtet.

Die „Welt“, die er demnächst verläßt, ist nicht mehr seine. Somit ist er nicht traurig, sondern voll Zorn, weil er nicht erfahren wird, wie „sie“ „es“ weitermacht. Soviel weiß er immerhin sicher, daß „sie“ sinnfrei ist, wenn er sich und seine Art wegdenkt. Milliarden Lichtjahre, Billionen Sternenhaufen geben so wenig Sinn wie beliebige Mengen unteilbarer Quarks. Auf seinem Planeten hingegen, dem er aus rätselhaften Gründen entstammt, findet er Form, Maß und Ziel für seine Sinnsuche. Hier hat er sich bemüht, „seine“ Rolle im irdisch beschränkten Rahmen sinngemäß zu spielen.

Und vor dem Spielende will er nun redlich Rückschau halten. Doch daß er das kann, macht ihn schon stutzig. **Was hat „die Welt“ davon, daß er es tut?** Was ist das überhaupt, „seine Welt“? Nun – genau das soll sein Thema sein, im kleinen europäisch beschränkten Raum- und Zeit-Rahmen (s)eines Menschenlebens. Er weiß, wie vorbestimmt dieses war in seinem Genotyp, Geburtsort und Zeitpunkt, in Milieu und Zeitalter, in das ihn sein „Geschick“ damals, als er „zur Welt“ kam, geworfen hat. Aber er weiß auch, daß er dann – spätestens von seinem 20. Lebensjahr an – zu Eigenregie und „Selbst“-Bestimmung ermächtigt war, ja daß er sogar hätte mitwirken können an der „Schicksals“-Gestaltung seiner Art- und Zeitgenossen. Heute weiß er – zu seinem Glück – daß er letzteres aus klugem Desinteresse unterließ. Macht und Besitz waren keine „Werte“ für ihn. Wenn er geht, hinterläßt er seinen Erben keinen Anspruch auf nur 1 m² Erdoberfläche (auch nicht für seine „sterblichen“ Reste) oder auf irgendein „Vermögen“, das ihm bzw. den von ihm nolens volens Bemächtigten über den Tod hinaus „Anspruch“ auf Irdisches gäbe. So ist er in der Sprache seiner Zeitgenossen ein wahrer „Proletarier“ geblieben, der nie ein Sparbuch besaß, nie einen Anwalt benötigte und dem Aktienkurse schwindelerregende Fiktionen sind.

In seinen 7 bewußt durchlebten Dezennien war er meist passiver, aber nicht kritik- oder gar teilnahmsloser Beobachter des **bizarrr wuchernden und wechselnden Zeitgeistes**. Gerade weil sich in unserer Sprache „der“ Geist nur sinnentstellend in die Mehrzahl bringen läßt, ist es hier sinnvoll, es zu tun und von „den Zeitgeistern“ zu sprechen, die mich in raschem Wechsel umwest haben. Wie ich das meine, wird anschaulich, wenn ich heute als alter Herr eine Straßenbahn besteige; da steht kein Kind, kein Jüngling mehr auf. Keine(r) meiner 8 Enkel(innen) hat mehr einen Vornamen aus deutscher Sprachwurzel, kein Mädchen wird mehr rot, wenn man einen anzüglichen Witz erzählt. In der Fußball-Bundesliga kicken Leute, die nichts mit der Bundesrepublik zu tun haben (außer Steuer zu zahlen – hoffentlich). Der olympische Eid dient schlicht der Zulassung zum legalen Gelderwerb. Die Todesstrafe ist tabu; Sex salonfähig; weiblicher Wehrdienst humanitäts- und kulturkompatibel. Wilde Ehe und Alleinerzieher sind nur mehr Steuerprobleme; Abtreibung und Fertilisation in vitro, Homosexualität und „Partner“-Wechsel sind normale Gesellschaftsphänomene. Kurz, mir schwimmen die Augen und singen die Ohren, wenn ich alles, was sich heute gehört, mit meinen früheren „Wertungen“ vergleiche. Und ich vermeide es inzwischen natürlich auch, alle neuzeitgeistig verpönten „Werte“, wie z. B. das Vaterland, die Pflicht, das Opfer, den Anstand, die Scham, den Geschmack, das schlichte Schöne in den Mund zu nehmen. Das alles sind Worte, deren Definition meinen Enkeln schwerfällt.

Dafür übe auch ich mich geflissen im sozialförderlichen Gebrauch der modischen Zeitgeistvokabeln wie Menschheit, Menschlichkeit, Menschenrechte, Menschenwürde. Statt von Rassen spreche ich von Ethnien; ethnische Säuberungen

verabscheue ich zeit- und ortsgemäß. Ich weiß und beachte, daß alles **Kunst** ist, was sich dafür hält, und daß mir Radio, Fernsehen und Internet inzwischen alles ins Haus liefern dürfen, was früher von Gott (oder wenigstens von einem gültigen Gesetz) verboten war. Nicht weniger genieße ich die unglaublichen **Fortschritte und Erweiterungen** im Straßen- und Luftverkehr, wenn es auch in nicht wenigen Ecken der Welt (sprich Erde) wieder zu neuen Bedrohungen und Behinderungen meiner in der zweiten Lebenshälfte gewonnenen Freizügigkeiten gekommen ist. Zu Fallerslebens erster Strophe des sogenannten Deutschlandliedes habe ich die dritte hinzugelernt. Für Walter Flex und Leo Schlageter prägten sich mir Claus Graf Schenk v. Stauffenberg und Carl Goerdeler ein; die Arier sind verblaßt, aus Negern sind Afrikaner, aus Eskimos Inuit geworden, wobei kaum einer bei uns weiß, wie „rassistisch“ gerade dieses Wort gemeint ist: Es heißt nämlich schlicht „Menschen“ und besagt, daß nur Eskimos solche sind; nur bei den Zigeunern hapert's, weil man nicht sehen kann, ob man einen Roma oder Sinti vor sich hat. Bei den Juden schließlich hoffe ich, daß man ihnen endlich wieder so emotionslos wie anderen Mitmenschen begegnen kann. Mein schuldbeladener Zeitgeist hat sie mir immerhin wirkungsvoll ins Wissen und Gewissen gebracht, obwohl ich nur wenigen persönlich begegnet bin.

In der jetzt angebrochenen Übergangszeit von der mechanischen zur elektronischen **Wunscherfüllung** erlebe ich als alter Konrad Lorenz-Schüler noch, wie sich der Selbstdomestikationsprozeß der „entwickelten“ Menschheit grotesk beschleunigt. Höchster Wert ist für diese „das Leben“ als „Selbstverwirklichung“ in „freier“ Selbstbestimmung bei maximalem Konsum und minimaler Bindung. Das persönliche Fürwort „Ich“ ist zum Hauptwort der zwischenmenschlichen Kommunikation geworden, und die „Gesellschaft“ ersetzt Gemeinschaftsbindungen wie Volk, Sippe und Familie. Ich habe freilich auch den Eindruck, daß ein erheblicher Teil meiner Mitmenschen diese Domestikationsstufe nicht verkraftet und viele an ihren neuen „Freiheiten“ scheitern. Soviele „Gestrebte“, Geschiedene, „Frustrierte“ gab's in meiner Jugend nicht; „Singles“, „Alleinerziehende“, „Schwer Erziehbare“ waren damals kaum öffentliche Themen.

Freilich gibt's noch weite Gebiete auf der Erde, in denen Menschen leben, die schlicht mit dem Sachzwang eines einigermaßen menschenwürdigen Lebensvollzugs befaßt sind. Vielleicht sind sie die wegbestimmenden Artgenossen unserer Zukunft? Was mich zum Ende noch wirklich bewegt, ist – wie gesagt – Zorn. Nicht Zorn über meine jetzige „Welt“. Sie ist ja in Wahrheit die meine nicht mehr. Es ist der bittere, weil hoffnungslose **Zorn der unerfüllten Neugier**. Sollte es mir vergönnt sein, bewußt zu enden – nach einem Leben, in dem mir nicht ein einziges Mal aus eigenem Antrieb mein Bewußtsein in Rausch oder Trance abhanden kam – sollte ich also so bewußt sterben, wie ich gelebt habe, dann wird mich nicht viel Trauer begleiten, sondern der Zorn über die Gewißheit, daß ich von all dem, was mich als Schauenden so lustvoll bewegt und als Denkenden so tief in sich gezogen hat, nichts mehr erfahren werde. Das Wissen um die endgültig unbefriedigte Neugier wird mein zorniges Schlußgefühl sein.

Die **folgenden vier Kapitel** rekapitulieren mein Leben in drei Strängen: **Lebenslaufbahn, wissenschaftliche und bergsteigerische Laufbahn**; und das vierte bringt meine persönlich-eigenwillige, rational-distanzierte **Zeitgeistwörterschau**.

Der Gedanke zu dieser abschließenden subjektiven Form einer Lebensumständebeobachtung kam mir aus dem (Mit-)Leiden an vielen meiner Generationengenossen, die sich alternd gezwungen sahen so zu tun, als hätten sie vor 60 Jahren schon das gewußt oder wissen können, was sie heute wissen. In geschichtsarmer Zeit schien es mir nötig und nützlich, wenigstens anekdotenhaft die Geister zu rufen und zu zitieren, die mich 70 Jahre lang wechselnd umwesten und mein Ich und Sein, mein Wollen und Tun mitbestimmten. Die Worte, die mir dabei – nolens volens – in die Ohren und über die Lippen kamen, seien dann redlich referiert.

Im Kapitel davor (über meine wissenschaftliche Laufbahn) habe ich noch eine „Welt“ zu schildern, die es heute nicht mehr gibt. Ich habe während des Krieges in Wien studiert bei Professoren, die noch alle der „alten“ **Humboldtschen Universität** entstammten, und ganz deren Geist eingesogen hatten.

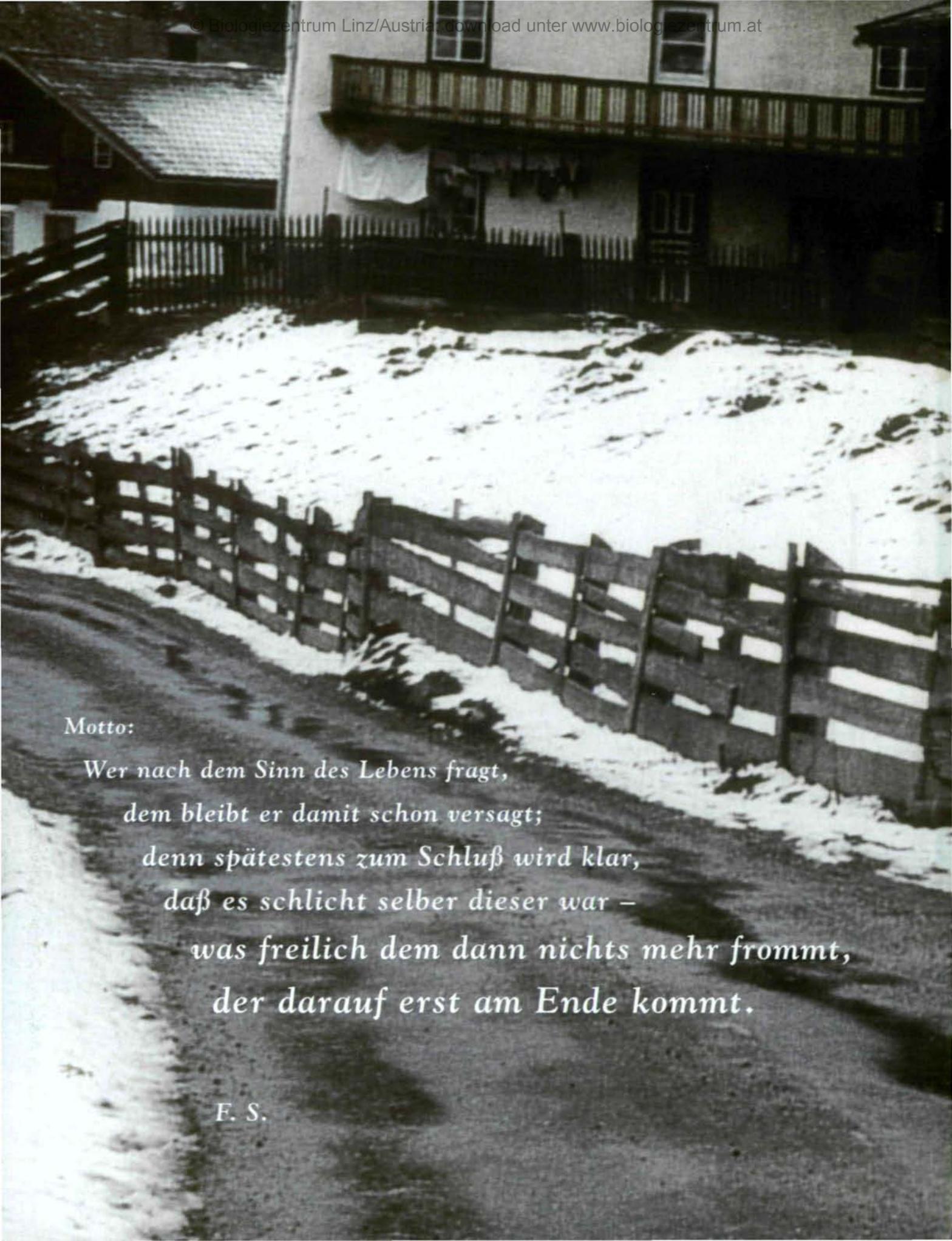
In diesem Geist einer selbstverantwortlichen Neugier um deren selbst willen war die damalige „Wissenschaft“ politisch und wirtschaftlich schwach geblieben, ethisch aber umso stärker im öffentlichen Bewußtsein etabliert. In einer gutbürgerlichen Tischgesellschaft hätte der Professor vor dem Bischof, General und Minister den Ehrenplatz neben der Frau des Hauses erhalten. Das galt (wie auch Umfragen in den 50er Jahren zeigten) noch lange nach der Niederlage in der deutschen Gesellschaftsordnung. Erst seit 1970 ist es damit vorbei. Die deutschen Universitäten und Professoren haben einen tiefen Sturz getan. Ich habe ihn an und mit meiner Wiener Universität in 10jähriger Verspätung erlebt; gottseidank im Gegensatz zu vielen meiner deutschen Kollegen nicht traumatisch, weil ich mit Herz und Seele zwar ein forschender und lehrender Zoologe war und bin, nie aber ein „Hochschul“-Funktionär. So kann ich im folgenden auch meine wissenschaftliche Laufbahn wie einen Steckenpferdritt schildern.

Wenn es etwas gab, was bei mir tiefer ins Innere reichte, dann sind es die Tage in den **Bergen** gewesen, wo ich nie an mir zu zweifeln brauchte und wo mich die „Welt“ nie enttäuscht hat. Meine Frau **Brunhilde** und die Berge sind jene beiden Lebensbezüge, für die ich in der Rückschau womöglich den leisen wehmütigen Wunsch haben könnte, mich ihnen noch einmal und noch mehr zuwenden zu können. Sonst gäbe es nichts, was ich gern anders machen möchte.

Einleitung

Den Plan, mich selbst zum Gegenstand nachdenklicher Betrachtungen zu machen, wälzte ich schon länger. Seine Ausführung konkret beschlossen aber habe ich erst an meinem 75. Geburtstag, wissend, daß ich nun nicht mehr beliebig weiter auf meine bisherige physische und psychische Uneingeschränktheit spekulieren könne. Damit meine möglichen Leser gleich anfangs sehen können, wer sich Ihnen in diesem Buch vorzustellen gedenkt, stelle ich dem Ganzen die schlicht gereimten **Selbstbetrachtungen zu meinem 70. und 75. Geburtstag** voraus. Den 70. habe ich zusammen mit meiner Frau Brunhilde und zwei schwarzen Trägern auf der Mahangu-Hütte im nassen Regenwald am Westhang des Ruwenzori „gefeiert“; den 75. allein auf dem Psiloritis, dem Gipfel des Idagebirges, in Kreta verbracht, wo bekanntlich einst Zeus heimlich geboren wurde und versteckt herangewachsen ist, gesäugt von der Ziege Amalthea und mit Honig gelobt von wilden Bienen.

Beide Geburtstagsorte verraten auch gleich, in welchen Welten der Gealterte zeitlebens gern und viel unterwegs war und ist: einerseits im Reich der Natur jeglicher Art, besonders in der sogenannten belebten, andererseits in den Denk- und Wirkwelten des menschlichen Kulturschaffens. Die Menschen als solche (das heißt als leidende und handelnde Individuen) konnten und können ihm weniger Interesse abgewinnen; zuviel meist unbewußt Animalisches läßt ihr Tages-Treiben und Getriebenwerden wenig originell und stark repetitiv erscheinen. Von diesem rationalen Urteil nimmt er auch sich selber nicht aus. Trotzdem weiß er natürlich auch um die Faszination des jeweiligen menschlichen Einzelfalls und um dessen Einmaligkeit in Zeit und Raum.



Motto:

*Wer nach dem Sinn des Lebens fragt,
dem bleibt er damit schon versagt;
denn spätestens zum Schluß wird klar,
daß es schlicht selber dieser war –
was freilich dem dann nichts mehr frommt,
der darauf erst am Ende kommt.*

E. S.

Schaller



**Betrachtungen zum Abschluß
der 7. Dekade von Friedrich
Schaller.**

Am Ende solltet ihr um einen
der soviel Schönes sah, nicht weinen.
Beklagt vielmehr, was er gesehen;
denn er sah manches untergehen,
was Ihr nun – arm und ärgerlich –
vermißt. Er trägt's als Bild mit sich:

Die Nacht, die wirklich eine war.
Der Himmel schwarzblau, sternklar,
und Stille ringsum, abgründtief,
wie wenn die ganze Erde schlief,
und alles wäre nur von einem
Bewußtsein wahrgenommen – seinem.

Das Pfluggespann im Morgendüstern,
den weißen Dampfstrahl vor den Nüstern,
in stummer Hin- und Widerkehr;
die Krähe hungrig hinterher,
und in der herbstlich feuchten Luft
der herbe Heckenrosenduft.

Im neuen Schnee die schmale Spur
– noch war es oft die seine nur –
vom Tal herauf, das nicht schon frech
verhunzt war mit Beton und Blech,
zum Gipfel durch das blaue Kar,
wo überall noch Stille war.

Aus Birkenstamm und Rentierhaut
das runde Zelt im Moosbeerkraut.
Im Rauch davor wie Stangenholz
des Samojeden ganzer Stolz.
Und an den grünen Horizont
zitronengelb gemalt, der Mond.

Ein roter Punkt auf reinem Weiß,
das kleine Zelt im Island-Eis.
Die Sonne, wie in Milch darüber,
nicht untergehend, nur hinüber
durch seinen Schlaf den Weg, den langen,
zurück, den er heraufgegangen.

Aus Ziegenhaar das Kurdenzelt,
von seinen Wächtern laut umbellt;
der Ararat darüber, steil,
der seinen grauen Schattenkeil
tief in den fahlen Schleier schlägt,
den, noch im Schlaf, die Steppe trägt.

Im Punagras die Indiofrau,
ein Farbenklecks auf Silbergrau,
und Tupfen ihre Lamas nur
vor weißgesäumter Gipfelflur.
Darüber, kreisend im Azur,
des Kondors stolze Flugfigur.

Im Einbaum noch, vom schwarzen Fluß
gespiegelt wie ein Bronzeuß,
der Indioknabe, reglos kauern,
mit seinem Pfeil den Fisch belauernd,
ganz für den Ruf des Tukans taub,
der hell sich hebt aus dunklem Laub.

Der Dinka, der im Papyrus
reglos sich lehnt auf Speer und Fuß,
indes der kahlen Dinkafrau
und ihren Kindern aschegrau
vor runder Hütte hörbar gut
der Pudding schmeckt aus Ochsenblut.

Des Kibogipfels Kraterrund
mit seinem eisgefüllten Schlund,
worin sich augenschmerzend bricht
das schattenlose Mittagslicht.
Da war er nahe seinem Traum
vom Nichts im wesenlosen Raum.

Tiefatmend aber wußt' er auch:
Dort unten in dem Steppenrauch,
wo der Massai mit dem Speer
geht hinter seiner Herde her,
da zieht das Leben durch die Fluren
millionenfach noch seine Spuren.

Das Langhaus, wo in bunten Röcken
die Dayakmädchen mit den Stöcken
den Reis zerstampfen fest im Takt,
indes die braunen Kinder nackt
am hübsch gekerbten Steigbaum steh'n
und scheu nach diesem Fremdling seh'n.



Des Mittagsregens graue Strähnen,
die von den nackten Felsenlehnen
des Kinabalu niederwehen,
wo halbversteckt in Spalten stehen
die Rhododendren – kleine Wunder
wie die Nepentheskannen drunter.

Vor Lämpchen, die auf Butter schwimmen,
die Mönche mit den dumpfen Stimmen
im Weihrauchqualm des Potalá;
das Ziel, das Sven Hedin nie sah,
mit gold'nen Dächern und mit Wänden,
die speckig sind von tausend Händen.

Der Ayers Rock auf rotem Sand
wie ein Opal aus Riesenhand,
der gelb im Sonnenfeuer glüht
und der vom kindlichen Gemüt
der Schwarzen noch in seinen Höhlen
bevölkert wird mit Totem-Seelen.

Das Sonnenaufgangs panorama
beim Gang hinauf zum Fudschijama;
der wunderliche Gipfelsturm
zum Adams Peak im Menschenwurm;
die Schau von Rapa Nui's Vulkanen
auf dessen steinern stumme Ahnen.

Selbst wo sie im Antarktiseis
gefroren scheint zu Blau und Weiß,
sah er die Erde noch belebt
von vielem, was im Wasser schwebt;
darüber Pinguinparlamente
samt Nützern ihrer Exkremete.

Auf seiner letzten Odyssee
im Bergwald um den Kivu-See
sah er noch – einer von Milliarden –
die Vettern, die den Tod erwarten,
weil ihnen nirgends Platz mehr bleibt –
erspart ihm, daß er das beschreibt!



Oft fand er Trost auf deren Spuren,
die vor ihm seine Welt befuhren
in Harmonie mit ihrem Sein,
von Oberplan zum Plöckenstein,
bei Löns im lichten Birkenschatten,
mit Storm gestiefelt durch die Watten;

Zu Goethes Welt- und Selbstbeschau
am Kickenhahn bei Ilmenau;
im Neckartal bei der Kapelle,
an Main und Rhein bei mancher Stelle,
wo still wie in der Waldheimat,
sich Poesie entbunden hat.

Wer soviel schon im Leben sah,
steht neidlos auch dem Tode nah.
Er spürt im Alter keine Lücken
und läßt die Simmerfüllungskrücken,
an denen viele endwärts geh'n,
unzuschloß im Transzendenten steh'n.

So braucht Ihr, wie gesagt, um den,
der das und vieles mehr geseh'n,
am Ende wirklich nicht zu trauern.
Ihr könnt ihn allenfalls bedauern,
weil ihn die Neugier doch wohl schließlich
nicht gänzlich geh'n läßt unverdrießlich.

Er sieht vergnügt in sich ja nur
ein flüchtig Stückwerk der Natur,
das allerdings auch immer war
und sein wird unverwechselbar.
Somit sind Ewigkeitskonstrukte
für ihn nur schlichte Wunschprodukte.

Er hält sich, seit er denkt, auch frei
vom Unfug der Zwiedenkererei.
Er weiß nur diese (s)eine Welt,
weshalb er schlicht für sinnlos hält
die Frage, was dahinter sei –
gleich der nach Henne oder Ei –.

Doch wär er nichts aus sich allein.
Die Kraft, so, wie er ist, zu sein,
gewann er sich aus der Natur,
aus deutscher Sprache und Kultur,
wozu er fand bei Weib und Brut
die Ruhe in des Alltags Flut.

So gern er andre Menschen sah
– und er war gern auch für sie da –
so hat er auch in seiner Art
zu allen die Distanz gewahrt.
Er lernte früh: Nur unbetroffen
bleibt man für alle frei und offen.

Nun ist er, wie erwähnt, gerade
zum Schluß der siebenten Dekade
aus Afrika zurückgekehrt
und findet vielfach sich geehrt.
Da hat er schnell dies hier gemacht
für alle, die an ihn gedacht.

Nachwort
Und eines freut ihn noch zum Schluß:
Daß er nicht mehr erleben muß
das Endziel der Egalité
im hominiden Milchkafee,
der uns aus künftiger Mixtur
bescheren soll die „Weltkultur“.

Psiloritis, 30. 8. 1995

**Gedicht zum
75. Geburtstag,
anlässlich der
Besteigung des
„Psiloritis“ im Ida-
gebirge (Kreta).**

**„Er“: gemeint ist
Zeus;
„er“ kleingeschrie-
ben: gemeint ist
der Autor selber.**

*Er schickte Seinen Raben nur;
sonst gab's vom Alten keine Spur.
Im Wind vielleicht gab Er noch Zeichen;
dem sterblichen blieb's nur ein Keuchen;
der hätte doch so gern erfahren,
wie Jener denkt in späten Jahren
von Sich und dem, was Er getan
als Adler damals, Stier und Schwan,
ob sich das Gold gelohnt beim Fensterln,
das viele sonstige Gespensterln.*

*Nun der Termin auf Kretas Top
geriet dem sterblichen zum Flop;
er hat jedoch das lange Schreiten
auch so als Gang durch viele Zeiten
genossen. Und – er weiß: der Tag
bleibt ihm – was sonst noch kommen mag.*

Nachwort 1

*Das Glöcklein dient den Epigonen,
die Seinen Ursitz nun bewohnen.
Ob sein Gebimmel Ihn vertrieb,
so daß Er lieber drunten blieb,
wo Er im Grase ungestört
die Bienen wieder summen hört.
Da könnt' Er quere Wünsche spinnen,
wenn Amaltheens Enkelinnen
mit prallen Eutern Ihn umspringen,
Ihm Vorzeitlüste wiederbringen,
indem sie ihre Kinder säugen
und Ihn dabei so kess beäugen.*

Nachwort 2

*Frivol meint seine Enkelin,
daß sich im Ort und im Termin
sowie im Zweck der Audienz
nur zeige Opas Postpotenz.*



Kapitel 1: Die VITA

Inhalt:

- Vom Dorf zur Stadt. Frühe Wege in Franken 15
- Vom Glauben zum Denken 29
- „Ruf“ nach Wien und Salzburg. Zur Kunst und zu den Bergen 35
- Krieg, und Studium in Wien. Eine fast normale Geschichte 40
- Die Springschwänze. Das Thema für Doktor- und Lebensarbeit 46
- Das Weibliche zur Wahl. Die Frau fürs Leben 48
- Unwirkliche Kombination. Forschungsauftrag und Reichsuntergang 56
- Traumhafter Laufbahnbeginn. Marburg und Mainz 57
- Wunscherfüllungen. Akropolis 1955 66
- Sprung in die Welt. Peru 1956/57 68
- Lohn zoologischen Fleißes. Ruf nach und Wirken in Braunschweig 77
- Forschungsreise in den Sudan 80
- Amazonas 1966 87
- Die Stadt meiner Träume. Ruf nach Wien 1967 91
- Der Neubau. Das politische Lehrjahr 94
- Globale Erkundung. Weltreisen auf Bestellung 97
- Die „Sinnfrage“ 98
- Briefe an die Enkel 103
- Selbstnachruf 108



Vom Dorf zur Stadt. Frühe Wege in Franken

Seine Individualität nahm ihren Anfang am 30. August 1920 in diesem kleinen Schulhaus, das durch die Friedhofsmauer in den Hoheitsbereich der Dorfkirche von Gleismuthhausen an der nördlichen Grenze des Regierungsbezirks Oberfranken in Bayern eingebunden erscheint. Ins Dachfenster schauen die Heldburg und die Gleichberge herein, besser wäre zu sagen herüber; denn das Dorf liegt hart an der Grenze zu Thüringen, die der Freistaat Bayern bekanntlich weiterhin eine Staatsgrenze nennt. In der zweiten Hälfte unseres so fortgeschrittenen Jahrhunderts ist sie das ja auch in des Wortes härtester Bedeutung 40 Jahre lang faktisch gewesen.

Er hätte als „schwere Geburt“ seiner Mutter fast das junge Leben gekostet. Sie war eine attraktive Bauerntochter aus dem auf dem Höhenrücken zwischen Rodach und Itz weithin sichtbar gelegenen Witzmannsberg. Da ihre erste Wahl auf einen grundbesitzlosen „Hungerleider“ fiel, war auch ihr späteres Verhältnis zur eigenen bäuerlichen Sippe ein recht kühles. Der wichtigste Grund dieser Entfremdung war jedoch ein zeitbedingter und zusätzlich materieller: Ihre an sich stattliche Mitgift hat sie 1920 vom Hoferben, dem Stiefbruder, in faktisch wertlosem Inflationsgeld ausgezahlt bekommen. Das Entscheidende aber war, daß meine Mutter – trotz lückenloser beidseitig bäuerlicher Herkunft – ihrem ganzen Wesen nach als Bauersfrau ungeeignet gewesen wäre. Das zeigte sich schon früh damit, daß sie als heranwachsendes Mädchen Orgelspielen lernte und bei Gottesdiensten auch als Organistin einsprang. Sie las gern und viel, und so nimmt es nicht wunder, daß ihr Auge auf den Seminaristen und späteren Junglehrer in Tambach Nikolaus Schaller fiel, obgleich der aus dem völlig vermögenslosen armen Haushalt des dortigen Postboten kam.

Wie die beiden zu- und aneinander gerieten, haben sie mir leider nie erzählt; aber zwischen dem



Schule und Kirche von Gleismuthhausen in Oberfranken, wo ich das Licht der Welt erblickt habe. Die Nachbarschaft verdeutlicht die traditionelle geistige Gewaltenteilung im Dorf, wobei bis weit in die zweite Hälfte meines Jahrhunderts hinein der Pfarrer den Lehrer dominierte.

Grafensitz Tambach mit seinen Kleinhäusern und dem stolzen Bauerndorf Witzmannsberg sind es nur drei Kilometer Fußweg durch Wald und Wiesen. Hinzu kam die beschleunigende Wirkung des Kriegsbeginns 1914, der den jungen Seminaristen (im Bamberger Lehrerseminar) so mitriß, daß er sich – ohne Wissen der Eltern – als Freiwilliger meldete, um ja noch rechtzeitig zum Siegen zurechtzukommen. Es ist ja ein bekanntes Phänomen, daß es der „ins Feld ziehende“ junge Mann aus mancherlei psychologischen Gründen beim weiblichen Geschlecht leichter hat.

Mutter und Vater, die das Ende des ersten Weltkrieges nicht als mögliche Befreiung aus den Engen und Zwängen des preußisch-österreichischen Feudalismus erlebten, sondern als Verlust existenzieller Sicherheiten in der inflationären Republik. Halt gaben ihnen immer noch die Kirche und das Reich, das ja in Reichs-Post und -Bahn, in Reichsmark und Reichswehr durchaus lebendig geblieben war. Die „Dolchstoßlegende“ hatte im Denken meines Vaters, des jungen Volksschullehrers, durchaus reale Bedeutung.





Familie der Mutter
(selbst links im
Bild).



Mütterlicher Bauernhof in
Witzmannsberg.

Wie auch immer, der Absolvent und Junglehrer Nikolaus Schaller aus Tambach hatte offensichtlich schon die sichere Zuneigung der Witzmannsberger Bauerntochter Dorothea Oehrl gewonnen, als er 1916 „einrückte“ und bald danach in Rumänien schwer verwundet wurde. Besonders arg wirkte sich ein Granatsplitter in der linken Schläfe aus, der zu fast zweijähriger Aphasie führte.

Aber trotz aller persönlicher und gesellschaftlicher Katastrophen ringsum haben die zwei schon Anfang 1920 geheiratet, und mein werdender Vater wurde Lehrer im bayrischen Grenzort Gleismuthausen, wo ich bald das Licht der Welt erblicken durfte.

Meine väterlichen Wurzeln führen großväterlicherseits in die Oberpfalz zu einer langen Reihe von Webermeistern, großmütterlicherseits zu Bauern und Gastwirten nach Altenhof, dem Nachbarort von Tambach. Mein väterlicher Großvater (als Postbote) und mein Vater als Volksschullehrer sind somit die einzigen Vorfahren, die es in ihrem Leben schon mehr mit Papier als mit anderem Material zu tun hatten. Und ich bin also als erster vagabundierender „Akademiker“ einer langen und breiten Reihe von selbhaften Bauern und Handwerkern entstieg. Das Vagabundieren in engeren Gaugrenzen begann freilich schon bei meinem Vater, der seinen Dienstort innerhalb Oberfrankens nicht weniger als viermal gewechselt hat. Diese Wechsel habe ich vom zehnten Lebensjahr an nur wie ein Feriengast erlebt, weil ich da ins Gymnasium nach Bamberg kam und wegen der damaligen unterentwickelten Verkehrsverhältnisse dort auch untergebracht war.

An meinen Geburtsort erinnere ich mich wenig. Von den Eltern habe ich erfahren, daß ich schon als Säugling spezifische zoologische Präferenzen zeigte, indem ich mich weigerte, Kuhmilch zu trinken, so daß sie gezwungen waren, eigens für mich eine Ziege zu halten; denn deren Milch genoß ich gern – was mir heute absolut unbegreiflich erscheint. Mein Vater muß damals ein ganz „nationaler“ gewesen sein; denn so mit drei Jahren soll ich dem Vernehmen nach dem visitierenden Nikolaus auf Verlangen spontan das Freikorps-Lied „Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarzweißrotes Band...“ vorgesungen haben. Mit rasch aufgeschnaptem Volksliedgut (von dem es im Schulhaus ja genug zu hören gab) soll ich mir auch die ersten „Honorare“ verdient haben. Ich konnte schon damals einmal gehörte Melodien sofort korrekt repetieren.

Den tiefsten schicksalhaften Einschnitt in mein frühkindliches Dasein erlebte ich (mit zwei Jahren) offensichtlich noch völlig unbewußt: Es war die Erkrankung an Poliomyelitis mit zunächst halbseitiger Lähmung, von der nach einigen Wochen „nur“ eine totale motorische Lähmung des rechten Armes zurückblieb. Für meine Eltern muß das ein furchtbares Erlebnis gewesen sein. Ich selber kann mich nicht erinnern, daß ich deswegen jemals mit meinem „Schicksal“ gehadert hätte. Ein stiller, un-

bewußter, aber unbändiger Durchsetzungswille beherrschte mich sichtlich von Anfang an. Ich erinnere mich heute noch daran, wie empört ich über meine Mutter war, wenn sie sorgenvoll mit anderen Leuten über meine behinderte Zukunft sprach. Natürlich habe ich ihr das nicht merken lassen oder sie gar deswegen „gehaßt“. Bald gab es nur wenig, was ich als Einarmiger nicht auch konnte. Beim Äpfelstehlen war ich ja unter dem Baum (als Aufpasser und Sammler) nicht weniger „sozial“ wichtig als die anderen droben. Und sehr früh stellte sich heraus, daß mir die Bauernbuben gern Planungs- und Führungsaufgaben überließen. Natürlich gab es auch schwere Krisen für mich. Ich weiß noch deutlich – da muß ich etwa sechs gewesen sein – wie unlösbar zunächst das Problem erschien, am vorösterlichen Einsatz der „Ratschenbuben“ aktiv mitzuwirken, weil ich ja die umgehängte „Ratsche“ [jenes bekannte Lärminstrument, mit dem die katholischen Knaben die in der Karwoche stillgelegten („nach Rom geflogenen“) Kirchenglocken im Umgang durchs Dorf supplieren] entweder nur festhalten oder deren Kurbel betätigen konnte. Da hat meine Mutter endlose Geduld mit dem zornig fordernden bewiesen, bis sie endlich eine Aufhängung fand, die ihm die friktionsfreie Betätigung des kirchendienstlichen Instruments ermöglichte.

Weiterhin habe ich kaum ernstere Probleme mit meiner „Behinderung“ in Erinnerung; nicht einmal aus der späteren Epoche des sogenannten Dritten Reichs, in der doch „Wehrfähigkeit“ die wesentliche Eigenschaft eines heranwachsenden Jünglings war. So hat mir noch 1939 ein verständnisvolles Lehrerkollegium ohne alle Psychologisierung im Abitur-(=Matura-) Zeugnis wörtlich attestiert: „Trotz körperlicher Behinderung (vom Turnen befreit) beteiligte er sich mit Lust und Liebe und sehr großer Geschicklichkeit am Fußballspiel“ (siehe dazu Abb. Seite 36).

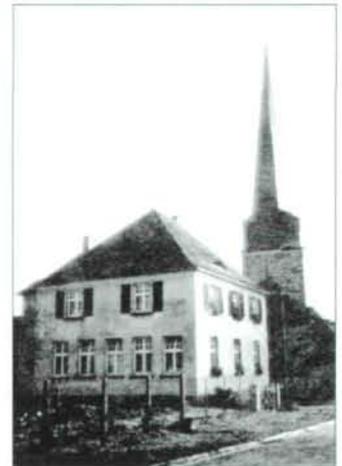
Damit aber bin ich meiner Lebensdarstellung zu weit vorausgeeilt und ich kehre ins Frühkindliche zurück, wenn ich noch eine Begebenheit berichte, die man als erstes Anzeichen meines späteren bis heute wirksam gebliebenen rationalen Aufklärungsdrangs deuten kann: Ich kenne die kleine Geschichte aber auch nur aus den Erzählungen meiner Mutter. Ich muß etwa

drei Jahre alt gewesen sein, als ich von ihr schon öfter zu Gottesdiensten mitgenommen worden bin und wo ich gelegentlich auch schon Ausflüge ins Dorf machte, begleitet von unserem wachsamem Dackel namens Schlupf. In dieser Zeit war ich eines Tages unauffindbar, weder im Friedhof, noch auf der (noch autofreien) Dorfstraße, noch in den Höfen, wo sich der Dackel und ich gern herumtrieben. Bei der Suche sah jemand zufällig, daß die Kirchentür nur angelehnt war, und nach deren Öffnung war zwar meine Stimme laut zu vernehmen, ich selbst aber nirgends zu sehen. Die Stimme kam von oben, und des Rätsels Lösung brachte der Dackelschwanz, der vor der Kanzelstiege lebhaft hin und her ging. Ebenso lebhaft gestikulierend stand ich droben in der Kanzel und predigte unverständliches Zeug, immer wieder durch Serien von „Amen, Amen, Amen“ unterbrochen; offenbar eine theatralische Reprise der Sonntagspredigt am originalen Tatort.

Daß ich 45 Jahre später auf eine „Lehrkanzel“ in Wien berufen werden würde, war diesem frühreifen Verhalten nicht zwingend zu entnehmen, es sei denn von einem fatal Vorzeichengläubigen, der seinen Befund freilich auch erst im nachhinein hätte erheben können.

Im zweiten Dienstoff meines Vaters, dem Juradorf Rothmannsthal, bin ich dann in die Schule gekommen. Das war eine sogenannte einklassige; d.h. die Schüler aller sieben Klassen saßen zusammen in einem Raum, und der Lehrer (mein Vater) hatte das Kunststück fertigzubringen, deren verschiedene Lehrstoffe im Wechsel von aktiver (lauter) und passiver (stiller) Beschäftigung abzuarbeiten.

Die „moderne“ Pädagogik hat diesen ländlichen Schultyp längst abgeschafft, mit Recht; doch eines ist dabei auch verloren gegangen, das mir zum großen Vorteil geriet: die immanente Möglichkeit der außerordentlichen Förderung eines besonders begabten und vor allem interessierten Schülers. Meinem Vater machte es großen Spaß, mich jeweils mit den Aufgaben höherer Klassen zu befassen, und ich entwickelte den Ehrgeiz, dabei mitzuhalten. So kam es, daß ich dann, als ich ins Gymnasium kam, nicht nur die Aufnahmeprüfung glänzend bestand, sondern auch in Rechnen, Schrei-



Das Schulhaus in Rothmannsthal. Ein Nachkriegsbau der 20er Jahre, der aber zu „meiner“ Schulzeit noch immer im Schatten des langen Kirchturms lag. Hier verbrachte ich die Volksschuljahre mit vielen naturwissenschaftlichen und technischen „Experimenten“ und Erfahrungen. Der große Garten lieferte vielerlei Einsichten ins Pflanzen-, Insekten- und Bodenleben.

Hochzeit der Eltern, 1919.



Großvater mütterlicherseits.



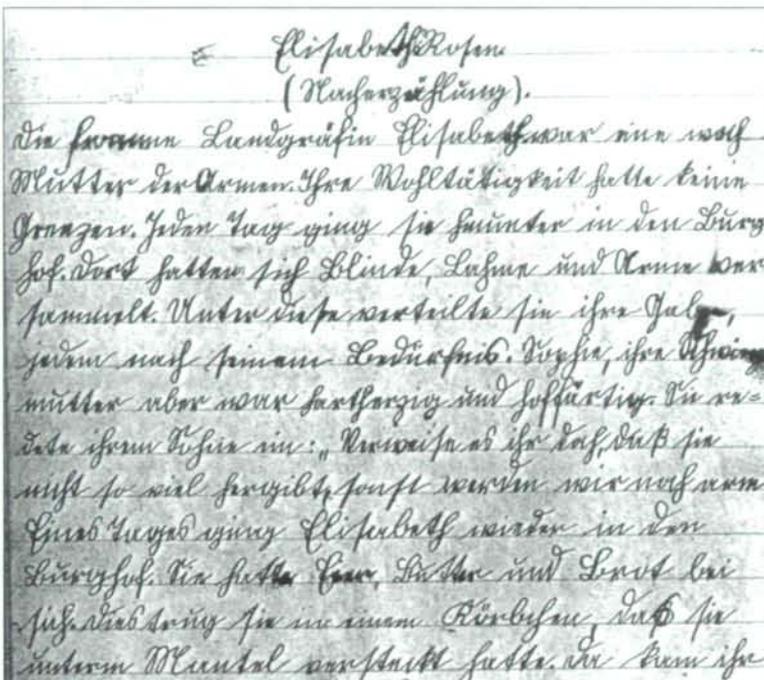
Meine Großmutter väterlicherseits, eine Frau, die schon mit 60 schwer von einem extrem harten Dasein gezeichnet war und trotzdem keine beunruhigenden „Krisen“-Symptome erkennen ließ. Sie starb den friedlich-fröhlich-dementen Alterstod.

Mittleres Bild: Väterliche Kriegsauszeichnung.
unten: Schulklasse des Vaters.





Rothmannsthal, ein typisches Juradorf mit tiefem Ziehbrunnen und Hüll (Dorfweiher), aber ohne Fließwasser; im Winter oft wochenlang durch Schnee von den (unbefestigten) Straßen nach Bamberg oder Lichtenfels abgeschnitten.



Tenne des Bürgermeisters produziert wurde, haben sich mir noch tiefer in mein Wissen von jener bereits überholten Welt eingegraben.

Schulheftseite aus dem Deutsch-Unterricht in Rothmannsthal, wo ich die einklassige Volksschule bei meinem Vater besuchte (bis April 1931).

Den großen Teil der Kornerte bewältigte ja damals schon die von einer ölig schwarz glänzenden Dampfmaschine über den klatschenden Treibriemen in Gang gesetzte Dreschmaschine, deren auf- und

ben, Lesen, Heimatkunde meinen städtischen Klassenkameraden weit voraus war.

In Rothmannsthal lernte ich das Bauerleben näher kennen. Wir Buben hatten einschlägige Verantwortungen zu übernehmen beim Gänse- und Ziegenhüten, beim Ährenlesen, bei der Kartoffelernte. Sogar im Umgang mit dem Zugvieh gewann ich manche Erfahrung, und den Stolz, mit dem mir das erste Mal ein entladener Leiterwagen zur Wiederausfahrt aufs Erntefeld allein anvertraut worden ist, werde ich nie vergessen. Die hellen Dengel-Laute, die im Sommer in meinen nächtlichen Schlaf drangen, und die streng rhythmisch ablaufende Tonfolge, die von den winterlichen Dreschflegelschwingern auf der benachbarten

abbender Brummtön den Knaben oft noch in den Schlaf begleitet hat.

Der technische Fortschritt wurde von uns Dorfbuben verständlicherweise viel wacher wahrgenommen als von unseren städtischen Altersgenossen; denn er trat bei uns viel seltener in Erscheinung. Kam einmal ein Auto ins Dorf, so war das für uns Anlaß zu vielerlei fachmännischen Betrachtungen; die Gummiballonhupe wurde auf jeden Fall getestet. An einen großen offenen „Brennabor“ erinnere ich mich noch genau. Motorräder mit Kettenantrieb verbreiteten sich schon eher auch auf dem Land. Mein Vater war übrigens einer der ersten, der so eine Knatterkiste ins Dorf brachte. Hingegen waren Flugzeuge – wohl auch wegen der

Der „Dixi“, eine weit über die Verhältnisse des Dorfschullehrers hinausgehende Anschaffung (zumal sie meiner musischen Mutter zuliebe fast gleichzeitig mit dem Ratenkauf eines teuren Klaviers erfolgte, ca. 1929).

Der kleine Motor war bergfreudig, auch wenn das Kühlwasser oft kochte. Ich erinnere mich noch gut an die Begegnungen mit Jurabauern, vor denen Papa anhalten mußte, um abzuwarten, ob sie ihre Kühe links oder rechts vorbei treiben würden.



anfänglichen Beschränkungen durch den Versailler Vertrag – unbekannt. Das aufregendste Ereignis am dörflichen Himmel war – so um 1928 bis 1930 herum – ein majestätisch dahin brummender „Zeppelin“.

Viele technische Phänomene beschäftigten mich, und ich versuchte sie selber experimentell zu verstehen. So die Funktionsweise einer Schleusenanlage, wie sie mir der Vater anlässlich eines Besuchs in Bamberg am Ludwigs-Donau-Main-Kanal gezeigt hatte. Tagelang experimentierte ich mit selbstgeschnitzten Holztoeren in einem kleinen Wassergraben unter erheblichem Wasserverbrauch, bis ich verstanden hatte, daß sogenannte Wasserstraßen nur ein minimales Gefälle haben dürfen. Und ab 1929, als mein Vater einen „Dixi“ anschaffte, waren alle autotechnischen Details ernste Anliegen für mein Bubenhirn. Ich weiß noch genau, wie gewissenhaft ich mir das Prinzip des Viertaktmotors einprägte. Viele Jahre später habe ich damit noch meine Lehramtskandidaten in Zoologie erschreckt, wenn ich das Prinzip der organischen Arbeitsleistung (der Muskelkontraktion) mit dem des Expansionsmotors verglich und erwartete, daß ein Biologe auch den Arbeitsablauf eines Viertakters skizzieren können sollte (mit dem pragmatischen Hinweis, daß er sich sonst leicht bei seinen späteren Schülern blamieren werde).

In dieser lernintensiven, aber noch glaubensfesten Phase zwischen dem sechsten und elften Lebensjahr gab es auch eini-

ge gewissermaßen philosophische Bewußtseinsweiterungen bei mir. Die erste betraf den beunruhigenden Sachverhalt der vielen Ungerechtigkeiten in der angeblich von Gott gelenkten Welt. Schon die Geschichte mit dem Verlorenen Sohn in der Bibel hat meinen erwachenden Rechtssinn sehr bald sehr gestört. Der Rothmannsthaler Dorfphilosoph, ein wirtshauserfahrener Maurer aus dem Hause Mager, hinterließ dazu meinem Gedächtnis den klassisch-skeptischen Ausspruch: „Wenn ich wüß', daß die, die da die Gäns' essen, die auch im Himmel kriegen, tät ich nimmer in die Kirch'n gehn“. Aber noch konnten solche Zweifel mein gläubiges Kindergemüt nicht erschüttern. Im Gegenteil, insgeheim spielte ich mit dem Gedanken, gegebenenfalls doch Pfarrer werden zu wollen (obwohl das ja mit einem Arm nicht ganz einfach werden könnte). Das entscheidende Motiv für diese Idee war jedoch kein wirklich „christliches“, sondern ein bedenklich vordergründig pragmatisches: In den Dörfern ringsum starben immer wieder Leute, die ich auch kannte. Nie aber war da ein sogenannter Geistlicher dabei. Und so hatte sich in meinem Knabekopf die Überzeugung gebildet, daß Pfarrer unsterblich seien. Bis eines Tages im Bamberger Tagblatt ein solcher unverkennbar auf seinem Totenbett abgebildet war. Seitdem gilt mein existentielles Interesse nur noch dem Irdisch-Stofflichen in seinen jeweils vergänglichen Erscheinungsformen.

Viele zoologische Beobachtungen und Entdeckungen erweiterten und bereicherten mein dörfliches Weltbild: Wie Regenwürmer moderne Blätter einziehen, Drahtwürmer Kartoffelknollen durchlöchern, aus Raupen Puppen, aus Puppen Schmetterlinge werden, Gänse sich beim „Deihen“ (d.h. während ihrer mittäglichen Verdauungsrast) von einfachen Attrappen zusammenhalten lassen, indem der Hüter nur Jacke und Hut entsprechend auf einem eingerammten Stock zu drapieren braucht, wonach er sorgenfrei Kartoffeln „ernten“ gehen kann, die zwischen holzfeuererhitzten Steinen gegart dann so köstlich schmecken.

Zoologisch besonders lehrreich sind in Rothmannsthal für den Knaben auch die regelmäßigen Visitationen in der Kirche gewesen. Sein Schulfreund Hans war Sohn des Mesners und mußte oft die Turmuhr und die Orgel kontrollieren. Die Leitern im Turm hinauf zum großen eisernen Uhrwerk und bis zu den Schall-Löchern auf Höhe der Glocken waren gewiß nicht vorschriftsmäßig gesichert; aber Schwindelgefühle kannte ich schon damals nicht. Im Gebälk der Glockenstube nisteten die Mauersegler. Ihre Unbeholfenheit auf festem Grund war mir früh vertraut, und daß sie keine Schwalben seien, wurde mir anschaulich klar. Größere Rätsel blieben die im Orgelwerk überwinterten Fledermäuse, einmal wegen der bedenklichen Drohgebärden mit ihren spitzen Gebissen, zum anderen wegen der Frage, wie sie die sonntäglichen Orgeleien überstehen mochten mit den großen Ohren, die doch ein gutes Hörvermögen vermuten ließen. Daß ich zwanzig Jahre später in den Mainzer Festungsgängen eigens nach Fledermäusen fahnden würde, um mit ihren Ultraschalllauten Nachtfalter zu testen, konnte ich ja nicht ahnen. Da wußte ich dann natürlich, daß ihnen bestenfalls nur die kleinsten Rothmannsthaler Orgelpfeifen Ohrenschmerzen gemacht haben konnten.

Mit Staunen hat der Knabe damals auch die Intelligenz seines Tyrras (das war ein Schäferhund, der inzwischen den kurzbeinigen frühkindlichen Weg- und Spielgefährten Schlupf beerbt hatte) beobachtet: Auf dem Weg zum Kaufmann im Dorf, der durch den Hof des Bürgermeisters führte, trollte sich der große Bursche zur Scheune hin und

verschwand lautlos, wenn auch wegen seiner Größe mit einiger Mühe, durch das Hühnerloch im geschlossenen Tor. Ebenso unauffällig kam er nach einiger Zeit daraus wieder hervor und trottete brav mit mir weiter. Außerhalb des Hofes lagen am Fußweg ins Dorf hinunter ein paar größere Steine. Tyrras ging zielstrebig auf einen davon zu, öffnete das Maul und ein Hühnerkamm kam zum Vorschein, zerbrach auf dem Stein, und der Dieb schleckte den Inhalt genüßlich auf.

Von seinen späteren langen Diskussionen über die Frage des Lernvermögens und möglicher Einsicht bei (höheren) Tieren hat der Knabe im Jura natürlich noch nichts wissen können; aber er hat auch als studierter Zoologe noch oft von jenen kindlichen und jugendlichen Erfahrungen gezehrt.

Im März 1931 ist der Zehnjährige nach Bamberg gebracht worden zur Aufnahmeprüfung in das dortige neue humanistische Gymnasium und zur Anmeldung im katholischen Canisius-Heim. Der Rückweg war fast eindrucksvoller als die Prozeduren in der Schule und im Heim; denn es hatte – wie üblich im Jura – viel geschneit, so daß ich mit dem Vater die letzten vier Kilometer von Wattendorf nach Rothmannsthal im Schein einer Sturmlaterne durch bauchtiefen Schnee waten mußte. Die Dörfer auf der Jura-Hochfläche sind damals im Winter oft noch wochenlang von der Außenwelt abgeschnitten geblieben. Immerhin gab's für Notfälle ein Telefon beim Bürgermeister.

Von 1930 an versinken meine Erinnerungen an weitere dörfliche Aufenthalte und Begebenheiten im Strom der vielen neuen Erlebnisse und Eindrücke in der Schulstadt Bamberg. Da diese zusammenhängend dargestellt werden sollen, füge ich hier gleich das wenige an, was noch aus Rothmannsthal und aus den folgenden Dienstorten meines Vaters berichtenswert erscheint. Als Gymnasiast (mit roter Samtkappe, die ich aber im Dorf nie trug) konnte ich meinen dörflichen Altersgenossen einiges „Neumodische“ nahebringen: In Rothmannsthal vor allem das Fußballspielen mit seinen Regeln und Taktiken. Mit den Knickerbockern als modischer Neuerung hatte ich Pech, weil die von meinen Eltern beim örtlichen Schneidermeister in Auftrag gegeben wurden, der aber offen-



Ausweis des Schülers Friedrich Schaller vom Jahre 1936. Sicher hat er damals (mit 16 Jahren) schon wesentlich pubertärer ausgesehen. Und die rote Mütze trug er zu der Zeit nur, wenn's befohlen war.

sichtlich keine Ahnung von der dazu nötigen Stoffverschwendung hatte, so daß ich mich weigern mußte, mit fast hautengen, unter den Knien von einem Gummiring zusammengezogenen Hosenröhren unter das dörfliche Knaben- und Mädchenvolk zu treten. Ich siegte in der schweren Auseinandersetzung mit den Eltern, die ja viel knappes Bargeld dafür ausgegeben hatten, und die Röhren wurden einfach gekürzt.

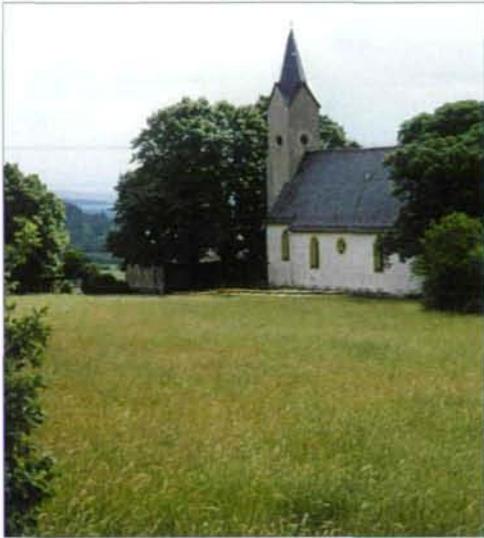
Zu noch einem „neuen“ Sport habe ich als aufgeklärter Städter Anregungen geben können. Es war das Skilaufen, von dem gelegentlich auch schon damals etwas in der Zeitung stand. Wie die „Bretter“ aber genauer auszusehen hatten, und vor allem, wie sie am Schuhwerk anzubringen waren, wußte auch ich nicht. Da kamen die Magersbuben (Brüder aus dem Haus des Maurermeisters im Dorf), die weniger wegen ihres schulischen, umso mehr aber wegen ihres sonstigen Einfallsreichtums bei uns angesehen waren, auf die Idee, an Faßdauben Lederriemen so anzunageln, daß man jene unter die Schuhe binden und auf ihnen mit Hilfe zweier fester Haselstecken einigermaßen spurenfest fahren konnte; eine Erfindung oder Entwicklung, die sich naturgemäß nur kurz hielt.

Umso intensiver widmeten wir Dorf- buben die kalten Wintertage dem Schlittschuhlaufen, was ich dann auch in Bamberg als Gymnasiast fortgesetzt habe. Damals ist ja dort die Regnitz fast noch regelmäßig Jahr für Jahr zugefroren. Rothmannsthal liegt etwa elf Kilometer südöstlich von Vierzehn-

heiligen, dem wichtigsten Wallfahrtsort Oberfrankens mit der weltbekannten Basilika des Balthasar Neumann. Dorthin führte jährlich eine Wallfahrt durch Flur und Wald. Bei schönem Wetter waren vor allem die frühmorgendlichen Hinwege ein wahrer Genuß für Leib und Seele. Für die Dorfbewölkerung war es Herzensanliegen und „gesellschaftliche“ Ehrenpflicht, daran teilzunehmen. Voraus der Fahnenträger, am Ende die Honoratioren mit dem Kuraten. Gebete und Gesänge lockerten den langen Weg auf. Vor dem Einmarsch in die Kirche formierte sich der Zug in Viererreihen. Meine Mutter hat mich wohl vom siebenten Lebensjahr an mehrmals mitgenommen. Mich interessierten vor allem die vielen Verkaufsbuden, in denen es nicht nur Devotionalien, sondern auch Spielsachen gab. Einmal bekam ich einen schönen Ball, mit dem ich die Länge des nachmittäglichen Heimwegs mindestens verdoppelte, ehe er zu meinem untröstlichen Schmerz in einer Weißdornhecke seine Luft aushauchte.

Jede Wallfahrt hatte am Sonntag danach noch ein geistliches Nachspiel. Der junge Kurat geißelte von der Kanzel herab in drastischer Rede die Trinkfreudigkeit der Männer, die zwar noch den Einmarsch in die Wallfahrtskirche mitzumachen pflegten, dann aber schnell und unauffällig in den umliegenden Bierwirthshäusern verschwanden. Die Strafpredigt kulminierte im Hinweis auf das Schicksal Sodoms und Gomorrhas begründet mit der gewissensbelastenden Erinnerung an den eher aufgelösten Charakter des Rückmarsches der Wallfahrt. Von der Orgelempore oben, wo ich hinter meinem Vater an der Brüstung stehen durfte, sehe ich in der Erinnerung noch heute, wie die weißhaarigen und glatzköpfigen Häupter der Dorfältesten nach vorne sanken, wenn der eifernde Prediger das Sündenmaß zu veranschaulichen suchte mit dem drastischen Ausruf: „Und wenn gar der Fahnenträger bedenklich schwankt...!“

Der gute, eifernde Gottesmann mit dem ominösen Namen Ritter hatte auch Zivilcourage genug, den ersten Sendboten der NSDAP persönlich entgegenzutreten. Als einer von ihnen bei einer Wahlversammlung seinen Führer als von Gott gesandt charakterisierte, rief er laut in die Rede: Oder vom Teufel!



Mir hat er übrigens vor dem Eintritt ins Gymnasium Grundkenntnisse in Latein beigebracht, ein weiterer Vorteil für mich gegenüber der vielfach „gebildeteren“ städtischen Klassenkonkurrenz.

Am dritten Dienstort meines Vaters, in Geisfeld bei Bamberg, spielte ich nur noch Gastrollen während der schulfreien Zeiten. Ich lernte dort kaum gleichaltrige Jungen kennen, fand aber umso mehr Interesse an den Mädchen, vor allem an der Anni Krug aus dem eng benachbarten Gasthaus (siehe nächste Seite). Das blühende Geschöpf mit seinen blonden Zöpfen geisterte viel durch meine Phantasien, und langwierige Annäherungsprozesse führten wenigstens zu scheuen Kontakten. Da wir aber nur wenige (1934-1937) Jahre in Geisfeld blieben, erlosch die platonische Flamme wieder. Mein Vater wurde – was ja immer sein Ziel war – an einen Ort mit Bahnstation versetzt und zwar nach Poppendorf bei Forchheim [(nahe der Pfarrei Heroldsbach, die später wegen ihrer Marienerscheinungen zeitweise (1949) bekannt geworden ist)]. Dieses Dörfchen (der vierte Dienstort meines Vaters) zwischen Aisch- und Regnitz-Grund hat sich meinem Gedächtnis tiefer eingegraben, obwohl ich von dort bald nach Wien geraten bin. Anfangs sah ich es kaum; das war die Zeit des Abiturs und Beginn der größeren Mobilität (zumeist mit dem Rad). Dann war es nur Ferien- und Erholungsstation für mich zwischen den Aufenthalten in Wien. Als seltener und umso mehr ersehnter Gast hatte ich bei meiner Mutter große Privilegien; so zum Beispiel das, daß ich ein ganzes Einmachglas Kirschen leeren oder



Balthasar Neumanns Vierzehnheiligen, Ziel meiner kindlichen Wallfahrten.

Der Staffelberg, keltische Fliehburg und oberfränkische Einsiedelei, überregional bekannt geworden durch Adam Ries(e), den Staffelsteiner Rechenmeister, und durch den Dichter der Frankenhymne („Wohlauf die Luft geht frisch und rein..“) Viktor Scheffel; ein bezauberndes Wanderziel zwischen dem Benediktinerkloster Banz und Vierzehnheiligen.

einen ganzen (für vier Personen gedachten) Pudding allein aufessen durfte. Meine Schwestern haben diese Bevorzugung nicht kritisiert. Thea (geboren 1924) war da auch schon in der Mittelschule in Bamberg, und Eleonore (geboren 1937, also 17 Jahre jünger als ich) hat mich damals wohl eher als Onkel denn als Bruder erlebt. Die Thea hat mir übrigens in Bamberg zuletzt gute Dienste getan, indem sie gern Botenwege zu einem weiteren „Schwarm“ übernahm, zu einer jüngeren, hager aufgeschossenen sommersprossigen und kastanienbraun bezopften Pennälerin namens Chlothilde, der ich viel nachgestiegen bin, in des Wortes wörtlicher Bedeutung, denn sie wohnte droben am Michelsberg.

Poppendorf ist dann am Ende des Krieges und im ersten Nachkriegsjahr nochmals von lebenswichtiger Bedeutung für mich und meine junge Familie geworden, als

Das Schulhaus in Geisfeld stand ganz im Schatten des vielbesuchten Gasthauses Krug (wo übrigens damals noch ein eigenes Bier gebraut worden ist; vorderes Haus rechts).

Dem 17-jährigen Wochenend- und Feriengast brachte die intime Nähe von Haus, Hof und Garten viel heimliche Lust bei der unermüdlichen Kontaktsuche nach der blühend geformten und prachtvoll bezopften Krugs-Anni (Foto von 1939).



Das Schulhaus in Poppendorf (bei Forchheim). Als Gymnasiast und Abiturent spielte ich da nur mehr Gastrollen. Aber am Ende des Krieges und im ersten Besatzungsjahr hat es meine kleine Familie gemütlich beherbergt, bis wir durch den intriganten „Nachfolger“ meines Vaters ins Nachbarhaus vertrieben wurden. Hier ist im Frühjahr 1945 die Studie über humusbildende Urinsekten entstanden, die noch von Hermann Görings „Reichsforschungsrat“ finanziert worden war. Und hier erlebten wir das Ende des Zweiten Weltkriegs, machten erstmals Bekanntschaft mit den „Amis“ und die ihrerseits mit einem der ersten und letzten (Heinkel-) Düsenflugzeuge am Himmel.



Fluchort und ländliche Versorgungsstation, was noch zur Sprache kommen wird. Hier schließe ich nur noch meine kärglichen Erinnerungen an den fünften (und letzten) Dienort meines Vaters an: Dormitz, östlich von Erlangen. Dort haben wir seit 1947 öfter unsere Tochter Friederike den Großeltern anvertraut, wenn wir – von Mainz aus – unsere ersten Exkursionen und Bergtouren unternahmen. So ist also mein Elternhaus innerhalb von 25 Jahren von der Nord- zur Südgrenze Oberfrankens gewandert. In der Rückschau bleibt das Juradorf Rothmannsthal der schönste und originellste dieser Lebensorte, Poppendorf hingegen der schicksalsträchtigste. Es sei dem aber auch hinzugefügt, daß sich der geborene und polytop aufgewachsene Franke wenige Jahre später viel stärker als Wiener zu fühlen begann; sicher eine Folge des überle-

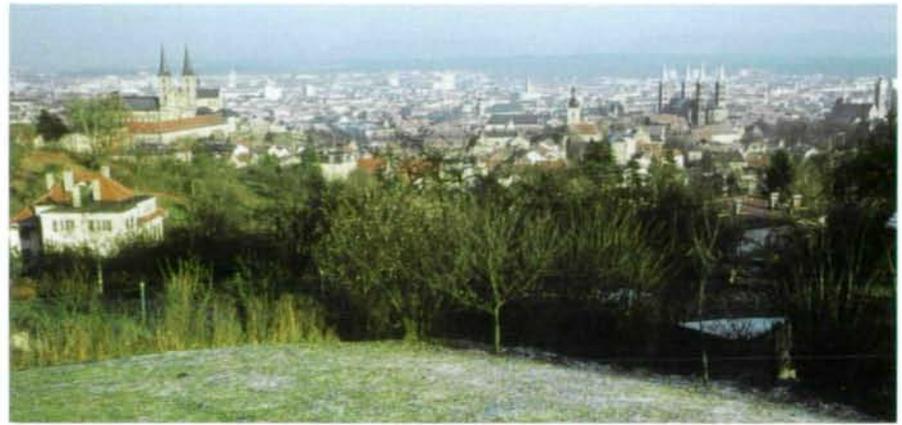
genen breiten Kultureinflusses dieser Stadt. Den spezifischen Reiz der „Vaterstadt“ Bamberg mit ihrer großen kaiserlichen und kirchlichen Tradition und Prägung hat er als Gymnasiast offensichtlich nicht tief genug aufgenommen, wohl auch ein Versäumnis seiner Lehrer, die ihm eine lebenslang nachwirkende humanistische Bildung, nicht aber genügend fränkisches Selbstbewußtsein vermittelt haben.

Womit ich nun zu meinem Pennäler-Leben von Ostern 1931 bis Ostern 1939 in jener „klassisch“ deutschen Stadt komme:

Ich war bis zur Pubertät ein problemfreier Schüler, dem kein Fach und kein Lehrer wirklich schwer gefallen ist. Das humanistische Bildungsgut füllte mich ganz aus, aber auch die Mathematik und die naturwissenschaftlichen Fächer machten mir Neugier und Spaß. Bis heute muß ich allerdings

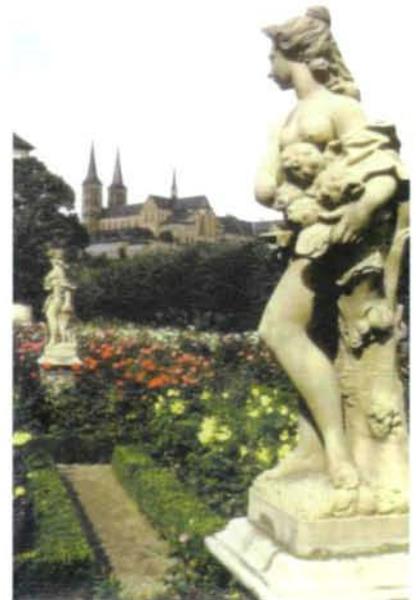
bedauern, daß uns in jener bayrischen Schulform die Chemie völlig vorenthalten blieb. Umso mehr reizten meine Neugier die biologischen Erscheinungsformen und Lebensrätsel. Weiterhin las ich alles, was mir in die Finger kam. Ich kann mich noch an das Staunen des ersten Deutschlehrers (P. Bauer) erinnern, als er uns nach unserer aktuellen „Privat“-Lektüre fragte, und ich ihm antwortete: „Jakob der Letzte von Peter Rosegger“. Er konnte sich nicht vorstellen, daß mir, dem elfjährigen, die Gesellschaftskritik (ein Wort, das es damals kaum gab) dieses Romans Interesse oder gar Verständnis gemacht habe. Aber bei meiner Mutter standen halt die Rosegger- und Löns-Werke fast alle im schwarzen Bücherschrank. Dort fand ich auch eine faszinierende dreibändige allgemeine Naturgeschichte, ein dickes bayrisches Lesebuch mit einer meine Phantasie stark anrührenden Beschreibung der Zugspitze und ihrer Besteigung sowie die ganze Reihe der Kosmosbändchen. Gerhard Venzmers Darstellung der Hormone daraus habe ich übrigens später zum Thema meines ersten Klassenvortrags gemacht. Zeitweise habe ich aber bei der Frage, was ich einmal werden wolle, sehr zwischen Astronomie und Biologie geschwankt. Der Kosmos und was man heute gern Evolution des Kosmos nennt (was korrekter Kosmogonie heißen sollte) beschäftigte meine Vorstellungswelt und Neugier stark. Erst nach und nach wendete ich mich von dieser abstrakten Großwelt ab und der augenfälligeren, formenreicheren und greifbareren Kleinwelt der Lebewesen zu. Aber, daß ich schließlich als Zoologe enden würde, das wäre mir in der ganzen Schulzeit nicht viel wahrscheinlicher erschienen als die Prophezeiung, daß aus mir ein Historiker, ein Lateiner oder Jurist werde; denn in nahezu allen Fächern fand ich großen Spaß am Inhaltlichen wie an dessen formal korrekter Wiedergabe. Schon damals verabscheute ich Unlogisches, Irrationales, Subjektives.

Allerdings verwandelte die Pubertät den Musterschüler erst noch in einen Schulskeptiker. Er entdeckte Lebensbereiche, die ihm im „Lehrplan“ unzureichend erschlossen wurden, vor allem den der Kunst. Geld für das provinziell spärliche Theater- und Konzertangebot hatte er ja nicht. Der Zeichenunterricht, in dem er mit seinen graphischen und malerischen Lei-



stungen nicht selten glänzte, führte kaum an die Darstellungsprobleme der sogenannten Modernen Kunst heran, zumal die ja im herrschenden „Dritten Reich“ sowieso nicht zur Diskussion stand.

Die letzten drei Klassen des Gymnasiums also war ich kein Musterschüler mehr; da ich aber zuvor in allen Fächern sichere Fundamente gelegt hatte, bekam ich weiterhin keine Probleme, es sei denn bei Lehrern, die mich von früher her kannten und erbot meine Indolenz kommentierten. In Deutsch löste ich am meisten Ärger aus, weil ich die oft ideologisch gefärbten Themen erkennbar absichtlich konterkarierte, aber so daß keine negative Note resultieren konnte. Bei „Besinnungsaufsätzen“ hatte ich mir schließlich angewöhnt, zu jedem beliebigen Thema drei konkrete Standartfälle zu behandeln: den Nationalökonom Friedrich List, den Luftschiffbauer Graf Ferdinand von Zeppelin und den Führer Adolf Hitler. Beim Abituraufsatz ließ sich dieses Schema nicht durchhalten. Er verlangte eine Untermauerung der typisch nationalsozialistischen These, daß in allen schöpferischen Phasen der Geschichte das Führerprinzip verwirklicht (gewesen) sei. Da nahm ich Perikles, Napoleon und Hitler und führte meine durchsichtige Argumentation offenbar so gut durch, daß ich auch daraus eine gute Note gewann. Unser „Direx“, der unverblümt christlich-konservativ gebliebene Direktor Dr. Wilhelm Schäfer, hat mich tatsächlich nachher kommen lassen, um mir zu eröffnen, er habe meinem Aufsatz entnommen, daß ich der „geborene“ Jurist sei und er mir somit zum Jus-Studium raten wolle. Der kluge Mann hatte nur nicht erkannt, daß mir das für die Juristerei unerläßliche Interesse am Menschlichen und Allzumenschlichen nahezu völlig



Bamberg, eine kleine Stadt mit großer deutsch-abendländischer Vergangenheit, wo Reich, Kirche und Bürgertum ihre Zeugnisse hinterlassen haben; die ideale Schulstadt für den Knaben vom Lande.

Neues Gymnasium Bamberg

Jahreschlußfeier

Donnerstag, den 22. März 1934, vormittags 9.30 Uhr in der Aula der Anstalt

Vortragsfolge

1. Ouvertüre: Die Geschöpfe des Prometheus Ludw. v. Beethoven
für großes Orchester
2. a) Nicht lange mehr ist Winter im Volkston
Kanon für vier Knabenstimmen
b) Nun will der Lenz uns grüßen. Altes Reigenlied des Neidhart v. Reuenthal
für dreistimmigen Knabenchor (13. Jahrhundert)
3. Dem Vaterland Reinhold Lichy
für vierstimmigen gem. Chor und Klavierbegleitung (Zeitlicher Va)
4. Ansprache des Anstaltsvorstandes und Verteilung der Reisezeugnisse
5. An die Abiturienten Ad. Gebrian
für vierstimmigen gemischten Chor
6. Unser Volkskanzler (Text von Hans Schleicher, Bamberg) . . Al. Stockmann
für Bariton-Solo (Geiger IX), vierstimmigen gemischten Chor und
Klavierbegleitung (Worisch N)
7. Halleluja aus dem Oratorium „Der Messias“ Friedr. Händel
für vierstimmigen gemischten Chor und großes Orchester

Zeitpunkt der Halleluja

auf dem

Beispiel einer Schulfeier (1934). Das 7. Musikstück („Der Messias“) liebte und übte unser Musikprofessor (Stockmann) so sehr und so lang, daß ich es im Chor der Reihe nach durch alle Stimmen hindurch mitgesungen habe.

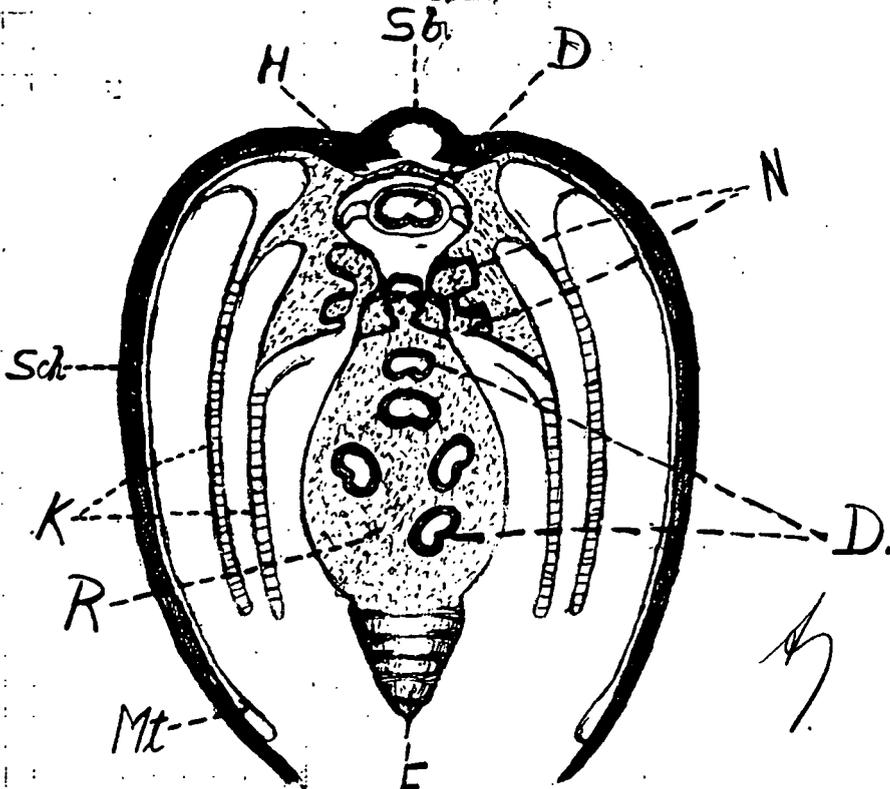
abging (und geht). Übrigens taten Ähnliches der Mathematik- und Zeichenlehrer. Beide meinten, ich wäre besonders geeignet für ihr jeweiliges Fachgebiet, und gaben mir gute Ratschläge für das etwaige Studium in München.

Meine ganze Gymnasialzeit in Bamberg war während der Freizeit geprägt vom Fußballspiel. Trotz meiner Behinderung brachte ich es zu guten Leistungen, meist als „Rechtsaußen“ und als Elfmeterschütze.

Schon im Internat (dem Canisiusheim des Don Bosco-Ordens) entwickelte sich diese Sucht soweit, daß ich dann in der Oberstufe, wo ich bei „Wirtinnen“ untergebracht war, der Jugendmannschaft des Postsportvereins beitrug und mich auch da soweit als brauchbar erwies, daß ich sogar einige Male als Torschütze im lokalen Sportbericht des Bamberger Tagblatts aufschien. Auch in die Schulmannschaften holte man mich, und bei einem solchen Spiel (es muß 1935 gewesen sein) gegen eine der anderen Oberschulen in Bamberg ist es passiert, daß ich – weil ich die Bauchschmerzen zuvor aus Ehrgeiz verschwiegen hatte – mitten im Spiel zusammengebrochen bin. Diagnose: Blinddarmdurchbruch und Eiter in der Bauchhöhle; damals noch ein Todesurteil. Doktor Lobenhoffer aber, der damalige Chef und Chirurg des Bamberger Krankenhauses, tröstete meine armen Eltern mit dem Hinweis auf eine neue bakterizide Stoffklasse, die er probeweise in meine entzündete Bauchhöhle gepinselt habe. Es war eines der Sulfonamide, für deren pharmazeutische Adaptation, Erprobung und Einführung bald danach (1939) Gerhard Domagk den Nobelpreis bekommen hat. Parallel dazu ordnete die fromme Leitung des Canisiusheims regelmäßige Bittgebete für mich an. Was davon auch wirksamer gewesen sein mag – nach etwa vier Wochen, während denen noch viel Eiter durch ein Röhrchen aus meinem Bauch lief, kam ich wieder munter aus dem Krankenhaus, um bald noch eifriger zu Fußballern als zuvor. Und gleich durfte ich auch wieder im Heim die lästige, aber ehrenvolle Aufgabe der abendlichen Bettlektüre für die Mitschüler im Schlafsaal übernehmen. Interessanterweise hatten die Patres dafür keinen religiösen Text ausgewählt, sondern ein von preußischem Pflichtethos durchwehtes Werk über Friedrich den Großen und seinen heroischen Weg durch die Tiefen und Höhen des Siebenjährigen Krieges. Offensichtlich traute man mir schon früh einen adäquaten Vortragsstil zu.

IV A. (1934/35.)

Im Linsenmüpfel

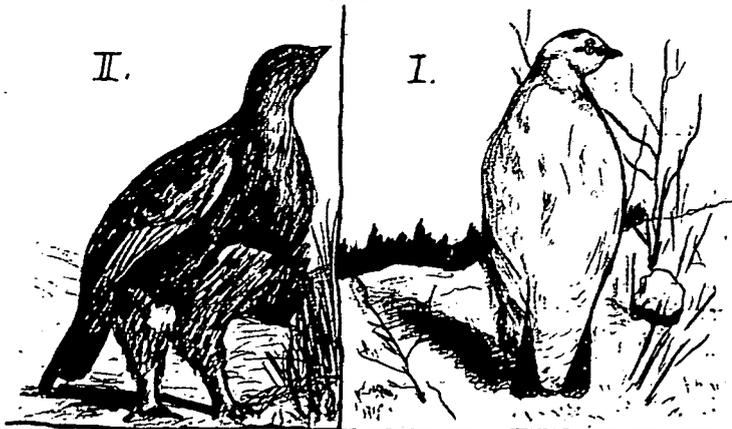


Der Gymnasiast in Bamberg war besonders interessiert und fleißig in Naturkunde, wie diese Zeichnungen aus seinem Aufgabenheft zeigen.

Durchschnitt durch den Kopf des Fliegenmüpfels.

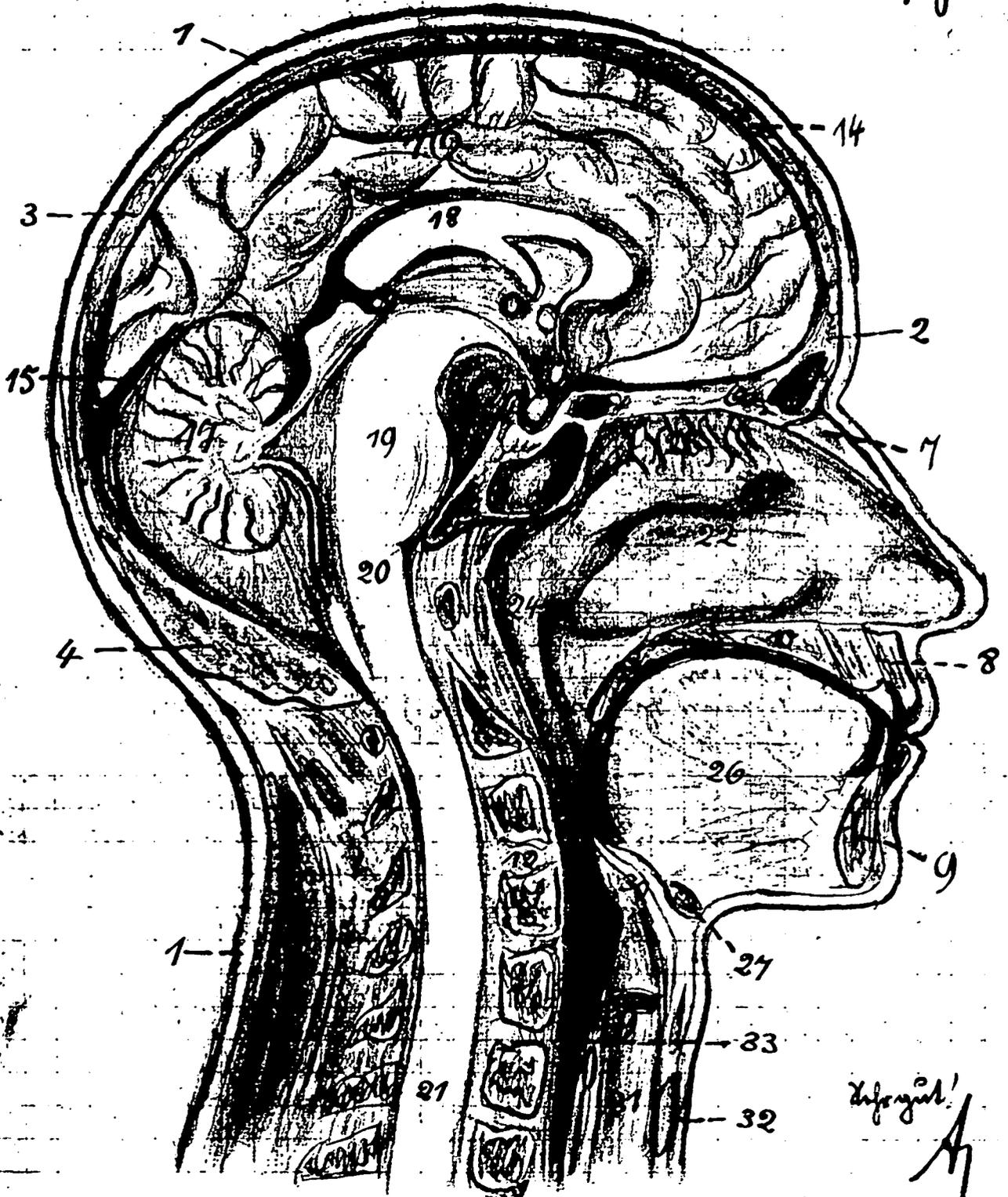
D = Darmm., F = Farn., H = Herz, K = Kiemen, Mt = Mitteldarmdrüse, N = Nerven, R = Ringm., Sb = Sehorgan, Sch = Spirakel.

Durchschnitt durch den Körper des Finken.



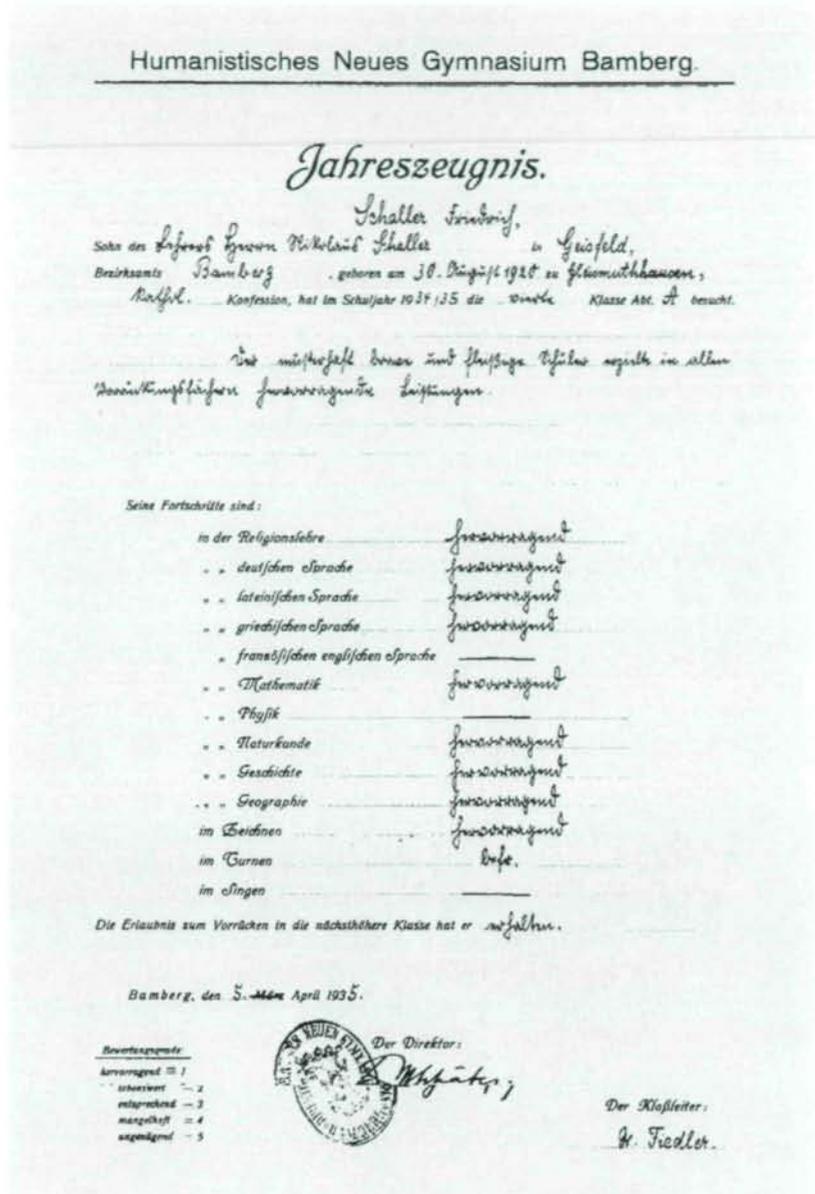
I. Finken im Sommer, II. im Winterkleid

Längsschnitt durch Kopf und Hals des Menschen.
Mensch.



Vom Glauben zum Denken

Die Internats- und Schulzeit in Bamberg war für mich nicht nur die wichtigste physische Entwicklungsphase, sondern bedeutete auch meine stille Metamorphose vom glaubenssicheren Kind zum skeptischen und schließlich autonomen „Freidenker“. Meine Eltern waren unbeirrte Katholiken. Die Mutter tiefgläubig; der Vater eher aufbegehrend. Er hatte als Volksschullehrer naturgemäß unter der Bildungsdominanz und dem Würdenhochmut seiner jeweiligen Pfarrrherren zu leiden. Trotzdem erfüllte er pflichtbewußt seine kirchlichen Ehrendienste, vor allem als Organist. Er hatte oft mit Geistlichen zu tun, so daß ich die schon frühzeitig auch persönlich näher kennen lernte. Und wenn ich mich recht erinnere, habe ich schon mit zwölf, dreizehn Jahren eine Diskrepanz zwischen der intellektuellen Potenz der geistlichen Herren einerseits und ihrer funktionellen Glaubensbindung andererseits empfunden, die sich so äußerte, daß ich mir gelegentlich bei der Wandlung im Gottesdienst die stille Frage stellte: Glaubt der gescheite Mann tatsächlich an das, was er da sagt und tut? Wenige Jahre danach (etwa mit siebzehn) habe ich dann meine definitive Loslösung vom „Glauben“ ebenso autonom und still vollzogen, allerdings in einer Weise, die meine spätere Entscheidung für eine Naturwissenschaft als logische Konsequenz erscheinen läßt. Ich stellte mir insgeheim die Frage: Was bedeutet dir der Glaube? Und kam zu dem Schluß: als solcher nichts, denn „die Welt“ einschließlich mir blieb auch mit ihm unbegreiflich. Also konnte sein Sinn nur im individuell und gesellschaftlich Praktischen liegen, also in der Frage: Wozu ist (Gottes-) Glaube gut? Macht er dich besser, sicherer im Guten? Um das zu ergründen, beschloß ich ein „Experiment“ mit mir selbst durchzuführen. Ich protokollierte zwei Monate lang meine Sünden, die eine Hälfte unter sorgfältigster Beachtung und Einhaltung aller ordnungsgemäßen Denk- und Lebensregeln sowie Verhaltensvorschriften der Kirche, die andere Hälfte ohne die formalen und inhaltlichen Auflagen eines gläubig praktizierenden Katholiken (also zum Beispiel ohne Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes, ohne Beichte etc.). Naturgemäß konnte der anschließende quantita-



tive und qualitative Vergleich der beiden Sündenregister keine relevante Differenz ergeben: Ich war mit und ohne Religion der gleiche „Sünder“ gewesen, und aus diesem schlichten Befund ergab sich mir der Schluß (den ich freilich auch bei Kant hätte nachlesen können, wenn der für mich damals schon lesbar gewesen wäre): Ein hinreichend guter (Mit-) Mensch kann man auch ohne Glauben sein. An der fiktiven Glaubensgewißheit persönlicher Ewigkeitssicherung lag mir schon damals nichts. Ich sah nirgends ein objektives Indiz für „Gott“, und das Wort „Glaubens-Wahrheit“ hielt ich schon damals für eine vernunftwidrige Sprach- und Begriffs-Antinomie.

Natürlich war mein Selbstexperiment kein wirkliches solches, sondern nur Anzei-

Beispiel eines der Zeugnisse, wie ich sie jahrelang nach Hause gebracht habe. Mein Vater hat es jedesmal sofort an sich genommen und ist damit bei Nachbarn und Bekannten verschwunden. Den Abend meiner Heimkehr verbrachte er stets im Dorfwirtshaus, um das ansehnliche Papier dort kreisen zu lassen.

Selbstportrait des 18-jährigen in der transitorischen Phase mit dem Mittelscheitel: Eine strenge, selbstkritische Wiedergabe des bereits wenig kontakt- (=bestätigungs-) bedürftigen Rationalisten, der allerdings bedeutende zeitraubende Phantasie-Investitionen in die Erforschung des Weiblichen und in kunsttheoretische Ausschweifungen gemacht hat. Reime in Mengen und Schauspielentwürfe aus jener Epoche gibt es noch.



(unter dem antikerikalen Druck der Partei); aber gleich nach Kriegsende wurde sie wieder valid. Ich erinnere nur an Adenauers Kampf für die sogenannten Bekenntnisschulen und schließe zur Veranschaulichung hier schon eine „Anekdote“ an, die eigentlich in ein späteres Kapitel gehört. Als unsere erste Tochter Friederike in Mainz in die Volksschule kommen sollte, bekamen wir eines Tages aus heiterem Himmel Besuch von einer Ordensschwester. Zu ihrem Glück war ich nicht daheim (in unserer ärmlichen, aber gemütlichen Baracke am Michelsberg). Die Schwester fragte meine Frau, in welche Schule unsere Tochter kommen sollte. Die Antwort: in die nächstgelegene Volksschule am Neutor befriedigte sie

chen dafür, daß der reifende Verstand das Niveau erreicht hatte, auf dem er nun frei von subjektiven Bedenklichkeiten seine „Welt“-Schau eröffnen konnte.

Ich wäre wohl ein böser Mensch gewesen, wenn ich davon offen gesprochen hätte. In Gesprächen mit Altersgenossen über „Gott und die Welt“ brachte ich meine Schlußfolgerungen schon ein, aber Lehrern, sonstigen Erwachsenen oder gar den Eltern und Verwandten mußte ich sie verschweigen. Ich konnte ihnen doch das Herz nicht schwer machen. Dazu sei nicht vergessen, wie virulent und potent damals noch Glaube und Kirche gewesen sind. In der oberfränkischen „Diaspora“ war das Glaubensbekenntnis noch existenzbestimmend. In den „gemischtgläubigen“ Gemeinden war etwa die Bürgermeisterwahl ein oft bössartiger Kleinkrieg zwischen Katholiken und Protestanten. „Mischehen“ wurden (zumindest von katholischer Seite) vielfach für ein Unglück gehalten. Und da hätte naturgemäß ein gar ganz ungläubiger junger Mann völlig fragwürdig erscheinen müssen. In der späten Nazizeit entschärfte sich bekanntlich diese harte kirchliche Haltung

gar nicht und sie forderte dringend die Anmeldung bei einer katholischen Bekenntnisschule. Inzwischen war draußen Geschrei zu vernehmen und im Fenster sah man mehrere Kinder vor dem Haus auf dem sogenannten Thingplatz spielen. Da fragte die Ordensfrau: „Ist da ihre Friederike auch dabei?“, und als meine Frau das bejahte, weiter: „Wissen Sie, ob die anderen katholisch oder protestantisch sind?“ Das wußte meine Frau natürlich nicht, und da wurde der schwarzbetuchte Besuch einfach böse. Unerhört sei so eine Nachlässigkeit; denn sie könne ja dazu führen, daß sich die katholische Friederike in einen protestantischen Spielgefährten vergucke und daraus womöglich gar einmal eine Mischehe werden könne.

Heute (1996) denke ich noch manchmal an jenes schlichte Ordensgemüt und frage mich, was es jetzt zu ökumenischen Gottesdiensten, Moscheen am Rhein, Schwulen vorm Altar zu sagen hätte. Ich bin aber durchaus kein Gegner solcher beschworener Tabu-Systeme – auch heute nicht – sondern ärgere mich eher ernsthaft über das jetzige Kirchenvolk, das mehrheit-

lich meint, man könne „unzeitgemäße“ Forderungen im Katalog seiner Glaubenspraktiken einfach opportun („zeitgemäß“) ändern oder streichen. Ich meine schlicht, da muß man halt gehen. Ohne Wahrheits- und Machtanspruch, ohne gesicherte Wertetradition hat Kirche keinen Sinn und schon gar kein Recht.

Von der Schlichtheit mancher ordensgeprägter Gemüter zeugt übrigens noch eine aus meiner Mainzer Zeit hier vorgezogene Anekdote: Wir hatten in der Zoologie dort gelegentlich auch studierende Ordensleute. Bei einem Zoobesuch in Frankfurt stellte so eine Schwester dem alten Professor W. v. Buddenbrock vor dem Käfig stehend tatsächlich doch folgende entwaffnende Frage: „Herr Professor, werden die männlichen Löwen immer so geschoren wie Pudel?“ Zeugen für die Wahrheit dieser originellen Fragestellung leben noch einige. Mein Zitat hier ist aber ausschließlich textauflockernd gemeint. Ich muß ihm die Bemerkung nachschicken, daß ich ausgezeichnete Zoologen unter Ordensleuten kennen und schätzen gelernt habe.

In meiner Bamberger Gymnasialzeit haben also Glaubens- und Bekenntnisfragen eine für mich innerlich jäh abnehmende Rolle gespielt, obwohl in meine Klasse, die rein katholische und rein männliche A, auch die Schüler des Ottonianums (also des katholischen Priesterseminars) gingen. Im gleichen Maß, wie das Religiöse in mir seine Bedeutung verlor, wurde das Politische um mich virulenter. Unsere Lehrer waren fast alle Konservative, die meist durch den fatalen Ausgang des ersten Weltkriegs geprägt erschienen. Reformbewegte oder gar revolutionäre Rechte oder gar Linke gab es kaum. Nach der Machtergreifung Hitlers entpuppten sich nur wenige als Nazis; mehrere aber zeigten nun deutlicher, daß ihnen Deutschlands nationales Wiedererwachen sehr viel bedeutete. Der Einmarsch in die Rheinlande, die Wiedereinführung der Wehrpflicht und die Wiederbewaffnung begrüßten manche stolz bewegt. Das interne Treiben der Parteiorganisationen und Parteigrößen, die vielen personalen Umordnungen und Säuberungen auf allen Ebenen, der lauter und effizienter werdende selektiv judenfeindliche Antisemitismus fanden kaum Erwähnung oder gar Kommentierung im Unterricht. So erinnere ich mich gut an



den Tag nach dem sogenannten Röhm-Putsch 1934. Da trafen wir uns zu einem „Wandertag“ am Bamberger Bahnhof mit dem Deutschlehrer A. Schäfer. Wir unterhielten uns leise über das erstaunliche Geschehen, bei dem doch immerhin ein führender deutscher Politiker mitten im Frieden angeblich eigenhändig einen Konkurrenten um die Macht erschossen haben sollte, und der Lehrer las schweigend die Zeitung. Das war alles. Und als wir Jahre später am Morgen nach der „Kristallnacht“ an zerbrochenen Fensterscheiben und ein-

Familienportrait in Poppendorf, 1937, in einer Phase also, wo es unweigerlich zu Spannungen zwischen dem eher bornierten Dorfpolitiker und dem bereits humanistisch „entwurzelten“ Jungen hätte kommen müssen, wenn dieser nicht als „Feriengast“ im Vaterhaus einen regelmäßig wiederbestätigten Sonderstatus gehabt hätte.

Unten: Die Familie 1941.



Der Bamberger Gymnasiast Friedrich Schaller hatte auch Spaß am Zeichnen und Malen, wie dieses vom 15-jährigen nach einem Stopfpräparat gepinselte Aquarell des Tukans zeigt.

geschlagenen Türen vorbei zur Schule geführt wurden (ich war noch im Canisiusheim), gab es weder da noch nachher in der Klasse einen Kommentar, geschweige denn Protest zu hören.

Kommentarlos wurden einschlägige Verordnungen vollzogen wie das gemeinsame Anhören einer Führerrede in der Aula oder die klassenweise Abkommandierung zum Spalierstehen beim Bahnhof anlässlich der Durchfahrt des Führers und seines Gefolges zu den Reichsparteitagen in Nürnberg. Vieles wurde auch nicht sehr genau genommen. So habe ich z.B. Hitler nie zu Gesicht bekommen, weil ich mich jedesmal heimlich zu drücken verstand. Ein Fußballspiel am Regnitzufer war halt viel attraktiver, und um es gleich hier anzufügen: Später setzte sich dieses uninteressierte Verhalten auch in meiner Studentenzeit in Wien fort, wo ich auch nie am 14. März mit zum Heldenplatz marschiert bin (um dort der Anschlußrede von 1938 mit zu gedenken).

Vielmehr war ich jedesmal nur die ersten paar hundert Meter auf dem Ring

dabei, um mich dann an geeigneter Stelle zu einem Ausflug in den Wienerwald zu „verdrücken“.

Ich wußte, mein altadeliger deutschnationaler Chef W. v. Buddenbrock würde tags darauf nur rhetorisch fragen: Na, wo sind Sie denn gestern wieder gewesen? Ich würde aber lügen, wenn ich das alles nun – wie später vielfach üblich – als Ausdruck eines bewußten „Antifaschismus“ deuten würde.

Mein Vater allerdings legte großen Wert darauf, daß ich – trotz meiner Behinderung – ins „Jungvolk“ und in die „Hitlerjugend“ kam, und gab mir dazu auch regelmäßig das Geld für die Beitragszahlungen. Ich besuchte zunächst auch einige Heimabende, auf denen aber von nur wenig älteren „Führern“ derart belanglose Referate geboten und langweilige Lieddarbietungen gefordert wurden, daß ich weitere Abende bald „schwänzte“. Mehr Spaß machte die Mitwirkung bei Geländeübungen oder das Zielwerfen mit Holzkeulen (Handgranaten-Attrappen); denn da (vor allem bei letzterem) war ich einer der besten. Später, das muß

schon in der Oberstufe gewesen sein, erlosch mein Interesse ganz (HJ-Führer hätte ich ja doch nicht werden können); ich ging gar nicht mehr hin und begann schließlich das Beitragsgeld in Bananen oder Pralinen umzusetzen. Und dann kam eines Tages das unerwartet dicke Ende dieser Geschichte, als ich ins Rektorat gerufen wurde, um mir zu eröffnen, daß ich keine Schulgeldermäßigung mehr bekommen könne, weil meine HJ-Mitgliedschaft erloschen sei. Das klingt hier viel harmloser, als es damals war. Meine Eltern mußten ja sechzig Reichsmark für meine Unterbringung aufbringen, was bei einem Gehalt von knapp über zweihundert Reichsmark schon kaum tragbar war, und sie hätten dazu nochmals zwanzig Mark Schulgeld für mich zahlen müssen, wenn ich nicht als Vorzugsschüler eine maximale Ermäßigung von fünfzehn Mark eingebracht hätte. Nun war aber inzwischen die Schulgeldermäßigung an die Mitgliedschaft bei der HJ gebunden worden, und ich hatte das leichtfertig übersehen. Die Beichte beim Vater war sehr peinlich; denn da ging es ja auch um den monatelang veruntreuten HJ-Beitrag. Kurz und gut, nach einem kaum weniger peinlichen Bittgang zur HJ-Führung (mit Nachzahlung und Bußgeld) ließ auch der Direktor Gnade vor Recht ergehen und bewilligte (seiner Einstellung zum politischen Qualifikationssystem entsprechend) schmunzelnd die nachträgliche Schulgeldermäßigung für mich bzw. für meine sorgenvollen Eltern.

Auch das Abitur hat bei mir so wie die ganze Schule nicht viele tiefere Engramme hinterlassen. Vom Griechischen abgesehen, das wir erst von der fünften Klasse an bekommen hatten, so daß ich in diesem Fach nicht die sonst so vorteilhaften Fundamente in die Oberstufe mitnehmen konnte, fiel mir kein Fach schwer, vor allem nicht die Mathematik, wo ich schon nach der Hälfte der zugebilligten Arbeitszeit meine Lösungen abliefern konnte, und die Biologie, wo mir der Aufsatz über den damaligen Stand der Vererbungslehre mehr Vergnügen als Arbeit gewesen ist.

Der übliche Abiturausflug führte uns dann nach Würzburg. Das war im Mai 1939. Beim Treffen vor der Schule kam es noch zu einem kleinen Zwischenfall. Ich hörte beim Näherkommen, daß der uns begleitende Studienrat aufgeregt meinen Namen rief. Es

28	29.
<p>fuersuchen freunden und Gemüths der Men- schen. Die Bigle nistils niste eingetom Lithiationen als ein selbstständig Lebende bild.</p> <p><u>Die neun Musen:</u></p> <p><i>Clio</i> (Geschichte) <i>Euterpe</i> (Musikspiel) <i>Thalia</i> (Komödie) <i>Melpomene</i> (Tragödie) <i>Terpsichore</i> (Tanz) <i>Erato</i> (Poesie) <i>Polyhymnia</i> (Gedichtes (Gesang)) <i>Urania</i> (Himmelskunde) <i>Kalliope</i> (epische Poesie, Philosophen)</p> <p><u>Die drei Melpomen:</u></p> <p><i>Stoide</i> <i>Melete</i> <i>Mneme</i></p>	<p><u>Die sieben Weisen:</u></p> <p><i>Solon</i>, <i>Xalab</i>, <i>Kleobulus</i>, <i>Phocylides</i>, <i>Pythagoras</i>, <i>Chilon</i>, <i>Peisistratos</i> Cum Solone Thales, Kleobulus, Phocylides, Pythagoras, Chilon, Peisistratos</p> <p><u>Plutarch</u> mit <u>Charonea</u>, (1888) betannt sind prim. Blo. Kap. 1170a (wichtigste Lebensbeschreibungen; 38. Bde. in. Kammbal, 2. 1. 10.)</p> <p><u>Paestrina</u> (im 1550), große Kunst- meister, geistliche Kunstmeister.</p> <p><u>Livius</u> und <u>Andreas</u> (im Zeit d. Augustus)</p> <p><u>Herodot</u>; geb. im 480 v. Chr. im Halikarassos (Kleinasien), gest. im 420 v. Chr.</p> <p><u>Macchiavelli</u> (im 1500) geb. in Florenz im 15. Jahrhundert, im 15. Jh. "principe": der Fürst ist verpflichtet, im Kampf im d. Kampf alle Mittel zu gebrauchen. (Vollkommenes Werkbuch).</p>



Bildung 1938: Auszug aus dem Merkheft eines 17-jährigen Pennälers.

Links: Postkarte als Beispiel dafür, daß es von 1934 bis 1942 in meinem familiären Umkreis üblich war, auch außeramtlich den Hitlergruß zu üben.

war der Deutsch-Lehrer A. Schäfer, der so gern vom Krieg erzählte und dabei seinen Bericht jeweils in einer dramatischen Schlussszene aus Flandern kulminieren ließ.

Der angehende Maturant übte sich auch fleißig in allen Belangen des in seiner Zeit gültigen deutschen Geschichtsbildes, das natürlich nicht erst von Hitler stammte, sondern tiefe Wurzeln im verlorenen Reich und in der Schande von Versailles hatte.

5. I. 32. Große Männer gehen zu der edelsten Bestimmung ihrer Welt.

A. Die Welt ist nicht irgend woher gekommen, sondern sie ist entstanden (sinnig z. B. Baumgasse, die die Welt schuf).

2. Ein solches Bestreben sind die großen Männer, die sie mit ihren großen Taten und mit Kraft.

3. Diese Männer sind die edelsten Geister, die die Welt bestanden haben, gemeinsam.

B. Große Männer stellen immer die edelsten Bestrebungen ihrer Welt dar.

I. 1. Große Männer sind solche, die nicht gegen die Welt die großen Taten, wie man die Welt sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

2. Die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

2. Die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

I. Die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

1. Politik: Bismarck, Bülow, Bethmann-Hollweg.

2. Wirtschaft: List, Krupp.

7. II. 32. Kolonialpolitik immer eine wirtschaftliche Förderung.

A. Die Welt ist nicht irgend woher gekommen, sondern sie ist entstanden (sinnig z. B. Baumgasse, die die Welt schuf).

2. Ein solches Bestreben sind die großen Männer, die sie mit ihren großen Taten und mit Kraft.

3. Diese Männer sind die edelsten Geister, die die Welt bestanden haben, gemeinsam.

B. Große Männer stellen immer die edelsten Bestrebungen ihrer Welt dar.

I. 1. Große Männer sind solche, die nicht gegen die Welt die großen Taten, wie man die Welt sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

2. Die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

3. Die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

I. Die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

1. Die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

2. Die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

3. Die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht, die Welt ist in sich selbst die Welt der großen Taten, wie man sie sieht.

Sie spielte in der Endphase des Kriegs 1918, als englische Truppen in großer Übermacht die letzten deutschen Abwehrstellungen berannten. Schäfer schilderte jedesmal, wie sein Maschinengewehr schließlich so heiß wurde, daß das letzte Kühlwasser verdunstete. Aber bevor sich sein kleines Verteidigungshäuflein ergab, verlängerten sie den Widerstand dadurch, daß jeder noch einmal in die Kühlrinne pinkelte, bis schließlich die allerletzte Kugel das rauchende Rohr verlassen hatte.

Diese heroische Geschichte hatte ich nun in meinen gereimten Beitrag zu unserer Abiturzeitung eingebaut, natürlich nicht ohne spöttische Einschübe. Die aber hatten den Helden offenbar böse erzürnt. Nun beschuldigte er wutschnaubend vor versammelter Klasse den Dichterling der Verunglimpfung verdienter Vaterlandsverteidiger und – sich steigend – sogar der aktuellen Wehrkraftzersetzung. An meiner betroffenen Reaktion mußte er aber bald merken, daß ich ihn selber gar nicht hatte beleidigen

wollen, und er beruhigte sich auf der Fahrt ganz.

In Würzburg dann habe ich übrigens zum ersten Mal begriffen, was ein barockes Gesamtkunstwerk ist und bedeutet. Balthasar Neumann und Tiepolo prägten sich dauerhaft ein und Tilmann Riemenschneiders Charakterisierungskunst machte den jungen Franken, der ja Albrecht Dürer und Veit Stoß schon kannte, stolz auf seinen Stamm.

„Ruf“ nach Wien und Salzburg. Zur Kunst und zu den Bergen

Von den Strapazen der Matura erholte ich mich dann zu Hause in Poppendorf, auf den Einberufungsbescheid zum sogenannten Studentischen Ausgleichsdienst wartend. Dieser Bescheid sollte mein weiteres Leben unerwartet mehr verändern als alle anderen Fremdeinflüsse. Nie habe ich vergessen, wie er kam. Ich war mit Vater unten im Garten; meine Mutter stand droben am offenen Fenster, als der Postbote von Heroldsbach herauf radelte und schon von weitem rief: „Euer Fritz kommt nach Wien“ (er hatte den offenen Zettel offensichtlich gelesen). Und was war da die klassisch mütterliche Spontanreaktion auf die exotische Botschaft? Sie sagte mehr für sich, aber doch hörbar: „Ach Gott, jetzt kriegt mein Fritz eine Wienerin zur Frau!“ So eine Fokussierung auf den Punkt bringt keine analytisch oder synthetisch prognostizierende Wissenschaft zustande.

Kurz danach saß ich also im D-Zug von Nürnberg nach Wien, erstmals im Stoßrhythmus der Räder die Faszination eines irdischen Fernziels fühlend, umgeben von fremden Menschen, unsicher im Umgang mit diesen, aber selbstsicher im Wissen um meine solide Bildung. Was konnte es schon geben, das ich nicht hätte noch lernen können.

Vom Westbahnhof in Wien mußte ich nach Grinzing hinaus zur Landesgruppen-



Der Abiturient (1939) unter seinen Klassenkameraden. Von links: Behr, v. Traitteur, Lang, Schaller (im hellen Mantel), Schramm, Rauchalles.

Luftschutzschule, wo vom 11. April bis 15. September 1939 (Gesamtdienstzeit) etwa 25 Leidensgenossen mit mir unter halb-militärischem Kommando in die Probleme und Praktiken des Luftschutzes eingeführt werden sollten. Daß solche Dienstverpflichtungen für arbeitsdienstuntaugliche Abiturienten klare Vorzeichen eines bevorstehenden Krieges waren, blieb mir verborgen; denn kein Wort war im Frühjahr 1939 häufiger zu hören und zu lesen als das Wort „Frieden“. Ich mußte aber in der Schule über einige Mitschüler staunen, die weltpolitische Zeitungsartikel und Führerreden wesentlich kritischer kommentierten, als ich das aus meiner „geschützten“ Bamberger Schulzeit gewohnt war. Einige von ihnen waren aber auch deutlich älter als ich.

Der Schuldienst füllte mich wenig aus. Umso eindruckreicher waren die wenigen Stunden oder Tage, die wir frei in Wien verbringen durften. Ring, Stephansdom, Museen und Schlösser sowie der nahe Wienerwald erforderten lange Begehungen. Für die Straßenbahn war das Kleingeld knapp. Das Besondere der Stadt, das aus Lage und Geschichte resultiert, erschloß sich dem Anfänger noch nicht. „Richtige“ Wiener lernte er ja auch kaum kennen. Nach sechs Wochen Ausbildung kam es zu einer erneuten Fremdbestimmung, die sich noch gravierender auf mein weiteres Leben auswirken sollte. Der Kurs in Grinzing schloß mit einem Lehrbefähigungsbescheid ab, der uns zu Luftschutzlehrern machte, die nun überall in den österreichischen Gauen eingesetzt werden konnten. Wer immer auch meinen Einsatz in Salzburg beschlossen hat, ich danke ihm noch heute – nach siebenundfünfzig Jahren – dafür.



(Neues) Gymnasium Bamberg

Reifezeugnis

Schaller Friedrich,

Sohn des Jungkellners Herrn Nikolaus Schaller,
in Poppendorf, Landkreis Forchheim,
geboren am 30. August 1920 in Gleismuthhausen, Landkreis Lichtenfels,
röm.-kath. Bekenntnisses, der seit dem Schuljahr 1931/32

Schüler des (Neuen) Gymnasiums in Bamberg war,
hat während des Schuljahres 1938/39 die achte Klasse besucht und sich im Februar und
März 1939 der Reifeprüfung unterzogen. Nach dem Resultate der Prüfung ist er als

befähigt zum Übergang an die Hochschule

erklärt worden.

Unter seinen schriftlichen Prüfungsergebnissen weisen Sie sich der Mathematik und Biologie hervorragend, die Übersetzungen mit dem seltenen Typus sehr befriedigend aus, der schriftliche Aufsatz stand auf dem zweiten Platz.

Auf Grund der Ergebnisse der schriftlichen Prüfung sind die Befähigungsvoraussetzungen für die mündliche Prüfung erfüllt.

Während seiner Anwesenheit an der Anstalt, antwortete er sich zu einem aufständigen, befehdenden und feindschaftlichen Charakter und legte im allgemeinen sehr lobenswerte Leistungen an den Tag; der Fleiß war sehr groß, das geistige Werk sehr vorzüglich.

Er beteiligte sich mit Eifer und Erfolg zu zwei Jahren lang am englischen und italienischen Sprachunterricht und wirkte drei Jahre lang im Schülerchor mit. Auch besuchte er den Unterricht im Wahlzeichnen ein Jahr.

Trotz körperlicher Behinderung (vom Turnen befreit) beteiligte er sich mit Lust und Liebe und sehr großer Geschicklichkeit am Fußballspiel.

Mein Abiturzeugnis mit zeitgemäßer Hervorhebung meiner fußballerischen Fähigkeiten.

....Er beteiligte sich mit Eifer und Erfolg je zwei Jahre lang am englischen und italienischen Sprachunterricht und wirkte drei Jahre lang im Schülerchor mit. Auch besuchte er den Unterricht im Wahlzeichnen ein Jahr.

Trotz körperlicher Behinderung (vom Turnen befreit) beteiligte er sich mit Lust und Liebe und sehr großer Geschicklichkeit am Fußballspiel.

Wenden!

Herrn
Oberstudienrat Dr. Bauer
Franz Ludwig-Gymnasium
D 86 Bamberg

Wien, am 28. 4. 1989

Sehr geehrter Herr Doktor Bauer!

Als neulich die Matura-Jubilare von 1939 ihr ehemaliges Pennal und damit Ihre Wirkungsstätte besuchten, da ist das für mich nach 50 Jahren tatsächlich das erste Wiedersehen gewesen. Es geriet mir zum unerwarteten Vergnügen; denn das klassische Gehäuse zeigte sich nahezu unversehrt, und als Biologe, der ich bin, weiß ich, daß Form und Funktion rückbezügliche organismische Wesensmerkmale sind.

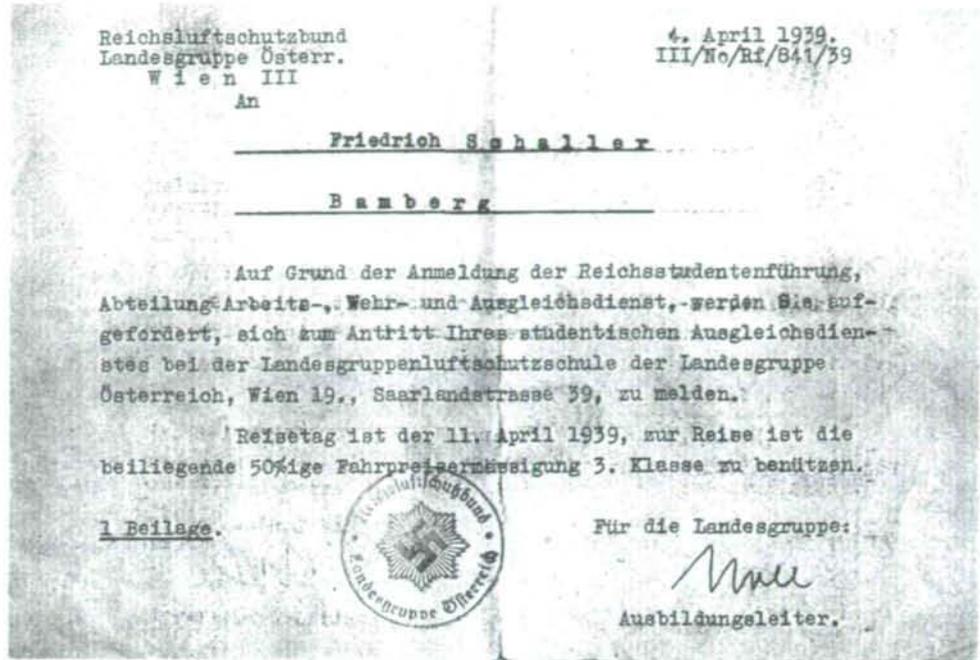
Eine Schule ist ja ein Organismus.

40 Jahre lang habe ich inzwischen mit dem Ausstoß solcher Bildungsanstalten zu tun gehabt. Dabei habe ich die Erfahrung gemacht, daß humanistische Bildung die sogenannte Studienreife deutlich fördert. Das gilt auch für die sogenannten Naturwissenschaften. Allein der intellektuelle Vorsprung, der aus einem „klassischen“ Sprachverständnis resultiert, ist auch von begabten „Nichthumanisten“ nicht mehr aufholbar. Sie müssen zeitlebens ihre Wissenschaftssprachen (die ja faktisch nur auf Griechisch und Latein beruhen) wie Papageien lernen und gehen dann auch demgemäß damit um. So gerät das Prüfungsgespräch mit ihnen gern zu Qual und Quälerei. Natürlich weiß ich – auch aus eigener Erfahrung – um die Rückstände eines rein „klassischen“ Bildungsideals. Zu meiner Schulzeit war es die Chemie, die unzeitgemäß unterentwickelt geblieben ist. Ich kenne aber genug Kollegen dieses „Faches“, die es trotzdem erstaunlich weit darin gebracht haben.

Jedenfalls wollte ich nur sagen, daß ich zeitlebens von meiner Schulzeit gezehrt habe. Ich lege ein wenig Geschriebenes und Gedrucktes bei, damit Sie gelegentlich sehen können, was so einen alt gewordenen Pennäler berührt und beschäftigt. Dazu ein paar Photos von unserem Besuch.

Mit allen guten Wünschen und besten Grüßen
Ihr Friedrich Schaller

Brief an den Direktor des Bamberger Gymnasiums,
50 Jahre später !



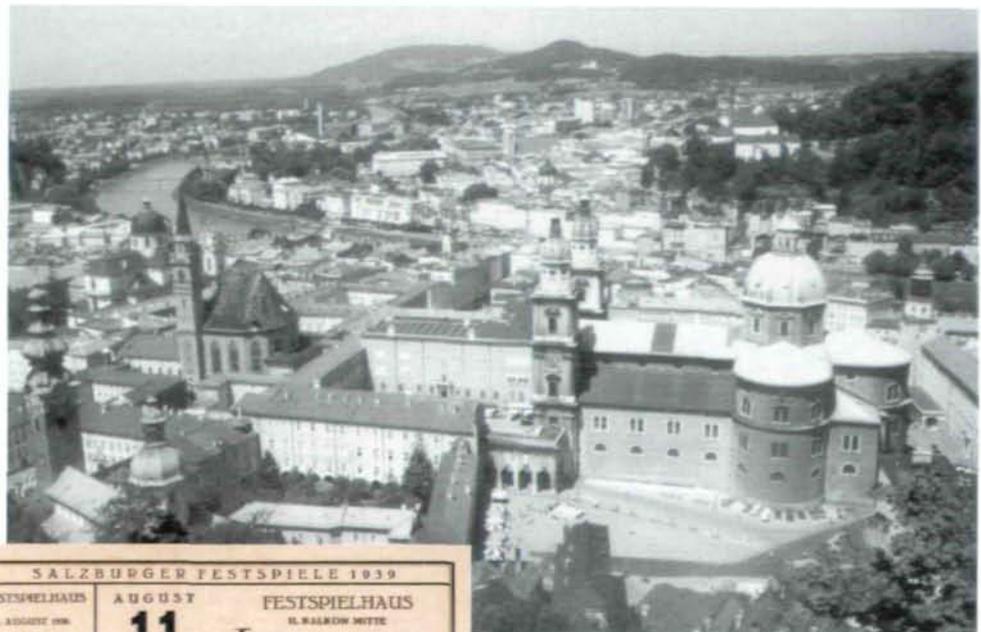
Grinzing und seine Heurigen ließen den Arbeitsausgleichsdienstler 1939 in der dortigen Landesgruppenluftschuttschule kalt.

Dort wo die Salzach aus dramatischen Bergkulissen ins liebliche Alpenvorland heraustritt und wo die Musik einfach zum Leben gehört, haben drei Monate genügt, mich zu dem zu machen, was ich heute noch bin: Der Wanderer, der in den Wundern und Schönheiten dieser Welt kein Ende findet, der nichts besitzen will außer in seinem Kopf, aber sicher weiß, wo er hingehört. Berglandschaften jeglicher Art und Kunst als gekonnte Kreativität in vielerlei

Formen lieferten in Hinkunft die Antriebe und Ziele meiner Weltenbummelei, später vertieft und erweitert durch die Neugier der Naturwissenschaft Biologie und durch die Faszination der Tropen, vor allem des Amazonas.

Ich kam also nach Salzburg, wo ich meine ersten Berge bestieg und eifrig die Festspiele genoß. Im Kapitel über meine „alpinistische Laufbahn“ habe ich das näher beleuchtet. Landschaft und Kultur machten

„Höhere Mächte“ versetzten den ahnungslosen Jungdeutschen für 2 Monate in die Mozartstadt Salzburg, gaben ihm Wohnung auf halber Höhe des Südhangs am Festungsberg und eine Arbeitsstelle am Domplatz (im Westhof vor den Glockentürmen des Doms). So sah er jeden schönen Tag zum Untersberg, Hohen Göll und Tennengebirge hinüber und werktags auf den Schauplatz des „Jedermann“ (der damals freilich ein „Niemand“ war) hinunter.



mich blind und taub für die „größere“ Welt drumherum. Daß Hitler in seinen Krieg taumelte, der genau das werden mußte, was er nicht wollte (nämlich ein synchron mehrfrontiger), merkte ich kaum. Als naiver Neuling konnte ich auch die historischen Interna der Festspiele nicht vergleichend werten. Ich sah und hörte nur Spitzenleistungen in Oper, Schauspiel und Konzert. Und in den Salzburger Bergen waren keine Politiker, sondern stille Wanderer wie ich unterwegs. Von einer Spannung zwischen Österreichern und Deutschen war nichts zu bemerken.

Kurz vor Kriegsausbruch kam ich nach Wien zurück, um in der Luftschuttschule „abgemustert“ zu werden. Da erst erfaßte mich das kalte Fieber jener spannungsgeladenen Tage, wo es vor allem um die Frage ging, ob England noch einmal „nachgeben“ werde (so wie ein Jahr zuvor beim Münchner Abkommen) oder ob nun der Streit um Danzig und um den polnischen Korridor ins äußerste eskalieren werde. Wie bei den Sudetendeutschen (die ja in Wahrheit immer Sudetenösterreicher gewesen waren) hatte ich auch wegen der Danziger und Westpreußen kein Unrechtsgefühl. Als Erziehungsprodukt deutscher Schulen und als Konsument deutscher „Medien“ fand ich die deutschen Forderungen nicht unberechtigt, zumal auch ich natürlich das Versailler Vertragswerk für ungerecht hielt. Das laute Aufschaukeln der „nationalen“ Stimmung machte mir allerdings Bedenken. Ich verstand nicht, warum Hitler, der doch angeblich im Recht war, so hysterisch sein mußte. Er war ja nicht bedroht, sondern bedrohte die anderen. Der Vertrag mit Stalin schließlich, den ich zuletzt nur noch mit blutbeschmiertem Messer zwischen den Zähnen zu sehen bekommen hatte, machte mich vollends stutzig. Das ganze hysterische Getöse war mir jedenfalls rational zuwider. Andererseits blieb ich meiner Jugend entsprechend natürlich auch hochgestimmt und neugierig, ob „die Welt“ aus dem Dilemma, in das sich kurzsichtige Sieger und rücksichtslose Revisionisten hineingeschrien hatten, noch einmal herauskommen könne. Schon damals fühlte ich, daß Hitler in Churchill seinen kongenial blind hassen-



Postkarte aus Wien,
1939.

den Ebenbürtigen gefunden hatte. Später fand ich das Gefühl bei der Lektüre der Churchill'schen Memoiren voll bestätigt.

Kurz, die berühmte Formel aus der Kroll-Oper: „Seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten“ wird jedem, der sie original hörte oder las, unvergeßlich bleiben, auch wenn heute die meisten meiner Altersgenossen so tun, als hätten sie schon damals geahnt oder gewußt, was sie wirklich bedeutete.

Das Ausmaß an Aufwand und Zerstörung, an Barbareien jeglicher Art, an Toten und Entwürdigten hat sich am 1. 9. 1939 keiner vorgestellt. Vor allem der Rückfall ins gesetzlos Genozide war 1939 noch nicht denkbar. Ich erinnere mich doch noch an die Empörung, mit der wir im Geschichtsunterricht kurz zuvor Tillys Wüthen in Magdeburg geschildert bekommen hatten. So ein gewollt wahlloses Brennen und Morden konnte sich für unser Jahrhundert doch keiner mehr vorstellen.

Krieg, und Studium in Wien. Eine fast normale Geschichte

Während also der „Feldzug“ in Polen abließ, an dessen Ausgang kaum jemand zweifelte, wurden wir entlassen, und ich sollte nun eigentlich heimfahren, um mit dem Studium in Erlangen oder München zu beginnen. Aber inzwischen war ich bei einem meiner längeren Stadtausflüge an die Wiener Universität geraten und hatte dort die Ankündigungen für das Wintersemester (das kriegsbedingt ein Trimester werden sollte) gesehen. Da lag es nahe, gleich in Wien zu bleiben und hier zu studieren. Rasch hatte ich das Einverständnis der Eltern in der Hand (die Post hat ja damals vom Dorf in Oberfranken nach Wien nie länger als einen Tag gebraucht!) und nun mußte ich endlich wissen, was ich denn studieren wolle. Unbefriedigte Neugier gab den Ausschlag: In der Biologie waren beim Schulunterricht viele Fragen unbeantwortet geblieben; folgerichtig entschied ich mich für diese. Ich mußte dann „nur“ noch entscheiden, ob ich mehr Botaniker oder Zoologe werden wolle; denn ein Fach „Biologie“ hat es ja damals (noch) nicht gegeben. Die menschlich schöne Geschichte dieses Entscheidungsprozesses ist in meiner Rede zum fünfzigsten Doktor-Jubiläum nachzulesen (siehe Seite 182).

Vom September 1939 an war ich also ordentlicher Hörer der Alma Mater Rudolphina im Ferstelschen Prachtbau an der Wiener Ringstraße. Mein persönliches physisches Fatum erwies sich nun die nächsten fünf Jahre lang als einmalige Bevorzugung. Während nahezu alle meine Altersgenossen in Uniformen steckten und die schlimmsten Freiheitsberaubungen und Strapazen, Existenzbedrohungen und Gewissensbelastungen auf sich nehmen mußten, durfte ich fast unbehelligt von jeglicher Gewalt und Gewissensnot mein Wissen frei vermehren und mich für den Frieden qualifizieren. Von Anfang an habe ich neben meinem Hauptstudium in Zoologie und Botanik, in Paläontologie und Anthropologie viele „fremde“ Hörsäle quer durch die große Philosophische Fakultät (die ja „Geistes“- und „Natur“-Wissenschaften vereinte) besucht. Eine sehr liberale Studienordnung machte das möglich (obwohl der Begriff „liberal“

damals eher verpönt war). Pflichtprüfungen gab es keine. Ich mußte aber „Noten“ machen, weil ich Hörgeldermäßigung brauchte.

Studium und wissenschaftliche Laufbahn werden noch Thema eines eigenen Kapitels sein. Hier notiere und kommentiere ich nur meine weiteren persönlichen Entwicklungen und Lebensstationen. Die Feldzüge in Frankreich, Norwegen, Jugoslawien, Griechenland haben mir wenig Gedanken gemacht. Allerdings machten sie auch dem distanzierten Zivilisten deutlich, daß sich Deutschlands Lage immer komplizierter gestaltete. Ein Schock aber war für ihn der 22. 6. 1941 mit der ersten Sondermeldung vom Einmarsch in die Sowjetunion. Ich weiß noch genau, daß wir uns schweigend am Ostbahnhof zu einer Exkursion zum Neusiedler See trafen. Wohl alle hingen dem Gedanken nach, daß das der Anfang für ein unvorstellbares Ende sein könnte. Die meisten von uns waren ja längst weiblichen Geschlechts. Wenige, meist verwundete oder fürs Medizinstudium vorübergehend abgestellte uniformierte Studenten gab es noch. Nun strömten die Mädchen zum Studium und rasch hatten sie die Mehrheit in den Hörsälen. In Friedenszeiten hätten wohl viele von ihnen gleich einen Mann „gefunden“. Die Position der „Frau und Mutter“ in der damaligen Gesellschaft war ja mehrheitlich eine traditionsgemäß und kulturadäquat angesehene und aufgabenreiche. In meinem menschlichen Umfeld (das damals niemand „die Gesellschaft“ nannte) war auch der Begriff „Arbeit“ ein traditionell-autonomer.

Wir verstanden ihn noch – trotz aller Spezialisierung, Arbeitsteilung und Fließband - Automatisierung – als sozial nötige Leistung unabhängig davon, ob selbst- oder fremdbestimmt. In diesem Lebensgefühl fand auch die von der Natur vorgegebene Arbeitsteilung der Geschlechter ihre im geglückten Fall symbiontisch erstrebte, erlebte und verstandene Akzeptanz. „Lohnarbeit“ von Mädchen (speziell aus „besserem Haus“) hörte ich oft mit dem Satz kommentiert: „Stellt euch vor, die muß arbeiten gehen“. Hingegen war es selbstverständlich, daß Jungen und Mädchen möglichst viel lernen sollten. Wissen und Bildung galten als die Grundpfeiler eines sich erfüllenden Lebens.

Mag sein, daß ich das als Lehrersohn, das heißt als typischer „Aufsteiger“, zu einseitig erlebt habe.

Es gab immerhin auch Bauern in meinem Bekanntenkreis, die ihren erstgeborenen Söhnen den möglichen Oberschulbesuch mit der schlichten Begründung, sie seien ihnen „zu gescheit“ dazu, verweigerten; was gelegentlich zu schweren Konflikten führte.

Nun, der Krieg trug jedenfalls entscheidend dazu bei, daß die jungen Frauen mehr und mehr „männliche“ Aufgaben übernahmen. In den Universitäten ging die „Frauenquote“ erst nach dem Krieg wieder zurück, bis sie jetzt (seit etwa 1970) wohl endgültig über fünfzig Prozent bleibt.

Das sind aber Gedankengänge, die – jedenfalls für mich als Studienanfänger – keinerlei Relevanz hatten. Ich saß hochgespannt in den Grundvorlesungen, die durch die Bank von erstklassigen „akademischen Lehrern“ geboten wurden. Deren Rang als Forscher konnte ich zunächst naturgemäß nicht abschätzen; aber ich merkte bald, daß manche unverwechselbare Persönlichkeit darunter war. Meine zwei Meldungsbücher habe ich noch, und an Hand dieser will ich nun meine damaligen Dozenten und Professoren kurz würdigen:

Der erste, der am 18. 9. 1939 darin aufscheint, ist Ludwig **Bertalanffy**. Er las die Vererbungslehre mit mancherlei Abschweifungen ins Theoretische, wovon der Anfänger kaum viel verstanden haben wird. Dem späteren Begründer der modernen Theoretischen Biologie (der nach dem Krieg aus mir nicht immer durchsichtigen Gründen nach Kanada gehen mußte) bin ich nie besonders nahe gekommen. Dazu war er mir zu wenig „sportlich“. Im Krieg machte unter uns Studenten die Behauptung die Runde, daß sich sein gebückter, hinkender Gang unter Beobachtung sehr verstärkte. Das Militär hat ihn meines Wissens nie geholt.

Der zweite Lehrer, der im Meldungsbuch steht, ist K. **Höfler**, der damalige Pflanzenphysiologe, der täglich morgens acht Uhr die Allgemeine Botanik darbot, in wunderlich atemloser Hingabe, hinter der aber eine staunenswerte, fast lauende Aufmerksamkeit steckte, die immer wieder zeigte, wie großen Wert der eitle Mann auf unser Mitgehen und Nachfolgen legte. Er entschied schon in meinem zweiten Trimester mein Fachproblem, indem er nach einer Vorlesung

en passant zu mir bemerkte: „Herr Kollege (so wurden damals noch die Studenten angeredet), ich sehe, sie sind besonders interessiert an der Botanik. Da werden Sie doch gewiß einmal Ihre Doktor-Arbeit bei uns machen“. Mehr als dieser Werbespruch war nicht nötig, um mir die „Scientia amabilis“ ein für alle mal zu vergällen; auch wenn der große Systematiker und Blütenbiologe Fritz **Knoll** noch zwei Jahre später in seiner locker-souveränen Art zeigte, daß die Pflanzen neben und mit den Tieren die gleiche Neugier und Faszination auslösen können. Aber, mein erstes „Nebenfach“ (neben der Zoologie) stand schon fest: es war die Paläontologie. Nicht des damaligen kenntnisreichen, aber trockenen Lehrkanzelnhabers K. **Ehrenberg** wegen, der alle wesentlichen Unterrichtsveranstaltungen bestritt, sondern wegen seines in Seminaren regelmäßig auftretenden Schwiegervaters Othenio **Abel**.

Dieser Begründer der modernen Paläobiologie war eine beeindruckende Persönlichkeit.

Aus jedem Fundumstand zog er phantasie- und sinnvolle bio- und ökologische Schlüsse. Nach einer Exkursion mit ihm zu einer der Klippen am Rande des Wiener Beckens wäre ich fast noch Paläontologe geworden, so eindrucksvoll schilderte er uns dort anhand von ein paar Muscheln und Haifischzähnen das Leben im warmen Kreidemeer.

Das unvergeßlichste Erlebnis aber lieferte dem Erstsemestrigen ein junger, drahtiger rotblonder Zoologie-Dozent mit saloppem Gestus. Er hieß Konrad **Lorenz** und las eine



Alma Mater Rudolphina (Hof des Universitätsgebäudes am Ring).



L. Bertalanffy



F. Knoll



O. Abel



H. Weber



W. Marinelli

dreistündige „Allgemeine vergleichende Verhaltensforschung“. Wir waren meist nur zu dritt in der Nachmittagsveranstaltung. Gelegentlich waren ältere Semester oder bereits fertige Jung-Zoologen dabei, unter anderem der spätere Nürnberger Zoodirektor **Seitz**, ein großer Cichlidenkenner und der experimentelle Begründer der Reizsummenregel. Oft führte uns **Lorenz** am Ende der Stunde in den Aquariengang des Instituts, droben im Obergeschoß des Festselschen Universitätsgebäudes, wo der Meisteraquarianer **A. Stejskal** seine prachtvollen Zuchten demonstrierte. Aber vom Zoologischen abgesehen, das wegen seiner unakademischen Sichtweise allein schon genügt hätte, den jungen Adepten in seinen Bann zu ziehen, bot dieser Zoologiedozent noch etwas, was einem humanistisch Schulgebildeten von neunzehn Jahren Einblicke und Einsichten eröffnete, die weit hinter das vordergründig Aktuelle zurückführten, ohne zwangsläufig in einem formal geschlossenen „letzten“ Gedankenbau zu enden. Am meisten faszinierten mich von Anfang an die Thesen der vergleichenden Verhaltensforschung zur Natur des Menschen. Daß alles an ihm natürlichen, das heißt animalischen Ursprungs sein mußte, war aus dieser Sicht evident. Im nachhinein noch spüre ich die Erschütterung über den Grad der rationalen Aufklärung, die da dem traditionell Hochgebildeten vermittelt wurde. Bis hin zur luziden Deutung der Kantschen a priori hellte sich eine bisher willkürlich erscheinende Schöpfungsgeschichte in ein rationales Verständnis zugängliches Ketten- und Netzwerk irdischer Gesetzmäßigkeiten auf. Der junge Lorenz war ein überzeugend unbeirrter

kritischer Aufklärer. Erst in den frühen sechziger – siebziger Jahren hat er sich, bedrängt vom rational regressiven Zeitgeist, zum apostolischen Prediger wider die Sünden der sogenannten Menschheit gewandelt. Da war seine Faszination für mich nicht mehr die gleiche, weil ich eher noch rationaler als zuvor geworden war und bin.

In mein zweites Trimester trat ein weiterer bedeutender Zoologe ein, der von ganz anderer Wesensart war: **Hermann Weber**, der Meister der Insektenmorphologie und ihrer graphischen Verdichtung. Seine Allgemeine Zoologie im Winter und Insektenkunde im Sommer 1940 waren ein didaktischer Genuß, und meine Bewunderung für den genialen Zeichner an der Tafel minderte auch nicht die zufällige Entdeckung, daß er seine großflächigen druckfertigen Abstraktionen vor der Vorlesung mit dunkelblauer Kreide vorskizzierte. Er blieb leider nur kurz in Wien, weil er wegen seines Herzleidens die vielen Stiegen im Universitätsgebäude nicht vertrug. Es mag aber auch sein, daß er als engagierter Nationalsozialist gern dem Ruf an die – wiedergewonnene – Universität in Straßburg folgte. Für mich jedenfalls hat der eher stille Mann vor seinem Abgang noch etwas Lebensentscheidendes bewirkt. Offenbar dem Rat der damaligen Assistentin **Agnes Ruttner-Kollisko** (der später bekannten Rotatorienforscherin) folgend ließ er mich eines Tages zu sich kommen, um mir zu eröffnen, daß ich wegen meines sichtlichen Eifers für die Zoologie ab sofort Hilfsassistent sei. „Richtige“ Assistenten gab es ja kaum mehr.

Inzwischen waren in meinem akademischen Lehrerspektrum zwei weitere Typen hinzugekommen, die, obwohl autochthonen Ursprungs, kaum verschiedener hätten sein können: **Wilhelm Marinelli** (ein geborener Wiener), wenn ich mich recht erinnere in Majorsuniform, **Wilhelm Kühnelt** (ein geborener Linzer), voll des Wissens jeglicher Art. **Marinelli** las nur ein Semester lang die Spezielle Zoologie, ein Feuerwerk an weitausholenden Thesen und Illustrationen, das regelmäßig in seinem eigenen Zweifel erlosch, eine Qual für den gewissenhaften Anfänger, aber ein Genuß für den schon faktensicheren Fortgeschrittenen. **Kühnelt** blieb uns bis zum Winter 1943 erhalten, wo er in schlichter Infanteristenuniform an die Westfront geholt wurde.

Sein Detailwissen war phänomenal und er konnte damit seine knöcherne Trockenheit derart effektiv aufputzen, daß es nicht wenige unter uns (weiblich dominierten) Studierenden gab, denen **Kühnelts** nüchterner Vorlesungsstil wesentlich mehr bot als **Marinellis** reich garnierter Aufschnitt. Hinzu kam, daß letzterer seine konkrete Materialkenntnis im wesentlichen aus der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere bezog, während Kühnelt als Polyhistor der Systematischen Zoologie und Faunistik auftrat. Sein Formen- und Namensgedächtnis war staunenswert, Bestimmungsübungen und Exkursionen waren sein Element. Ich besitze noch Aufzeichnungen, wonach wir von manchen eintägigen Exkursionen mit weit mehr als 200 Artnamen heimkamen. Dabei wußte er von nahezu jedem zweiten Tier auch eine „Geschichte“ zu erzählen, also dessen Lebensdaten, Ansprüche und Vernetzungen zu skizzieren, so daß auch ohne viel Theorie das Konzept seiner späteren Bodenbiologie und Ökologie sichtbar wurde. Dabei blieb er stets schmucklos in seiner Diktion. Von meiner späteren Frau Brunhilde weiß ich, daß der Dozent Kühnelt gerade wegen seiner anscheinenden Phantasielosigkeit ihre junge Neugier weckte. Dazu eine Anekdote zum Schluß: Wir saßen nach einer schönen Wienerwaldexkursion in elegischer Stimmung (Herbst 1942!) am Kreuzweg über Gumpoldskirchen, und W. Kubiens, der stimmungsanfällige Bodensystematiker, sagte vor sich hin: „Ja, unser Wienerwald, das ist halt was Schön's“. Worauf von Kühnelt, der seitwärts saß, die klassischen Worte zu hören waren: „Und man find' auch allerhand“. Diesem Kühnelt bin ich dann bald zugeordnet worden, um ihm bei der Vorbereitung der tierphysiologischen Übungen zu assistieren, was mir bei meiner absoluten Unkenntnis der Chemie nicht immer leicht fiel.

Vom zweiten Semester an bin ich auch schon „fremdgegangen“, das heißt ich habe Lehrveranstaltungen außerhalb meiner (selbstgewählten) Fächerkombination besucht. Als ersten finde ich den Namen Friedrich **Kainz** im Meldungsbuch (das später zum Studienbuch umgetauft wurde). Seine Vorlesungen über Psychologie, Sprachentstehung und Entwicklung und über Kunstwissenschaft kamen meinem analytischen

Verstehensbedürfnis wunderbar entgegen. Was war das noch für ein phrasenfreies Psychologisieren!

Mein zweites Nebenfach, die Anthropologie, mit Vererbungslehre, Rassenkunde, Kraniaologie, Abstammungslehre erlebte ich ähnlich wie die Paläontologie eher als Seitenthema der Zoologie; denn an der somatischen, d.h. morphologisch-physiologischen Identität von „Tier“ und Mensch gab's keinen Zweifel für mich. Umso begieriger hörte ich **Lorenz** bei seiner dritten Vorlesung zu, die sich im Sommer 1940 mit einer vergleichenden Soziologie der Wirbeltiere befaßte. Seine erhellenden Hinweise auf das Domestikationsphänomen, das den Menschen mit seinen artspezifisch „verkommenen“ Haustieren verbindet, machen mir noch heute verständlich, warum unsere „Nachkriegs“-Soziologie dann so verständnislos und erbittert auf diesen Lorenzschen „Biologismus“ reagieren mußte.

Nach und nach geriet ich immer tiefer in die uferlosen systematischen und funktionellen Material- und Problemkomplexe der Zoologie hinein. Bis heute quälen mich die Rätsel der Gestaltphänomene, auch wenn unsere Baumaterialkenntnis inzwischen vom basalen Lebelement Zelle zu den ordnenden Urelementen der Kern- und Aminosäuren fortgeschritten ist. Unser Begriff „Tier“ zeigt das Verstehensdilemma auf: Wer denkt schon das ganze Spektrum zwischen Amöbe und Gorilla mit, wenn er es sagt. Gestaltperfektionen wie Qualle, Tintenfisch, Schmetterling, Vogel und Delphin sind mehr als nur funktionale solche. Das wurde mir in meiner sensibelsten Weltwahrnehmungsphase bewußt, und



W. Kühnelt



K. Lorenz im Portrait ...



... und in der Au bei Altenberg, Frühjahr 1941.

Wiener Sommersemester 1941			
Name der Dozenten	Bezeichnung der Vorlesung	Stunden	Zur Prüfung im Sommersemester
Weller	Konigl. Zoologisches Institut Sachverständigen	3	1940
Weller	Zoologische Tierkunde für Tierärzte		
Kühnelt	Konigl. Zoologisches Institut für Fachwissenschaftler	3	
Bertalanffy	Jahresversammlung der allg. Biologen	3	
Reisenberg	Nationalsozialistische Tierwissenschaftler		
Geyer	Tierphysiologie für Tierärzte	3	
Tuppa	Lehrveranstaltung in der Tauf- und Jagdlehre	1	
Späth	Genetik I.	5	
Wichmann	Zoologie & Tierkunde für Biologen	3	
Gehlen	Philosophie der Natur Erkenntnislehre	2	

Seite aus dem Meldungsbuch der Wiener Universität, 1941.



A. Ruttner

ich bin seitdem davon überzeugt, daß nur ein natur-(material-)wissenschaftlich wissender (Gebildeter) ein „richtiger“ Philosoph werden kann, einer also, der zwar gezwungen ist, sein Bewußtsein zum Ausgangspunkt aller Überlegungen zu machen, trotzdem aber weiß, daß und was es unabhängig davon gibt. Somit ist es wohl verständlich, daß ich in meiner mittleren Studienphase mehr und mehr bei der Philosophie „fremdzugehen“ begann, und zwar weit über das damals noch für das sogenannte Philosophicum vorgeschriebene Ausmaß hinaus. Es sei ja nicht vergessen, daß die Wiener Alma Mater noch bis ins Jahr 1970 hinein alle unpragmatischen Wissenschaften in einer Philosophischen Fakultät vereinte. Die Nazis hatten lediglich getrennte Promotionsgänge für den Dr. phil und Dr. rer. nat. verordnet.

Der erste Philosoph, der in meinem Meldungsbüchlein (Abb.) steht, war **Wichmann**, ein strenger Kantianer und bekennender Deutschnationaler, der seine disziplinierten Vorlesungen zeitgemäß gern mit korrektem Deutschem Gruß und dem Leitspruch „Gott strafe England!“ eröffnete. Anschließend an ihn finde ich den Namen **Arnold Gehlen** mit Vorlesungen über Friedrich Nietzsche und die Psychologie der Naturvölker. Seinen Namen kannte ich bereits von K. Lorenz her, der diesem Philosophen am ehesten auch im Hinblick auf den Menschen einen hinreichenden biologischen Sachverstand zugestand. Was er Gescheites zur „Natur“ des Mängelwesens Mensch zu sagen hatte, faszinierte mich denn auch sehr, und wenn ich ihm näher gekommen wäre, hätte ich durchaus noch ein (schlechter) Philosoph werden können.

Lustig ist dann der Fund, daß unmittelbar hinter **Gehlen** **Erich Heintel** steht, wohl mit seiner ersten eigenen Ankündigung zu „philosophischen Übungen an Hand von Texten“. Ich hatte zuvor die Antrittsvorlesung dieses neuen Sterns am Wiener Philosophenhimmel gehört, fand ihn in dem Seminar auch sehr anregend, konnte damals aber natürlich nicht ahnen, daß wir uns vierzig Jahre später in **Zwettl** erbitterte Streitgespräche über den Menschen und seine Natur liefern würden. Ihm vor allem verdanke ich es, daß ich einerseits immer vorsichtiger mit unseren Begriffen umgehe, andererseits auch die heiligsten Gedankengüter in Frage stelle, wenn sie mir rational nicht zugänglich sind.

Das Sommersemester 1941 brachte mir die Begegnung mit einem weiteren unverwechselbaren Mann, mit dem Leiter der Biologischen Station in **Lunz am See**, **Anton Ruttner**, dem Mitbegründer der Süßwasserökologie (Limnologie). Was und wie er beim Hydrobiologischen Kurs über die Lebensgemeinschaften der stehenden und fließenden Gewässer zu dozieren hatte, war einfach überzeugend, weil aus jedem Wort und Bild Selbsterfahrung sprach. Wenn es einen Ökologielehrer gab, dem ich auf meinem späteren eigenen Arbeitsgebiet der terrestrischen (Boden-) Ökologie immer nachspürte, ohne ihn je erreichen zu können, so war es er. Und mich tröstete dabei nur der Umstand, daß „der“ Boden ein vielfach komplexeres Ökosystem darstellt als das Wasser.

Großen Spaß und mancherlei Einblick haben mir später noch völkerkundliche (von **Baumann**), urgeschichtliche (von **Menghin**), germanistische (von **Nadler**) und andere „außerfachliche“ Lehrveranstaltungen gebracht. So betrachtet wäre ich im heutigen Studienbetrieb kaum mehr denkbar, denn oft trieb ich mich mehr in „fremden“ als in „eigenen“ Hörsälen herum.

„Pflicht“-Vorlesungen gab es ja nicht. Und meine Tätigkeiten als Hilfsassistent, sowie bald auch als Dissertant mit eigenem Thema, sorgten schon dafür, daß die Zoologie nicht zu kurz kam. Vor allem auf **Kühnelts** Exkursionen in die Donaulandschaften, ins Pannonische am **Neusiedler See** und in die alpine Welt zwischen **Semmering** und **Hochschwab** eignete ich mir einen schnell wachsenden Fundus faunistischer Kennt-



Der Autor im Gespräch mit Wolfgang von Buddenbrock, kurz vor dessen Tod, 1964.

nisse an. Inzwischen hatte nochmals ein Wechsel in der Institutsleitung stattgefunden, und vom Sommersemester 1942 an dominierte eine zunächst ganz fremd erscheinende neue Persönlichkeit und Interessensrichtung die Wiener Zoologie: Der „Preuße“ Wolfgang von **Buddenbrock** war von Halle gekommen und hatte uns zu verstehen gegeben, daß nun auch in Wien das biologische Zeitalter der Physiologie anbrechen sollte. Aus heutiger Sicht freilich war auch er noch ein „klassischer“, äußerst formenkenntnisreicher Zoologe mit besonderem Interesse für funktionale Fragen, vor allem in der vergleichenden Sinnesphysiologie. Es war also gar nicht so schwer, seinen methodisch noch bescheidenen physiologischen Intentionen zu folgen, und er erwies sich auch persönlich rasch als alles andere als ein typischer „Preuße“ (zumal er eh geborener Schlesier war). Seine Vorlesungen waren stofflich ungemein anregend, formal allerdings weniger mitreißend. An mir fand er bald besonderen Gefallen wegen unserer gemeinsamen Exkursionslust. Er war ein großer Kenner und Sammler von Schmetterlingen und opferte diesem Steckenpferd alle Wochenenden, zumal er ja als Strohwitwer nach Wien gekommen war. Bald war ich viel mit ihm unterwegs. Bis heute hat das die fatale Folge, daß ich nur wenige Schmetterlinge exakt kenne. Ich schickte Exkursionsteilnehmer damit stets zu ihm. Bei den üblichen großen Fundmaterialbe-

sprechungen saß er geduldig im Hintergrund, bis alle Röhrcen und Namen durchgegeben waren, um dann in seiner unnachahmlichen Zurückhaltung fast schüchtern zu sagen: „Darf ich nun bitte meine Funde demonstrieren, Schmetterlinge sind schließlich auch Tiere“. Neben dem Netz war der Klopfschirm sein Haupthandwerkzeug; und im Institut und daheim hatte er während des Sommers stets vielerlei Raupen zu verköstigen.

Von Ende 1943 an, als die angloamerikanischen Bomber schon häufiger bis Wien durchkamen, verband mich mit dem sechzigjährigen noch ein weiteres Hobby, das Schachspielen. Anlaß dazu gab unsere neue Dienstverpflichtung als Luftschutzwarte, was bedeutete, daß wir regelmäßig Nächte in den Kellerräumen der Universität am Ring verbringen mußten, um gegebenenfalls Brandschutz zu leisten. Buddenbrock veranlaßte, daß wir synchron eingesetzt wurden, um so für die Abende einen Schachpartner zu haben, ehe er sich für den Rest der Nacht auf seine Pritsche zurückzog. Wenn er gewußt hätte, daß ich mich dann jedesmal mit meinem Sechsertürschlüssel aus dem Unibau hinaus schlich, um durch die verdunkelte Josefstadt das bequemere Bett in meiner Bude (in der Blindengasse) aufzusuchen! Ein Alarm hätte ja auch höchst fatale Folgen für den jungen Vaterlandsschützer gehabt.

Die Springschwänze. Das Thema für Doktor- und Lebensarbeit

Inzwischen hatten sich meine Lebensweg-Wahlmöglichkeiten weiterhin dramatisch eingengt: Im Winter 1941/42 muß es gewesen sein, wo ich zu dem Entschluß kam, mir ein Thema für die Doktor-Arbeit zu suchen. Weber war weg, von Buddenbrock noch nicht da, Lorenz auf dem Weg nach Königsberg; die Insekten hatten sich längst als die faszinierendste Tiergruppe erwiesen und Kühnelt als der unstrittig exzellenteste Kenner für sie: Somit blieb nur der Weg zu ihm. Das Gespräch war kurz, aber folgenswer: Ich hatte mich in die Libellen vernarrt und wollte ein Thema über sie, natürlich möglichst im Freiland. Kühnelt hingegen hatte gerade zusammen mit Walter Kubiena begonnen, das Konzept einer Boden-Biologie zu entwickeln, wozu er naturgemäß nun Leute brauchte, die sich wenigstens mit den wichtigsten Bodentiergruppen befaßten. Das sagte er mir freilich nicht; sondern er argumentierte mit der autoritären Bemerkung, über Libellen sei alles Wesentliche schon bekannt; hingegen gäbe es da eine ganz faszinierende, nahezu unbekannte Gruppe von Ur-Insekten, mit denen sich zu beschäftigen schon allein bedeute, den Weg zu wissenschaftlicher Anerkennung eingeschlagen zu haben. Er drückte mir das Bestimmungsbuch von Handschin in die Hand, zeigte mir ein paar Bilder von Collembolen, gab mir einen Exhaustor und sagte, ich solle wiederkommen, wenn ich mir einige dieser kryptischen Winzlinge verschafft, angesehen und womöglich „bestimmt“ habe. Wie man ein Milchsäurepräparat macht und mikroskopiert, wußte ich ja.

Nun, so ist es gekommen, daß ich dann den Rest des Krieges mit der Collembolenfauna des südlichen Wienerwaldes und später mit einer großen Springschwanzausbeute H.J. Stammers in Erlangen beschäftigt war, und daß nun über fünfzig Jahre danach mehr als zwanzig dicke Doktor-Arbeiten über Springschwänze die zoologische Literatur bereichern, von den vielen Publikationen, in denen sie partiell eine Rolle spielen, abgesehen. So hat ein Viertelstundengespräch in Wien Lebenslauffolgen durch

zwei Generationen hindurch gezeitigt; denn zu den Collembolen kamen ja bald nach Kriegsende in Mainz noch viele andere Bodenbewohner als Forschungsobjekte hinzu. Diese Geschichte soll aber dann im Kapitel „Wissenschaftliche Laufbahn“ gezeichnet werden.

Mein Studentenleben in Wien bekam nun insofern neue Akzente, als ich in regelmäßigen Abständen mit dem 60er nach Rodaun und Perchtoldsdorf hinausfahren mußte, um dort im Kardinalgraben Bodenproben zu holen, aus denen dann in sogenannten Berlese-Trichtern die Bodentiere (Arthropoden) ausgetrieben wurden.

Mit mir war stets die gewissenhafte Kommilitonin Trude Riha unterwegs, die aus den selben Proben die Moosmilben (Oribatiden) auszusortieren hatte; denn die hatte ihr Kühnelt zum parallelen Dissertationsthema bestimmt. Diese Arbeitsehe hatte naturgemäß auch menschliche Konsequenzen, die freilich von anderen solchen noch mehrfach überlagert werden sollten. Solche Überlagerungen ergaben sich vor allem aus meinen nicht unerheblichen außerfachlichen Aktivitäten. Mein Kulturkonsum erreichte zeitweise monströse Ausmaße. Ich besitze in Schachteln gesammelt heute noch alle Eintrittskarten für Museen, Konzerte, Theater, Opern und finde darin viele Tage, an denen ich doppelten Bildungskonsum betrieb. Wintersonntage gibt es mehrfach, wo ich um 11 Uhr die Philharmoniker unter Knappertsbusch oder Furtwängler im Musikverein, um 16 Uhr Weisbachs „Dunkelkonzerte“ im Konzerthaus und abends eine Aufführung in der Burg, Josefstadt oder Oper besuchte. Anfangs mein ganzes Taschengeld, dann den größten Teil meiner Hilfsassistenten-Apportage steckte ich wie ein Süchtiger in diesen Konsumrausch. Von Bach bis Richard Strauss, von Shakespeare bis Hebbel gab es nichts, was mich nicht zum Nachdenken gebracht hätte. Da wurde ein Fundus von zeitlos Gültigem angelegt, in dessen Glanz sich später vieles Neue nur als Sternschnuppe erwies.

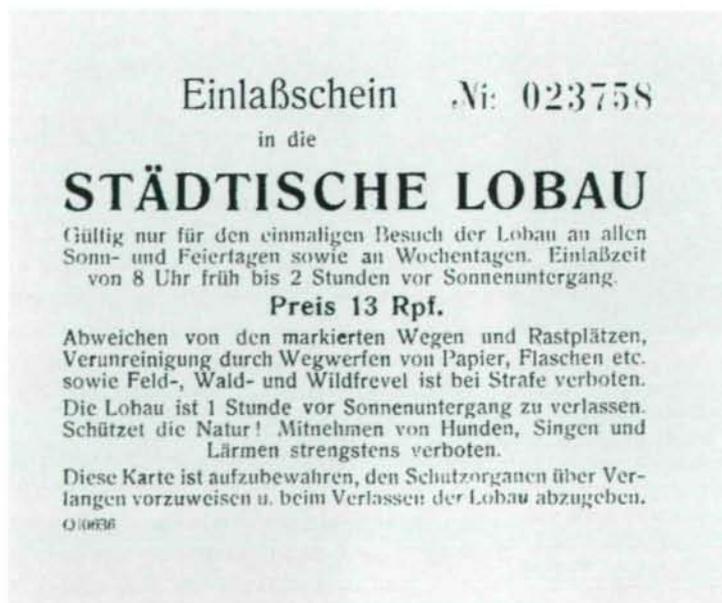
Dem stadtkulturellen Explorationstrieb gesellte sich (mehr im Sommer) noch ein landschaftserkundender bei. Auch die Reichsbahnfahrkarten ins Burgenland, in die Wachau, ins Weinviertel, nach Melk und Znaim habe ich noch, die mir staunend



Beispiele
extremen Kunstkonsums.
(12. April 1942)

einen geradezu nährisch mobilen Jüngling zeigen, der ich damals gewesen sein muß. Und hier liegt auch der Schlüssel zu jenem Lebenserfolg, den ich rückblickend als meinen wertvollsten und wertbeständigsten empfinde: Es geht um die kurze, heftige, irrational geglückte Geschichte meiner ziemlich chaotischen Suche nach dem „anderen Geschlecht“. Wenn ich heute das junge Volk an der Universität sehe und höre und erlebe, wie selbstverloren und -verliebt es durch „seine“ Welt surft, dann kann ich das unausweichliche Vorurteil des Alters nur vermeiden, wenn ich die Kraft der ungeschminkten Erinnerung aufbringe. Mit 18, 20, 22 bin ich demnach kaum realitätsbezogener durch meine damalige konkrete Welt gewandelt; ich war wie ein Schwamm, der das Vielfache seines Eigengewichts aufsaugt, ohne es

zu zeigen. „Die“ Welt mit ihrer ungeheuerlichen Dramatik drum herum war nur Rahmen, in den sich „meine“ Welt art- und situationsgemäß fügte. Eine oft schicksalsträchtige „Sondermeldung“ im Volksempfänger blieb mir Episode verglichen etwa mit der ersten Begegnung mit der Tonwelt Bruckners oder mit dem Landschafts-, Geschichts- und Kunstensemble des Nibelungengaus oder der Wachau.



Wiener Kriegsalltag:
Eintrittskarte für die
„Lobau“.

Das Weibliche zur Wahl. Die Frau fürs Leben

Dieser Einblick in die Verfassung des Werdenden mußte hier vorausgeschickt werden, um nun verständlich zu machen, welchen Stellenwert das Weibliche bei ihm einnahm. Meine spätere Frau Brunhilde jedenfalls hat mir oft ihren ersten Ferneindruck so geschildert: Der lederhosentragende, stets irgendwelche klassischen Motive pfeifende, meist auffallend gebräunte

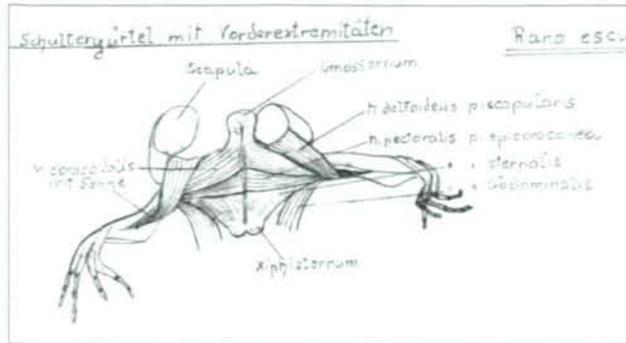


Die Zoologie-Studentin und spätere Kondoktorandin Brunhilde Wilfert, Lehrerstochter aus Pellendorf (südlich von Wien) gewann alle (anonymen) Tests des Suchenden, beim rucksackbelasteten Wandern und Bergsteigen, im Stehplatzkonsum bei Konzerten, im Theater und in der Oper, im Interessiertsein für Wald und Feld, Kunst und Sport, und im Uninteressiertsein an modischem und gesellschaftlichem Firlefanz. Nichts Hysterisches war an ihr zu entdecken. Also war es ganz natürlich, daß sich zwei solche ideenreiche, aber komplexfreie Typen zusammenfanden, um innerhalb zweier intensiver Studienjahre (1942/43) eine unlösbare Lebensgemeinschaft zu bilden, die durch frühen Nachwuchs und rasche Heirat auch ihre formale Besiegelung erfuhr.

Schaller sei immer irgendwohin verliebt gewesen und habe das oft durch seine errötenden Ohren verraten. Für sie als prinzipienstrengere BDM-Maid sei so ein Luftikus an sich nicht attraktiv gewesen, interessant aber schon, weil sie insgeheim gern gewußt hätte, warum nun gerade diese oder jene Mitstudentin seine Aufmerksamkeit zu erregen verstanden hätte. Sie habe sich also in dieser völlig distanzierten Phase vorgenommen, es bei passender Gelegenheit auch einmal bei dem zu probieren, natürlich nur so. Das muß von Ende 1940 bis Anfang 1942 so gewesen sein, wo ich mich an die bezopfte, meist Dirndl tragende Jungmädchenhafte nicht erinnere. Inzwischen „surfte“ ich mehr minder erfolgreich durch den akademischen Mädchenflor, und ich wundere mich bis heute darüber, was alles mir damals gleichzeitig im Kopf herumging. Freilich ist ja auch alles nur unverbindlich und unverantwortlich geblieben. Andererseits habe ich doch auch nicht nur „geschwärmt“, sondern recht konsequent Auslese betrieben, indem ich während der Vorlesungen Zettel kursieren ließ, auf denen Vorschläge zur Gestaltung des nächsten freien Wochenendes skizziert waren: Etwa eine Fahrt nach Melk mit Rückwanderung durch die Wachau oder eine Besteigung des Lunzer Dürrenstein. Bei solchen strapaziösen Tests stellte sich rasch heraus, was „brauchbar“ war, denn Kavaliersetue war nicht mein Fall. Wer nicht klaglos vier bis fünf Stunden marschieren und seinen Rucksack allein tragen konnte, war ausgeschieden. Oder wer nach einem Konzert nicht zäh seine Meinung über Brahms oder Bruckner zu vertreten verstand, war als „fad“ abgetan, sofern ich nicht selber Selektionsopfer war.

Ein solches weibliches Wesen von erheblicher Wirkung blieb einige Zeit ernsthaft im Rennen. Das war die Botanikstudentin Friedl, mit der ich eine unvergeßliche Bergtour auf den Ankogel machte. Vom Sommer 1942 an aber nahm nun die Affäre ihren Anfang, die unerwartet früh zum Abschluß der ganzen Balzerei führen sollte. Es begann damit, daß mich am 18. Juni an Stelle der verhinderten Condisertantin Trude die neugierige Jungzoologin Bruni zum Probenholen nach Perchtoldsdorf begleitete, und wer ein Bild von dem blühenden Geschöpf sieht, wird verstehen,

daß es da auch zu Geschmacksproben kam, denen in Abständen – nicht ganz ohne Skrupel – weitere folgten. Dann holte sich auch diese Brunhilde Wilfert ein Dissertationssthema bei Kühnelt (über zytologische Altersveränderungen bei Käfern und anderen Insekten), und wir wurden zusammen mit mehreren anderen Kandidaten für das Wintersemester 1942/43 in einem größeren Kanonenofen-bestückten Arbeitsraum zusammengesetzt. Dort sortierte ich in einer Ecke meine Bodentiere und Bruni machte in einer anderen Vitalfarbpräparate von Geweben alter Laufkäfer. Ohne daß ich es merkte, schlüpfte die spröde Maid oft, wenn ich den Raum verließ, hinüber zu meinem Arbeitsplatz und weidete sich heimlich am mikroskopischen Anblick meiner vielen zierlichen und hübschen Bodenzwerge. Sie „verliebte“ sich also wohl eher in meine wissenschaftlichen Objekte als in mich. Und ich war inzwischen versessen auf eine ihrer Freundinnen aus der Germanistik, die sie mir beim Eisessen vorgestellt hatte. Die verworrenen Angelegenheiten mit halb-gelösten, halbgeknüpften „Verhältnissen“ scheinen schließlich ohne mein Zutun schicksalhaft geklärt worden zu sein und zwar auf folgende kuriose Weise: Brunhilde mußte im Herbst 1942 auch den paläontologischen Stein- und Knochen-Bestimmungskurs belegen und war wegen der Trockenheit des einschlägigen Materials und Professors (Ehrenberg) recht frustriert (eine Wortschöpfung, die damals kein Gebildeter in den Mund genommen hätte). Viel später hat sie mir erzählt, daß sie beim Verlassen der Uni an Alternativen zur lebensunfreundlichen akademischen Berufslaufbahn dachte und dabei auch das dezimierte Männervolk um sich herum in ihre Überlegungen mit einbezog. Als sie die Universitätsrampe herunterging, rollte gerade der D-Wagen vorbei, den sie erreichen wollte, um zum Ostbahnhof (von dem sie nach Pellendorf fahren mußte) zu kommen. Und da schloß sie mit sich so eine „Wette“ ab, wie man dies bekanntlich manchmal aus Spaß tut. Bis zur Haltestelle beim Burgtheater war es so weit, daß sie blitzschnell und unbesorgt das Fatum mit dem Schwur zu reizen beschloß: Sollte ich den (D-Wagen) noch kriegen, heirate ich den Schaller (wohlgemerkt: nicht den Fritz; denn so intim einig waren wir uns da noch gar nicht!).



Eine der vorbildlichen Zeichnungen der jungen Zoologiestudentin aus dem vergleichend-anatomischen Wirbeltierpraktikum beim Dozenten Iselestöger.



Brunhilde mit ihrem Vater vor dem Naturhistorischen Museum in Braunschweig, 1960.

Auf der hinteren offenen Plattform lehnte ein gelangweilter Schaffner. Der sah das hübsche, sein Tempo doch ein wenig beschleunigende Dirndl und rief ihr freundlich zu: Na, rennen's a bisserl, Fräulein! Sie hätte den Guten gekränkt, wäre sie nun ostentativ zurückgeblieben. So sah sie sich nolens volens zum Spurt gezwungen, um mit fliegenden Zöpfen noch aufzuspringen, ehe er mit der Lederschleufe das verzögerte Glockenzeichen zur Weiterfahrt gab. Wie auch immer, kein Aberglaube hat uns in den fünfzig Jahren unseres gemeinsamen Lebens jemals auch nur tangiert; „den Fall“ aber haben wir stillschweigend gelten lassen; denn daß wir so gut zusammenpassen würden, das hätten wir aus eigener Einsicht nie prognostiziert. Jedenfalls war schon im Jahr darauf meine Experimentier- und Testserie mit eindeutigem Befund zu Ende, und wir waren am Lunzer Obersee, in der Wachau, im Thayatal, am Kamp, in der Waldheimat und auf der Veitsch, auf dem Hochkönig, am Ankogel und Sonnblick und auf dem Großglockner nur noch als exklusives Duo unterwegs, bis wir am 4. 12. 1943, also kurz vor Stalingrad, aus der Partnerschaft (wie man heute so eine Teilhaberschaft mit beschränkter Haftung zu nennen pflegt) eine definitive, symbiontisch arbeitsteilige Lebensgemeinschaft mit gegenseitiger Verantwortung werden ließen.

Nun hatte das Studentendasein unversehens Ernst gewonnen. Die unmittelbare Zukunft forderte seinen beschleunigten Abschluß sowohl aus der Sicht der neugestellten persönlichen Lebensaufgabe wie aus allgemein schicksalsgeschichtlicher Sicht. Anfang 1944 sah es doch so aus, als könne Deutschland kein weiteres Jahr mehr Krieg führen. Allerdings konnte sich auch niemand ein sinnvolles Ende ausdenken. Folglich blieb nur die schematische Möglichkeit, zuvor noch das Studium mit der Promotion ordentlich abzuschließen. Brunhilde hat mir später freimütig gestanden, sie habe kaum mit diesem Abschluß gerechnet, sondern wäre überzeugt gewesen, daß sie einmal „das Geld“ für uns werde verdienen

müssen; so ein romantisch verspielter Jüngling sei ich damals mit meinen 23 Jahren noch gewesen. Konsequenterweise hat sie auch eine halbe Lehrverpflichtung an ihrer ehemaligen Schule (dem sogenannten Frauenerwerbverein am Margaretengürtel) angenommen.

Aber ganz so ein Träumer bin ich offenbar doch nicht gewesen, denn „schon“ Ende Juni 1944 hielt ich meine Promotionsurkunde in der Hand, und Brunhilde kam mit unserer munter krähenden Friederike auf dem Arm in die Universitätsaula, um den frischgebackenen Doktor der Zoologie abzuholen.

Wenn ich meine in den Krieg komprimierte Studienzeit vom September 1939 bis Juni 1944 nochmals überblicke, so zeichnet sie sich dadurch aus, daß ich zumindest in meinem Hauptfach Zoologie ohne jeden Wechsel des Studienortes mehrere bedeutende Männer hören und beobachten konnte, von denen wir heute wissen, daß sie zu den Gründervätern neuer Wissenschaften gehörten: Der bedeutendste von ihnen war zweifellos Konrad Lorenz. Aber auch L. Bertalanffy, W. v. Buddenbrock, W. Kühnelt, H. Weber, O. Abel, F. Knoll und A. Ruttner zählen zu jener elitären Reihe von lehrenden Forschern, die von jeher das Bild unserer europäischen Universitäten sichtbar prägte, ehe deren Fortsetzung im Gedränge der jetzigen egalitären „Hohen Schulen“ fast unsichtbar wurde. Positionen, Titel und Einkommen sind ja nun kaum mehr an jene bewährten Selektionsmechanismen gebunden. Das Wahlprinzip hat heute Interessenscliquen entstehen lassen, die zu gerne „Hausberufungen“ und neuerdings antizipierende „Quoten“-Entscheidungen praktizieren. Der Begriff „Ruf“ ist ja überhaupt obsolet, seit sich die „Berufenen“ zuvor bewerben. Entsprechend rüde gehen seitdem auch die Ministerialbürokratien mit den zu Berufenden um.

Bald nach meiner Promotion wurde es auch in Wien so ungemütlich, daß die beiden, die ja gewissermaßen mein einziges Zukunftskapital darstellten, also Brunhilde und Friederike, zu meinen Eltern aufs Land nach Oberfranken „ausgelagert“ wurden, und ich blieb zunächst noch in Wien zurück.



Die Promotionsurkunde vom Juli 1944.

Wien, 10. 9. 44.

Liebe Bräunfelde!

Speisenstiel ist fünf bei den letzten Angriffen auf München nicht
 gegessen. Die Ammonikornen haben ab und zu mit Wien nicht gewohnt
 nun: Am Graben, gegenüber der Pflanzschule, am Kaiserplatz, am
 Ballhausplatz, in der Gasse in bei der Universität hat ab und zu
 ringsum. An der Spitze der Uni. sind alle Disziplinen zerfallen. Die
 Löhne sind überproportional, Disziplin u. Gleich liegt auf der Straße. Auf
 hinter der Uni. gegenüber im neuen Institut ist ein Haus erworben,
 ich glaube, auch bei uns werden die Disziplinen sein sein. Es ist geradezu
 ein Wunder, daß nicht das dem was die Löhne oder sonst auch im
 Personen Löhne getroffen worden ist; daß die Uni. noch ganz ist,
 was nicht. Zwei Löhne haben gegenüber in dem Haus, wo die Disziplin:
 waren gestiftet worden, u. bei der Ringbahnhandlung ringsum. Es
 scheint aber wenige Menschen nicht Leben gekommen zu sein,
 die Löhne waren klein u. haben nicht die Rollen der Disziplin.

Ich wollte dir diese Dinge nicht schreiben, obgleich die dir jetzt
 etwas wenige Sorgen um mich machen wirst. Aber ich selbst dank
 was nicht davon, daß mir etwas gegessen kann. Du brauchst
 dir selbst nicht kein Gedanken machen. Das auch bitte mir
 setzen nicht alles.

Es kann ja nicht mehr lange dauern. Die Unterstützung muß nach in
 diesem Jahr fallen. Tugend etwas wird gegessen. Bis dahin aber
 willst du jedenfalls in Pöngsdorf bleiben.

Ich werde am Freitag wieder gehen für nachsehen - wenn ab
 geht - u. im neuen Tag wieder bei fünf bleiben. Dann werde

ich mit dir eine einige Pläne, die mich bezaubern, bezaubern. Ich drücke
mir nämlich, daß es doch besser sein wird, wenn wir in diesen Tagen
zusammen sein werden. Die Gründe werden jetzt schon hervor zu einem
letzten Höhepunkt führen. Ich habe kein Zweifel, aber es ist kein
schöner Wunsch sein, fünf im freien und dem Geschehen überlassen
zu sein, ohne mich irgendwo selbst zu können. Zu trauern
werden wir also zusammen auf Langenwegen gehen, oder
ich werde in Felsen oder Dingen sein oder irgendwo, wo es
möglich sein wird, daß wir zusammen bleiben können, mich
umfassen. 600 km Luftschiff können schließlich zu einem
unmöglichem Vorhaben werden; es kann überflüssig viele in =
möglich werden.

Ich habe heute eine mit dir gesprochen in. Sie will das gleiche.
Danni, mir fällt gerade noch ein: Du bist doch vom Herz und
nicht vom Kopf gefallen: Könntest Du nicht mich in Felsen
wählen und dort am Zwerg. In Felsen liegen oder vor sprechen.
Aber nein, das kann ich ja selbst tun, wenn ich mich heute kommen.
Ich habe schon wohl nachgedacht, daß ich ganz dünn bin.

Denn die Gründe sind nicht wahr, es ist kein Problem: Du
wirst es da in. Das andere wird nicht über den Kopf sein.
Es ist ja eine nicht die einzige, daß ich mich in Tagen im fünf
mache, sondern, daß die Felsen nicht möglich sein könnten in. Das
fragen müßt. Das hat mich am meisten leid. Ich weiß ja, wie die
Wörter sind; Wut ist ja eine so. —

Gute Nacht!

Wien, 10. 9. 1944

Liebe Brunhilde!

Hoffentlich ist Euch bei den letzten Angriffen auf Nürnberg nichts geschehen. Die Amerikaner haben es diesmal mit Wien ernst genommen: Am Graben, gegenüber der Pestsäule, am Michaelerplatz, am Ballhausplatz, in der Herrengasse und bei der Universität hat es schon eingeschlagen. An der Frontseite der Universität sind alle Scheiben zersprungen. Die Bäume sind übel zerplittert, Schutt und Glas liegt auf der Straße. Auch hinter der Universität, gegenüber unserem Institute ist ein Haus demoliert, ich glaube auch bei uns werden die Scheiben hin sein.

Es ist geradezu ein Wunder, daß nicht der Dom oder die Burg oder sonst eines unserer schönen Bauwerke getroffen worden ist; daß die Universität noch ganz ist, erst recht. Zwei Bomben haben gegenüber in dem Hause, wo die Schreibwarengeschäfte waren, und bei der Ringbuchhandlung eingeschlagen. Es scheinen aber wenige Menschen ums Leben gekommen zu sein; die Bomben waren klein und haben die Kellerdecken nicht durchschlagen.

Ich wollte Dir diese Dinge nicht vorenthalten, obgleich Du Dir jetzt gewiß Sorgen um mich machen wirst. Aber ich selber denke gar nicht daran, daß mir etwas geschehen kann. Du brauchst Dir also erst recht keine Gedanken machen. Sag auch bitte meinen Eltern nicht alles.

Es kann ja nicht mehr lange dauern. Die Entscheidung muß noch in diesem Jahr fallen. Irgendetwas wird geschehen. Bis dahin aber solltest Du jedenfalls in Poppendorf bleiben.

Ich werde am Freitag abends schon hier wegfahren – wenn es geht – und ein paar Tage wieder bei Euch bleiben. Dann werde ich mit Dir auch einige Pläne, die mich betreffen, besprechen. Ich denke mir nämlich, daß es doch besser sein wird, wenn wir in diesen Tagen zusammen sein werden. Die Feinde werden jetzt ihren Terror zu einem Höhepunkte steigern. Ich habe keine Furcht, aber es ist kein schönes Bewußtsein, Euch im Fernen anderen Gefahren ausgesetzt zu sehen, ohne nur irgendwie helfen zu können. Entweder werden wir also zusammen nach Langenargen ziehen, oder ich werde in Erlangen oder Würzburg oder irgendwo, wo es möglich sein wird, daß wir zusammen bleiben können, mich umsehen. 600 km Bahnfahrt können stündlich zu einem unmöglichen Vorhaben werden; es kann überhaupt vieles unmöglich werden...

Am Montag.

...

Ich gehe heute mit gemischten Gefühlen an die Universität. Wenn man diese Zerstörungen mitten im Herzen unserer schönen Stadt sehen muß, so ist das ein ungutes Vergnügen. Gestern abends bin ich mit Thea überall herumgegangen, es ist sehr bitter.

Hoffentlich gehen heute die Straßenbahnen wieder, gestern sind viele eingestellt gewesen. Jetzt muß ich doch weggehen: Es kommt nichts; Träume sind eben trügerisch.

Draußen regnet's und kalt ist es auch; so richtig Herbst schon. Bald wird Winter sein und – man mag gar nicht an Zukünftiges denken.

Es ist viel ärger als ich mir vorstellte. Alle Fenster der Universität sind hin. Beim Ehrenberg im Eckzimmer hat es die schönen Kästen durcheinandergeworfen. Überall Staub, Schutt und Berge von Glas. Die Alserstraße, der Josefstädter Gürtel, im 18. Bezirk und in Ottakring viele Häuser zerstört. Der arme Dr. Wang ist ausgebombt. Es ist arg. Wie werden wir im Winter arbeiten können? Und es wird noch bloß erst der Anfang gewesen sein.

Ich danke Dir vielmals für Deine beiden Briefe! Sobald es geht, komme ich zu Euch. Ich will doch sehen, ob in Erlangen etwas zu tun sein wird. Ihr könnt jetzt auf keinen Fall nach Wien kommen.

Auf Wiedersehen! Dein Fritz

Vielleicht kannst Du Dich wirklich einmal in Erlangen umsehen, damit ich dann nicht umsonst hinfahre. Es wäre ja schließlich wurscht, wenn es auch nur eine wissenschaftliche Hilfskraft-Stelle wäre!

Wien, 6. 11. 1944

Liebe Brunhilde!

Gestern soll wieder einmal die Innenstadt getroffen worden sein. Jedenfalls ging gestern abends, als ich nach Hause fuhr, keine Gürtel-, Zweier- und Ringlinie. Das Fasangassenviertel brennt und viele Stellen mehr. Sie haben diesmal viele Bomben mit Zeitzünder geworfen, und man hörte die Detonationen noch bis in die Nacht hinein. Die Franz-Josefsbahn geht nur ab Heiligenstadt und die Nordbahn ist unterbrochen. An Süd- und Westbahn ist diesmal nichts geschehen. Nur brennt das Magazin am Südtirolerplatz (rechts, wenn man von der Stadt kommt) noch vom Freitag her.

Um 14 Uhr.

Heute war wieder ein längerer Angriff; wo, weiß ich noch nicht. Hier in der Innenstadt ist jedenfalls nichts passiert. Aber gegen Simmering zu brennt's. Sie werfen jetzt jedesmal Brandbomben.

Ich warte täglich auf die Nachricht aus Berlin. Mit Würzburg will ich derweil nichts unternehmen. Ich werde zum Beiß auch einmal persönlich hingehen.

Für Deinen lieben Brief vom 2. 11. 1944 herzlichen Dank! Ich will Dir heute abends darauf antworten. Er hat mir viel gesagt.

Ich versuche schon ein paar Mal, Thea anzurufen, aber das Telefon scheint gesperrt. Die Straßenbahnen stehen auch. Zum „Trost“ hat die WÖK wieder offen, und ich habe eben dort gut gegessen.

Recht herzliche Grüße!

Euer Fritz

Wehrbezirkskommando Wien III Sachgebiet II c Ruf A 2 15 20, Klappe 04	Datum des Poststempels Wien VIII, Pfeilgasse 42
Aufforderung.	
Sie haben sich am <u>7. FEB. 1945</u> um <u>7.30</u> Uhr	
im Musterungslokal, Wien, <u>10. Heebhelpl. / Klute</u>	
zur Musterung (ärztlichen Untersuchung) einzufinden.	
Personaldokumente, Wehrpaß, Arbeitsbuch, ärztliche Gutachten usw. sind mitzubringen.	
<u>Nichterscheinen wird bestraft!</u>	
Diese Aufforderung ist mitzubringen.	
Wehrbezirkskommando Wien III	
Sd 1424 Rebeck-Druck Wien 8., Wickenburggasse 13.	

Im Frühjahr 1945 fahndete das Reich sogar nach Einarmigen, um die „Untermenschen“ aus dem Osten abzuwehren. Mein alter Schwiegervater hat dabei (beim Kampf um Wien) noch einen Schuß ins Knie abbekommen. Ich konnte mich, mit Görings Reichsforschungsrats-Hilfe, nach Westen zu Weib und Kind und in den menschlicheren Machtraum der Amis retirieren.

3. Sonett. (Philosophische Betrachtung).

Wir seh'n durch unsre menschlich-, blaue "Brille"
In allem nur ein menschlich-Unvollkommnes,
Und jedes Ganze bleibt uns ein verschwomm'nes
Gedankenabbild seiner wahren Fülle.

Wir sagen, "Gott" - und denken in der Stille
Uns selber nur in uns als ein Vollkomm'nes -
Und fühlen nicht, wie allseits - Aufgenomm'nes
Mit uns regiert, als wär' es unser Wille.

So glaube ich, daß auch das größte Wissen
Uns nie und nimmer wird vollkommen machen:
Stets flücht'gem Staub nur sind wir, und genießen -

So scheint's - das Leben bloß als kurzes Wachen
Inmitten tiefen Schlafes, denn wir müssen
Zurück zum Staub, sobald die Augen brachen -
6. Mai 1942.

Gereimtes aus
schwerer Zeit
(1942).

Auf dem Hinter-
grundbild ist eine
Aschenhose zu
sehen, aufgenom-
men 1961 bei einer
Forschungsreise im
Sudan.

Unwirkliche Kombination. Forschungsauftrag und Reichsuntergang

Ich hatte ja mein zoologisches Rigorosum (Schlußprüfung) nicht mehr bei meinem „Doktor-Vater“ W. Kühnelt machen können, der bereits am „Atlantik-Wall“ saß und mit auf die befürchtete Invasion der Angloamerikaner wartete. Statt dessen mußte ich bei v.Buddenbrock antreten, bei dem ich mich natürlich blamierte, weil ich nichts über das Innenohr gelernt hatte. Es kann aber doch nicht so arg gewesen sein, sonst hätte er mir wohl kaum noch ein Forschungsstipendium des Reichsforschungsrates beschafft und mich ein Jahr später als Assistent nach Marburg an der Lahn geholt.

Und das erwähnte Stipendium (von je 300,- Reichsmark monatlich) für Studien über die Bedeutung der Bodentiere bei der Humusbildung brachte mir noch einen weiteren entscheidenden Vorteil: Ich konnte es – als die Russen nur noch 200 km vor Wien standen – dazu nutzen, mich zu meiner jungen Familie nach Erlangen abzusetzen, wo mir Jürgen Stammer einen Arbeitsplatz am dortigen Zoologischen Institut angeboten hatte. Während also ringsum „die Welt“ endgültig aus den Fugen geriet, saß ich weiterhin überm Mikroskop und sah den Collembolen bei der Krümelbildung zu. Ganz zum Schluß war es dann auch in Erlangen so ungemütlich, daß ich meine Zuchten und das Mikroskop mit nach Hause nahm und also im Schulhaus von Poppendorf meine Untersuchungen weiterführte. Das führte übrigens noch zu einem kuriosen Zwischenspiel: Eines Tages im beginnenden Frühling 1945, wo schon täglich und nächtlich Flugzeug- und Bombenlärm die Luft erfüllten, wo Tiefflieger auf alles schossen, was sich bewegte, so daß sich meine kleine Schwester Eleonore am Tag ihrer Erstkommunion beim Heimweg von der Kirche ins Gebüsch retten mußte, da kam der Polizist vom Nachbardorf Heroldsbach – das ist jener Ort, der vier Jahre später wegen seiner ominösen „Marienerscheinungen“ viel internationalen Besuch erhalten sollte – zu meinem Vater, dem Lehrer, um ihm zu berichten, daß sich in der Gemarkung von Poppendorf offensichtlich ein Geheimagent herumtreibe, der sich am Fuß von

Bäumen zu schaffen mache, vermutlich um da Sprechfunkgeräte oder dergleichen zu installieren. Der „Fall“ klärte sich schnell: Es handelte sich um mich beim Sammeln von Springschwänzen mit dem Exhaustor.

Wissenschaft blieb bis zum erbitterten Ende ein erstaunliches Reservat gegenseitiger Achtung. Als die Amerikaner schließlich auch nach Poppendorf kamen, mußten wir innerhalb kürzester Zeit das Schulhaus räumen, weil es zu einer Artillerie-Leitstelle für den folgenden nächtlichen Beschuß von Nürnberg umfunktioniert werden sollte (deren verschwenderisch zurückgelassene Verkabelung uns übrigens noch zwei Jahrzehnte lang von allen einschlägigen Beschaffungsnoten befreit hat). Ich führte den jungen Leutnant, der das veranlaßte, in mein Zimmer und zeigte ihm meine Zuchtschalen, Präparate, Protokolle und das Mikroskop. Daraufhin hingte er einen handschriftlichen Erlaß an die Tür und stellte einen Posten davor. Und tatsächlich fand ich drei Tage später meinen ganzen Kram unberührt vor, so daß ich zwei Jahre danach sogar eine entsprechende Publikation über jene „Frontarbeit“ schreiben konnte.

Der junge „Ami“ erwies sich übrigens als gebildeter Ansprechpartner, der auf meine rhetorische Frage, warum er denn nun da in Franken sei, ernsthaft mit der Behauptung antwortete: wären sie nicht hergekommen, dann wäre Hitler jetzt in Amerika. Wieviel so naives Zeug ist da beiderseits in die Welt gebracht worden! Nur einmal habe ich Unruhe im Konvoi der Sieger bemerkt: Als ein Messerschmidt-Düsenjäger am Himmel erschien; ein Hörerlebnis, von dessen zukunftsträchtiger Bedeutung ich damals nichts ahnen konnte. Jedenfalls haben mir die ersten Amerikaner, die ich so kennenlernte, keine schlechten Erinnerungen hinterlassen, außer der, daß mir einer den einzigen Film, den wir von unserer Tochter geknipst hatten, grinsend aus der einfachen Agfabox zog, so daß wir kein Bild von dieser Entwicklungsphase unseres ersten Kindes haben. Übrigens hat die damals gerade knapp einjährige Friederike genau am Tag des amerikanischen Einrollens in Poppendorf ihr erstes artikuliertes Wort gesprochen: Es lautete Auto, Auto und wiederholte sich endlos. Trotzdem ist sie später nicht autogepägt erschienen, im Gegenteil, sie fährt bis heute keines.

Die folgenden Wochen und Monate deckten ringsum viele Charakter-schwächen auf und zu. Die Kirchen waren übervoll; Nächstenliebe wurde aber mehr administriert als praktiziert, vor allem den vielen verzweifelten Flüchtlingen gegenüber. Wehe, wenn einer von denen den Sonntagsgottesdienst schwänzte. Der konnte sehen, wo er die Milch für seine Kinder herbekam. Der Schwarzhandel blühte. Da mein Vater zuvor die Partei im Dorf repräsentiert hatte, mußte er nun den Dienst quittieren, und wir wurden als Schulhausbewohner um- und später ausquartiert. In dieser Zeit des allgemeinen Gedächtnis- und Vertrauensschwundes bewährte sich Brunhilde großartig. Ohne sie wäre meine Mutter zerbrochen, zumal nachdem der Vater zeitweilig in ein amerikanisches Umerziehungslager gekommen war, wo ihm vor allem die letzten Pfunde zwischen Haut und Knochen abhanden kamen.

Meine Zukunft war völlig ungewiß. Ich hatte keine Ahnung von der Welt, außer dem, was aus dem Volksempfänger drang, und das war trostlos genug.

Traumhafter Laufbahnbeginn. Marburg und Mainz

Und dann kam eines Tages die erste Post, ein Kuvert von Prof. Stammer aus Erlangen, in dem eine Adressenliste steckte. Er hatte die Anschriften von Zoologen gesammelt, eine soziale Leistung der besonderen Art, wie sie damals im Meer der schäbigen Ichsüchte doch auch vorgekommen sind. Dieser Liste verdankte ich dann den Beginn meiner eigentlichen wissenschaftlichen Laufbahn; denn im Herbst 1945 kam aus düsterem Himmel das heiterste Papier zu uns nach Poppendorf, das wir je erhalten haben: Eine Karte aus Marburg an der Lahn (datiert vom 10. 11. 1945), auf der mich Wolfgang von Buddenbrock einfach fragte, ob ich nicht zum Wintersemester dorthin als Assistent zu ihm an die Universität kommen könne (siehe Abb. nächste Seite).

Mit der Odyssee im Güterzug am 20. und 21. 11. 1945 von Fürth über Fulda und Hanau nach Marburg begann somit der zweite, sogenannte Nachkriegsabschnitt meines Lebens, eine fatale Fügung des Glücks, von deren Folgen der im ratternden

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY
 MILITÄRREGIERUNG-BEFREIUNG
 MILITARY GOVERNMENT EXEMPTION

KUM 025032 *
L

G. 39 Datum der Ausstellung
 Date issued 29/5/1946 Wird unwirksam am
 Expires on 29/6/1946

Name Friedrich Schaller and Brunhilde Schaller
 Wohnort Fronhausen Anschrift
 Town Address LK Marburg

Ausweiskarte Klasse Reg. Card Nr.
 Identity Card Type No.

Unterschrift des Inhabers
 Signature of Holder *Dr. Friedrich Schaller*

ANWEISUNGEN: Diese Befreiung ist im Namen der Militärregierung ausgestellt worden. Sie ist nicht übertragbar, darf nicht abgeändert oder verächtet werden und ist nur gültig in Verbindung mit der Ausweiskarte des Inhabers. Der Verlust dieser Karte muß der Polizei gemeldet werden. Gefundene oder unwirksam gewordene Karten müssen an die ausstellende Behörde zurückgegeben werden.

INSTRUCTIONS: This exemption is issued by Military Government. It is not transferable, must not be altered or destroyed, and is only valid when used in conjunction with the holder's identity card. The loss of this card must be reported to the police. If found, or on expiration of validity, this card must be returned to the issuing authority.

GRÜNDE, EINZELHEITEN UND ÄMTLICHE UNTERSCHRIFT: Die benannte Person ist, wie unten angegeben, von Beschränkungen betreffend: AUSGANG — REISE — ~~WIRTSCHAFTSBEREICH~~ im ~~SÜDPARTEN~~ befreit. (Nicht zutreffendes ist durchzuziehen).

REASONS, SPECIFICATIONS AND ENDORSEMENTS: The person named herein is granted exemption, only as specified below, from restrictions respecting:
 ← CURFEW — TRAVEL — ~~WIRTSCHAFTSBEREICH~~ — ~~WIRTSCHAFTSBEREICH~~ (delete where not applicable).

EINZELHEITEN DER BEFREIUNG: FRENCH ZONE.
 PARTICULARS OF EXEMPTION:

Permit
 to Mainz and return.
 à Mainz et retour.

GRÜNDE:
 REASONS: As assistant of Professor Buddenbrock, who performs his professional duties the University in Mainz. Pour conduire affaires pour Professeur Buddenbrock.

DATE
 Military Government E.4
 Jose H. C. R. J. Z Rank Capt. Jnf.
Jose H. C. R. J. Z
 Stamp No. O-1284299
 Serial No.
 Acting Public Safety Officer
incl 33



eiskalt-zugigen Waggon hockende Laufbahnaspirant nichts ahnen konnte. Wie es mit ihm in Marburg und dann im Frühjahr 1946 nach Mainz und dort weiterging, wird genauer im Kapitel „Wissenschaftliche Laufbahn“ dargestellt. Hier seien nur die weiteren Lebensgänge und Stationen des rasch reifenden und seiner munter wachsenden Familie skizziert:

In Marburg mußte ich den ersten kalten Nachkriegswinter unter höchst spezifischen Bedingungen überdauern. Ohne Nachschub aus Franken wäre das kaum möglich gewesen, zumindest nicht in der aktiven Form, in der ich den ersten Studenten dort praktische Zoologie nahebringen versuchte. Ich hauste zeitweise im Zoologischen Institut am Ketzertbach auf einer Liege hinter der Wandtafel, zugedeckt mit einem großen schweren Filzvorhang. Da Buddenbrock die unangenehme Gewohnheit hatte, möglichst früh zu lesen, legte ich mich – nach den nötigen Vorbereitungen –

Wichtiges Dokument in Besatzungszeiten, 1946.

Fronhausen d. 10. Nov.
a/kaol Ta. 10.

Lieber Herr Dr. Schaller:

Ich schreibe Postkarte, weil ich hoffe, daß die schnelle (Marburg) geht. Wenn Sie wollen, können Sie im Winter bei mir (warte) kommen. Assistenzarbeit ist frei, Bezahlung brutto 493 RM. Allen längen Zeit kann ich nicht verfügen, weil ich nur vor-
trotzdem weiß für die Semester hier bin.

Wenn Sie überhaupt wollen, rat ich Ihnen sofort
bezugzunehmen; ich bin Montag - Donnerstag = Marburg.
Bringen Sie alle Unterlagen mit: Lebenslauf, Dr. Diplom,
Fragbogen. Letzte können Sie natürlich auch hier ausstellen.
Da Sie mit P 5 kommen, wird die Sache glatt verlaufen.
Ich freue mich, daß ich Ihre Hilfe kann. Freie Arbeit ist
allerdinge garantiert, dort
p. Lamm.

Die erste Postkarte, die mich nach dem Krieg in Poppendorf erreicht hat (Einladung von Prof. Buddenbrock nach Marburg) und die meine wissenschaftliche Laufbahn konkret eröffnete (1945).

Friederike mit vier, das vielbestaunte Ernährungswunder der Essensmarkenepoche.



Kassenzettel		Lfd. Nr. 43
über ausgezahlte Kopfquote an		
Name:	Dr. Friedrich Schaller, Poppendorf	
Wohnort:	Poppendorf, Straße Poppendorf 43	
Haushaltsausweis Nr.:	5294	
Gesamtkopfzahl lt. Haushaltsausweis sämtlicher Haushaltsangehöriger (einschl. Einreicher) Stück:	3	
Gesamtkopfzahl laut Lebensmittelkartekarte - Stück:	3	
Zustehende Gesamtkopfquote	DM 180,-	
Für die Richtigkeit: Lebensmittelkartenstelle		
Zu wurden		DM 180,- eingezahlt
DM 180,- in Empfang genommen		Dr. Schaller
Geprüft und ausgezahlt:		[Signature]

Existentialdokument 1948.



Landesregierung Rheinland-Pfalz
Der Minister für Gesundheit und Wohlfahrt
Abt. IV Landesflüchtlingsamt
Sach-Nr. Sob 2430/488
Osthofen, den 4. November 1948

Einweisungsschein

Einvernehmen mit der Militärregierung wird die Einweisung der
Familie **Dr. Friedrich Schaller geb. 30.8.20 in Gleismuth. 4 Pers.**
nach **M a i n s, Am-Rosengarten 25**
verfügt.

Meldung erfolgt beim Ortsbürgermeister in **M a i n s**
der für die ordnungsmäßige Zuweisung verantwortlich ist.
Einpruch gegen diese Maßnahme kann nicht erhoben werden.
Einweisung gilt nur für die vorgenannte Wohngemeinde.
Der Ortsbürgermeister ist berechtigt, polizeiliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.
Für den Fall, das obiges Quartier bereits belegt, bzw. unzureichend ist, ist der **Ortsbürgermeister** angewiesen, ein anderes Quartier zu belegen und unter Angabe obiger Gesch.-Nr. davon Mitteilung zu machen.
Dieser Schein gilt als polizeilicher Aufweis und ist dem Inhaber zu belassen.

Auf Anordnung der Militärregierung:
Keine deutsche Behörde darf sich dieser Maßnahme widersetzen.

OSTHOFEN
LANDESREGIERUNG RHEINLAND-PFALZ
Abt. IV Landesflüchtlingsamt
Wenden!

dort wieder aufs Ohr und hörte durch das Tafelholz hindurch seinen Ausführungen gemächlich zu. Die Bibliothek in dem großen Haus war mein Lebensmittelpunkt. Die ursprünglich gehegte Hoffnung, mit Buddenbrock zusammen wieder nach Wien zurückkehren zu können, zeigte nur zu deutlich, wie wenig wir von der Welt tatsächlich wußten; denn damals wäre es im weitgehend kommunistisch dominierten Wien undenkbar, ja wohl auch höchst bedenklich gewesen, als geborener „Piefke“ dorthin zurückzukommen. So ergab sich bald, daß mein Chef, der dem zeitweilig abgesetzten Zoologen Alverdes in Marburg nicht im Weg bleiben wollte, dem Ruf der Franzosen nach Mainz folgen werde. Am 15. 6. 1946 war es soweit. Als Begleiter eines ersten Lastwagentransportes querte ich die Behelfsbrücke zwischen Kastell und Mainz und kam durch eine Stadt, die nur aus Schuttbergen zu bestehen schien, den „Uni-Berg“ hinauf zur einigermaßen erhalten gebliebenen Flak-Kaserne, in der der wiedererwachte französische Akkulturationsanspruch für die Rheinlande nun eine (wieder belebte) Universität entstehen lassen wollte. Ich war einer der ersten (sogar im Radio namentlich genannten) Assistenten.

Hier begann nun ein fast gedankenlos lustvolles Improvisieren, Installieren und Initiieren. Alles, was Zoologen brauchen, mußten wir herbeischaffen oder selber basteln. Mit den ersten zehn aus Wetzlar über die Zonengrenze geschmuggelten Leitz-Mikroskopen machten wir einen ersten Kurs für hundert Leute, zehnmal die Woche, wobei die Beschaffung des Protozoen- und anderen Materials eine meiner verantwortungsvollsten Aufgaben war. Seitdem weiß ich, wo man besonders schöne Sonnentierchen findet und wie man eine Paramecienkultur zeitgerecht anlegt. Die Studenten waren ja meine Altersgenossen, meist Kriegsheimkehrer, ausgehungert nach allem, was die Welt an Interessantem und Schönem zu bieten hat. In dieser ersten Phase des kulturmenschlichen Neubeginns hatte ich ein Schlüsselerlebnis, das mein „gesellschaftliches“ Selbstverständnis bis heute dominiert: Während ich im Kursraum über dem Eingangstor des Kasernenblocks, in dem unter anderem auch die Zoologie untergebracht war, „meinen“ Stu-



Ein Zoologe hat's als Vater auch nicht immer leicht, wenn es darum geht, der Tochter (Friederike) Eleganz und Charme einer Ringelnatter nahe zu bringen. Im Labormantel fand er immerhin soviel Vertrauen, daß es zur scheuen Berührung kam.

Unten: 1950 kam Dietlinde, als neue Komponente im Charakterkombinat der Jungfamilie, dazu. Die hatte übrigens keinerlei Berührungsprobleme mit Tieren.

denen gerade die Pantoffeltierchen mit ihren reizvollen Bau- und Bewegungseigenheiten vorführte, trugen unter uns zerlumpte und halbverhungerte deutsche Kriegsgefangene in einfache Bretterkisten gebettete

tote Kameraden zum Tor hinaus. Die Franzosen hatten da noch Tausende Gefangene zurückbehalten, um sie bei Aufräumungs- und Wiederaufbauarbeiten einzusetzen, wozu sie ihnen aber unter barbarischen hygienischen Bedingungen derart wenig zu essen gaben, daß Hunderte an Ruhr erkrankten und starben (ein Vorgehen, das übrigens die Amerikaner in ihren berüchtigten Camps unter freiem Himmel damals ebenfalls noch praktizierten). In den armseligen Bündeln unter mir steckten also meine Altersgenossen, und ich stand heroben, als Universitätsassistent versorgt mit einer Schwerarbeiterzulage, durfte über „nutzlose“ Paramecien dozieren und fand dafür auf meinem Konto bei der Deutschen Bank sogar noch ein schönes regelmäßiges Einkommen.



Johannes Gutenberg, der große Mainzer, hat auf seinem Sockel zwischen Dom und Stadttheater das Inferno der Bombennächte des 2. Weltkriegs überstanden. Ich hätte 1946 nicht geglaubt, daß sich so rasch wieder aus den Schuttbergen um ihn herum bewohnbares Mauerwerk erheben würde. Die kleine, damals barfüßige Dietlinde kannte ihn gut und pflegte zu sagen: „Das ist der Gutenberg, der die Bücher drückt“.

Bis heute, wo ich noch als Emeritus meine beachtliche Apanage auf dem Konto finde, steckt mir die Frage im Hals, woher wohl diese kaum je rational reflektierte Wertung meines sozialen Tuns als nicht primär nutzenorientierter Wissenschaftler kommen mag. Meinen Studenten habe ich sie ein Leben lang ins Gewissen zu impfen versucht, ich fürchte mit wenig Erfolg; denn sie fordern lauter als je kostendeckende Stipendien schon dafür, daß sie sich für später zu erbringende Leistungen erst einmal qualifizieren, und drohen bei Verweigerung dieser Vor-Versorgung sogar mit „Streik“, obwohl sie doch als sprachgebildete Leute wissen sollten, daß sie gar nicht streiken, das heißt eine Leistung verweigern, sondern „nur“ boykottieren, das heißt die Abnahme einer Leistung (= des Lehrangebots) verweigern können.

Blick aus dem Fenster des Zoologischen Institutes der Universität Mainz (1948). Deutlich ist der Stil der Kasernenbauten des 3. Reiches zu erkennen.



W. v. Buddenbrock im Kreise seiner „Institutsfamilie“. Stehend von links nach rechts: R. Faust, R. Braun, der Verfasser; sitzend: Anni Pußwald (Leitgeb), v. Buddenbrock, Ingrid Moller-Racke (Faust). Aufnahme anlässlich des 70. Geburtstages von W. v. Buddenbrock am 25. 3. 1954.



Die erste Zeit in Mainz war ich zusammen mit einer ehemaligen Wiener Studentin, der Südtirolerin Anni Pußwald, am Rosengarten einquartiert, wo Buddenbrock eine Villa von der Besatzungsmacht zugewiesen erhalten hatte. Pußwald war auch Assistentin, machte allerdings zunächst noch ihre Doktor-Arbeit über den Wasserhaushalt der Schnecken als erste Doktorandin der Mainzer Universität. Sie begleitete den Chef oft auf seinen lepidopterologischen Ausflügen und erregte Aufsehen, weil sie zu ihrer ungewöhnlich guten (aus Südtirol stammenden) Kleidung den großen buntgefleckten Raupenklopfschirm trug.



In dieser einigermaßen soliden Baracke am Michelsberg in Mainz wuchs die Jungfamilie des Universitätsassistenten und späteren Dozenten auf; eine Idylle im Grünen mit Garten dahinter, gern besucht von Studenten, die mit selbst „gepflückten“ Blumen kamen, um die Erdbeeren zu pflegen, Dias zu rahmen und zu sehen, belegte Brote zu verzehren und womöglich noch mitzunehmen. Diese „Runde“ trifft sich heute noch, manchmal auch mit mir und denkt an Brunhilde und bescheiden-schöne Zeiten.

Als dann endlich Brunhilde und Friederike aus der amerikanischen Zone nachkommen durften, hausten wir zu fünft in dem schönen Haus, und Brunhilde versuchte sich als Hausfrau und Hungerköchin. Schlimm war der zweite eisige Nachkriegswinter ohne Brennmaterial. Auf das seltene Schauspiel des total zugefrorenen Rheins hätten wir da gern verzichtet. Im Institut froren die Frösche und Ratten in den Präparierbecken fest. Umso schöner waren dann die Frühlings- und Sommerwochen mit den Exkursionen im Rheingau und Hunsrück, zum Kühkopf bei Worms und an die Nahe. Ich verdiente gutes Zusatzgeld durch Paukurse für die vielen Medizinstudenten. Von 1950 an öffnete sich – bürokratisch mühsam zwar, aber unaufhaltsam – das Tor in die weitere Welt. Es gab Pässe und Visa für Exkursionen nach Frankreich. 1951 folgte die erste Reise nach Italien bis Paestum, und 1952 schon konnte ich einen längeren Arbeitsaufenthalt am Aquarium in Neapel nehmen, zusammen mit Brunhilde und der Doktorandin Ingrid Moller-Racke. Was waren das für prägende Erlebnisse und Eindrücke im klassischen Reiseland ohne allen Tourismus. Natürlich nutzten wir die neugewonnene Freiheit zu intensiven Kulturerkundungen bis zu den griechischen Tempeln in Sizilien und durch alle großen Museen Italiens. Nach Helgoland (1943), Sylt (1948) und Banyuls sur mer (1950 und 1953) gehörte nun auch die marine Tierwelt neben der terrestrischen zum festen

Fundus meiner zoologischen Formenkenntnisse.

Vom Rosengarten sind wir dann (als Buddenbrocks Familie nach Mainz nachkam) in zwei Dachkammern über dem Institut in der Universität umgezogen, wo wir vier Jahre beengt, aber ungestört unser bescheidenes Familiendasein weiterentwickeln konnten, vom März 1950 an bereits zu viert. Hier konnte ich meine notorische Nachtaktivität besser in den Arbeitsrhythmus des Instituts (der ja durch Buddenbrocks Frühaufsteherei geprägt war) einpassen, indem ich morgens schnell in mein Arbeitszimmer hinunterschlüpfte, dort sichtbare Arbeitsspuren legte und offene Türen hinterließ, ehe ich dann einen Stock höher Toilette machte und frühstückte. Der Schaller war somit öfter morgens im Institutslabor nicht auffindbar, obwohl er doch sichtlich schon da sein mußte.

Noch eine amüsante Episode gibt's aus unserer zoologischen Dachkammerzeit zu berichten: Es war im Winter, und Professor Wilhelm Ludwig hatte für unseren Physiologischen Kurs aus Heidelberg ein Marmeladeglas voll lebender Schmeißfliegen mitgebracht. Er und einige andere Mitarbeiter kamen zu uns herauf, um einen Tee zu trinken. Es war bitterkalt. Auch die Fliegen lagen erstarrt im Glas, und Brunhilde übernahm ihre Pflege, indem sie ihnen etwas frisches Hackfleisch ins Glas tat und dieses dann zum Aufwärmen auf die Heizung stellte. Im Eifer unserer lockeren Gespräche –

wie üblich über Gott und die Welt – vergaß sie aber die armen Viecher, und als sie sich ihrer wieder annahm, lagen sie alle hitzetot neben und auf dem Hackfleisch. Sie ließ das Glas erst heimlich auskühlen und brachte es dann mit Unschuldsmiene an den Tisch. Die ganze Runde hatte sofort eine Erklärung für das mörderische Ereignis, denn kurze Zeit zuvor war in deutschen Metzgereien der „Nitritskandal“ aufgedeckt worden, bei dem es darum ging, daß vor allem Hackfleisch (Faschiertes) durch Zusatz von Nitrit schön rosig frisch gehalten worden war. Dieses Salz hat aber im menschlichen Essen sehr bedenkliche, gelegentlich sogar mortale Folgen. Nun ereiferte sich die Zoologenrunde in entsprechenden wilden Vermutungen und Schlußfolgerungen. Einer der Kollegen meinte gar, gelesen zu haben, daß man zum Nachweis des verbotenen Zusatzes von Ni-

trit speziell Fliegen mit solcherart kontaminiertem Fleisch fütterte. Der Ausfall des Fliegenversuchs im nächsten Praktikum bekam damit sogar noch didaktischen Wert, und meine Frau konnte die Affäre fast ohne Schuldgefühle verdrängen.

Als danach meine Schwester Thea davon hörte, wie wir gerade Faschiertes aßen, sagte sie spontan in klassischem Oberfränkisch: „Jösses na, hoffentlich sind das nicht a Todeslabla“. Dieser Begriff geistert noch heute durch die Familien unserer Kinder.

Witzige Zeitgenossen haben übrigens damals statt Nitrit gern Nitribit gesagt in Anspielung auf den rätselhaften Mord an der Frankfurter Nobelhure dieses Namens. Auch derartiges haben ja wir aufstrebenden Zeitgenossen jener Epoche als Indiz zunehmenden Wohlstands empfunden.

Der folgende Brief vom Feldberg im Schwarzwald verrät, daß ich die später perfektionierte Doppelstrategie der Raum- und Zeitznutzung bei Vortragsreisen und Kongressen früh angefangen habe. Sie bestand im wesentlichen darin, daß ich mich erst demonstrativ sicht- und hörbar um meine raum-zeitliche Präsenz bemühte, um dann unauffällig zwischendurch oder vor dem Ende das jeweilige Kultur- oder Gipfelangebot der Umgebung nutzen zu können.

So habe ich später im Rahmen der DZG-Tagung in Graz (1958) nicht nur einen Abendvortrag über die Lebensräume Perus gehalten, sondern auch (mit Brunhilde) das noch verschneite Gipfelplateau des Toten Gebirges gequert. Oder die Heidelberger Tagung des VDB konnte ich sogar als deren Präsident unauffällig verlassen, um zum Eishockey-Weltmeisterschaftsspiel Sowietunion-Tschechoslowakei nach Wien zurecht zu kommen (1968).

Die schönste derartige Doppelnutzung glückte uns beim Internationalen Entomologen-Kongreß in Kyoto, in den wir den Fudschijama (leider bei Regen) „einbauen“ konnten (1980).

Liebe Bräun!
Geldberg, 4.6.52
Heute früh bin ich dem Kongress aufgeschlossen in die Frühlandrologie übergegangen. Hi ist
ein Draußenland von Kiefernarten aus mitten durch den unwirtlichen Wald
hin aufsteig, da kam eine Wildraufamilie mit 9 kleinen Kindern kaum
30 m vor mir über den Tag. Die gestreiften Ferkelchen quiechten
in Kügelchen sich durcheinander, indes die beiden Eltern möglichst
nach aber doch im laublosen Lauf, die Lüftung vorneweg überspran-
gen. Sie knurrten dabei vor sich hin, wie es zufriedene Hauskathene
auch tun. Neben den süßgekauerten neuen Lehrfilmen über Fuchs
in Lühörchen war dies das eindrucksvollste Erlebnis des „Kongresses“,
für mich. Gestern war ich von früh 9 bis Markt 11^u fleißig
bei den Vorträgen. Lorenz war bes. eindrucksvoll. Bei den Kurzvorträgen
kam ich ohne Überstreitung behaupten, dass meiner als letzter am meisten
Beifall erhielt. 2 x wurde während des Vortrags schon geklatscht. Ber-
tern Böhmers Entscheidung machte Eindruck. Auch der alte Köhler
war sehr zufrieden.
Doch ich wollte dir ja vor heute erzählen. Vom Draußenland, der
nicht heißt, bin ich nachmittags bis zur Todknauer Hütte herübergegan-
gen. Im Walde waren 1000 Stimmen laut in, doch war eine herrliche Stille.
Leider gibt dies jetzt nicht für die Hütte, die halb voll Granrosen ist.
Der Geldbergstamm ist auch noch unzugänglich. Dahinter, in der steilen
Nordflanke des Schwarzwaldmonarchen, liegt noch ein mächtiger Farn-
hölz. Ich bin dann zum Bismarckdenkmal am Seebrühl Lünz-
graben in, dort habe ich sehen müssen, dass wir heimereis mit Ena
eigentlich den Mönchen Ficht im Schwarzwald gar nicht getroffen haben,
nämlich den Ficht Linnabla auf den Kreiständen, tiefstümmen Geld-
see. Er ist teils von steilen Geldwänden, teils von düstern Ficht-
wald umstanden, ähnlich dem Lünzer Obersee, aber kreisförmig.
Draußen, von heller-grünen Bierenflecken umgeben, steht mit
stumpfen Bleiglantz noch ein Stück der Titisee's herauf. - Der

Mönche, weil charakvollste Berg in der blauen Lände ist
zweifelsohne der Zehon. Die übrigen stehen sich gegenseitig so im
Wege, daß keiner recht zur Geltung kommt, außer vielleicht der
vorgesessene Kandel. Auf den wollte ich eigentlich übermorgen,
aber ich glaube, ich laße es ü. fahre dort morgen brav mit nach
Käure. Ich habe schon wieder genug vom Alleinsein. Mit dir zusam-
men wäre es noch lange schön. Es ist merkwürdig, daß man immerlich
näherstehende Menschen gar nicht separat rechnet, sondern sie einfach
in die Umwelt, in jede beliebige einbaut, daß sie eben überwipst
bleiben. Dies ist vielleicht ein Grund für die merkwürdige Nahtätig-
keit, mit der man gerade seine liebsten Mitmenschen behandelt.
Sie sind eben die liebsten in ^{ih} überarbeiten als solche immer wieder, wenn
sie es gerne einmal „marken“ möchten.

In Freiburg habe ich übrigens die 2 Nächte immer noch fernschlafen bei einem
Physiker in einem ganz ähnlichen Häuschen wie dem anderen. -
Von Wien waren Marinelli u. Avenger da, aus Innsbruck Janetzki. Näherbe-
kannt geworden bin ich noch mit Fichtgraaf, den ich übrigens heute zur
mit Christin auf dem Gränisland getroffen habe; sie hatten sich
mit Hilfe der Seilbahn auch „losgelöst“.

Nimm werde ich noch dem Frierlein schreiben ü. dann geht's ins Bett,
auf das ich mich nicht wenig freue. Gute Nacht! Kommt du allein auch
so leicht einschlafen?

Ich sitze bereits am Bahnhof, es ist $\frac{3}{2}$ 11^h nachts.

5.6.52

In 5 Minuten bin ich schon wieder bei dir im Bett, was doch der Mönche
ist. Du schläfst schon ü. denkt gewiß nicht an mich. - Bitti!



Reise nach Neapel – Sizilien,
1952: am Krater des Ätna.
Foto: Ingrid Moller-Racke

Stoizer Vater, 1954. Der sogenannte Stammhalter bekam den Namen Wolfgang. Er war bei seiner Ankunft 3 Wochen überfällig und beachtlich turgeszent. Als erstes mußten ihm die Fingernägel geschnitten werden. Seine Schwestern beneideten ihn später wegen der lockigen Haare sehr.



Kindergedicht
aus den 50er Jahren (Auszug)

...

Das Kindlein schläft im Korn; das hat ein fetter Schneck gerochen,
gleich kommt er rutsch-ratsch hergekrochen,
und stößt's mit seinem Horn, das Kindlein in dem Korn.

Das Kindlein schläft am Bach; da läuft ein dummes Schaf vorbei
und macht ein groß' Mähmäh-Geschrei;
Da wird es wieder wach, das Kindlein an dem Bach.

Das Kindlein schläft im Gras; da kommt ein frecher Has' gesprungen
und schleckt mit seiner nassen Zungen schlick-schlack ihm an der Nas', dem
Kindlein in dem Gras.

...

Mutter und Sohn, 1953. Nach der Skidurchquerung der Öztaler Alpen und wenige Wochen vor der Ersteigung des Mont Blanc macht sich die Mutter einmal keine Sorgen um den risikofreudigen Sohn, der sein bißchen überschüssiges Geld nicht in Papieren oder Immobilien, sondern in Fahrkarten und Filmen anlegt.

Wunscherfüllungen. Akropolis 1955

Die äußeren Lebensumstände wurden jedenfalls – vor allem nach der Währungsreform – zusehends besser. Brunhilde machte 1952 den Führerschein, und wir begannen auf ein Auto zu sparen. Da las ich Anfang 1955 in der Zeitung, daß der sogenannte Orientexpress demnächst wieder von Paris über Mainz und Belgrad nach Athen fahren werde, und in meinem Kopf tauchte die Vision von einem Gang über die Akropolis auf. Da waren alle Sparpläne vergessen, und einhellig beschlossen wir, die 500 DM in zwei Rückfahrkarten nach Athen zu investieren. Der Schalterbeamte bei der Deutschen Bank warnte mich dringend vor dem, wie er meinte, unüberlegten

Schritt, der uns im geplanten Autokauf um Jahre hinter die ganze aufsteigende Konkurrenz zurückwerfen werde. Der schlichte Mann konnte freilich nicht wissen, was uns die Akropolis 1955 (!) wert war verglichen mit einem Allerweltsding, das doch bald Hinz und Kunz vor der Tür stehen haben würden und das zudem wertvollstes künftiges Freizeitgeld fräße. Auch von heute her gesehen bleibe ich bei meiner damaligen Wertung: Die Tage in Griechenland und auf Kreta, die Stunden auf der Akropolis, wo wir buchstäblich die einzigen waren (zusammen mit Detlef Bückmann, dem damaligen Mainzer Studenten und heutigen Zoologieprofessor in Ulm), sind unvergleichlich viel unvergeßlicher geblieben als jede denkbare Blechkiste zu jener Zeit. In der Tat hat es dann noch bis 1961 gedauert, bis wir uns endlich den ersten gebrauchten VW-Bus leisteten (den ersten von fünf weiteren).

Nachzutragen ist hier noch unser erster Nachkriegsbesuch in Österreich und Wien vom 14. 9. bis 12. 10. 1950. Er war nur möglich, weil Brunhilde ihr österreichisches Heimatrecht in Anspruch nahm und weil ihre Mutter, die als Baltendeutsche fließend Russisch konnte, unseren Übergang vom „Westen“ in den „Osten“ bei den Russen an der Brücke zwischen Linz und Urfahr „regelte“. Recht schweren Herzens sind wir da in Salzburg und Kärnten, auf der Saualm, auf dem Hafner, in Linz und St. Florian und vor allem in Wien und Langenlois unterwegs gewesen, ungemein viel Schönes und Reizvolles genießend, aber auch so manches Bedrückende beobachtend und erfahrend. Letzten Endes mußten wir mit der Einsicht nach Hause kehren, daß sich da in Österreich ein neuer effizienter Nationalismus aufgetan hatte, der sich mit unserem Lebensgefühl nicht vereinbaren ließ. Trotzdem blieb eine Sehnsucht zurück, deren spätere Erfüllung mit zu den großen Wundern unseres geglückten Lebens zählen sollte. Von 1951 an zählten dann die jährlichen meist alpinistisch motivierten Österreichfahrten zu den Routineangelegenheiten unserer Lebensgestaltung (was vor allem im Kapitel über die alpinistische Laufbahn nachzulesen ist).

Schon in den frühen 50er Jahren ließen sich mit dem 12- und 15 DIN-Agfa-Filmmaterial optimale Farbaufnahmen machen, wie dieses Durchblicksbild von der Festung Palamidi über Nauplion zeigt.

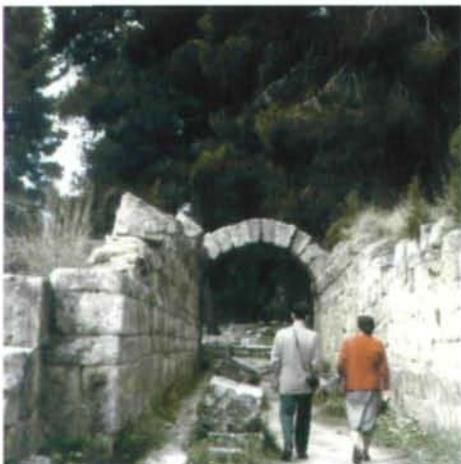




Mainzer Zoologie-Dozent allein auf der Akropolis (1955).



Junges Ehepaar, 1955 exklusiv in Olympia.



Kreta: Einmarsch in die Kampf- und Weihstätte ohne Gedränge.



Postkarte an Prof. Buddenbrock in Mainz.

Sprung in die Welt. Peru 1956/57

Inzwischen hatte sich meine Position als Oberassistent und Dozent mit zunehmender Schülerzahl an der Mainzer Universität so gefestigt, daß ich an die Realisierung eines Planes gehen konnte, der noch fünf Jahre zuvor völlig utopisch erschienen wäre. Ich wollte in die Tropen, und zwar womöglich dort, wo es möglich war, vom Regenwald bis ins ewige Eis hinaufzukommen. Dafür bot sich Peru an, zumal dort mit dem Ehepaar Koepcke ein erfahrenes deutsches Forscherduo saß, dessen Domizil in Lima-Miraflores sich über Meyer-Abichs Alexander von Humboldt-Stiftung als idealer Stützpunkt anbot. Die neotropische Bodentierwelt war zudem noch so wenig erforscht, daß ein entsprechender Antrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Bad Godesberg gute Aussicht auf Erfolg haben mußte. Kurz, am 1. 9. 1956 saß ich tatsächlich in Hamburg auf dem Hapag-Frachtschiff „Stuttgart“, das mich in vierwöchiger Fahrt nach Callao bringen sollte zu einem fünfmonatigen Forschungsaufenthalt in allen Lebensräumen Perus. Diese erste große (boden-)zoologische Reise, die ich zusammen mit meinem frisch promovierten Schüler Karlheinz Schömann machte, ist – obwohl ihr viele weitere folgen sollten – meine eindrucksvollsten und ergebnisreichsten geblieben. Und sie brachte mir die erste Berührung mit dem Amazonasgebiet (um Iquitos), also den Anstoß zu allen meinen späteren Forschungsfahrten in die Neotropis.

Der Flug dorthin, also von Lima nach Iquitos am 20. 10. 1956, ist übrigens mein erster Flug überhaupt gewesen und stellte gleich meinen Existentialoptimismus auf eine entscheidende Probe. Genußvoll saß ich in der viermotorigen DC-Maschine und probierte gerade meine Höhenfestigkeit aus, indem ich das Sauerstoffschlauchlein aus dem Mund nahm, das hier über 5000 Meter nötig war, weil es keine Druckkabine gab. Wir mußten aber schon an die 7000 Meter hoch sein, denn tief unten waren Gletscher zu sehen. Da fiel mir auf, daß diese ihre Position ungewöhnlich rasch veränderten, so als ob das Flugzeug eine Wendung machte, die aber nicht im vorgegebenen NO-Kurs begründet sein konnte. Tatsächlich, wir kehrten offensichtlich einfach um,

und bald sah ich auch den Grund: Das Gehäuse des rechten Innenmotors war von Ölschlieren überzogen und der Propeller stand. Eine Stunde später landeten wir in Lima und erst vier Stunden danach starteten wir erneut, diesmal definitiv erfolgreich. Das gestochen scharfe Foto von der stehenden Latte hoch über unwirtlichen Andengipfeln hat schon oft die Frage ausgelöst: Wie haben Sie denn das belichtet? Und meine übliche Antwort lautet: Mit einer millionstel Sekunde.



Wir waren dann gerade in den Anden am Titicacasee unterwegs, da kam die Nachricht vom Ungarnaufstand, und es sah einige Zeit lang ganz so aus, als sollte sich unsere Heimkehr in einer weiteren Weltkatastrophe zum Ungewissen verzögern. Unter der Voraussetzung, daß Weib und Kind am Rhein ungefährdet blieben, fand ich den Gedanken zwar traurig, aber doch nicht niederschmetternd; denn die Vorstellung, gerade hier in der herrlich einsamen Puna „hängenzubleiben“, hatte auch etwas Reizvolles für mich. Ich fühlte mich da in 4000 Meter Höhe wohl wie ein alter Indio. Das Leben in der Hacienda Checayani, wo wir Gast von Professor Hernando de Macedo, dem bekannten Museumsdirektor von Lima-Miraflores und Zoologieprofessor der San Marco-Universität in Lima, waren, war ganz nach meinem Geschmack, karg aber frei, gewürzt mit Ausflügen zu Pferd und an den Abenden mit einem Gläschen Rotwein aus Pisco. Meine Liebe zu den andinen Landschaften und Menschen steigerte sich

noch durch die anschließenden Arbeitsaufenthalte in Cuzco und Arequipa; denn da kam der Reiz einer großen, ganz autochthonen Kultur dazu.

Zwischen den Arbeitsaufenthalten in den verschiedenen Provinzen Perus fanden wir jeweils Unterkunft und Beratung im schönen Haus der Familie Koepcke in Lima-Miraflores, das zugleich als „Casa Humboldt“ der gleichnamigen Humboldtstiftung auch als Unterkunft für Gastforscher gedacht war. Zu Neujahr 1956/57 war dieses Domizil besonders wertvoll für mich, denn ich hatte mir zuvor in der seit Alexander von Humboldt bekannten Höhle von Lechuzas bei Tingo Maria, in der die berühmten Guacharos (Fettvögel der Gattung *Steatornis*) hausen, das nicht weniger berühmte bzw. berüchtigte Zeckenfieber geholt und mußte einige Tage mit ziemlichen Schmerzen das Bett hüten. Sonst genossen wir die Ruhe im Haus und das gemütliche Familienleben der Koepckes, wobei uns die kleine, damals wohl gerade zweijährige Juliane besonderen Spaß machte. Sie sollte ja dreizehn Jahre später weltbekannt werden, weil sie als einzige einen Flugzeugabsturz im Urwald überlebte und sich in bewundernswerter Weise allein zur Zivilisation durchzuschlagen verstand.

Entspannung von Küstenwüste, Puna, Nebel- und Regenwald fanden wir zudem bei gutem Essen im Deutschen Klub von Lima. Dort stand auch eine Tischtennisplatte, an der wir erbitterte Kämpfe austrugen. Im Tagebuch sind mehrfach Serien von negativen und positiven Dreisatzspielen vermerkt. Übrigens haben wir den schweißtreibenden Sport auch in Iquitos, Tingo Maria und Cuzco getrieben.

Ein letzter Ausflug in Peru führte übrigens noch ins Regenwaldgebiet am Madre de Dios hinunter und war mit besonders pikanten Eindrücken gewürzt. Schon der Flug von Cuzco nach Puerto Maldonado in einer klapprigen DC-3, in der wir an der Bordwand angeschnallt saßen mit dem Blick auf einen in der Mitte der Kabine frei aufgeschütteten Haufen von Zwiebeln, brachte während eines Gewitters das unikate Erlebnis einer Dusche im Flug, weil die Türen nicht mehr fest schlossen. Dann bestiegen wir das einzige Motorfahrzeug am Ort, einen Jeep, an dem weder Bremse noch Kuppelung funktionierten und in unregelmäßigen

Abständen auch die Zündung ausfiel. Er mußte im fixierten zweiten Gang angeschoben werden. So tuckerten wir in einem tief ausgefahrenen Waldweg eine Anhöhe hinauf, da setzte die Zündung aus und das Gefährt begann schneller werdend zurück zu rollen, vom Fahrer mit artistischen Lenkmanövern schlingend in der Spur gehalten. Doktor Schömann und unser junger peruanischer Begleiter, der hinten neben mir saß, sprangen ab. Letzterer rief dabei: Ich habe fünf Kinder! Worauf ich meinte, ich hätte nur drei, und sitzen blieb. Der Karren stürzte tatsächlich nicht um, konnte drunten sogar wieder in Gang gebracht werden und gefährdete bei der Rückkehr ins Dorf lediglich Hunde, Hühner und Kinder, die aber durch viel Hupen immer noch rechtzeitig gewarnt werden konnten. Am Abend des ereignisreichen Tages hatte ich dann in der Dusche von Dona Maria noch das schreckhafte Erlebnis eines Erdbebens. Ich stand auf einem glitschigen Holzrost, der von einer ebensolchen Bretterwand umgeben war, und kippte gerade mit Hilfe eines Strickes die darüber in einer Astgabel sinnreich um eine Querachse drehbar aufgehängte Regentonnen, um in den Genuß des Badewassers zu kommen, als plötzlich der Boden unter mir heftig zu zittern und zu wanken begann. Ich sprang schnell zur Seite, um nicht womöglich Opfer der abstürzenden Tonne zu werden. Da hörte das Geplätscher auf und ich vernahm deutlich nahes Schweinegrunzen. Ein Blick durch den Rost brachte gleich die kausalanalytische Klärung des tektonischen Phänomens: Unter mir rieben sich im „Regen“ mehrere Schweine genüßlich die schwarzborstigen Buckel am wackeligen Badepodest. Auch die Rückfahrt von diesem Ausflug brachte uns noch ein besonderes Erlebnis. Wir machten sie von Quinzemil mit einem Lastwagen in unzähligen Kurven auf 4500 Meter hinauf über die Cordillera de Carabaya. Kurz unterhalb des höchsten Punktes (am Huallahualla-Paß) wurde ein Reifen platt, und mangels eines Ersatzreifens mußte der Schlauch an Ort und Stelle geflickt werden. Stunden später kam das unvergeßliche Abschlußzeremoniell der Prozedur: Das buchstäblich atemberaubende Aufpumpen, verglichen damit wohl jeder antike Galeerensklaven-Stress nur wie ein besseres Konditionstraining gewirkt haben mußte.



Mit solchen stark überladenen und kaum je gewarteten Kartoffeltransportern überquerten wir damals die Anden.

Ich liege auf meiner Pritsche in dem kleinen Motorboot „Orellana“, das uns seit heute früh acht Uhr stromaufwärts trägt. Die starke Maschine bringt uns relativ rasch gegen den Strom voran. Wir nehmen immer die kürzesten Flußarme, deren Ufer beiderseits noch recht dicht bewohnt sind. Alle paar hundert Meter führt eine in das steile Ufer gegrabene Lehmterrasse zu einer auf Pfählen stehenden Hütte hinauf, die meist von einer kleinen Bananenpflanzung umgeben ist.

Am Wasser herunten sitzen oft Frauen in Kähnen oder Einbäumen und waschen. Gelegentlich stehen schwarzsträhnige, braune Indianerkinder dabei und gucken neugierig unserem Boot nach. Der Strom ist gelb und eingesäumt von gelbgrauen steilen Lehmwänden, die zwischen vier und fünfzehn Meter hoch sind. Dahinter steht der Wald, aus dem die weißen Stämme der großen Bäume hervorleuchten und hervorragen. Es ist sonnig und heiß. Aber durch die offenen Fenster zieht der kühlende Fahrtwind.

Es ist recht eng hier. Auf wenigen Quadratmetern drängen sich mehrere Tonnen mit Brennstoff, der Motor, viel Gepäck, wir zwei und vier Mann Besatzung zusammen (ein Steuermann, ein Maschinist, Koch und Junge). Der Koch wirkt recht eifrig an seinem Kohlenherd. Früh hat er uns einen guten Kaffee gemacht. Nun wird es gleich das Mittagessen geben: Reis, Fleisch, Zwiebeln und Bananen. Letztere ißt man wie Kartoffeln; denn so schmeckt die Sorte hier auch. Dazu gibt es frischen Ananassaft zu trinken. Das Essen war vorzüglich, wenn es auch unter primitivsten Bedingungen zubereitet und an einem winzigen Klappentisch neben Herd, Öltonnen und Motor gereicht war. – Trotz aller Enge: ein richtiges Clo ist doch an Bord. Eben (um 14 Uhr) gibt es ein kräftiges Gewitter und es regnet schön kühl. Das Wasser des weiten Strombettes, in dem wir jetzt fahren, hat sogar kleine Schaumkronen, und das Boot schwankt.

1. 11. 1956; acht Uhr: Die Nacht auf Allerheiligen war eine der schwülsten, die ich je „geschlafen“ habe. Abends sechs Uhr legten wir etwa 40 km unterhalb des Zusammenflusses von Marañón und Ucayali beim Ort Puritania an. Gleich wurden alle Fenster geschlossen, denn die „sanguros“, die „Blutigen“ (Mosquitos), waren erwacht. Sie haben die halbe Nacht am Mückennetz neben meinem Gesicht gesummt und gesungen. Nun am Morgen um fünf Uhr, als zur Weiterfahrt die Bude wieder geöffnet wurde, stürzte sich das Häuflein der ganz unentwegten unter ihnen herein, um sich Genugtuung für die erzwungene nächtliche Abstinenz zu verschaffen. In harten Kämpfen haben wir sie erledigt und den Rest in die Flucht über das weite, fahl glänzende Wasser des Amazonas hin geschlagen. Dann folgte die Verbeugung vor der Zivilisation in Form einer sauberen Rasur und Waschprozedur und schließlich das wohlverdiente Frühstück zusammen mit dem Bootsführer. Die drei anderen müssen immer warten, bis wir fertig sind, weil der Platz nicht reicht. –

Bald werden wir den Amazonas verlassen und in den Marañón einbiegen. Der Fluß ist hier augenblicklich ca. 1,5 km breit. Wir fahren meist am linken Ufer, also von uns aus gesehen auf der rechten Seite. Oft ragen große Baumstämme aus dem Wasser, die von den unterwaschenen Uferwänden herabgestürzt sind. Die Besiedlung ist hier weniger dicht. – Es ist schön kühl (24°C), graue Wolken hängen tief, verschiedentlich bedecken sie als Nebelschwaden die höchsten Urwaldbäume. Oft kommen wir an großen Inseln vorbei, die mit 4-5 m hohen Schilfgewächsen bedeckt sind. Ihr Ufer ist oft etwas flacher, und dort bauen die Eingeborenen in der „Trockenzeit“ direkt am Wasser im Schlamm Bohnen an, die in zwei Monaten reifen. Bohnen, Bananen, Yucca und Reis sind die Hauptnahrungsmittel. Kartoffeln gedeihen hier nicht. Aber richtige „Äcker“ wie bei uns gibt es nirgends zu sehen. Der Urwald wird lediglich grob gerodet, abgebrannt und dazwischen dann gepflanzt, bis der humusarme Boden „ermüdet“ ist, was nach wenigen Jahren der Fall ist. Nur auf den immer wieder überschwemmten Inseln gibt es fruchtbare Böden, aber niemand bebaut sie intensiv. Da wäre aber mit modernen Mitteln schon was zu machen. Die „Hauptschwierigkeit“ ist, daß die Eingeborenen mit dem zufrieden sind, was sie (seit Jahrhunderten) haben. Warum sollten sie aber auch mehr arbeiten und mehr anbauen, wo hier doch nichts rentabel exportiert werden kann? Ich finde ihr Leben in ihren luftigen, Palmwedel-gedeckten Bambushütten beneidenswert – sofern sie natürlich nicht schon von der modernen Gier nach „gesteigertem Lebensstandard“ angekränkelt sind. Manche haben in ihren Booten schon starke Motoren eingebaut, die Weiber tragen alle bunte „Fähnchen“ und auch die Kin-

der gehen kaum nackt. Aber man sieht doch noch häufig das schöne Urbild der Arbeitsgemeinschaft der Amazonasfamilie: Den Einbaum, in dem vorne mit dem breiten Paddel der Mann sitzt, hinter ihm die kleine, kräftige Frau, die ebenfalls paddelt, und dahinter das Palmdach, unter dem oft Kinder hervorlugen und das die Bananenladung oder sonst was vor Sonne und Regen schützt. So fahren die schlanken Boote wenige Meter vom Ufer entfernt im Gebiet der schwächsten Strömung stromauf, oder sie schießen mehr in der Mitte mit dem stärksten Strom hinab. Die Familie ist da offenbar noch die ideale Arbeitsgemeinschaft von Mann und Frau, freilich dürfte häufig die Frau die strenger arbeitende sein.

Gegen neun Uhr etwa haben wir den Amazonas verlassen und fahren nun auf dem Marañón. Den Zusammenfluß von Marañón und Ucayali hätten wir wohl kaum erkannt, wenn uns die Mannschaft nicht darauf aufmerksam gemacht hätte. Es ist ja alles so weit und flach und grün! Und das Wasser teilt sich zu oft in breite Arme. Um zehn Uhr haben wir in Nauta, einem größeren Ort am Marañón kurz angehalten und ein Ölfaß ausgeladen. Die Jugend des Ortes tummelte sich gerade auf dem lehmigen Basketballplatz und übte sich im Korbschießen. Schömann war gar nicht damit zufrieden.

17 Uhr: Heute werden wir wohl fast bis zur Mündung des Tigre kommen, wo der Ort San Antonio liegt. Mittags war es sehr heiß. Nun kühlt es schön ab. Die Ufer sind nach wie vor stark besiedelt; der Urwald ist am Rande des Stromes beiderseits etwa zwei- bis dreihundert Meter tief gelichtet. An manchen Stellen aber reichen die mit Lianen überwucherten und mit Epiphyten bedeckten weißstämmigen Bäume bis ans Wasser. Dort herrscht reiches Schmetterlingsleben. Oft sitzen sie zu hunderten beisammen. Einmal haben wir gehalten und Schömann hat ein Netz voll davon geholt. Es waren wohl an die fünfzig Stück drin, prächtige gelb-orangerote Weißlinge, mehrere Arten. Oft fliegen einzelne zum Boot herüber und lassen sich darauf nieder. – Jetzt am Abend sammeln sich auch wieder die Vögel in einzelnen Bäumen. Vorhin habe ich mehrere große, grüne Papageien gesehen, die mit ihren dicken Schnäbeln an einem fast kahlen Baum herumturnten. Leider hört man wegen des Motorenlärms nicht ihr Geschrei. – Schnell senkt sich die Nacht herab und eben legen wir auch bei einem Haus an. Ich will noch schnell ein wenig an Land gehen.

Freitag, 2. 11. 1956. Guten Morgen! Heute nacht habe ich recht gut geschlafen, wenn die Mücken auch recht böse waren und ein kühles Lüfterl durchs Fenster zog. Es hat fast die ganze Nacht geregnet. Jetzt am Morgen acht Uhr ist es gut frisch (24°C). Ich habe ein sehr angenehmes Bad genommen, d.h. Herr Schömann hat mir einfach auf dem Hinterende des fahrenden Bootes einige Eimer Marañón-Wasser über den Buckel gegossen. Das Wasser hat 25,8°C. Schließlich haben wir gut gefrühstückt, u.a. je ein Ei; die haben wir gestern abends von einer Bäuerin geschenkt bekommen, der wir etwas Medizin für einen Jungen gegeben hatten, der ein entzündetes Bein hatte. Bei jener Hütte haben wir die Nacht über gelegen. Eine Menge kleiner schwarzer Schweine wühlten dort herum und mehrere der typischen hell rostbraunen bis gelbweiß-gefleckten Hunde (vergl. die von Sizilien!) kläfften uns an. Sogar eine Milchkuh gab es. Und dann Kinder die Menge. Leider aber auch Mosquitos, so daß wir uns sehr bald wieder ins Boot flüchteten, wo wir unsere Räucherpfanne anzündeten. Da die Mannschaft aber noch mehrmals die Fenster öffnen mußte, um das im Boden des Bootes angesammelte Wasser hinauszuschütten, kamen doch wieder einige der Biester herein.

Um sieben Uhr haben wir eben die Mündung des Rio Tigre passiert. Dort wird mitten im Wasser von zwei Schiffen aus nach Öl gebohrt. Sonst sieht das Land, d.h. die Ufer, aus wie bisher. Weißstämmiger (wohl meist sekundärer) Urwald, dazwischen viele Hütten, meist einzeln stehend hinter Bambusgebüsch oder in Bananenstauden versteckt. Auf dem gelben Fluß ist kaum Leben. Vor allem fehlen praktisch jegliche größere fischende Vögel, wie Reiher, Störche, Pelikane, Kormorane etc. Ich kann mir das nur so erklären, daß sie hier im oberen Teil der Ströme, wo das Wasser völlig undurchsichtig ist, nicht fischen können. Nur wenige möwenartige Vögel sitzen gelegentlich auf treibendem Holz. Streckenweise hat man schon den Eindruck ziemlicher Eintönigkeit.

Jetzt um acht Uhr regnet es übrigens schon wieder. Ich muß gleich Spanisch lernen, sonst kann ich heute mittag, wenn mich Schömann abhört, nichts. – Was macht Ihr denn jetzt um 14 Uhr nachmittags? Dietlinde und Friederike sitzen vielleicht auch über ihren Aufgaben und Wolfgang versucht sie und etwa auch die schläfrige Mutti zu ärgern? – Ich hätte jetzt gar nichts dagegen, wenn er mich sekkieren möchte; denn, außer daß ich gestern etwa 25 Schmetterlinge in Tüten verpackte, habe ich

bisher während der ganzen Fahrt noch kaum etwas zu tun gehabt. So ein Boot kriecht halt doch recht langsam, vor allem wenn es gegen den Strom anfährt. Eben um elf Uhr sind wir sogar einmal im Schlick stecken geblieben. Der Maschinist, der gerade steuerte, hatte offenbar nicht genug aufgepaßt. Aber nach einiger Mühe mit Rückwärtsgang und Anschieben ging es bald wieder flott voran. Ich habe bereits einen Bärenhunger. Vom Nichtstun wird man besonders gefräßig. – Bald kommen wir zur Mündung des Rio Samiria (der von rechts zum Marañón fließt).

3. 11. 1956; morgens. Gestern nachmittags und abends hatte ich noch verschiedene lebhaftere „Eindrücke“, teils übertragener, teils wörtlicher Bedeutung. Zunächst fuhrn wir an dem Nest Parinari vorbei, das aus etwa fünf Hütten und einer kleinen Blechkirche besteht. Aber die Jugend kam mit einem Fußball ans Ufer gerannt.

Ein wenig später, etwa nach vier Uhr sprang plötzlich dicht neben dem Boot ein etwa zwei Meter langer, mächtiger Fisch mit dem weißen Bauch voran fast zwei Meter hoch aus dem Wasser. Er sah aus wie ein Hai. Es soll ja, wenn ich mich recht erinnere, Süßwasserhaie im Amazonas geben? Der Abend war wunderbar. Das übliche Gewitter hatte sich diesmal vorzeitig verzogen. Wir legten noch bei Tageslicht bei einem relativ schönen Holzhaus an und sprangen an Land, um noch ein wenig zu sammeln. In dem gerodeten Gebiet gab es nicht viel: einige Wanzen und Zikaden und eine große Ameise, die ich schon von Guayabamba her kannte. Ich drückte sie vorsichtig mit der Hand gegen den Stamm, an dem sie langsam herumkroch und wollte sie gerade so vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger klemmen, daß sie mich weder beißen noch stechen könne, da kam sie aus und stach mich mit Gemütsruhe in den letzteren. Es tat ganz gemein weh und ich schleuderte das Viech weit weg. Fast drei Stunden lang hatte ich starke brennende und bohrende Schmerzen bis zur Brust. Ich dachte schon, es ginge die ganze Nacht so weiter, dann hörte es aber auf; nur der Finger ist noch pelzig. Das Tier ist 2 bis 2,5 cm lang. Wenn ich mich recht erinnere, dürfte es die größte Ameise sein, die es gibt. Sie lebt mehr einzeln und bildet keine großen Staaten. – „Zur Strafe“ haben wir gleich danach eine zweite von der Sorte mit Vorsicht und Tötungsglas eingesackt. Ich werde sie dann in die Tüte stecken. –

Die Nacht war herrlich, sternklar und mild. Der Wald hob sich als schwarze Silhouette vom hellen Himmel ab in vielfach auf- und absteigender, tausenfach durchbrochener Linie. Als lautloses Feuerwerk schwebten hunderte von blinkenden Leuchtkäfern durch das Gebüsch, oft sich über dessen dunklen Schattenriß vor den Sternenhimmel erhebend und dann mit dessen Gefunkel blitzend wetteifernd. Das stille Spiel der Lichter war untermalt von einem vielstimmigen Konzert. Kröten läuteten eintönig, Heuschrecken zirpten, Zikaden lärmten, Frösche quarnten und hie und da sprang ein Fisch im lautlosen Wasser. Lange noch saßen die Frauen auf der offenen Veranda des Hauses bei einem spärlichen Licht beisammen und unterhielten sich eifrig. Einmal rief eines der Kinder im Schlaf aus der dürftig mit Brettern abgeteilten Ecke des „Hauses“, in der wohl die Familie als ganzes zu schlafen pflegt.

Die Hütten sind ja zu drei Vierteln offen und bestehen nur aus einem auf Pfählen ruhenden Boden (unter dem meist das Vieh ruht) und einem spitzen Blätterdach darüber. Eine Ecke nur ist als Schlafraum abgeteilt. Selten sind mehrere Räume durch Flecht- oder Blechwände abgeteilt. Wozu auch, wo doch die Temperatur nie unter 20°C sinkt! Allerdings habe ich heute früh nach der „Dusche“ ganz schön gefroren und mir die Trainingsbluse überziehen müssen, denn es hatte „nur“ 23,5°! (das Wasser: 25,8°). Vor kurzem haben wir die Mündung des Rio Chambira passiert. Die Sonne kommt langsam durch den Morgennebel über dem Strom und es wird wärmer.

Der Marañón ist noch immer über 1 km breit, wenn er nicht in viele Arme zerteilt ist. An beiden Seiten liegen in regelmäßigen Abständen Hütten und Bananenpflanzungen. – 14:30 Uhr: jetzt ist es wieder heiß und schwül (31,5°). Auf dem Strom treiben einige Flöße vorbei, ertümliche Gebilde

Die bunten Schmetterlinge sind mit der Sonne auch wieder da. Oft fliegen sie übers Wasser und ums Boot. Einige haben wir von hier aus sogar erwischt. Bei euch ist es jetzt schon Nacht. Es wird wohl auch schon sechs Uhr dunkel? – Mir fällt gerade ein, daß Du doch am 22. Geburtstag hast. Wenn wir von diesem Ausflug zurück sein werden, wird es zu spät sein, Dir zu gratulieren, denn die Post von Iquitos dauert ja nochmals einige Tage länger.

Sonntag, 4. 11. 1956; früh. So schön wie die Sonne gestern unterging, ist sie heute morgen wieder aufgegangen. Kein Wölkchen trübt den Himmel. Der Marañón ist hier spiegelglatt. Am Abend glänzte

er wie geschmolzenes Kupfer, und der Himmel spielte in allen Farben. Es war ein unvergeßliches Bild. Wir saßen vorn auf unserem Boot, der kühle Fahrtwind strich weich ums Gesicht.

Aus den Eingeborenenhütten stieg blauer Rauch, die Papageien und Webervögel flatterten kreischend um ihre Schlafplätze. Schnell sank die Sonne hinter den schwarzen Urwald hinab und das Spiel der Farben verblasste im Graublau und Dunkel der Nacht. Die Sterne funkelten mit einem Male hervor und wieder begann das tausendstimmige Konzert der Nacht. Ich habe ganz prächtig geschlafen, obwohl es zunächst sehr warm im Boot war. Die Gelsen sirrten blutrünstig vor meinem Fenster. – Seit fünf Uhr sind wir nun wieder unterwegs. Die Sonne steht schon hoch und macht gut heiß. Überall quellen die hohen Haufenwolken auf. Es besteht wohl Aussicht auf ein erfrischendes Nachmittagsgewitter.

Links durch die Fenster schaut die grüne Wand des Waldes herein. Ganz vorn am Wasser wächst zu meist die „cana brava“, das doppelt mannshohe „schneidige Schilf“, an dem man sich wirklich im Nu die Hände blutig schneidet. – Ich finde diese Fahrt auch am fünften Tage noch gar nicht langweilig. Der Strom, der Wald und der Himmel wechseln in einem fort das Gesicht. Hier hat man endlich das Gefühl, daß der Mensch über tausende von Kilometern hinweg nur Glied, nicht Herr der Natur ist. Als schmaler Saum begleiten seine bescheidenen Pflanzungen und Hütten die Gewässer. Dahinter dehnt sich der unberührte Wald unabsehbar aus. Hier nimmt der Mensch nur, was seiner einfachen physischen Kraft zugänglich ist, er rodet zwar, doch läßt er das zerstörte immer wieder vernarben. Mir ist es eigentlich immer am wohlsten da, wo wir nur Glied, nicht „Herren“ sind, wo die Natur noch ein Ganzes ist, in dem auch der Mensch nur Teil bleibt. So ist es noch im Hochgebirge, so ist es auch im Reich des Amazonas.

Diese Flüsse, diese Wälder wird der Mensch nicht so rasch „nutzbar“ machen. Die Menschen, die hier wohnen, werden es gewiß nicht tun. Noch schnitzt sich jeder von ihnen seinen Einbaum und keiner rodet mehr als er braucht. Trotzdem blüht das braune Völkchen offenbar: Es wimmelt von Kindern. Stets sind es so viele, daß man nur schließen kann, sie müssen jahraus, jahrein wie die Orgelpfeifen wachsen. Ohne Angst klettern schon die ein- bis zweijährigen in den schwankenden Einbäumen herum. Kleine Dickbäuche sind es mit schwarzen Augen und blauschwarzen Strähnen in der Stirn. Den Fotoapparat sehen sie nicht immer gern. Die Mütter und Väter sind aber meist sehr stolz, wenn man ihn zückt. – Die Kehrseite des paradiesischen Zustandes hier dürfte allerdings eine sehr hohe Kindersterblichkeit sein.

Montag, 5. 11. 1956; früh. Heute Nacht war es erst derart schwül, daß man schweißbedeckt nicht einschlafen konnte. Dann – etwa um Mitternacht – kam plötzlich eine Art kleiner Sturm auf, d.h. der Wald brauste von einem böigen Wind, der darüber wegfuhr, das Boot schwankte und der wolkenbedeckte Himmel war von fernen Blitzen durchzuckt. Das Gewitter kam jedoch nicht. Es kühlte aber immerhin die Luft so weit ab, daß wir heute früh nur noch 22°C haben. Der Himmel ist grau, es regnet ein wenig. Seit sieben Uhr fahren wir wieder. Heute werden wir die Mündung des Pastaza erreichen und wohl schon ein Stück auf ihm hinauffahren. Die Laguna Rinchuima (Rimachi) liegt etwa 100 km von seiner Mündung entfernt an einem rechten Seitenarm. –

16:00 Uhr: seit einer Stunde fahren wir auf dem dunklen, schneller strömenden Wasser des Pastaza, der ja hoch oben aus Ecuador kommt. Noch ist es ein breiter Strom, ca. 600 m breit. Schon am Vormittag waren die ersten „Cerros“, Vorberge der Anden, die so zwischen 900 und 1500 m hoch werden, als blaue Kulisse unter den schwarzgrauen Wolken zu sehen. Sie erheben sich recht unvermittelt aus dem endlosen Tiefland. Der gelbe Marañón durchbricht sie in einer gigantischen Schlucht, dem Pongo de Manseriche. In zwei Tagesreisen könnten wir dort sein; aber nun rattern wir bereits nordwärts. Die Besiedlung ist hier merklich spärlicher. Ich glaube schon, daß wir am Rimachi echten Urwald zu sehen kriegen werden. –

Dienstag, 6. 11. 1956; mittags. Eben flog ein großes Hokko (schwarzes Waldhuhn) über den schmal gewordenen und romantisch zugewachsenen Pastaza und baumte auf. Schömanns Jagdleidenschaft ist erwacht. Ich hätte solche Tiere viel lieber schußgerecht vor der Kamera.–

In zwei Stunden werden wir am Ziel sein. Der Urwald rechts und links macht hier einen wirklich undurchdringlichen Eindruck. Wir haben jetzt eine ganze Familie mit vier entzückenden kleinen Kindern an Bord. Ihr Kanu hängt längsseits. Sie fahren mit zum Rimachi. Schokolade mögen sie gern. Sie sind sehr brav und gucken mit großen schwarzen Augen. Es ist wieder ganz sonnig und heiß. ...



Malachitplastik aus dem Museum in Lima: die gewalttätige Zähmung des Llamahengstes.



Indios vom Stamm der Muratos an der Laguna Rímachi (Rio Pastaza) im Tiefland von Peru, Zeugen später euroorientalischer Missionierung und euroamerikanischer Akkulturation, die unter dem pseudowissenschaftlichen Etikett der „Linguisten“ erfolgt, in Wahrheit aber von der Adventistensekte betrieben wird.

Rechte Seite: Brief aus Cuzco, 1957.

Liebe Bräutlinde, liebe Kinder!

Nacht drom (9. Br. v. d. Andenf.)

Cuzco, 16. 3. 57.

Heute waren wir in Machu-Picchu, der berühmten, Inka-Festung im Urubambatal. Als vornehme Touristen führen wir mit einem Schienenbus zusammen mit einer aus Amerikanern u. Deutschen bestehenden Reisegesellschaft ins wildromantische Tal des Urubamba hinunter. Die Samalbahn heißt erst hinter Cuzco über grüne Matten, auf denen unzählige Lupinen, Akazien u. a. Blumen blühen, bis zu einem rauhen Fels von ca. 3700 m hinauf, der das Hucantani-Tal (in dem Cuzco liegt) von der weiten Pampa de Anta dahinter trennt. Die Bahn quält sich in mehreren Spitzkehren, bald vorwärts, bald rückwärts hinauf u. zieht in langen Schleifen zur Pampa hinunter. Auf dieser weiden viele Rinder u. Pferde u. breite, leuchtend gelbe Freisen zogen über sie hin, das waren Getreidefelder, in denen der Senf blüht. Die Pampa senkt sich nach links (Norden), u. der auf ihr aus verschiedenen Tälchen gesammelte Fluß senkt sich dort plötzlich in eine enge Schlucht hinab. Etwa 50 km hinter Cuzco wendet diese Schlucht in das ^{noch} breitere, aber ebenfalls tief zwischen steilen, hohen Berge eingeschnittene Urubambatal. Man fährt an der großen Sperrfestung Ollantaytambo vorbei. Dann wird das Tal verschauerlicher u. wilder. Rechts und links bedeckt dichter Gesträuch u. bald der Wald. Einige verlassene Terrassenhänge zeugen von früherem, reichem Leben. Schließlich wird das Tal zum Cañon zwischen wirklich senkrechten, steilen Urgebirgsrändern, an denen lediglich mit noch die Rosetten der Bromelien kleben. Der braune Fluß tobt wild in seinem felsigen Bett. Kaum hat die Bahn Platz. Krappe gibt es keine. Dort, wo die Romantik dieser Landschaft am höchsten gesteigert erscheint, wo der Urubamba sich in fast kreisförmigen Schleifen tief eingesägt um einige scharfgratige „Umlaufberge“ wendet, liegt die Station Machu-Picchu am rechten Ufer, 110 km von Cuzco entfernt, 2000 m über d. Meer. — Vom Bahnhof aus sieht man nichts von einer Burganlage oder dergl. Nur eine Krappe geht über den Urubamba hinüber u. wendet sich in 14 scharfen Kehren am jenseitigen Ufer, durch u. baumbestandenen Felshang hinauf. Dort hin führen wir mit einem Bus, u. erst auf den letzten 50 m dieser Felsstrecke auf dem Rücken des Umlaufberges, den wir an seiner niedrigsten u. oben breitesten Stelle erklimmen hatten, die ersten Mauern u. Siedel der Burg auf. Die Lage ist einmalig: Eine fast kreisförmig umfließende, gut 700 m fast senkrecht aus dem engen Tal aufragende, wild bewachsene Felspitze (die „junge Spitze“) hängt mit der im Hauptkanal stehenden, etwas rauheren, aber höheren alten Spitze (= Machu-Picchu) durch einen flachen Felsriegel zusammen, der — von unten unsichtbar — eine Art kleiner Hochebene (von vielleicht 400 x 200 m) bildet. Von den 2 freien Rändern des Plateaus aus sieht man senkrecht unter sich in blauer Dämmerung das gelbe Band des Urubamba aus seinen grünen Schluchten kommen u. verschwinden. In diesem engen hohen Felsriegel den Horizont nach oben zu ein. — An dieser unglaublichen Stelle haben die Indianer eine große, vielräumige Siedlung u. überall an den steilen Hängen hinauf u. hinunter ihre Terrassen angelegt. Das Ganze macht mit seinen wohlgefügten Steinmauern schon den Eindruck einer Verteidigungsanlage, obgleich auch in früheren u. frühesten Zeiten die Gefahr eines Einbruchs von wilden Tieflandvölkern durch diese Schluchten des Urubamba nicht groß gewesen sein kann. Man weiß über Alter u. Bedeutung des einmaligen Werkes nichts. Die Spanier sind nie dahin gekommen. Es

Der Bananendampfer, mit dem ich am 7. 5. 1957 wohlbehalten aus Peru nach Hamburg zurückkam.



Braunschweig und die Welfen wurden mir erst zum Begriff, nachdem wir im Fond des Möbelwagens von der Mainmündung zur Oker umgezogen waren. Zuvor mußten wir erst im Atlas nachschauen, wo die Welfenstadt genau liegt. Im Bild: Heinrichs Löwe auf dem Domplatz.



Wolfgang mit 5 Jahren im Harz (September 1959).

Lohn zoologischen Fleißes. Ruf nach und Wirken in Braunschweig

Als ich danach am 7. 5. 1957 von einem Bananendampfer in Hamburg an Land ging (im Frachtgut fast 800 Bodentierproben), lag in Mainz schon die Einladung zu einem Vortrag in Braunschweig vor, und ich wußte, daß es um die Nachfolge von César Boettger (dem „Schneckenpapst“) gehen werde. Genau zehn Tage später war ich dort und ich reüssierte mit meinem Referat über das Liebesleben der Bodentiere. Wenige Wochen später ging es bei einer analogen Vortragsserie auch um Herters Nachfolge in Berlin. Wir aber hofften sehr, daß die Niedersachsen schneller seien als die Berliner; denn hinter den sogenannten Eisernen Vorhang wollten wir gar nicht gern ziehen, auch wenn es „nur“ nach Westberlin gehen sollte. Denn jederzeit das Auto oder die Bahn besteigen zu können, um komplikationslos in die sogenannte freie Welt und ihre Berge zu entkommen, das erschien uns mehr wert als jede sonstige Ansehens- oder Einkommenssteigerung. Wir waren dann im Oktober durch Spanien unterwegs (mit meiner langjährigen Mitarbeiterin Dr. Ernesta Betz), da fand ich auf der Post in Granada den Ruf aus Hannover für Braunschweig vor. So haben wir jene bilderreiche Fahrt durch Spanien und Frankreich zurück in besonders gelöster Stimmung beenden können.

Am 17. 4. 1958 sind wir dann mit Sack und Pack (und drei Kindern) an die Oker umgezogen. Wir fanden den Wechsel ins Land der Welfen spannend. Neue weite Landschaften taten sich da für unsere Explorationslust auf und viele Städte, Kirchen, Klöster und Burgen aus großen Zeiten wollten erforscht sein. Zur Zoologieprofessur an der Technischen Hochschule kam zudem die neue reizvolle Aufgabe der Museumsleitung hinzu. Es ging um die Betreuung und didaktische Darbietung der berühmten Welfensammlungen, zu denen auch eine einmalige naturhistorische Bibliothek gehörte. Die folgenden zehn Jahre in Braunschweig sind so meine arbeitsintensivsten gewesen mit breiter öffentlicher Wirksamkeit, zusätzlich auch als mehrjähri-



ger Präsident des Verbandes Deutscher Biologen (VDB). Da schärfte sich auch mein politischer Sinn. Ich trat gegen die deutsche Wiederbewaffnung auf und war gegen Adenauers einseitige Westpolitik. Das passive Anlehnen an die USA halte ich aus nationaler Sicht bis heute für falsch. Viele Wiederentwicklungen staatlicher und parteipolitischer Dirigismen lehnte und lehne ich ab. Als eines Tages aus Bonn auf dem Dienstweg über den Regierungspräsidenten eine Erklärung eingefordert wurde, mit der sich jeder Beamte der Bundesrepublik verpflichten sollte, nach Reisen in die DDR über alle Kontaktnahmen dort zu berichten, schrieb ich meinem Präsidenten sinngemäß, daß ich das nicht tun könne, weil mir eine solche nachrichtendienstliche Verpflichtung mit meinem schlichten staatsbürgerlichen Verständnis von unserer grundgesetzlich garantierten Gewissensfreiheit nicht vereinbar erschiene. Da ließ mich der Präsident, den ich gut kannte, kommen und sagte zur Begrüßung: „Lieber Herr Professor Schaller. In unserer Jugend sind wir ja alle einmal auch Kommunisten gewesen“. Ich wollte ihm aber gar nicht klar machen, wie fatal falsch er mit seiner Benevolentia für mich lag. Seitdem haben sich ja unsere Demokratien noch vielfach weiter in vorgefertigte Wertungen und Urteile verstrickt. Mir erscheinen weiterhin alle formalen und inhaltlichen Sprachregelungen – auch wenn sie pragmatisch noch so berechtigt erscheinen mögen – verwerflich.

Während unserer Braunschweiger Zeit (1958 – 1967) haben wir uns öfter mit der Familie Bückmann (die damals in Göttingen lebte) zu schönen Wanderungen im Weserland und im Harz getroffen.



Das Staatliche Naturhistorische Museum in Braunschweig, in dem auch das kleine zoologische Institut der T. H. untergebracht war.

Ich kann die Freiheitsideale und Schwüre unserer deutschen Stunde Null (1945) nicht vergessen und habe heute mehr denn je unter dem Ungeist der jetzt praktizierten „political correctness“ schwer zu leiden.

Trotzdem bin ich auch in meiner aktiven Zeit in Braunschweig nie tatsächlich politisch aktiv geworden, ja ich habe es sogar vermeiden können, ein akademisches Wahlamt (wie das Dekanat) zu übernehmen.



Unsere Braunschweiger Wanderziele lagen südwärts im Harz, wie diese Skizze zeigt. Zum Weserbergland im Westen war es am Sonntag mit den Kindern ein wenig zu weit.

Was ein echter Bergsteiger ist, dem ist kein Berg zu klein zum Besteigen. So sind für uns die Wald- und Felskuppen des Harzes von Braunschweig her sommers wie winters regelmäßig aufgesuchte Bergziele gewesen: auf dem Schubenstein am 15. 5. 1960.

Im übrigen entwickelte unser Familienleben in Braunschweig vielerlei Facetten, von denen der nebenstehende Bericht an Brunhilde zeugt.

PROF. DR. FR. SCHALLER
Zoologisches Institut der Technischen Hochschule
und Staatliches Naturhistorisches Museum

Braunschweig, den 24.9.59.
Pöckelstraße 10a
Telefon: 30811, Apparat 411
oder 31914
Privat: Bunsenstraße 2

Liebe Brünhilde!

Vielen Dank für deinen Brief! Uns geht es allen recht gut. Die Blinde lag 3 Tage mit Fieber im Bett. Am Montag Nachmittag konnten wir sie bereits kurz mit auf den „Rummel“ lassen. Die Fratern haben dort beim Surfen mit Tischtennisbällen in verschiedene Glasgefäße mehrere Krüsseln u. Gläser gefahren. Die Begeisterung war gewaltig. Nun wollen sie für's nächste Mal zu Hause üben. Von unserem Harraußflug hast du wohl die Karte bekommen. Ich wurde von wirklich vielen Fragen durchlöchert, Wolfgang redete wie ein Buch, gelaufen ist er aber wirklich gern. Er wollte mir partout auf jeden Felsen hin auf. - Gestern abends (24.) war ich mit Franödl im Theater („Im goldenen Anker“) - kein besonders tiefsehürfeudes Stück, aber unhaltsam. - Fimke zieht allmählich aus. Am Mittwoch war er in Göttingen, wo gerade auch die hochzeitsreisenden Bückmann's eintrafen. Sie haben die Reise abbrechen müssen, weil sie ein Nierensteinchen bekam. Hoffentlich wiederholt sich das nicht! Telefonisch haben wir beide sehr für dein Gedenkt bedankt. Ende nächster Woche werde ich voraussichtlich mit Bückmann nach Heidelberg fahren, um Ludwig's Nachlaß zu sondieren. Es bleibe ich etwas länger aus; da könnten wir doch dann

* Wir Latzeln von Bad Harzburg über den Elbsassim bis zu den Käseklippen über Ronderhalle, wo wir neben dem jüngsten Wasserfall spiel wo Tal & Orellen

Forschungsreise in den Sudan



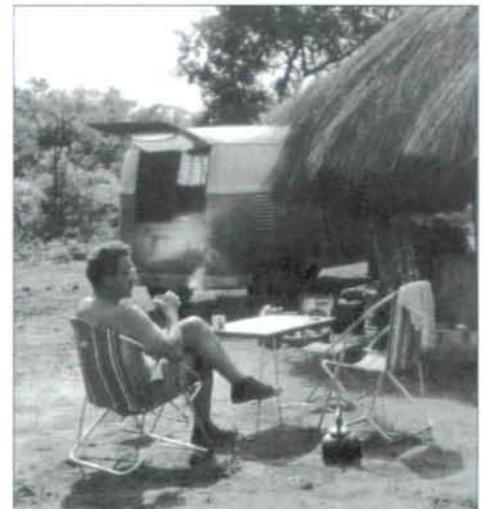
Sudan, vereinfacht und kombiniert nach amtlichen sudanesischen Karten.

Als es möglicherweise 1961 so weit hätte kommen können, hatte ich gerade eine neue Forschungsreise in Aussicht, die ich glaubhafterweise dafür nicht opfern konnte: Zusammen mit dem Ehepaar Dr. Faust, engste Mitarbeiter von Professor Grzimek am Frankfurter Zoo, hatte mir gerade die DFG eine Fahrt im VW-Bus durch den Sudan bewilligt, um auch dort die Systematik und Verbreitung der unbekannteren Bodentierwelt zu studieren, während die Fausts Freilandstudien an Straußen machen wollten. Auch diese Fahrt sollte in ihrer expeditiionsartig riskanten Form etwas einmaliges in unserem explorativ so reichen Leben bleiben, nicht zuletzt deswegen, weil es wenige Jahre später bis heute nicht mehr möglich war und wäre, sie so autonom zu wiederholen. Die Durchquerung der Wüste von Wadi Halfa nach Khartoum und des Sudd von Malakal nach Juba bis an die Grenze von Uganda führte uns mitten durchs ewige Spannungsgebiet zwischen muslimischen Semiten, naturreligiösen Hamiten (Nilotiden) und christianisierten Aschantinern.

Auch damals schon waren die Gefangenenlager im Süden des Landes voll mit kaum gebändigten schwarzhäutigen „Rebellen“. Die zoologischen Impressionen aber waren überwältigend.



Die Forschungsreise in den Sudan (1961) begann mit einer lehr- und eindrucksvollen Fahrt durch Ägypten, wo wir nicht nur die überwältigenden Zeugnisse seiner langen Geschichte, sondern auch das Leben und Wirtschaften der heutigen Fellachen zu sehen bekamen: Rohr mit archimedischer Innenschraube zum Heben von Wasser.



Vor einem der einfachen, aber sauberen Rasthäuser im südlichen Sudan: Richard Faust, seinen verdienten Nescafé schlürfend. Rechts: In Meroe, der zweiten Hauptstadt des Landes Kusch.



Sudan 1961

Pibor Post, 18. 3. 1961

Liebe Friederike und Dietlinde!

Wir sitzen an einem östlichen Nebenfluß des Weißen Nils (Bahr el Jebel) etwa in Höhe des 7. Breitengrades in einem gottverlassenen Nest. Um uns hausen Neger vom Stamm der Murlen. Ihre Frauen tragen riesige Ringe in den Ohren und Elfenbeinstücke in der Unterlippe. An Händen und Füßen haben sie auch Ringe. Die meisten Männer sind nackt. Die Tage zuvor kamen wir durch das Gebiet der Dinkas, Schilluks und Nuer, die man an bestimmten Stirnnarben gut unterscheiden kann. Sie haben sehr saubere Strohütten und viel Vieh. Das Land zwischen den Flußläufen ist vollständig trocken und vielfach abgebrannt. Wir sind oft mitten durch die Steppenbrände gefahren, die die Eingeborenen anlegen, um das übermannshohe dürre Gras zu beseitigen. Wo es brennt, sammeln sich viele Vögel (Nimmersatte, Marabus, Reiher, Schildraben, u. a.), um die fliehenden Kleintiere zu fressen. In der Steppe gibt es viele Gazellen, Antilopen, Giraffen und Zebras. Auch Paviane haben wir schon gesehen und Nilpferde nachts gehört. Oft schlafen wir einfach im Freien unter dem sternenfunkelnden Himmel. Da besuchen uns unzählige Fledermäuse und manchmal auch ein Schakal. Heute Nacht mußten wir allerdings in ein Haus flüchten, da es zu regnen begann. Die Regenzeit soll aber erst in 4 Wochen anfangen – hoffentlich, sonst kommen wir mit dem Auto nicht mehr durch.

Vor drei Tagen waren wir am Weißen Nil bei Malakal in einem besonderen Reservat für eine ganz seltene Wasserbock-Art. In den Papyrussümpfen gab es die schönsten Wasservögel zu beobachten und die herrlichen Gestalten der Eingeborenen, die vom Boot aus mit dem Speer fischten. Hier läuft kein Mann ohne Speer herum.

Übermorgen kommen wir nach Juba, wo wir auf Post von Euch hoffen. Bis jetzt haben wir noch keine bekommen. Wir machen uns aber keine Sorgen um Euch – höchstens um die Zeugnisse, die es bald gibt. Ist es noch kalt in Braunschweig? Hier hat es Tag für Tag 36 bis 40 Grad im Schatten. Wir haben uns aber schon daran gewöhnt. Man muß halt viel trinken; etwa 6-7l am Tag! Das Wasser ist sehr trüb und schön warm. Oft ist gar keins zu bekommen. Die Negerfrauen holen es vom Fluß kilometerweit. Im gleichen Gewässer baden sie sich, waschen Wäsche, trinkt das Vieh. Es ist eine braune Brühe. Wir haben noch immer etwas besseres Wasser bekommen.

Zu kaufen gibt's auch kaum etwas. Wir leben hauptsächlich aus Dosen.

[Schreiben Brunhildens]

Heute ist die Fastenzeit (Ramadan) der Moslems zu Ende. Das wird drei Tage lang gefeiert. Schon seit dem Morgen führen die Neger, auch solche, die keine Moslems sind, im Dorf Gruppentänze auf. Ein Vorsänger singt vor, alle singen den Refrain nach, klatschen in die Hände, springen und stampfen, daß der Staub aufwirbelt.

Wir haben auch schon oft Strauße gesehen, einmal sogar ein Paar mit drei ganz kleinen Küken. Die Neger sind alle sehr freundlich, man wird immer begrüßt und oft geben sie einem die Hand. Die Kinder sind sehr artig und gar nicht zudringlich. Die meisten laufen spitternackt, nur mit einem Kettlein um den Bauch, herum.

Ich habe heute im völlig ausgetrockneten Boden am anderen Flußufer Blumenzwiebeln gefunden. Einige bringe ich mit und werde sie in den Garten pflanzen. Ich bin neugierig, was daraus wird. Denkt Ihr auch an die Kapuziner und die Portulakröschen? Seid Ihr mit unserem VW-Bus schon öfter weggefahren?

Frl. Seewald soll ihn ruhig benutzen. Wenn wir wieder daheim sind, machen wir schöne Fahrten, auch mit dem Zelt!

Hier schwitzt man bei der geringsten Anstrengung. Dementsprechend muß man auch eine Menge trinken. Papa und Onkel Richard schwärmen immer nur von kaltem Bier, weil es hier weder was Kaltes noch Bier gibt. Wir müssen uns mit lauwarmem Wasser begnügen.

Friederike, bitte doch Frau Muxfeld, auch für Wolfgang die Schulbücher zu besorgen, wenn sie welche für Maria kauft. Nachher wird es vielleicht schwierig sein, sie zu bekommen. Laßt Euch auch vom Osterhasen was bringen. Vielleicht schickt Ihr dem Wolfgang ein kleines Packerl, der freut sich bestimmt.

Was macht die Schule und die Klavierstunde? Vergeßt die Lisa [das war unsere Schildkröte] nicht!

20. 3. 1961. Inzwischen sind wir ein Stückchen nach Süden, bis Mongala, gekommen. Es gießt! Hoffentlich hört es wieder auf und die Straßen werden trocken. Sonst bleiben wir hoffnungslos im Schlamm stecken. Wir sitzen in einem Rasthaus und machen Pläne, wie wir nach Hause kommen, wenn das wirklich schon der Beginn der Regenzeit sein soll.

Seid alle herzlichst begrüßt, auch Frl. Seewald! Ärgert sie nicht zuviel!

Viel Bussis, Eure Eltern





Termitenstadt (Oikotermes) im Sekundärwald zwischen Sudan und Kongo.
unten: Brief an die Mutter vom 12. April 1961, der sie nie erreichte. Sie war schon am 3. 4. gestorben.

Malakal am Nil, 12. 4. 61

Liebe Muttil

Nun beginnt langsam unsere Heimreise. Wir sind auf einem Nildampfer, der uns in 6-tätiger Fahrt von Juba nach Khartoum zurückbringt, wo wir und das Auto der Restauration bedürfen. Da wir in Alexandrien erst am 6. 5. ein Schiff nach Venedig bekommen, werden wir noch ein paar Tage Zeit haben, um einen Ausflug gegen die abessinische Grenze hin zu machen; an den Dinder-Fluß, wo es viel Strauße geben soll, für die sich ja Fausts am meisten interessieren.

Ich bin mit meiner Tier- und Foto-Ausbeute sehr zufrieden. Vor allem die Tage an der Südgrenze des Sudan, wo die Wälder beginnen, waren sehr ergiebig. Zuletzt haben wir vor allem viele Nilpferde und Affen (besonders Paviane) gesehen. Ganze Städte pilzförmiger Termitenbauten gab's zu bewundern und vieles mehr. Die Berge gegen das Kongogebiet zu bestehen aus riesigen, schwarzen, runden Granitbuckeln und Blöcken. Leider sind viele von wilden Bienen bewohnt, so daß wir manchmal die Flucht ergreifen mußten.

Stechmücken gibt es zur Zeit nicht viel, an einigen Nebenflüssen plagten uns aber Gnitzen und Tsetsefliegen. Die Fahrt auf dem Hauptstrom ist ein Erlebnis für sich...der uralte Dampfer wird noch von 2 riesigen Rädern angetrieben und hat 6 breite Kähne um sich herum angehängt. An jeder Kurve bumst das Ganze mit lautem Krach gegen die Ufer, die glücklicherweise immer weich und schlammig sind. Tagelang sind wir zwischen 2 Papyruswänden gefahren. Auf dem gelben Wasser schwimmen unzählige Inseln einer hübsch violett blühenden Wasserpflanze (Eichhornia; mit den flaschenförmig aufgeblasenen Blattstengeln; vom Amazonas her eingeschleppt). Im Papyrusdickicht, das 3-4 m hoch ist, wimmelt es von Vögeln, vor allem von Reiher und Ibisen. An flachen Stellen liegen große Krokodile in der Sonne.

Die Sümpfe dehnen sich unabsehbar nach beiden Seiten. Nur manchmal sind die Ufer fester; dann sieht man die langbeinigen Dinkas mit ihren Viehherden. Am Abend zünden sie rauchende Feuer an, um das Vieh vor den Mücken zu schützen. Der blaue Rauch bedeckt das Land wie Nebel; wenn dahinter die Sonne untergeht, gibt es phantastische Farbenspiele. –

Dem energetisch nicht eben anspruchslosen Sudan-Unternehmen vom Frühjahr folgten vom Frühsommer bis Herbst 1961 noch eine Exkursion nach Lunz am See mit Besteigung des Dürrensteins, eine Gletscherflohsuche im Pitztal mit mancherlei Gipfeln in den Ötztalern und Stubaiern (Höhepunkt Wildspitze), eine Fahrt mit Braunschweiger Studenten in die Pyrenäen (Höhepunkt Mont Perdu), und zu einem marinbiologischen Kurs nach Banyuls sur mer, und schließlich eine Spätherbstwanderung durch die Kitzbühler Alpen (Höhepunkt Rettenstein). Im Nachhinein klingt das recht übertrieben; aber der folgende Brief aus Banyuls verrät keinerlei Geheuze (heute Streß genannt).

Banyuls s.m., 23. 9. 1961

Meine Lieben!

Der 2. Tag in Banyuls ist ebenso schön wie der erste. Das Meer ist blau, dunstig und glatt. Den Leuchtturm von Port Vendre kann man kaum sehen. Der Pic Sailfort ist ganz im Dunst verschwunden. Ich sitze im Kurssaal heroben (es ist der alte geblieben); um mich die Reste der morgendlichen Plankton-Schlacht. Jetzt am Nachmittag werden wir nochmals frisches bekommen. Es sind viele Saggitten, Medusen, Salpen u.a.m. darin, also Arbeit genug.

Morgen am Sonntag werden wir einen Stierkampf in Ceret besuchen. Dann gibt es eine ganze Woche nur Zoologie. Wir haben ja schließlich lange genug ohne sie gelebt.

Ich bin besonders froh, daß unser Anreise-Programm so gut geklappt hat. Die Pyrenäentouren waren ein Hochgenuß für mich wegen der Ursprünglichkeit und Wildheit des Geländes. Die Hütte am Mt. Perdu zeichnet sich durch extreme „Zünftigkeit“ aus. Nach 3-stündigem Marsch über einen Felssattel oberhalb Gavarnies steigt man ein 45° steiles Schutt- und Schnee-Couloir hinauf und krabbelt plötzlich neben einem backofen-ähnlichen Gebilde auf eine kaum 5 m breite Scharte hinaus, von der es jenseits gleich wieder 120 m scharf zu einem See hinabgeht. Über dem Backofen steht eine Aluminium-Madonna im Fels. Er hat eine quitschende Eisentür und innen einen Kamin, ein Steinlager und ein paar Schaumgummi- „Matrasen“ und einige Rollen Dachpappe. Damit haben wir uns ein wärmeres, aber arg stinkendes Feuer unterhalten, einen rußigen Tee bereitet, und dann relativ warm, aber etwas feucht im Zeltsack geschlafen. Der Wind heulte eklig durch das Felsenloch. Es sah ganz so aus, als ob wir völlig umsonst hinaufgekommen wären.

Früh 5 Uhr standen wir etwas klappernd auf; Winter und Hüther holten von tief unten Wasser; ein Tee möbelte uns auf; die Wolken hingen auch noch hoch genug, sodaß wir tatendurstig losziehen konnten. Der Mt. Perdu stand jenseits des Sees und eines breiten, völlig verödeten Felskars mit Kalk- und Firnbändern vor uns. Große Schwierigkeiten machte er uns nicht, obwohl es erst 100 und mehr Meter auf und ab, dann etwa 400 m hinauf, 150 m hinunter und erst dann endgültig steil und mühsam die letzten 400 m hinaufging. Droben war es saukalt; aber wir hatten unter hohen Wolken eine weite Sicht über die von tiefen Cañons zerfurchte Kalk-Hochfläche. Auf dem Rückmarsch, den wir wegen des unsicheren Wetters nicht, wie geplant, durch die Brèche du Roland machten, erwischte uns dann auch ein kräftiger Guß; wir kamen pitschnaß ins Zeltlager, wo uns Herr Beck schon mit einem Glühwein erwartete (er hatte tags zuvor wegen einer Magenverstimmung zurückbleiben müssen).

Außerdem gab's eine heiße Dusche dort.

Die Fahrt über die Pyrenäenpässe nach Foix-Tarascon s. A.-Niaux am nächsten Tag stand wieder im Zeichen schönsten Wetters. Und auch nach Perpignan und Banyuls kamen wir bei eittem Sonnenschein.

Heute früh (Montag, 25. 9.) waren wir auf dem Col de Banyuls (Grenzsattel hinterm Pic Sailfort), um die Macchia kennen zu lernen. Wir haben einige hübsche Fangheuschrecken und andere Insekten gefangen. Die Weinlese ist im vollen Gange. Jetzt machen wir einen Octocorallien-Kurs (Seefedern etc.). Morgen gibt's eine Ausfahrt.

Gestern früh war ich mit Dr. Hüther auf dem Pic S. Juan (da wo wir damals mit Dr. Funke waren). Es war heiß, daß uns das Wasser in Strömen von der Stirn lief. Am nachmittag fahren wir dann nach Ceret zum Stierkampf. Man muß es halt einmal gesehen haben. Ein zweites Mal lohnt's sich wohl nicht. Ganz fabelhaft ist das Leben im Institut. Warmes und kaltes Wasser zu allen Zeiten; eine ausgezeichnete, saubere Küche; schöne Zimmer. Ich glaube, es gefällt allen sehr gut. Das Nest selber hat sich auch schwer herausgemacht. Leider hat dafür die Fauna sehr gelitten. Aber, man kann ja aus

jedem Getier noch was machen, wenn man will.

Nochmals vielen Dank für Deinen lieben Brief!

Eben – 26. 9. mittags – kommt schon der zweite. Bezahle nur die Steuer; ich werde mich dann schon drum kümmern. Ich dachte, sie wäre erst am 10. 10. fällig?

Unsere Ausfahrt war sehr ruhig und tierreich. Nun werden wir den Nachmittag damit verbringen, um alles zu sortieren, zu bestimmen und einzumachen. Die Schiffsleute konnten sich noch genau an mich erinnern. Sie haben sich große Mühe für uns gegeben.

Die Macchia duftet nicht mehr so stark wie im Sommer, aber stachelig ist sie noch ebenso. In Herrn Winter haben wir einen ganz guten Kenner mit, sodaß ich jetzt auch die wichtigsten Stachelkräuter kenne.

Wir wollen am Donnerstag noch einen größeren Landausflug machen, zum Pic Néoulous (weißt Du, den, wo der Wind so stark wehte); dann sehen wir uns noch Elne an und eventuell den Strand von Argelès. Mit den Autos kann man das ja recht leicht machen. Große Lust hätten wir zum Schluß zu einem Ausflug nach Barcelona, wo es eine große Ausstellung „Europäische Romantik“ gibt. Vielleicht fahren wir am Samstag nachmittags hin. Dann würden wir allerdings einen Tag später heimkommen (5. 10.). Trotzdem könnten wir leicht am 7. 10. nach Eckersbach fahren – von mir aus. Schreibe nur, daß wir am 6./7. kommen werden. Bückmann will mich am 10./11. in Eckersbach oder ev. München abholen. Er schreibt noch.

Ich werde voraussichtlich die Hälfte des mitgenommenen Geldes wieder heimbringen (wenn die Autos keinen Strich durch die Rechnung machen); also wird's nicht fehlen. Solltest Du jemand für die Brut bis zum 21. 10. finden, so könntest Du doch mit in die Kitzbühler. Das wäre schön. Schau Dich doch mal um! Dann wären wir auch mit unserem Vehikel ganz unabhängig von den Bückmännern. – Hast Du Dich schon nach einer Putzfrau umgesehen?

So jetzt muß ich in's Aquarium, um unsere Beute zu sortieren.

Viele liebe Bussis Dir und den Kindern und noch schöne sonnige Tage! Ihr könnt sie nicht weniger als wir gebrauchen.

Unsere genauere Ankunft schreibe ich noch. Bis dahin ist ja noch ein wenig Zeit. Ich habe aber schon tüchtig Sehnsucht

Dein Fritz



Bei der in diesem Brief beschriebenen Fahrt durch die Pyrenäen und Exkursion nach Banyuls gingen meine Gedanken nicht selten zurück zu den Fahrten- und Forschungsgenossen, unsere 1. wissenschaftliche Nachwuchsgeneration aus Mainz, wie sie dieses Bild aus dem Jahre 1953 zeigt:

Der junge Dozent mit hoffnungsvollem wissenschaftlichen Nachwuchs auf dem Pic du Tour de Madeloc über Banyuls sur mer, wo wir die ersten meeresbiologischen Kurse nach dem Krieg abhalten konnten. Von links nach rechts: Werner Funke, Karlheinz Schömann, Helmut Mayer, Benno Duhr sowie der 33jährige Autor.

Um nochmals auf meine Scheu vor gewissenbelastenden „politischen“ Ämtern zurückzukommen: An der TH in Braunschweig mußte ich doch wenigstens eine verwandte ehrenamtliche Funktion übernehmen, nämlich das Pressereferat, das heißt ich mußte den Verbindungsmann meiner Fakultät zu den Medien (Presse und Rundfunk) spielen. Das erwies sich zwar als lästig und zeitraubend, diente aber auch dem nützlichen Ausbau meiner Menschenkenntnis. Kein Journalist war dazu zu bringen, mir wissenschaftsbezogene Artikel und Kommentare auch nur zur fachlichen Revision anzuvertrauen, und mit meinen Kollegen machte ich die eigentümliche Erfahrung, daß sie sich weniger ärgerten, wenn sie oder ihr Institut einmal nicht im Feuilleton vorkamen, wohl aber, wenn ein anderes Fach oder gar ein anderer Kollege dort gewürdigt wurden.

Gegen 1966 zu hatte ich die Genugtuung, von verschiedenen Seiten wegen möglicher Berufungen konsultiert zu werden. Konkrete Anfragen kamen aus München (Forstfakultät), Erlangen und Gießen. Sie zeigten mir, daß mein Wirken in der zoologischen Diaspora von Braunschweig Aufmerksamkeit und Anerkennung gefunden hatte. Um nur drei Zahlen zu nennen: In „meiner“ Zeit war das Instituts-Jahresbudget für Sachausgaben von 1500.- DM auf 25000.- DM gestiegen; die Mitarbeiterzahl unter Einbeziehung bezahlter Jungforscher von 1 auf 4 bis 6; Doktoranden hatte ich im Schnitt 8 bis 10 (bei einer Gesamtzahl von rund 50 bis 70 Biologiestudenten). Laufend erschienen Arbeiten über Bodentiere, Verhaltensforschung, Fortpflanzungs- und Sinnesphysiologie. Nun winkte also der Lohn in Gestalt eines erneuten Ortswechsels nach dem geliebten, alpennahen Süden. Hinter den vordergründigen Verhandlungen mit den eben genannten Universitäten gab es aber noch einen geheimen Draht zum begehrtesten aller möglichen Ziele, nämlich nach Wien. Schon seit einiger Zeit hatte ich einen Brief von Kühnelt in der Hand, in dem er mich fragte, ob ich gegebenenfalls nach Wien käme, auch wenn es sich um die Nachfolge des Wirbeltiermorphologen Marinelli handeln sollte. Ich wußte zugleich, daß das keine rasche Sache sein werde, und beschloß daher, in bewährter Manier erst einmal eine Forschungsreise einzuschieben. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft bewilligte mir tatsächlich auch bald eine Reise zum spezifischen Studium der Boden-

fauna im zentralen Tiefland-Amazonasgebiet mit besonderer Berücksichtigung der dortigen Überschwemmungswaldgebiete (Várzea und Igapó).

Amazonas 1966

Diesmal ging's schon mit einem großen Düsenjet über Dakar nach Rio und von dort mit einem Kolbenmotorflieger nach Manaus. Stundenlang war drunten im Dunst die fast untangierte Waldwüstenei zu sehen, ehe sich mit dem Encontro das aguas die Landung am Rio Negro ankündigte. Vom 22. 1. bis 22. 6. 1966 stand ich dann erstmals ganz im Bann des Lebensraums, der mich dreißig Jahre lang nicht mehr loslassen sollte, unterbrochen nur von einem be rauschenden Ausflug in die Anden, den neben meinem bodenzoologischen Mitarbeiter Dr. Ludwig Beck auch Brunhilde mitmachen konnte. Er führte uns über Cochabamba und La Paz zum Titicacasee, auf die Hacienda Checayani von Prof. Hernando de Macedo, nach Cuzco, Machu Picchu, Arequipa, und nach Arica an der Pazifikküste.

Bei meinen Studien über die Bodentierwelt in den Wäldern um Manaus hatte ich dann ein zoologisches Erlebnis, das meine Neugier für die Fischwelt des Amazonas entzündete. Ich hörte am 26. 5. 1966 am Ufer des Rio Branco das Laichkonzert der Jaraquis (*Prochilodes amazoniensis*) und habe seitdem viel Zeit und Energie in die Suche und Aufklärung weiterer bioakustischer Phänomene bei Amazonasfischen gesteckt. Bevor ich schließlich am 4. 7. 1966 in Rio die Lufthansa-Maschine zum Heimflug über Dakar nach Frankfurt bestieg, „mußte“ ich natürlich noch auf den Zuckerhut fahren und mir den Segen vom Corcovado holen. Bei der Ankunft in Braunschweig lag schon das erwartete Schreiben vom Minoritenplatz vor: Der Ruf nach Wien. Das war gewissermaßen der ideelle Höhepunkt meiner Lebensbahn und er paarte sich – wohl nicht zufällig – mit dem physischen: am 29. 8. 1966 stand ich mit Brunhilde auf dem Biberkopf im Allgäu, und das war genau mein 500. Gipfel über 2000 m Meereshöhe .



Brunhilde als Reiterin in der peruanischen Puna, Frühjahr 1966.

Die Hacienda Checayani bei Azángaro (Region Puno), wo wir als Gäste von Prof. Dr. Hernando de Macedo 1957 und 1966 den ganzen Reiz des Hochlandlebens in Peru kennen lernten. Im Vordergrund sitzt Brunhilde zwischen zwei abgeblühten Puyen (*P. raymondii*).

Cuzco, 27.3.66.

P. R. - CONSELHO NACIONAL DE PESQUISAS
INSTITUTO NACIONAL DE PESQUISAS DA AMAZÔNIA

Liebe Kinder!

Zum Abschied von Dr. de Macedo Hacenda in Chicayani dürfen wir vorzettern noch einen Ritt zum höchsten Punkt der Fern, zum Ama Condorini (4530m), machen. Da läßt Ihr Eure Mütter aber sehr wollen, hoch im Reif! Beim ersten Mal Absteigen ist sie allerdings im Heizbügel hängen geblieben u. ins Pimagrass geplümpft. Sonst aber ist sie stolz über Hoch u. Heim auf u. abgeritten. Von der Spitze hatten wir eine herrliche Sicht auf die flachen Hochtäler, in denen die Mäander der Zuflüsse des Titikakasees fließen, u. auf ferne Schneeberge, an denen große Wolkenballen hängen. Diese Gipfelkränze haben wir sehr genossen, vor allem weil wir wußten, daß es der letzte Tag in jener großartigen Berglandschaft war. Selbst in dieser Höhe gab es noch Eidechsen zwischen den Felsen, viele interessante Blumen u. allerlei Bodengebiet. Bei uns in Europa muß man schon auf den Monte Rosa steigen, um ähnlich hoch hinauf zu kommen, u. dann findet man dort mit mehr Heide, Eis u. Schnee u. bestenfalls ein paar Flecken. - Gestern sind wir dann mit Dr. Macedos VW-Bus nach Pucará an die Bahn gefahren u. von $\frac{1}{2}$ 12^h bis $\frac{1}{2}$ 9^h abends mit dem Zug nach Cuzco, der alten Hauptstadt des Inka-Reichs. Diese Bahnfahrt war ja für mich nicht neu u. trotzdem ein neues Erlebnis, denn sie führt erst 500m hinauf zum Paß von La Raya (4339m) u. dann 1200m ins Urubamba-Tal hinunter, bevor sie wieder nach Cuzco (3400m) hinauf^{steigt}. Die Gegensätze der Landschaft, Vegetation u. Besiedlung ließen uns keine Minute müde werden, wir mußten immer rechts oder links hinaufzucken. Auf dem Paß von La Raya gibt es eine besondere Zuchtstation für die südamerikanischen Kamelartigen, d. h. Llamas, Alpacas, Güanacos u. Vicuñas. Allerdings werden diese hübschen Tiere immer mehr von Schafen u. Rindern verdrängt, wenigstens in den unteren Bergregionen. - Hier in Cuzco haben wir heute die gewaltige Inkafestung Sacsayhuamán besichtigt, für deren Mauer die Indios ohne Wagen u. Zühtiere unglaublich riesige Felsblöcke herangeschafft u. - ohne Eisenwerkzeuge so sauber bearbeitet haben, daß man in die wörtellosen Fugen noch heute kein Messer

DEKANAT
DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER UNIVERSITÄT WIEN

Zl.: *Sch 8111*

A 1010 WIEN, AM 3. März 1967
DR. KARL LUEGER-RING 1

D A T E N
=====

neuernannter ordentlicher und außerordentlicher Professoren:

Name: Dr. Friedrich SCHALLER

Bundesmin.f.Unterr.Zl. 125.253-I/4/66 vom 20. Februar 1967

EntschlieÙung des Bundespräs.: 7. Februar 1967, Zl. 968

Dienststrang: ORDENTLICHER UNIVERSITÄTSPROFESSOR

Fachgebiet: Zoologie I

Stellung: Vorstand des I. Zoologischen Institutes

Dienstantritt: 1. März 1967

Adresse: 1190 Wien, Flemminggasse 9/4

Sonstiges: -----

Umfang der Lehrverpflichtung:"in der ordnungsgemäÙen Vertretung des Nominalfaches nach Maßgabe des Unterrichtsbedürfnisses"

Der Dekan:

An das
I. Zoologische Institut
in Wien
Durchschrift an:
Universitäts-Quästur
Pädellenkanzlei
Prüfungsreferat



Die Stadt meiner Träume. Ruf nach Wien 1967

Ein halbes Jahr danach (am 1. 3. 1967) trat ich den Dienst am Dr. Karl Lueger-Ring an. Die kuriose und bezeichnende Geschichte meines amtlichen Wiedereintritts in die geliebte Welt österreichischer Lebensart muß ich auch hier nochmals erzählen: Wegen des (damals noch) damit verbundenen Wechsels der Staatsbürgerschaft mußte ich in festgelegter Reihenfolge folgende Termine absolvieren: Am Morgen zum zuständigen Kommissariat für die polizeiliche Anmeldung, dann um 10 Uhr aufs Rathaus zur Ausfertigung und Abholung der Staatsbürgerschaftsurkunde und um 12 Uhr aufs Universitätsrektorat zur Angelobung als ordentlicher Universitätsprofessor und Vorstand des 1. Zoologischen Instituts. Ich legte also morgens am Polizeikommissariat (für Sievering, wo ich mit Friederike, die schon eine Zeit lang in Wien Archäologie studierte, eine Behelfswohnung gefunden hatte) meine beiden vorschriftsgemäß auch vom Hausherrn unterschriebenen Meldezettel vor und bat um entsprechende Abfertigung, als der freundliche Beamte plötzlich stutzte, eine bedenkliche Miene aufsetzte und sagte: „Herr Professor, sie melden sich doch hier noch als deutscher Staatsbürger an“. „Natürlich“, sagte ich, „um gleich anschließend im Rathaus dann Österreicher zu werden“. „Da müssen sie aber“, entgegnete er, „die für Ausländer vorgeschriebenen drei Meldezettel vorlegen“. Die Schwere des Problems wurde mir blitzartig klar: Einen weiteren Zettel auszufüllen, war natürlich leicht; aber wo sollte ich die nötige dritte Unterschrift des Hausherrn hernehmen, von dem ich nur wußte, daß er irgendwo in Niederösterreich zu Hause war. Mit aller Tragik, die meiner Stimme zur Verfügung steht, machte ich den Mann auf das Dilemma aufmerksam, in das wir unschuldig, aber von Amts wegen unausweichlich geraten waren: Im Rathaus und im Rektorat lagen schon die Dokumente für Einbürgerung und Amtsantritt bereit, die Termine waren festgelegt, das Institut harrete mit Kaffee und Kuchen auf seinen neuen Chef und nun sollte alles an einer kleinen, aber unerfüllbaren Vorschrift scheitern. Einige im Hintergrund des Amtraumes wartende Klienten wurden



aufmerksam und kamen neugierig näher. Ich muß überzeugend verzweifelt gewirkt haben; denn meine frisch zurückliegenden Amtserfahrungen mit der welfisch-preußischen Beamtenwelt Braunschweigs ließen keinerlei Hoffnung auf einen Ausweg zu. Der Wiener Exekutivbeamte hingegen sah mich einige Zeit abschätzend an und stellte dann fast sachlich streng eine Frage, auf die ich bei aller Verzweiflung nie gekommen wäre: „Herr Professor, können Sie nicht die fehlende (dritte) Unterschrift Ihres Hausherrn nachmachen?“ und reichte mir entgegenkommend einen Bleistift samt Papier, offensichtlich zum Üben des fremden Namenszuges. Ich handelte wortlos und schon nach dem zweiten Mal nickte er wohlwollend und schob mir das richtige Formular zur amtlichen Unterschriftenfälschung zu. Auch die „neutralen“ Beobachter brummen zustimmend und zogen sich zufrieden wieder auf die Bank im Hintergrund zurück. So habe ich denn mein neues Leben als Österreicher mit einer Grenzübertretung begonnen, die mir gleich in der ersten Stunde das „amtliche“ Ausmaß möglicher austriakischer Menschlichkeit bestätigte. Ich habe denn auch – trotz aller späteren unausbleiblichen Ärgernisse – meine freie definitive Heimatwahl nie bereut.

Die Hauptaufgabe des nun folgenden ersten Jahres in Wien war für mich die Sicherung der ausgehandelten Berufungszusagen; denn das Institut, das ich immerhin denen in München, Erlangen, Gießen vorgezogen hatte, konnte meine Entscheidung für Wien auf keinen Fall verständlich machen. Außer für Anatomie, Mikroskopie und Histologie gab es keinerlei apparative Ausstattung, und auch das vorhandene Inven-

Einstand in Wien 1967 als Nachfolger Marinellis, der sichtlich bezüglich seines Nachfolgers und wegen dessen alpinistischer Neigungen eher skeptisch erscheint. Links im Bild: Prof. Kühnelt.

Samstag, 10. 6. 1967
Wien

Meine Lieben!

Hier die dokumentarischen Aufnahmen von meiner Antrittsvorlesung am Mittwoch. Sie soll dem Vernehmen nach sehr gut gewesen sein. Ich hatte auch selber das Gefühl, bestens in Form gewesen zu sein.

Vielen Dank für die Braunschweiger Zeitung vom Montag! Wir sind sehr stolz auf unsere verfllossene Heimatstadt. [Anm: Eintracht Braunschweig wurde nämlich Deutscher Fußballmeister]

Morgen spielt Österreich gegen Rußland; da ist natürlich auch hier allerhand los – zumindest in Rundfunk und Fernsehen; denn das Match ist ja in Moskau.

Sonst gibt es nichts Neues. Am Mittwoch muß ich promovieren, d. h. einen seitenlangen lateinischen Text deklamieren, der die Promovenden zu feierlichen Schwüren herausfordert, um ihnen dann die großen Diplome mit Handschlag zu verabreichen. Ich werde mich bemühen, so ernst wie möglich dabei zu bleiben.

13. 6. Heute kam die hübsche Meister-Bierbüchse an. Ich werde sie bei durstigerem Wetter leeren. Vorläufig zielt sie meinen Schreibtisch im Institut – und ich geb damit an. Der Vierer [von Wolfgang] in Latein läßt sich allerdings auch nicht durch die Fußballbegeisterung entschuldigen. Ich hoffe sehr, daß das eine einmalige Entgleisung bleibt! Ihr verlaublich gar nichts über das schriftliche Abitur [von Dietlinde]. Sollen wir das als gutes Zeichen werten?

Vielen Dank noch für den Brief vom 8. 6., der schon gestern kam! Ich meine, es würde sich ein Treffen in Würzburg lohnen – vorausgesetzt, daß wir bei Bückmanns unterschlüpfen können. Nachdem Du aber eh schon wieder dort abgestiegen warst, weiß ich ja nicht recht, ob ich's der lieben Erika vortragen kann. Da wir unser Camping-Schlafzeug anschließend gleich brauchen werden, könntest Du es ja mitbringen. Dann wäre es wohl keine besonders arge Beanspruchung. Ich wüßte ja gern, auf was für einem Ausflug mich Herr B. mit Fr. D. allein gelassen haben will.

Die Vorriener haben geschrieben, daß sie vom 7. bis 21./22. 8. nach Sievering kommen möchten. Einen Schlüssel werden wir bei Frau Mizzaro oder Dr. Piffel lassen. Den anderen schicken wir ihnen von Braunschweig aus. Die Ruttner werde ich davon noch verständigen.

Ich habe am 3. und 4. 8. vormittags Prüfungen in der Technischen Hochschule. – Dann dachte ich, schon möglichst bald gen Norden zu fahren. Ich glaube, wir sollten uns noch den Baedeker-Autoführer für die Nordischen Länder kaufen. Hier in Wien ist er teuer.

Zahle doch, wenn Du kannst, die Restschuld bei der Bank!

Am Samstag habe ich mir die Elektra von Richard Strauß angehört – bildungshalber. Es hat sich aber nicht gelohnt. Das Wetter ist kalt und regnerisch. Gestern abends waren wir bei Piffels eingeladen. Es gab eine sehr gute Pizza und Dias aus dem Karakorum. Bilder zum Rahmen bringe ich übrigens auch wieder einige mit.

14. 6. Die Promotion war sehr schön, vor allem, da ich eine schwarze Robe mit Pelzkragen und Barett tragen mußte – wer lacht da?

Viel Bussis und Grüße Euer Papa Fritz und Friederike

tar stammte vielfach noch aus „klassischen“ (kaiserlichen) Zeiten. Es gab auch keine einzige Planstelle für technische Assistenten. Sogar der Bundespräsident Jonas, bei dem ich damals als neuberufener Professor noch eine Audienz hatte (bald danach wurden die ja im Dutzend so billig, daß der schöne Brauch abhanden kam), bemerkte dies anhand der Papiere, die ihm vorlagen, und er fragte mich, warum ich denn gerade das mäßige Wiener Angebot angenommen hätte. Wahrheitsgemäß nannte ich meine geheime Liebe zu dieser Stadt, die – wenn auch unverbindliche – Zusage des Ministers (Piffel-Percevis) für einen Neubau des Zoologischen Instituts und – last but not least – das Wissen und die Erwartung, daß in diesem ethnisch so fruchtbar gemischtem Winkel deutschen Sprach- und Kulturraums weiterhin besonders viele originelle Studenten an die Universität kommen müßten. Ich meinte, gute Köpfe seien allemal wertvoller als teure Apparate. Jonas, dem klassischen Repräsentanten des erfolgreich aufgestiegenen vierten Standes in Wien, gefiel diese Begründung sichtlich. Er kam vorsichtig in meine Papiere schauend noch auf meine politethischen Bekundungen in Braunschweig zu sprechen, und ich mußte aus seinen wissenden Bemerkungen schließen, daß auch der österreichische Staatsapparat keine Katze im Sack kauft. Dies sei hier nur deswegen eingefügt, weil es Mode geworden ist, die staatspolizeilichen Vorsichtsmaßnahmen der seinerzeit vorbehalten „anerkannten“ Ost-Staaten jetzt so verwerflich zu finden. Es möchte wohl sein, daß ich weiterhin und heute noch als notorischer Leser linker und rechter Postillen entsprechend archiviert bin. Warum auch nicht? In einem anständigen Staat braucht man keinen „Datenschutz“; denn der Anständige schaut weg, wenn's wirklich intim

wird. Und Unanständiges hat kein Anrecht auf Intimität –, meine ich unbeirrt weiter.

Jedenfalls mußte ich nun zusehen, daß ich die zugesagten Berufungsgelder (zum Kauf neuer Mikroskope, zur Einrichtung eines neuen sinnesphysiologischen Labors für meinen aus Braunschweig mitgekommenen Assistenten Dr. Werner Himstedt u.a.m.) termingerecht bekam. Noch holte ich jeden Monatsersten meinen Gehalt bar in der Quästur ab, und das Institutsbudget lag im Sekretariat hinter einem Bild im Wandsafe. Jeden Monat marschierte ich einmal ins Ministerium, um mit dem zuständigen Ministerialrat über unsere Dotationen zu verhandeln. Mein nun zum Konkurrenten gewordener ehemaliger Doktor-Vater, jetzt Vorstand des sogenannten zweiten Zoologischen Instituts, mißbilligte das sehr, weil es, wie er meinte, weit unter der Würde eines ordentlichen Universitätsprofessors sei, bei einem schlichten Ministerialbeamten zu antichambrieren. Ich verriet ihm aber nicht, wie sehr sich meine „Herablassung“ für mein Institut lohnte. Der liebe Ministerialrat (Dr. Drischel) pflegte nämlich seine Schreibtischschublade zu öffnen und ihr ein einfaches liniertes Schulheft zu entnehmen, in welchem die vorgesehenen Zuweisungen an die einzelnen Institute mit Bleistift eingetragen waren. Fast jedes Mal brachte ich ihn mit meiner Überredungskunst so weit, daß er einen Radiergummi suchte, an verschiedenen Stellen und auch bei der Zoologie radierte, um anschließend mehrere ab- und einen aufgerundeten Betrag neu einzutragen. Wie genial einfach und effizient ist doch noch vor 30 Jahren die österreichische Ministerialbürokratie gewesen! Jedenfalls dauerte es keine zwei Jahre, bis ich meine Berufungsgelder auf Heller und Pfennig erhalten und ausgegeben hatte.



Erforschung des Wiener Umlandes: Waldviertel, November 1968.

Der Neubau. Das politische Lehrjahr

Wesentlich zäher erwies sich die Realisierung meiner eigentlichen Berufsbedingung. Ich ließ in der Fakultät, beim Ministerium, in der Öffentlichkeit keine Gelegenheit aus, an dieses Versprechen zu erinnern. Fast schon hätte ich wie Cato im Römischen Senat jeden Auftritt mit meinem *ceterum censeo* eröffnen oder beenden können. Mein Vorgänger Marinelli, ein geborener und geschulter Altösterreicher, ließ mich bei jeder Begegnung seine tiefverwurzelte Skepsis merken. Er wußte, daß die Zoologie im Oberstock des Ferstelschen Baus am Ring schon vor hundert Jahren als provisorische Notlösung gedacht war und daß 1914 wie 1939 weit gediehene Neubaupläne vorgelegen hatten. Umso mehr verbiß ich mich in den Vorsatz, der Wiener Zoologie für das kommende Jahrhundert erstmals in ihrer Geschichte zu einer autonomen und funktional adäquaten Behausung zu verhelfen. Mit der beginnenden Ära Kreisky erweiterten sich die Aussichten auf neue und großzügige Lösungen alter Probleme und mit seiner Wissenschaftsministerin Dr. Hertha Firnberg gewann ich unversehens eine einflußreiche Bundesgenossin. Ein Bauplatz fand sich und ein Stararchitekt dazu. Er sollte den bei der Planung bedenklich anschwellenden Komplex in den Sternwartepark zaubern.

Mein erster Besuch bei ihm – es war Professor Schwanzer, der weltbekannte Erbauer des österreichischen Weltausstellungspavillons in Paris – ist mir unvergeßlich geblieben, als Blick in die Geisteswelt eines solchen Baukünstlers. Er holte einen riesigen Zeichenkarton hervor und sagte dabei: „Ihr Institut, Herr Kollege, soll ja ein biologisches werden. Da ist mir heute nacht eingefallen, daß doch alles Lebendige aus Zellen besteht“. Dabei drehte er mir auf seinem adäquat riesigen Arbeitstisch das Blatt zu und deutete auf einige mit dem Filzstift salopp aneinandergefügte Sechsecke hin. Ich machte ihm den Spaß, seine geniale Idee auf Anhieb zu verstehen, und rief: „Das sind ja Zellen einer Bienenwabe!“ - während ich im Geiste mit Schrecken daran dachte, was für ein Unfug 120°-Ecken in Arbeitsräumen sein würden.

Nun, die Zellenidee blieb zum Glück der

Zoologie erspart; das Büro Schwanzer hat aber später gar nicht weit vom Sternwartepark entfernt ein Hotel in dieser Art verwirklicht unter der gekonnt kryptischen Bezeichnung Modul.

Leider entwickelte sich aber nun erst die Idee mit dem Bauplatz im Sternwartepark zu einem Politikum üblerer Art. Die übliche Parteienlogik machte es erforderlich, daß, weil die Roten dafür waren, die Schwarzen dagegen sein mußten. Diese entdeckten zusammen mit einigen Zeitungsredaktionen die Bäume im Park als Bauhindernisse. Es kam zu stadtbewegenden Aktivitäten beider Seiten. Das zoologische Institut glich zeitweise einem Heerlager für „Info“-Produzenten und „Demo“-Organisatoren.

Ich geriet in die Zeitungen und gar ins Fernsehen und bekam Gelegenheit, den Bundeskanzler und seine Paladine aus nächster Nähe zu erleben, was meine Politikerscheu wesentlich wachsen ließ. Höhepunkt unseres „Kampfes“ um unseren Bauplatz war ein Demonstrationzug zum Sternwartepark, wo ich sogar eine Ansprache durch eine „Flüstertüte“ hielt. Aber wir Zoologen und unsere roten Bundesgenossen waren zur Niederlage verurteilt. Wir hatten einen Gegner unterschätzt, der öffentlich gar nicht in Erscheinung trat: Die Cottage-Baugesellschaft, die neben dem Sternwartepark höchstwertige Baugründe besaß und um ihre Klientel besorgt war. Kurz, es ging in Wahrheit um viel Geld, während wir meinten, es ginge den Gegnern um die Bäume im Park, für deren mögliche Erhaltung wir als Biologen ja auch waren. Wie fast immer in der Politik kam es zu kabarettreife Mesallianzen zwischen ethischem Adel und pragmatischer Plebs. Um unser und ihr Baum-Ethos unter Beweis zu stellen, beschloß die Stadt Wien, die ja für unseren Bauplatz mitkämpfte, ein Baum-Erhaltungsgesetz (das heute noch gilt), und die besagte Cottage-Gesellschaft, die als besorgte Retterin der Sternwartebäume auftrat, ließ kurz vor dessen Inkrafttreten bei Nacht noch schnell die Bäume auf ihren Nachbargrundstücken fällen. Ich stand das schmutzige Geschäft nur deswegen unverletzt durch, weil ich eingebettet war in eine erfrischend solidarische Gemeinschaft von Kollegen, Mitarbeitern und Studierenden. Mein politischer Eros aber blieb schwerst geschädigt. Den letzten Grund dafür liefer-

ten mir zwei „offizielle“ Vorsprachen bei örtlichen Entscheidungsträgern: Mein erster Besuch galt dem zuständigen Bezirksvorsteher und wurde mir zur kostenlosen politischen Lehrstunde. Unter anderem fragte mich der freundliche Mann rätselhafterweise auch danach, ob denn, wenn unser Institutsbau im Sternwartepark zustande käme, dann auch meine Mitarbeiter in seinen Bezirk umziehen würden. Er nahm meine eher verneinende Antwort kommentarlos zur Kenntnis, ich aber behielt die mir rätselhafte Frage im Gedächtnis, um sie dann im Institut meinen Mitarbeitern zur „Hinterfragung“ vorzulegen. Die – als geborene Wiener – brauchten keine Sekunde, um dem Zugereisten Aufklärung zu verschaffen: Hätte ich denn nicht das letzte Wahlergebnis beachtet, wo es im besagten Gemeindebezirk nur um ein paar Dutzend Stimmen zwischen Rot und Schwarz gegangen sei? Mein Gesprächspartner, der Vorsteher des Bezirks, habe somit völlig verständlicherweise nach den möglichen Mehrheitsfolgen unseres Neubaus gefragt. Universitätsangehörige galten ja damals noch allgemein als Sympathisanten der schwarzen Reichshälfte. Die Wahlkonsequenzen mußten somit dem guten Mann viel wichtiger sein als das Bedürfnis der studierenden Jugend für eine neue adäquate Lehr- und Forschungsstätte.

Mein zweiter Besuch galt dem damaligen „Chef“ der Wiener ÖVP, die ja entschieden gegen uns auftrat. Er bekannte unverblümt, daß er und seine Partei unser bildungspolitisches Anliegen prinzipiell für höchst förderungswürdig hielten, leider aber dagegen auftreten müßten, weil sie festgestellt hätten, daß die gegen uns ins Leben gerufene Bürgerinitiative mehrheitlich aus ÖVP-Wählern bestehe. Ich fragte ihn nicht, woher er das wisse, sondern ging fast sprachlos. Und als ich später dazu noch anläßlich einer Besprechung am großen ovalen Tisch beim Bundeskanzler dessen „klammheimliche“ Zufriedenheit über ein entscheidendes „Eigentor“ seines ins Gerede gekommenen Wiener Bürgermeisters Slavik beobachten konnte, da war's mit meinem politischen Eros ganz aus. Ich habe wenigstens zehn Jahre lang kein Wahllokal mehr betreten. Nach und nach erst habe ich das unausweichliche ethische Dilemma des repräsentativ-demokratischen Staats-Funk-

tionärs eingesehen: Nolens volens muß er prima vista um seine Wahl und Wiederwahl besorgt sein; sonst kann er auch seine löblichsten Pläne nicht realisieren. Eine Entartungserscheinung unserer „Demokratien“ bleibt allerdings von dieser deskulpierenden Überlegung unberührt: Das anonyme Auswahlverfahren, das unsere sogenannten Volksvertreter zu oligarchischen Willensträgern macht. Unsere Parteien haben diesen korruptiven Degenerationsprozeß bekanntlich selbstherrlich und moralfrei auch noch öffentlich gemacht, indem sie sich – ohne verfassungsrechtliche Deckung – selber zu „staatstragenden“ Institutionen ernannten und als solche schamlos ihre Finanzierung aus der Staatskasse beschlossen.

So habe ich als schlichter Zoologieprofessor noch mit fünfzig Jahren viel dazugelernt, was hoffentlich auch meinen Hörern zugute kam; denn ich scheute mich nie, auch vom Katheder meine persönliche Meinung zu sagen, was freilich beim schwach bzw. einseitig entwickelten Kritikvermögen der damaligen und heutigen Studierenden vielfach zu Mißverständnissen führen mußte. Damals gab es ja die ärgerlich löbliche Einrichtung der studentischen Wandzeitungen und Vorlesungskritiken noch. Davon habe ich mir einige „gerettet“ und kann heute noch vergnügt lesen: Schallers Vorlesungen sind unkonventionell und anregend. Wenn er nur seine ärgerlichen faschistischen Zwischenbemerkungen lassen könnte! – Nun, die kann er bis heute nicht lassen, und er ist stolz darauf, im Laufe seines langen eigen-si(!)chtigen Lebens selber schon in jeder Farbe gesehen worden zu sein: rot, schwarz, blau, braun. Und er hat sich auch das „demokratische“ Recht genommen, für jede (legitime) Farbe zu votieren, wenn es ihm nützlich erschien; denn er wollte „wählen“ und nicht bekennen. Nur einen hat er nie gewählt: Adenauer. Der war ihm zu amerikophil.

Die Wiener Zoologie ist schließlich doch zu ihrem Neubau gekommen. Firnbergs Ausweg waren die Eisenbahngründe des Franz-Josefs-Bahnhofs im 9. Bezirk. Ich hatte nach wie vor verbissen weiter „gekämpft“ um die Verwirklichung meines beruflichen Lebensziels. Aber innerlich war ich im Zusammenhang mit der parallel dazu angelaufenen „Hochschulreform“ abgekühlt und distanziert, so daß ich schließlich

Unser Institutsneubau in Wien IX kann sich sehen lassen. Sehr großzügig sind seine öffentlich begehbaren „Kommunikationsräume“ ausgefallen. Die Kacheln auf den Stiegen täuschen freilich nur den roten Teppich vor.



nicht einmal zur Einweihung unseres Neubaus an der Althanstraße gekommen bin. Die Republik Österreich hatte da etwas hingestellt, was sich auch international sehen lassen konnte und kann. Ich war auch der erste der Professoren und Abteilungsleiter, die ins neue Haus einzogen; aber ich war nicht mehr bereit, mich zum „Vorstand“ des Ganzen wählen zu lassen, zumal sich das Ministerium über unsere fachlich zwingend begründeten Differenzierungswünsche hinweggesetzt und durch einen einfachen Erlaß die restaurative Zusammenlegung der progressiv schon getrennten systematisch-morphologischen und physiologisch-ökologischen Institutionen dekretiert hatte. Wenige Jahre nach meinem letzten großen Erfolgserlebnis also, dem Einzug in das neue Institut, stellte ich schließlich den Antrag auf Emeritierung, und erfreulich schnell war ich von der oft belastenden Pflicht entbunden, meinen Namen unter Vorgänge und Entscheidungen setzen zu müssen, die sich mit meinem in vierzig Jahren gereiften

Sachgewissen nicht mehr deckten. Ich konnte und kann nicht damit einverstanden sein, daß ein derart rational überzeugendes mitmenschliches Ordnungsprinzip wie das der Demokratie ideologisch mißbraucht wird, indem es auf Regelungsfälle Anwendung findet, die sachlich wie ethisch nicht „demokratisch“ regelbar sind. Dazu zähle ich die Verantwortungsbereiche der Eltern für ihre Kinder, der Ärzte für ihre Patienten und der Lehrer für ihre Schüler. „Gleichberechtigte“ Mitsprache oder gar Mitentscheidung ist da rational nicht begründbar, und ich meine, dafür gibt es nur ein objektivierbares und überindividuelles, also menschlich gerechtes Führungs- und Entscheidungsprinzip, das ist das des qualifizierten Besserwissens. Die Komparativform dieses Begriffs macht

hoffentlich deutlich, wie relativ auch sein Anspruch zu werten ist. Demokratische Institutionen vertrauen ja darauf, daß Mehrheitsbefunde und -entscheidungen auch sachlich gerechtfertigt seien, wofür es aber gerade im Wirkungskreis der Wissenschaft keine zwingende Begründung gibt: Faktische Wahrheiten resultieren hier nicht aus Abstimmungen.

Kurz und gut, der Schlußteil meiner Wiener Wirkungsperiode spielt sich nun wieder (seit 1988) im Politik-freien Raum der „reinen“ Wissenschaft ab und stellt die Fortsetzung von Aktivitäten dar, die mir immer das reine Gefühl der Zufriedenheit vermittelt haben. Ich konnte auch in Wien nochmals eine bemerkenswert große Zahl von meist erfreulich tüchtigen Schülern und Schülerinnen gewinnen. Dutzende von Dr.-Arbeiten entstanden, von denen die meisten auch publiziert wurden. Mehrere Postgraduierte konnte ich mit Projekten des Forschungsfonds und mit verschiedenen Stipendien fördern, und in der Tropenfor-

schung gelang es mir, immer wieder neuen Nachwuchs an die „Fronten“ (vor allem in die Neotropis) zu bringen. Die Zahl meiner Lehramtskandidaten ging fast über meine Kräfte.

Das Leben und Wirken unter den jungen Menschen ließ mich die zunehmenden Jahre nicht merken. Ich kam in meiner Wiener Zeit noch fünfmal an den Amazonas (25. 2. - 9. 7. 1971; 10. 7. - 14. 11. 1974 mit einem Weiterflug rund um die Erde über Tahiti, Neuseeland, Australien; 12. 2. - 26. 3. 1980; 18. - 30. 9. 1985 mit einer ersten Studentenexkursion; 12. 8. - 9. 10. 1991) und hatte das Vergnügen, dort meinen aktivsten Nachfolger in Sachen Tropenforschung wirken zu sehen: Dozent Walter Hödl, der inzwischen der führende Kenner der Amazonaswaldfrösche und ihrer Bioakustik geworden ist. Großen Spaß machten mir auch meine letzten Collembolen-Schüler: Erhard Christian – jetzt Professor an der Universität für Bodenkultur in Wien – mit der Analyse eines Funktionselements und Phänomens, das jeden Springschwanz-Forscher neugierig machen muß, nämlich das ihrer Springgabel und ihrer eindrucksvollen Sprungleistungen; Hubert Kopeszki mit der definitiven Aufklärung der abstrusen Lebens- „Strategie“ der Gletscherflöhe (*Isotoma saltans*); Wolfgang Hemmer mit einer ersten karyologischen Systematik der ganzen Collembolenordnung. Und ich selber bin noch auf Einladung von Professor Gotthilf Hempel, dem Pionier der neueren deutschen Antarktisforschung und Leiter der Forschungsfahrten mit der „Polarstern“ (den ich als Studenten aus meiner Mainzer Assistentenzeit kenne), zu einem Besuch in der Antarktis gekommen (1989), von dem ich lebende Schneeflöhe (der Gattung *Cryptopygus*) mit nach Wien bringen konnte, mit denen es dann dem eben genannten Dr. Kopeszki gelang, ihren bis dato trotz mehrjähriger Zuchtversuche englischer Kollegen dunkel gebliebenen Lebenskreislauf restlos aufzuklären (siehe dazu Kapitel: Wissenschaftliche Laufbahn). Wir, Autodidakten der Polarbiologie, konnten zur Verblüffung der Engländer mitteilen und belegen, daß wir im dosierten Wechsel zwischen Kühlschrank und Fensterbrett in Wien drei Generationen der antarktischen Lebenskünstler auf- und durchgezogen hatten.

Globale Erkundung. Weltreisen auf Bestellung

Von 1977 an hat für uns (also für Brunhilde und mich) übrigens eine neue Form des Reisens ihren Anfang genommen, die man als Weltreisen auch ohne engeres Fachmotiv bezeichnen könnte. Flüge kombiniert mit Autofahrten waren möglich geworden, die sich davor nur reiche Leute leisten konnten. Wenn ich diese Unternehmungen hier aufliste, so tue ich das nicht um „anzugeben“, sondern um zu zeigen, daß wir in eine Menschen-Welt hineingewachsen sind, die in einer Generation atemberaubende Traumerfüllungen erreicht hat.



1957 fuhren wir noch im gemieteten VW-Käfer durch Spanien und hörten im Bordradio die Piepssignale des „Sputnik“. Zwölf Jahre später saßen wir am Lautsprecher (einen Fernseher hatten wir da noch nicht) und hörten Armstrongs Spruch beim Abstieg auf der Aluminiumleiter von seinem Raumschiff Apollo zur Mondoberfläche. Und wenige Jahre später saßen wir selber in Druckkabinen und rasten am Rand der irdischen Atmosphäre zu beliebigen Zielen unserer Sehnsucht und Neugier. Schon 1974 konnten wir es uns, noch im Anschluß an meine vom österreichischen Forschungsfonds finanzierte Reise zum Amazonas, schon leisten, über Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Guatemala, Mexico, Tahiti, Neuseeland und Australien (also erstmals rund um die Erde) „heim“ zu fliegen. Und von 1977 an folgten ganz autonom motivierte, geplante und finanzierte Unternehmungen: 1977 nach Indien; 1978 (mit Wolfgang

Die Jahre zwischen unseren 60. und 70. Geburtstagen erwiesen sich als viel erlebnisreicher, als wir zuvor gedacht hatten. Nun war es finanziell möglich, jedes Jahr zwei exotische Reisen zu machen, und wir erreichten Ziele, von denen wir jahrzehntelang nur geträumt hatten. Hier die Bloedkoppie in SW-Afrika (Namibia), Februar 1984.

nach Bangkok, Nepal und Sri Lanka; 1980 nach Rio, Manaus, Peru, Chile und zur Osterinsel, sowie nach Japan; 1982 nach Malaysia und Borneo, sowie in den Südwesten der USA; 1983 nach Ostafrika; 1984 nach Süd- und Südwest-Afrika sowie nach Kanada und Alaska; 1985 zum zweitenmal rund um die Erde (Bali, Ost-Australien, Fidischi, Hawaii, Peru, Florida, New York); 1986 nach China und Tibet; 1987 auf die Kanarischen Inseln; sowie nach Neuseeland und Thailand; 1988 nach Nord- und Südjemen; sowie zum drittenmal rund um die Erde (Singapur, Borneo, Neuseeland, Lima, Quito, Galápagos-Inseln, Buenos Aires); 1989 in die USA (Rocky Mountains); 1990 nach Ruanda und Zaire; 1991 (mit Wolfgang und Bärbel) nach Iguazú und Bolivien; 1992 (mit Wolfgang und Bärbel) nach Australien; 1993 nach Mexico; 1994 nach Kanada; sowie nach Ghana und Kamerun; 1995 nach Syrien, nach Petersburg und Moskau; nach Kreta; sowie nach Bangkok und Kambodscha; 1996 nach Jordanien und China (Westteil); 1997 in die Südsee und auf den Athos; 1998 nach Madagaskar (mit Dietlinde); 1999 nach Ostkanada und Washington.

Inzwischen sind meine ältesten Mainzer Schüler pensionierte Großeltern, und die aus der Braunschweiger Zeit verabschieden sich vom aktiven Dienst. Unsere drei Kinder Friederike (*1944), Dietlinde (*1950) und Wolfgang (*1954) stehen schon in der Mitte ihres Lebens, haben die „richtigen“ Partner gefunden und führen intakte Ehen. Die beiden Töchter haben uns acht gelungene Enkelkinder geliefert, Stolz und Glück Brunhildens, mit der mir aber der fünfzigste Hochzeitstag nicht mehr vergönnt war. Den hätten wir ganz gewiß nicht vergessen, obwohl wir jahrzehntelang kaum Zeit für solche Gedenktage aufgebracht haben. So ist es mir einmal am Flughafen in Schwechat passiert, daß mir der Beamte bei der Paßkontrolle gratulierte und auf meine erstaunte Frage wozu? nicht weniger erstaunt sagte: Na, zum Geburtstag! Unseren Heiratstag haben wir notorisch vergessen. Gelegentlich rätselten wir noch abends: Für heute hatten wir doch etwas vorgehabt?

Es mag sein, daß das auch ein Zeichen dafür war, daß wir – von den üblichen Tagesergergnissen abgesehen – nie Probleme hatten. Gesund waren wir beide; über Kin-

dererziehung gab's keine Differenzen; wir waren uns einig darüber, was sich gehört und nicht gehört; und vor allem gab es keine Differenzen über die das Zusammenleben entscheidende Frage, was mit dem „übrigbleibenden“ Geld- und Zeit-Fundus zu geschehen habe. Materielle Güter gehörten nicht zu unseren Lebenszielen, schon gar nicht im Sinne des „Be-Sitzens“. Das war die unbezahlbare Lehre aus der Zeit unserer Bewußtseinsbildung: Nichts Materielles hatte sich da als wertbeständig erwiesen. Lediglich Wissen und Können in sozialer Bindung erwiesen sich nach 1945 als sichere Garanten der erstrebten und von den Mitmenschen einzufordernden materiellen und geistigen Freiräume zur Realisierung selbstgesetzter Lebensziele (heute in verräterischer Diktion gern „Selbst-Verwirklichung“ genannt). So haben wir „die Welt“ erfaßt, wo sie nur faßbar war; aber wir haben keinen Quadratmeter von ihr in Besitz genommen, nicht einmal für die so gern in Anspruch genommene Rematerialisierungsphase unter der Erde. Wer nüchtern sieht, wie es damit nach 30, 300 oder 3000 Jahren aussieht, kann nur zu dem Schluß kommen, daß man bestenfalls als Objekt der Wissenschaft noch einigen postmortalen Nutzen stiften kann. Ohne lange Diskussion haben wir auch daraus gemeinsam die praktische Konsequenz gezogen.

Die „Sinnfrage“

So hat uns also die „Sinnfrage“ nie gequält. Wir waren uns einig darüber, daß der Sinn des Lebens nur im Leben selbst liegen kann (siehe Gedicht Seite 8).

So hatten wir in geglückter Arbeitsteilung schließlich unsere menschlichen Pflichten erfüllt, von den biologischen zu den sozialen, und nachdem dabei nahezu alles seinen erhofften Gang gegangen war, blieb uns nur die rational längst „verinnerlichte“ Ungewißheit des Endes. Gern hätten wir's zusammen gehabt, vielleicht bei gemeinsamem Flugzeugabsturz; aber wir wußten ja, daß man sich das passiv nicht wünschen kann. So sollte denn ich der Zurückgelassene sein: Im Frühsommer 1992, nach einer berückend schönen und reichen Reise mit unserem VW-Bus durch Griechenland und auf die Zykladen bis San-

torin (Thera), hatte Brunhilde nach wenigen Vorwarnungen den Herzinfarkt, der nicht mehr zu reparieren war. Sie ging so wissend und klaglos, wie sie gelebt hatte, ein Vorbild der Unbeirrtheit auch zum Tode hin. Seitdem versuche auch ich unbeirrt zu bleiben, so lange wenigstens wie ich das physisch und geistig vermag. Das Menschengetriebe fasziniert mich weiterhin wenig, umso größer ist der Genuß, den ich aus der sonstigen „Welt“ ziehe. Besonderen Spaß gewinne ich aus den wunderlichen Diskrepanzen zwischen den jeweils wahrnehmbaren Weltrealitäten und ihren magischen Bildern in den Köpfen der Menschen. Da ist der „Himmel“ noch immer Metapher für unverdaubares astronomisches Wissen; da vernebelt die Mehrheit der „Menschheit“ weiterhin den nackten Blick auf unsere artspezifisch begrenzte Existenz mit dem Traum vom „Leben nach dem Tode“ und erübrigt sich so das beunruhigende terminative Wegdenken des jeweiligen Ichs; „Friede, Freiheit, Menschenrechte“ rechtfertigen als anerkannte Generalziele mehr denn je beliebige pragmatische Umwege; im Ideal der „Selbstverwirklichung“ wird die Welt zum Mittel autistischer Zwecke; „Sinn“ bekommt alles nur im jeweiligen Ichbezug. Erstaunlich, was so das denkende Tier aus „seiner“ Welt macht:

Derzeit ist die gängigste Metapher „das Raumschiff“, auf dem wir zu geregelterm Zusammenleben verpflichtet seien.

Aber auch diese Metapher entpuppt sich in sprachlogischer Sicht als frommer Selbstbetrug. Denn Schiffe, auch Raumschiffe, sind lenkbar, unser Planet aber nicht; und wir sind als „irdische“ Lebewesen an seine spezifischen Existenzbedingungen gebunden, so daß selbst ein „astro“- oder „kosmo“-nautischer Ausbruch aus unserer Biosphäre nur möglich erscheint, wenn es gelingt, die „essentials“ derselben mitzunehmen: Luft, Wasser, Wärme, Eßbares. Kurz, in Wahrheit werden wir nie von unserer „Mutter Erde“ loskommen, selbst wenn die Siedlung auf dem kalten Mars gelingt, von der durchaus konkret die Rede ist.

Gedicht für Brunhilde, zum 70. Geburtstag.

Mit 20 war sie noch ein Kind;
die Zöpfe baumelten im Wind.
Sie war mit Knaben gern beisammen;
doch duldete sie nur die strammen.
Die sagten, daß sie leiwand sei.
So dachte ich mir nichts dabei,
das Dirndl an mein Seil zu schnüren
und in die Berge zu entführen.
Die Zweierseilschaft war ein Spaß.
Doch, kaum bemerkt, ergab sich, daß
der Knoten für das muntre Paar
zum Gordischen geworden war.

Wir brauchten keinen Alexander,
wir blieben einfach beisammen.–

Das alte Seil, noch ist es gut.
Jetzt hängt daran auch unsre Brut;
Erst die F1 mit unserm drei,
dann acht dazu in der F2.
Und wenn man dazu noch addierte,
was die F1 sich adjungierte,
so käme man zu guter letzt
auf fünfzehn und einhalb bis jetzt.

So ist denn die bezopfte Maid
achtfache Oma schon zur Zeit.–



Brunhilde, die verhinderte Zoologin, hat zeitlebens ein neugieriges Verhältnis zu allen denk-baren Tieren gehabt. Oben: die Papageien der Caboclos am Rio Negro ließen sich gern mit ihr ein. Sie hatten ein feines Ohr für den Charakter menschlicher Stimmen. Unten: die müden Seelöwendamen von Galapagos hörten ihr mit geschlossenen Augen zu.



Gereiftes Trio, Nov. 1984, von links nach rechts: Friederike (40), Wolfgang (30), Dietlinde (34).

Papeete, 6./7. 12. 1974

Lieber Wolfgang!

Nun sind wir bald bei den Antipoden angekommen. Von Mexiko starteten wir mit einer Boeing 707 nachts um 11:45, machten einen einstündigen Halt im berühmten Treffpunkt der Haute Volée von Acapulco und sind dann 8 Stunden lang über den Pazifik geflogen, um doch schon um 6 Uhr früh auf Tahiti zu landen. Wir haben also neuerdings 4 Stunden „gewonnen“.

Aus der Welt des Vulkanismus sind wir aber nicht herausgekommen; denn auch die meisten polynesischen Inseln verdanken ihre Entstehung diesem. Man sieht das schon daran, daß die Strände hier schwarz sind. Umso weißer leuchten davor die Brandungssäume der Korallenriffe. Schon vom Flugzeug aus haben wir die hellgeränderten, linsenförmigen bis kreisrunden Ringe der Atolle gesehen. Das war schon eine Stunde vor Tahiti; es müssen also die Inseln der Marchesas gewesen sein. Tahiti gehört ja zu den sogenannten Gesellschaftsinseln und zwar zu deren östlichem Teil, der „die Inseln über dem Wind“ genannt wird. Die „Hauptstadt“ Papeete ist ein kleines Nest, hat aber einen großen modernen Flughafen. Vor 205 Jahren ist hier erstmals Cook gelandet, woran noch ein Denkmal erinnert. Noch mehr feiern die Franzosen als Kolonialherren ihren Landsmann Bougainville, der kurz zuvor hier gewesen ist, und dafür sorgte, daß dieser Teil Polynesiens französisch wurde. Ihn kennt man allerdings eher aus botanischen Gründen, denn die Bougainvillien sind wohl nach ihm benannt. Um die Insel herum führt ein hübsches Sträßchen von ca. 100 km Länge.

Wir sind das heute abgefahren (mit einem kleinen gemieteten Fiat) und haben dabei die phantastische Blütenpracht der Vegetation, die Formenfülle der Muscheln, Schnecken und Korallen am Strand und küstennahen Riff, die kleinen einseitigen Auslegerboote der braunen Eingeborenen, die Reste zweier alter Tempel (in Pyramidenform aus runden Bimssteinen) und ein sehr originelles modernes Gauguin-Museum in offenen Hallen unter Palmen bewundert. Gauguin ist ja um 1900 herum über 10 Jahre lang hier gewesen, nachdem er von Weib und Kind und Europa die Nase voll hatte. Die von ihm gemalten Polynesierinnen laufen hier tatsächlich ganz genau so herum, auch noch mit Hibiscusblüten und anderen Blumen im Haar. Am Markt kann man zuschauen, wie sie Kränze und Halsgehänge fertigen. Dort gibt es auch hübsche Sachen aus Schnecken und Muschelschalen und aus Perlmutter. Tahiti ist übrigens ganz erstaunlich bergig mit zum Teil bizarren Bergspitzen von über 2000 m Höhe. Die Berge sind hellgrün von Farnen überzogen. Bäume wachsen nur am schmalen Küstensaum und in den kurzen Tälern (was offenbar vom Menschen herrührt).

Obwohl es heute viel geregnet hat, ist es angenehm warm, und das Wasser lockt sehr zum Baden – auch mich. Manche Korallen sind freilich derart scharfrandig, daß man sehr aufpassen muß. Die Waden Deiner Mutter sind schon arg zerschrammt. Sie meint, die Gegend hier wäre speziell für einen angehenden Geologen wie Dich besonders lohnend. Somit kann man nur hoffen, daß Du recht bald die niederen und höheren Weihen der Wissenschaft hinter Dich bringst, um dann im aktiven Dienst derselben so fromme mütterliche Erwartungen erfüllen zu können. In diesem Sinne aus der Mitte des Pazifik alles Gute und viele Grüße!

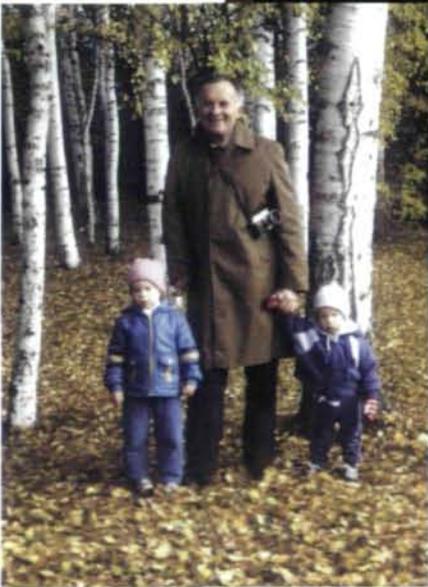
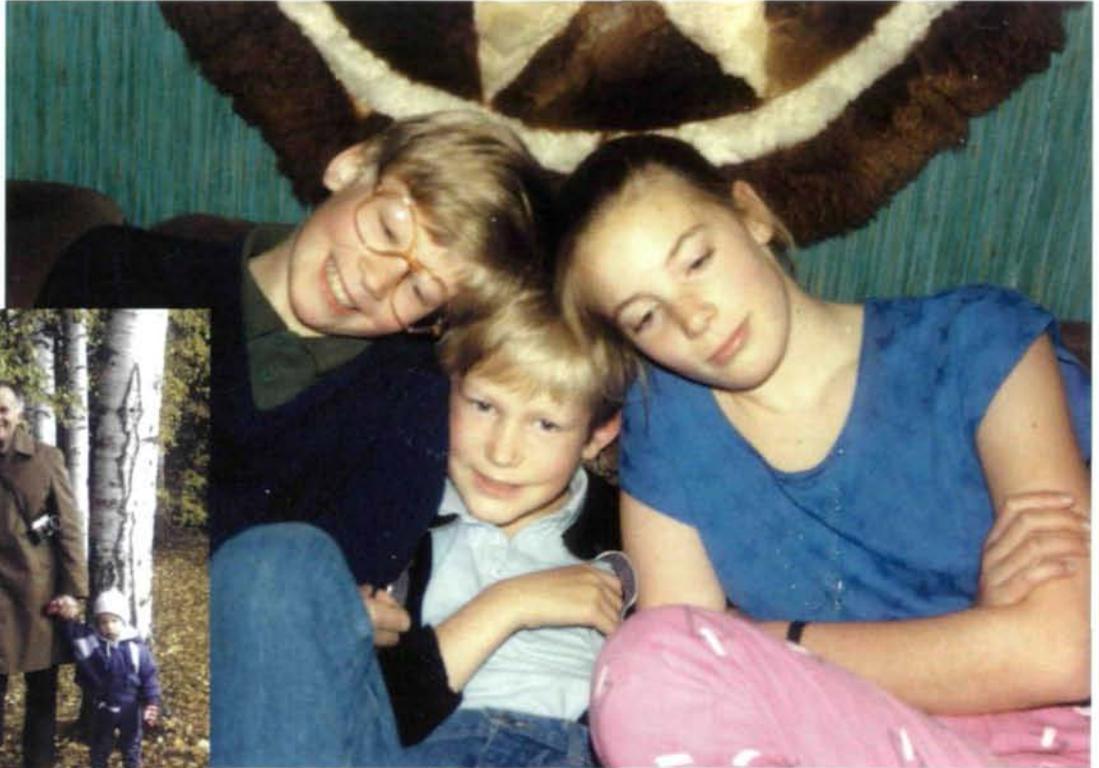
von Deinen Alten

Unsere F₂, wie der studierte Biologe seine Enkel gern pauschal bezeichnet, hat uns großen Spaß gemacht, so daß ich meinen Studenten oft zu sagen pflegte: Es lohnt sich, Kinder zu kriegen; sie bringen Euch später die Enkel! –

Hier links unten das (von Dietlinde ersonnene und gefertigte) Familiarmobile über unserem Eßtisch mit allen Köpfen aus 3 Generationen.

Bild links oben: Opa mit zwei der fünf Selzer'schen Nachzüchtungen (von Dietlinde und Roland).

Großes Bild: Die drei Harl'schen (von Friederike und Oki) in gut gespielter Eintracht.



Sebastian und Philipp im kritischen Alter vor ihrer Bildungsanstalt.

Sydney, 20. 8. 85

Liebe Enkelkinder!

Bevor wir von Australien zu den Fidschi-Inseln fliegen, muß ich Euch noch ein altes australisches Rezept für einen guten Kakadu-Eintopf verraten: Man nehme einen Kakadu (den man zuvor mit Pfeil oder Bumerang erlegt hat), rupfe ihn sorgfältig und nehme ihn sauber aus. Dann setze man ihn in einem mittelgroßen Topf mit Wasser an, dem man etwas Salz und 2-3 etwa gleichgroße Steine beifüge. Das Ganze koche man 10 Stunden lang und lasse es anschließend noch 2-3 Stunden bei kleinem Feuer ziehen. Danach gieße man die Brühe weg, gebe den Kakadu seinem Hund und esse die Steine –.

So ein Kakadu soll nämlich so zäh sein, daß ihn kein Mensch essen kann. Trotzdem sind die Kerle so mißtrauisch, daß sie schon auffliegen, wenn man nur die Kamera auf sie richtet. Selbst in einem Tier-Reservat, das wir vorgestern besucht haben, wo ihnen doch niemand etwas zuleide tun darf, bleiben sie weit weg. Dort haben wir nun aber großen Spaß mit den Känguruhs gehabt, die überall im Gebüsch herumgehoppelt und gehüpft sind. Die großen sind so hoch wie ein Mensch, wenn sie auf den Hinterbeinen hocken; d. h. so groß werden nur die Männchen, die einen schönen fuchsroten Pelz haben, während ihre Weibchen, die grau sind, nur halb so groß sind (obwohl sie doch ihr Junges herumschleppen müssen). Diese großen roten Känguruhs leben immer als Familie eng zusammen. Die kleineren Arten, die meist ein Dunkelgraues Fell haben, treiben sich lieber in größeren Horden herum. Im gleichen Reservat haben wir auch Koalas auf Eukalyptusbäumen gesehen. Diese putzigen Kletterer, die ja das Vorbild für die vielen Teddys sind, mit denen alle Kinder auf der Erde so gerne spielen, haben allerdings recht komische Eßgewohnheiten. Sie mögen nur Eukalyptusblätter und auch nur von ganz bestimmten Sorten. Lieber verhungern sie, als daß sie etwas anderes – und sei es noch so lecker – äßen. [Ich habe da übrigens an den Philipp denken müssen, der ja auch so ein eigensinniger Esser ist, wenn er Erbsen oder gar Rosinen vor sich hat. Verglichen mit dem Koala hat er aber doch noch einen etwas breiteren Geschmack. –]

Einen haben wir hoch oben in einem Baum (mit dem Fernglas) beobachtet, wie er genüßlich ganze Zweige entlaubt hat. Kaum ein anderes Tier mag Eukalyptusblätter. Die schmecken nämlich grauslich wie scharfe Hustenzuckerln. Vielleicht hat die Mama einen Eukalyptus-Hustensaft und läßt Euch einmal daran riechen, damit Ihr Euch die Lieblingsspeise der Koalas richtig vorstellen könnt. – Die Koalas sind übrigens keine Bären, wie viele Leute meinen, sondern Beuteltiere – wie die Känguruhs. Auch sie tragen ihre kleinen Jungen erst im Beutel herum. Dann, wenn sie größer sind, nehmen sie sie huckepack. So können die nicht so leicht vom Baum herunterfallen.

...

Honolulu, Samstag, 24. 8. 85

In der vergangenen Nacht sind wir über zwei ganz wichtige Linien auf dem Globus geflogen: erst über die Datumsgrenze, wo jeder neue Tag auf der Erde seinen Anfang nimmt.

Wenn man von Westen nach Osten darüberfährt oder fliegt, erlebt man zweimal denselben Tag. Gestern abends, als wir von Fidschi abgeflogen sind, war es Samstag-Abend, und heute früh, wie wir in Honolulu auf der Hawaii-Insel Oahu ankamen, war es wieder Samstag-Morgen.

Vor 11 Jahren sind wir schon einmal ganz um die Erde herum geflogen, damals aber umgekehrt von Osten nach Westen, und haben dabei einen Tag verloren. Jetzt ist also unsere Tagesrechnung wieder ausgeglichen.

Die zweite Linie, die wir heute Nacht überflogen haben, die kennt ihr gewiß: Es ist der Äquator, der sich auf Eurem Globus wie ein Gürtel rund um den Bauch der Erdkugel zieht. Wien liegt über diesem Gürtel, d. h. auf der nördlichen Hälfte des Globus; Australien und die Fidschi-Inseln liegen unter ihm, d. h. auf der Südhalbkugel der Erde. Dort – im Süden – steht die Sonne am Mittag nicht im Süden – wie bei Euch in Wien – sondern im Norden; da kommt der kalte Wind also nicht von Norden, sondern von Süden. – ...

Auf dem Flug von Honolulu nach Los Angeles, 31. 8. 85

Liebe Enkelkinder!

Wenn meine Schrift jetzt etwas wackelig ist, so liegt das nicht an der Dose Bier, die mir der Steward eben kredenzt hat, sondern an der unruhigen Luft, durch die unser Jumbo Jet gerade fliegt. Heute früh sind wir in Honolulu auf der Insel Oahu gestartet, und nun fliegen wir 5 Stunden lang nur über das blaue Wasser des stillen Ozeans, um nach Amerika zu kommen. Da sind wir Euch dann wieder ein Stückchen näher gerückt; aber auf der anderen Seite von Amerika liegt ja immer noch das Wasser des Atlantischen Ozeans dazwischen.

Eine Woche lang waren wir nun auf den Hawaii-Inseln. Das ist eine Gruppe von ein paar größeren und vielen kleinen Inseln mitten im Pazifik. Diese Inseln haben die Polynesier schon vor vielen Jahrhunderten entdeckt und besiedelt. Da gab es noch keine Dampfschiffe und schon gar keine Flugzeuge. Nur nach der Sonne und an den Sternen konnten jene tüchtigen polynesischen Seefahrer damals sehen, wo sie überhaupt waren auf der endlosen blauen Wasserwüste, und wenn ein Sturm kam, dann wurden sie oft hunderte Meilen weit verschlagen. Aber sie haben es geschafft und nach und nach alle zerstreuten Inseln im Stillen Ozean gefunden und besiedelt.

Diese Eilande sind aber auch paradiesische Wohnstätten: Da wachsen Bananen, Ananas, Süßkartoffeln, Brotfrüchte u.a. fast von selber, und im Meer drum herum gibt es Fische, Krebse und Seegurken in Hülle und Fülle zum Essen. Jahrhunderte lang haben da die Polynesier gelebt in ihren Hütten aus Palmstrohmatte. Sie hatten viele strenge Gesetze für das tägliche Leben.

Manche Orte durften sie gar nicht betreten, manche Speisen zu bestimmten Zeiten auch nicht essen, Frauen und Männer durften vieles nicht zusammen tun. Alle diese verbotenen Orte, Speisen, Tätigkeiten waren „kapu“ (auf manchen Inseln hieß das auch „tabu“), Wer so ein kapu oder tabu übertreten oder gebrochen hat, ist schwer bestraft worden, oft sogar mit dem Tode. Auf der Hauptinsel Hawaii haben wir den Platz gesehen, wo früher der König wohnte und wo solche Verbrecher auch bestraft worden sind. Dort hat es aber auch eine Möglichkeit für sie gegeben, sich von ihrer Schuld zu befreien: Das war ein kleiner Hof mit einem Holzzaun drumherum und einer kleinen Strohhütte drinnen. Wer da durch das kleine Türchen im Zaun noch rechtzeitig hineinkam, bevor ihn die Leute, die wegen seiner Untat über ihn wütend waren, erwischen konnten, der war erst einmal gerettet; denn in dem Hof durfte ihm keiner was tun. Aber er konnte auch nicht mehr heraus. Seine Verwandten mußten ihm was zu essen und zu trinken bringen, bis ihn ein Priester von seiner Schuld freigesprochen hatte. Dann konnte er auch wieder in sein Dorf zurück und als freier Mann weiterleben. Das ist aber sicher nicht vielen gelungen –.

Auf der Hauptinsel von Hawaii, die selber diesen Namen trägt, sind wir 5 Tage lang gewesen. Dort gibt es mehrere feuerspeiende Berge, darunter 2, die besonders breit und hoch sind. Sie heißen Mauna Kea und Mauna Loa. Der eine davon, der Mauna Kea, hat schon lange keine Lava mehr gespuckt. Der andere aber spuckt alle paar Jahre wieder einmal. Man sieht das an seinen Hängen. Dort ziehen sich nämlich schwarze Streifen herunter, an manchen Stellen bis ins Meer. Das sind erkaltete und erstarrte Lavaströme, die der Vulkan ausgespiehen hat. ...

... Die alten Hawaiianer haben geglaubt, daß in solchen Kratern eine Feuergöttin hause, die von Zeit zu Zeit im Zorn Feuer zu spucken anfinge. Man kennt auch heute noch ihren Namen: Sie heißt Pele. Wir haben in der schwarzen Lava ihre goldglänzenden Haare gefunden (und ein paar auch eingepackt). Das sind feine Fäden aus Glas, die entstehen, wenn glühend-heiße Lavabrühe vom Wind verweht wird. Die alten Hawaiianer wußten das aber noch nicht und haben eben gemeint, es seien die Haare, die die Pele im Sturm verloren habe. –

Sonst ist es aber auf Hawaii paradiesisch schön, vor allem an der Küste mit schwarzem Sand unter Kokospalmen. Der Sand ist schwarz, weil er ja von den Wellen aus schwarzem Lavagestein gemacht worden ist. Unter den Kokospalmen muß man nur gut aufpassen, daß man keine Kokosnuß auf den Kopf kriegt.

....

Peru, 5.9. 85

Liebe Enkelkinder!

Wenn Ihr euren Globus nehmt, könnt ihr sehen, wohin Oma und Opa nun geraten sind. Verschiedene Blechvögel haben sie – wie ich ja schon geschrieben habe – von Hawaii über den Pazifischen Ozean nach Los Angeles, von dort über das amerikanische Festland und über den Mississippi hinweg nach Florida, von Florida zur Insel Jamaica und von dort nach Südamerika gebracht, wo wir nun in der Hauptstadt von Peru, die Lima heißt, gelandet sind. ...

... An der Küste des Pazifischen Ozeans, wo auch die Hauptstadt liegt, gibt es eine lange schmale Wüste aus Steinen und Sand, wo fast nichts wächst. Nur dort, wo ein Fluß von den Andenbergen dahinter herunterkommt und durch einen Wüstenstreifen zum Meer fließt, haben die fleißigen Indios Gärten und Felder angelegt, in denen es grünt und blüht. Da wächst vor allem Mais, Zuckerrohr und Baumwolle. Die Baumwolle hat schöne große gelbe Blüten und wenn sie reif ist, quellen aus den Samenkapseln dicke weiße flaumige Wollknäuel.

Den 2. Teil von Peru bilden die Anden. Das sind gewaltig hohe Bergketten, die man auch Cordillern nennt. Die sind so hoch, daß dort auch unter der heißen Tropensonne der Schnee liegen bleibt und lange Gletscher in den steilen Tälern herunterziehen. Hinter den Anden geht es dann ganz steil hinunter zum 3. Teil des Landes Peru, das ist der heiße und schwüle Urwald des Amazonas.

Ihr könnt Euch denken, daß eine Reise durch ganz Peru besonders abwechslungsreich ist: Da geht es aus der trockenheißen Küstenwüste hinauf in die Gletscherwelt der Anden und von dort wieder hinunter in den Dampf des Urwaldes. Von den typischen peruanischen Tieren kennt ihr gewiß die Llamas, die Meerschweinchen und den Kondor. Die leben in den Anden, wo es nicht gar so heiß ist. Drunten im Urwald gibt es natürlich viele, viele weitere Tiere, so viele, daß sie auch ein Zoologe bei weitem nicht alle kennen kann. Besonders schöne oder lustige sind die Papageien, die Faultiere, Wasserschweine, Tapire; weniger lustig sind – wenn man ihnen begegnet – die Jaguare und manche Schlangen, die sehr giftig sind. –

Peru ist aber auch wegen seiner menschlichen Bewohner ein interessantes Land. Hier leben in den Anden die Berg-Indios, die noch ihre schönen Trachten tragen. Ihre Vorfahren waren sehr tüchtige Leute: Sie haben die Kartoffeln aus kleinen Wildkartoffeln gezüchtet und die Llamas und Alpacas gezähmt. Unter der Herrschaft der Inkas hatten sie ein großes Reich mit großen Städten und richtigen Straßen dazwischen. Da es damals aber keine Pferde in Amerika gab und die Llamas höchstens ein Kind tragen können, mußten die alten Indios alles zu Fuß gehen und vieles auch selber auf dem Buckel tragen. Pferde haben dann später erst die Spanier aus Europa mitgebracht, die mit ihren Eisenwaffen und Kanonen das Inkareich erobert haben. Dabei haben sie vieles, was die Inkas gebaut hatten, zerstört. Aber manches davon ist doch stehen geblieben – und das schauen wir uns nun an.

Cajamarca, 8. 9. 85

Gestern haben wir uns eine alte Wasserleitung der Inkas angeschaut. Die fängt ganz hoch oben in einem Bergtal an. Da haben die Indios ein Bächlein eingefangen und dessen Wasser in einen Graben abgeleitet, den sie kunstvoll aus dem Tal heraus geführt haben, ganz langsam abwärts an den steilen Berghängen entlang, wo sie auf Terrassen Felder angelegt haben, die sie mit dem Wasser aus dem Graben bewässern konnten. Diese Bewässerungsgräben funktionieren heute noch, so gut sind sie gemacht. Oft sind sie aus Felsen herausgeschlagen, so glatt, als wären sie mit einer Säge herausgeschnitten. Und dabei haben die alten Indios noch kein Eisen gekannt. Sie mußten also alle Arbeiten mit Steinwerkzeugen machen. ...

Spruch für Alte

*Wer alt wird, doch der alte bleibt
und munter einfach weiter treibt,
was er schon immer gern getrieben,
der ist in Wahrheit jung geblieben.*

*Alt wurde nur um ihn indessen
die Welt. Sie hat soviel vergessen
von dem, was ihr von Jahr zu Jahr
noch eben neu und wichtig war.*

*Der jung gebliebene hingegen
erlebt wie einst auf seinen Wegen
des Daseins bunten Strom, und heiter
den Strom betrachtend geht er weiter.*

F. S.

Zur globalen Geisterstunde. Gedicht zum Jahres- wechsel 1999/2000

*Es ist, weil sich Impakt-Propheten
exekutiv so gern verspäten,
nun auch zu spät für den Kometen
zum Endschlag auf den Erdplaneten.*

*Der wird mit seiner Narrenfracht
wie sonst rotieren durch die Nacht.
Das exorzistisch effiziente
Spektakel der Millenniumswende
wird allenfalls den Geist vertreiben;
die Geister aber werden bleiben,
feudal in Menschenhirnen wohnen
und dort milliardenfach sich klonen.*

*Im Fortschritt wird's kein Ende geben.
Doch ob sich's lohnt, ihn zu erleben?
Schau'n wir uns um! Und sehen schon:
Nicht viele haben viel davon.*

*Der Rikscha-Fahrer weiß das schon.
Er zählt in Bombay seinen Lohn:
Der bringt die Handvoll Reis für morgen;
und weiter hat er keine Sorgen.*

*Die hat der Wallstreetspekulant
bereits an seinem Würstelstand:
Ob er zur nächsten Jahreswende
die Mehrheit hat für alle Stände?*

*In Niederösterreich hingegen
geht einer in den Keller wegen
des Impakts, den er selbst erfunden;
dort zählt er seine letzten Stunden.**

*Und irgendwo in Paraguay
steh'n stramm vor Führers Gipskopf zwei
ergraute Herren mit Monokel
und grüßen ihn auf seinem Sockel.*

*Da kommt der Schlaf zum Referenten.
Um sein Jahrtausend zu beenden,
zieht er die Decke übers Ohr.
So wenig kommt ihm wichtig vor.*

* Kollege Tollmann, der seinen
„Weltuntergang“ prophezeite.

Das größte Problem, das ich am Ende meiner Lebenslaufbahn sehe, das sind wir selber. Homo sapiens, dieses rätselhafte Naturgeschöpf, das auf seiner Erde nur noch sich zum Konkurrenten hat: Wohin wird er noch kommen mit seiner artgemäßen Lebens- und Wissensgier?

Und das ist die eigentliche Tragik des zu Bewußtsein Gekommenen: Er weiß, daß er nichts weiß; weder was Herkunft, noch was Zukunft betrifft. In diesem fatalen Zorn über seine Unzulänglichkeit muß er ausscheiden aus der sich weiterzeugenden Kette seiner Art. Nicht einmal wie seine Enkel leben werden und enden, kann er einigermaßen gewiß extrapolieren. Er ahnt Umwälzendes, vor allem in „seiner“ Wissenschaft, der Biologie; und wüßte zu gern, wie das die Menschheit bewältigen wird, die einerseits immer dichter zusammenrückt und andererseits immer weiter auseinanderkommt im individuellen Wissen, Schein- und Unwissen.

Ein kluger Naturinstinkt läßt übrigens derzeit diesen zuwendungsbedürftigen Säuger sichtlich mißtrauischer werden gegenüber seiner intellektuellen welt- und selbstreflektierten Potenz, wenn sie sich zu rigoros als rationale „Aufklärung“ äußert. Man spürt richtig, wie das fühlende Tier mehrheitlich vor seinem eigenen „kalten“ Verstand zurückschreckt und gar nicht „wirklich“ alles über sich und die Welt wissen will. Die modische Strömung der Esoterik, oft gepaart mit Wissenschaftsfeindlichkeit, zeigt das anschaulich. Es ist ja auch viel angenehmer, zu glauben als zu wissen, weil ersteres total, letzteres nur partial Gewißheit bietet.

Wie also soll und kann hier ein nüchtern denkender Selbstdarsteller nun seine „Vita“ abschließen, ohne schon zu wissen,



Von 1994 an habe ich mit meiner Cousine Gunda (Becker) wieder eine feste und wunderbar anpassungsfähige Gefährtin für Alltag und Reisen gewonnen. Das Bild stammt vom Nuuanu-Pass bei Honolulu (1997).

wie sie tatsächlich enden wird? Da kann das sogenannte Nachwort eigentlich nur ein Nachruf sein, also jenes Resumée, das definitionsgemäß andere nachzuliefern pflegen. Solche Resumées (über Zeitgenossen) habe ich selber einige verbrochen; noch mehr habe ich sie anhören müssen und gelesen. Nicht selten war der „Verewigte“ darin kaum wiederzuerkennen. Was also tun, wenn es um den eigenen Nachruf geht? Nun auch dafür hat meine gescheite Frau Brunhilde den richtigen Rat parat gehabt, indem sie zu sagen pflegte: „Wenn Du schon um Deinen adäquaten Nachruf besorgt bist, dann schreibe ihn doch – rechtzeitig – selber!“

Das tue ich hiermit als Nachwort zu meiner Lebensbeschreibung, und zwar in der gebotenen Kürze, um nicht der Langleiwe einer Leichenrede zu verfallen:

Selbstnachruf

„Diesen Mann haben die bewegten Dazennien seines Daseins wenig berührt und doch spezifisch geformt. Als Kind eines jungen kriegsfreiwilligen Lehrers und einer oberfränkischen Bauerntochter wuchs er in ländlichen Schulhäusern deutsch und katholisch auf, absolvierte ein humanistisches Gymnasium in Bamberg, studierte während des 2. Weltkriegs in Wien und begann, vom Zufall der Nachkriegslaunen begünstigt, eine wissenschaftliche Laufbahn, die ihn über Mainz nach Braunschweig und für's letzte Lebensdrittel nach Wien zurückführte. So ist aus dem Franken ein Wiener geworden ähnlich, wie das für Billroth oder Brahms gilt. Wien ist sein Lebensmittelpunkt. Hier hat er auch seine Frau Brunhilde gefunden, ebenfalls eine studierende Lehrerstochter, von der er drei Kinder hat – ebenfalls studierte – und die mit ihm 50 Jahre lang alle Wege und Umwege ging.

Er studierte in Wien Zoologie unter H. Weber, W. v. Buddenbrock, K. Lorenz und W. Kühnelt und lernte vielerlei mehr bei manchen Koryphäen. Seine Dissertation über die Collembolen (Springschwänze) des Wiener Waldes regte W. Kühnelt an, der spätere bekannte Bodenbiologe und terrestrische Ökologe. Stark beeindruckte und beeinflusste ihn K. Lorenz. Seine zoologische Laufbahn aber verdankte er W. v. Buddenbrock, der ihn 1946 über Marburg an der Lahn nach Mainz holte. Hier entwickelte er seine eigene Forschungslinie als vergleichender Verhaltensforscher an Bodentieren, für die er rasch viele tüchtige Schüler fand. Vor allem seit der Entdeckung der Spermatothoren (gestielten Samentröpfchen) der Springschwänze und mit dem Nachweis des Ultraschallhörvermögens vieler Nachtfalter wurde der junge Mann bekannt, habilitierte sich in Mainz und bekam 1957 den ersten Ruf nach Braunschweig. Dort wirkte er von 1958 bis 1967 als Leiter des Zoologischen Instituts der Techni-

schen Hochschule und Direktor des Staatlichen Naturhistorischen Museums. Wieder fand er dort viele tüchtige Schüler, die das Spektrum der zoologischen Themen stark verbreiterten. Er brachte die Braunschweiger Zoologie rasch zu Ansehen und zur Belohnung dafür erreichten ihn mehrere Rufe, von denen er schließlich den nach Wien vorzog. In Wien sah er seine Hauptaufgabe darin, das lange geplante neue zoologische Institut endlich zu bauen, und das gelang ihm nach jahrelangem (auch politischem) Einsatz endlich um 1980 herum mit dem Neubau am Franz Josefs Bahnhof, heute noch das größte Institut der naturwissenschaftlichen Fakultät der Wiener Universität.

Neben der Biologie der Bodentiere (mit allein 23 Dissertationen über Collembolen) entwickelte er von 1956 an einen zweiten ökologischen Arbeitsschwerpunkt in der biologischen Tropenforschung, speziell in Südamerika (in den Anden und vor allem am Amazonas). Erst studierte er dort die neotropische Bodenfauna, dann – von 1971 an – zusammen mit der Mainzer Zoologin E. Dorn diverse Amazonasfische, die Luft atmen und die Laute erzeugen. So wurde die Bioakustik der Fische eines der weiteren Arbeitsgebiete, für das er gute Schüler gewinnen konnte. In Wien hat er so im Anschluß an seine tropenbiologischen Schulerfolge von Braunschweig viel für die Entwicklung einer breiteren Tropenbiologie tun können. Seit seiner Emeritierung 1988 befaßt er sich nun gerne mit allgemeineren biologischen Fragen aus der Sicht des Sprach- und Begriffskritikers.

Auch seine wissenschaftspolitischen Verpflichtungen hat er redlich zu erfüllen versucht, als Präsident und Vorstandsmitglied diverser Gesellschaften (DZG-Präsident 1970/73, VDB-Präsident 1962/68), als Initiator diverser Forschungsprojekte und als Gutachter für viele forschungsfördernde Gremien, u. a. acht Jahre lang für die DFG.

50 Jahre lang (von 1946 bis 1996) hat er

somit seine wissenschaftlichen und sozialen Pflichten nach Kräften erfüllt. Da wird manches von seinem Wirken Bestand haben, auch wenn es nicht öffentlich sichtbar bleibt. Er hinterläßt über 200 wissenschaftliche Publikationen, darunter ein Büchlein über die „Unterwelt des Tierreichs“ in der von K. v. Frisch angeregten Reihe „Verständliche Wissenschaft“ des Springer Verlags, das weltweit Interessenten fand. Der Ehren doktor der Universität Ulm war eine bewegende Anerkennung für ihn.

Er wäre aber nicht adäquat dargestellt ohne Zeichnung jener Persönlichkeitsaspekte, die ihn eben erst zu dem „Schaller“ werden ließen, als der er bei seinen Mitmenschen in Erinnerung blieb: Von Jugend an war er in Folge einer Kinderlähmung mit 2 Jahren einarmig (Linkshänder). So konnten sich ihn viele gut merken, die er selber leicht vergaß. Diese „Behinderung“ (wie man heute nivellierend zu sagen pflegt) war sein Glück im Krieg, den er als Student nahezu ungefährdet überlebt hat. Sie war aber auch ein mitentscheidender Faktor seiner Persönlichkeitsentwicklung, indem sie ihm von Kindheit an zum Antrieb der Selbstbestätigung wurde. „Was die können, kannst Du auch“, war ein Stehsatz seiner inneren Stimme. So hat er es im Fußball, beim Tischtennis, Bergsteigen und Tourenskilauf zu beachtlichen Leistungen gebracht. Daß er aber „von Natur aus“ in Wahrheit zu vielem nie befähigt gewesen wäre, störte sein Selbstbewußtsein nicht, denn das Organ, mit dem er faktisch sein Geld verdiente, war ihm ja zufriedenstellend geraten. So hat er lebenslang ein nüchternes, selbstsicheres Urteil über sich selbst praktiziert. Das Wort Depres-

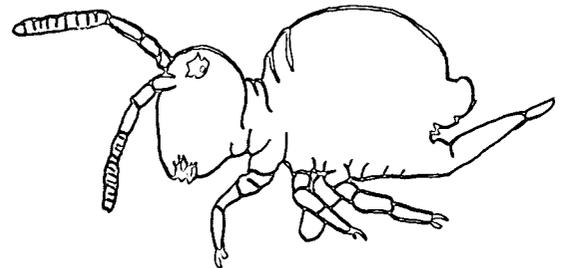
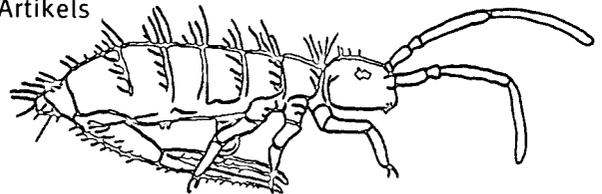
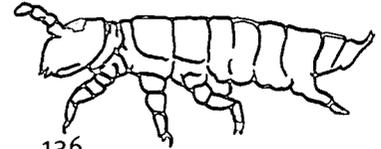
sion kannte er erst jahrelang gar nicht und danach hat er nicht viel damit anfangen können. So war er auch immer bemüht, sicher und verläßlich für seine Mitmenschen, vor allem für seine Mitarbeiter zu wirken. „Probleme“ mit ihnen hatte er selten.

Die Ruhe und Geschlossenheit seiner Persönlichkeit ergab sich aber auch aus seinem familiären Umfeld, in welchem seine Frau Brunhilde eine unwiederholbare Kombination aus natürlicher Weiblichkeit, zupackender Tüchtigkeit und komplexfreier Klugheit darstellte, ohne die er es kaum so weit im Leben gebracht hätte. Sie zog selbstsicher die Kinder auf, begleitete ihn auf viele Reisen, fuhr viele 100 000 Kilometer den VW-Campingbus und bestieg über 300 Berge mit ihm. In Fragen der Menschenpflichten waren sie diskussionslos einer Meinung. Ein „Weltbild“ einte sie, von dem heutige junge Leute kaum eine Ahnung haben. Dieses Bild ruhte nicht in einer Utopie (deren höchste Form wohl Gott ist), sondern im klar begrenzten Wissen von sich und der „Welt“. Sobald er – glücklicherweise schon früh – begriffen hatte, daß es hinter den materiellen Erscheinungen der Welt nichts Gewisses, d. h. Nachprüfbares, gibt, begnügte er sich vergnügt mit diesen und suchte den Sinn des Daseins im Vollzug der artgemäßen „Pflichten“, unter denen die Neugier die beständigste war. So wird er (in einem „richtigen“ Nachruf hätte es da zu heißen: So ist er –) ebenso zufrieden und unbefriedigt gegangen wie er sein Leben lang unterwegs gewesen ist: Zufrieden mit der Welt, die ihm so viel bot, unzufrieden mit sich, weil er so wenig von ihr in Erfahrung bringen konnte.“

Kapitel 2: Die Wissenschaftliche Laufbahn

Inhalt:

- Nachkriegsassistent und Notbehelfsforscher in Mainz
– bis zur Habilitation 113
- Erste Tropenreise nach Peru 128
- Blickwendung zum Amazonas 135
- Erst zu neuen Aufgaben nach Braunschweig und Gletscherflohstudien 136
- „Das Paarungsverhalten der Bodentiere“ – Nachdruck eines Artikels
in der Naturwissenschaftlichen Rundschau, 1964 141
- 2. Tropenreise: In den Sudan 150
- Schwenk zur Bioakustik der Amazonasfische 154
- Zurück nach Wien 161
- Neubau für Wien. Blick ins Politische 163
- Zurück zum Amazonas 167
- Resignation und Entpflichtung 172
- Von den freiwilligen Pflichten des Alters 174
- Ehrungen am Ende der wissenschaftlichen Tätigkeit 178
- Ernst Jünger – Preis 186



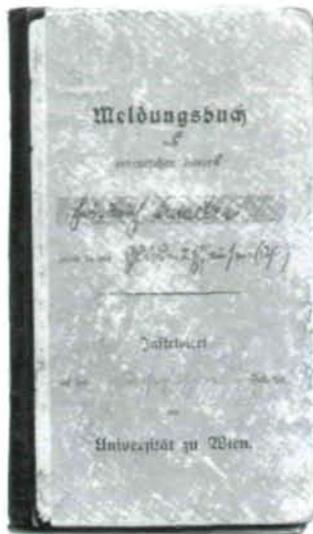
Nachkriegsassistent und Notbehelfsforscher in Mainz – bis zur Habilitation

Das, was man eine wissenschaftliche Laufbahn zu nennen pflegt, beginnt nicht erst mit der Promotion bei einem mehr oder minder berühmten Professor, sondern hat tiefere Wurzeln. Diese habe ich im ersten Drittel meiner „Vita“ bloßzulegen versucht: Der Vater als Sprach- und Rechtschreibpurist, die Mutter als Natur- und Literaturliebhaberin, das ländliche Milieu mit seiner pragmatischen Rechtschaffenheitsethik und das schlichte klassische Humanismusideal des bayrischen Gymnasiums ergaben den Humus, in dem ein entsprechend begabter und interessierter Knabe zum kritischen und ausdrucksbefähigten Weltbetrachter heranreifen konnte. Noch einmal muß ich autoanalytisch hinzufügen, daß meine schließliche Wendung zu einer Naturwissenschaft keineswegs vorgezeichnet war. Ich hätte auch nach dem Abitur noch sehr verschiedene Wege der Neugier einschlagen können. Zwei Bildungs- und Berufssparten allerdings hätten mir nie in den Sinn kommen können: Die des erwerbsorientierten Geld- oder Kaufmanns und die des Bühnenmenschen. Darin sehe ich einen Hinweis darauf, daß in unserem Charakter tiefe umweltunabhängige Neigungen und Talente angelegt sind, die uns an allen prägenden Milieufaktoren vorbei das werden lassen, was wir alle sind: einmalige, unverwechselbare Exemplare unserer monotypischen Gattung Mensch. Wer mehrere Kinder unter ähnlichen Bedingungen aufzog, weiß das sowieso.

Auf jeden Fall ist mir die Neugier von Kindheit an Hauptmotor aller Lebensneigungen gewesen und geblieben. Für eine sogenannte wissenschaftliche Laufbahn ist sie unerläßliche Vorbedingung, und somit könnte man sagen, ich sei ein „geborener“ Naturforscher. Aus neuzeitlicher Sicht ist das sicher richtig. Seit sich Hermeneutik und Analyse trennten, kann die Gier nach Neuem nur mehr mit letzterer befriedigt werden. Erstere entwickelt zwar weiterhin neue Begriffe und gebiert neue Paradigmen (Sichtweisen), aber in den (materiellen) Untergrund und (kausalen) Zusammenhang der „Welt“ kann sie wie eh und je nicht eindringen. Selbst in ihren definitori-

schen Domänen, Geist, Logik, Ethik, Seele, Ich, hat die tiefste Denkarbeit bis heute keinen „Fortschritt“ gebracht. Seit Platon und seinen Vorgängern sind die „Welträtsel“ nur schärfer und prinzipieller als solche erkannt und formuliert worden. Über das kläglich autistische „cogito, ergo sum“ ist keine „Philosophie“ hinausgekommen, während die materiell messenden und rechnenden Naturwissenschaften erstaunliche Einblicke auch in die Strukturen und Funktionsweisen der „res cogitans“ eröffnet haben. Unbestreitbar ist jedenfalls, daß jahrtausendlanges Nachdenken über Gott und die Welt zwar zu wunderschönen Gedankengebäuden und Literaturen geführt hat, daß aber alles, was wir heute über die Welt (Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, Stoff und Energie, Leben und Bewegung) wissen, aus den Arbeitsstuben der Naturforschung stammt. In denen allerdings west auch der Ehrgeiz nicht, das Warum und Wozu „des Ganzen“ ergründen zu wollen. Hier freut man sich schon, wenn man etwas (partiell) versteht und wenn die Rechnungen stimmen, das heißt sich ergebnisgleich wiederholen lassen.

Im sogenannten technischen Fortschritt, zu dem – so gesehen – auch der medizinische zählt, findet diese Forschung ja auch ihre Rechtfertigung. Ich selber werte freilich das Naturforschen noch höher – und stelle es so mit der Kunst auf eine Stufe – weil es neben allem möglichen „Nutzen“ immer auch unserer Bereicherung dient. Ob eine Symphonie, ein Roman oder ein wissenschaftliches Lehrgebäude, jede solche „Schöpfung“ macht uns Menschen reicher als solche. Möglicherweise könnten uns naturwissenschaftlich aufgeklärte Konzepte artgerechten (sozialen) Verhaltens sogar Wege aus unserem Ethikdilemma [zwischen animalischem Selbsterhaltungs- und Gewinntrieb und humanem Altruismus (= Nächstenliebe)] weisen. Für den Biologen, der auch sich als Lebewesen zum Objekt hat, gibt es da kein Aufklärungstabus. Er weiß, daß die Grenze zwischen dem Animalen und dem Humanen durch uns verläuft, daß also Freiheit und Selbstbestimmung keine absoluten, sondern mögliche Wesensmerkmale des „Menschlichen“ sind und daß wir Menschen keine „von Natur aus“ vernünftigen, sondern „nur“ vernunftbegabte Lebewesen sind.



Meldungsbuch der Universität Wien, aus dem Jahr 1939.

Titel meiner Dissertation.

Hier bin ich nun nur zum Schein meiner wissenschaftlichen Laufbahn gleich zu Beginn weit vorausgeeilt. Aber die Entscheidung von 1939 für ein biologisches Fach hatte tatsächlich schon solche „philosophischen“ Gründe, auch wenn ich noch in der letzten Gymnasialklasse an einem hartnäckigen Leseversuch bei Kant gescheitert war. Jedenfalls waren es nicht „nur“ die Tiere und Pflanzen, die meine Wißbegier reizten, sondern die Phänomene und Gesetze in und hinter ihnen. Daß man daraus einen „Beruf“ machen und einmal sogar Geld damit verdienen könne, lag damals weit jenseits meines Denkhorizonts. Ich erinnere mich nur, daß auch mein Vater, der als Absolvent eines Bayrischen Lehrerseminars keine Ahnung von Wissenschaft als Betrieb und Beruf hatte, mich bedenklich fragte: Was kann man denn als Zoologe werden?

Nun bin ich also in einem sehr frei gestalteten Studiengang von Herbst 1939 bis Sommer 1944 so ein Zoologe geworden, wie man ihn heute als „klassischen“ solchen zu

werten pflegt, mit soliden Kenntnissen in Systematik, Morphologie, Faunistik und halbtiefen Einblicken in Physiologie, Entwicklungsbiologie, Genetik, Ökologie, Verhaltensforschung. Umständehalber gab es keine internationalen Kontakte oder gar Arbeitsverbindungen. Durch die von Wilhelm Kühnelt angeregte und von Walter Kubiena mitbetreute Dissertation „Zur Ökologie der Collembolen in Kalksteinböden“ (Wien 1944), publiziert in den Zoologischen Jahrbüchern (Abt. Systematik) Bd.78, S. 263-293 (1949), war ich am Ende meines Wiener Studiums zwar schon auf den Weg der terrestrischen Ökologie gebracht worden; doch mit meinem nachfolgenden Mentor Wolfgang von Buddenbrock kam ein neuer starker Impetus hinzu, der zur Physiologie. Insgeheim wirkte dazu im Frischpromovierten noch ein Motivator nach, der inzwischen nach Königsberg berufene Jungvater der Verhaltensforschung Konrad Lorenz. Aus den gewollten und ungewollten Anregungen dieser drei floß in mir ein Konzept zusammen, dessen Konturen und Kohärenz auch mir erst nach und nach deutlich wurden. Erstmals artikulieren konnte ich es auf der ersten internationalen Ethologentagung 1952 in Freiburg i. Br., wohin mich Otto Koehler zu einem Referat über unsere sexualbiologischen Verhaltensstudien an Bodentieren eingeladen hatte. Ich sehe noch die erste Reihe meiner Hörer besetzt mit Koryphäen wie Konrad Lorenz, N. Tinbergen, O. Koehler, E. v. Holst, D. S. Lehrman, G. Kramer; und frech und erfahrungslos, wie ich als Mainzer Jungdozent war, begann ich meinen (schon erfolgserprobten) Bericht über unsere vielen kleinen, aber originellen Entdeckungen mit folgender Motivationsanalyse: Beim Studium in Wien hätte ich Gelegenheit gehabt, drei sehr verschiedene Typen von Zoologen im gleichen Hörsaal aufeinander folgend zu hören: Den Ökologen W. Kühnelt, der unglaublich viele verschiedene Tiere kannte, aber kläglich wenig von ihrem Leben und Treiben zu sagen wußte, den Ethologen K. Lorenz, der umgekehrt staunenswert Vieles vom Verhalten nur weniger Arten zu berichten hatte, und den Physiologen Wolfgang v. Buddenbrock, der oft aus Experimenten mit einigen Exemplaren zur Formulierung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten kam. Schon damals hätte ich

Zur Ökologie der Collembolen in Kalksteinböden (nebst einigen Bemerkungen über Proturen)¹⁾.

Von

Friedrich Schaller (Mainz).

Mit 10 Abbildungen im Text.

I. Einleitung und Problemstellung.

Unser Wissen über die Kleintierwelt des Bodens hat in den letzten 20 Jahren eine bedeutende Bereicherung erfahren. Durch Anwendung verbesserter Ausschummethoden gelang es, auch die kleinsten Tiere ohne Verluste aus dem Boden zu gewinnen (vgl. GISIN, 1943). So wurde es möglich, auch in der Bodenbiologie exakte qualitativ und quantitativ vergleichende Untersuchungen anzustellen. Die riesige Zahl der Kleintiere im Boden drängte vor allem zu Beantwortung der Frage, welche Rolle dieselben im Haushalte des Bodens spielen. Die Anschauung, daß der Boden nur ein Komplex toter chemisch-physikalischer Stoffe und Eigenschaften sei, ist längst überwunden. Kein modernes Bodensystem kann ohne Berücksichtigung der Kleintierwelt auskommen.

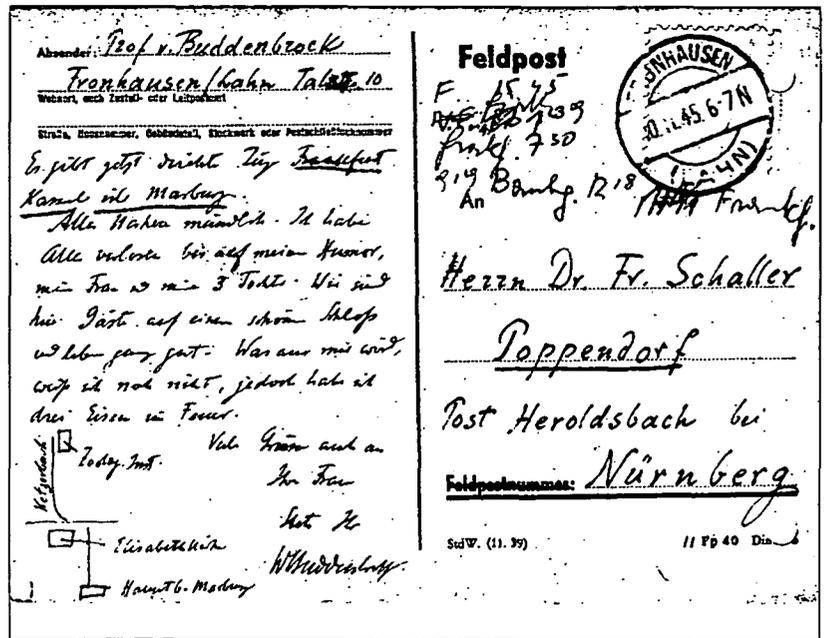
Die Bedeutung der Collembolen im Boden ist nicht gleich erkannt worden. Noch im Jahre 1903 will K. DIEM in einer Arbeit über die Bodenfauna der Alpen die Collembolen nur im weiteren Sinne zur Bodenfauna rechnen. Wenige Jahre später zählt LINNANTEMI (1912) eine Reihe von Collembolen auf, die er

¹⁾ Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophischen Fakultät der Universität Wien (1944).

mir vorgenommen, Kühnelt und Lorenz zu kombinieren, indem ich versuchen wollte, die Lorenzschen Intimkenntnisse auf möglichst viele Kühnelt-Tiere auszuweiten und, wo es ging, deren Verhalten auch im Buddenbrockschen Sinne zu analysieren.

Der Gag, daß Kühnelt von vielen Tieren wenig und Lorenz von wenigen viel gewußt hätten, gefiel Tinbergen so gut, daß er sich buchstäblich auf die Schenkel klatschte, während der neben ihm sitzende Lorenz eher einen gelangweilt unbetroffenen Eindruck machte. Mit meinen dann folgenden „Geschichten“ von den kuriosen und einfallreichen Samenübertragungs-Methoden unserer Sechs-, Acht- und Vielbeiner fiel es mir aber nicht schwer, das Auditorium samt Lorenz zum Schmunzeln und Wundern zu bringen. Jahre später sagte letzterer in Anbetracht eines weiteren Berichts von mir über die erstaunliche Diskrepanz zwischen den bescheiden strukturierten Zentralnervensystemen unserer Winzlinge einerseits und der frappierenden Vielfältigkeit ihrer Verhaltensmuster andererseits einen Satz, der genau die Nachdenklichkeit wiedergibt, unter der jeder „Evolutionist“ zu leiden hat, der sein Darwinsches Mutations-Selektionsmodell als Verständnis vermittelnde Denkstruktur an solche Diskrepanzen anlegt: „Lieber Herr Schaller, Ihre Viecher leben doch einfach über ihre Verhältnisse!“

Ich kehre aber zurück zum historischen Beginn meiner sogenannten Wissenschaftlichen Laufbahn. Die völlige Ausweg- und Hoffnungslosigkeit eines deutschen „Postgraduierten“ (auch ein Begriff, den es damals noch nicht gab!) im Zeitraum zwischen 1944 und 1946 habe ich schon geschildert. Wolfgang v. Buddenbrock, mein Chef und Mentor der letzten Tage in Wien, hatte mir zwar noch ein Stipendium des Reichsforschungsrates verschafft, mit dessen Hilfe ich meine „Auslagerung“ ins binnendeutsche Erlangen bewerkstelligen konnte; aber dort saß ich nach dem Einmarsch der Amerikaner hoffnungslos fest. Ich faßte den Gedanken, wenigstens zeitweise Lehrer zu „spielen“, denn zunächst waren diese zu 80 Prozent aus dem Verkehr gezogen, weil sie doch fast alle zu Nazidiensten gezwungen gewesen waren. Dann aber holte mich W. v. Buddenbrock als Assistenten nach Marburg a. d. Lahn und im Mai



1946 kam ich mit ihm an die von den Franzosen neu gegründete Universität in Mainz.

Dort also hat meine eigentliche wissenschaftliche Laufbahn ihren Anfang genommen; denn eine solche kann erst beginnen, wenn der Läufer autonom deren Richtung bestimmt. Das war 1946 bis 1948 freilich noch kaum möglich, weil der Universitätsbetrieb jener ersten Nachkriegs-Stunde überfrachtet war mit basalen Existenz- und Aufbauproblemen. Ich erinnere mich noch gut, daß ich mit dem Hilfsassistenten Richard Faust (dem späteren Mitarbeiter und Nachfolger Bernhard Grzimeks in Frankfurt) viele Nächte tätig war, um für den ersten Physiologischen Kurs einfache Versuchsanordnungen und Geräte zu basteln, wobei das „Organisieren“ des nötigen Baumaterials (dieses Soldatenwort war noch gang und gäbe) meist viel schwieriger war als die Bastelei selber. Oder das gesamte Tier-„Material“ für die Bestimmungsübungen mußte ich weitestgehend selber sammeln oder auf Exkursionen sammeln lassen und dann entsprechend präparieren.

In der Bibliothek waren hunderte Bücher und Zeitschriften zu inventarisieren und zu etikettieren. Ich blieb zwar nicht W. v. Buddenbrocks einziger Assistent, bald kamen Dr. Knipper und Fräulein Dr. Dorn sowie Fräulein Pußwald dazu; aber selbst für vier gab es viel mehr zu tun, als ein heutiger Assistent je zu tun bereit wäre. Es wird im Mainzer Institut wohl jetzt noch manches

Postkarte von Professor W. v. Buddenbrock, Nov. 1945:

Lieber Herr Schaller!
 Ich schreibe Postkarte, weil ich hoffe, daß dies schneller geht. Wenn Sie wollen, können Sie im Winter bei mir unterkommen. Assistentenstelle ist frei, Bezahlung brutto 443 Reichsmark. Über längere Zeit kann ich nicht verfügen, weil ich nur vertretungsweise für 3 Semester hier bin. Wenn Sie wollen, rate ich Ihnen sofort herzukommen; ich bin Montag bis Donnerstag in Marburg. Bringen Sie alle Unterlagen mit: Lebenslauf, Dr-Diplom, Fragebogen. Letzteren können Sie auch hier ausfüllen. Da Sie nie PG waren, wird die Sache glatt verlaufen. Ich freue mich, daß ich Ihnen helfen kann. Frau und Kind rate ich allerdings zunächst dort zu lassen. Es gibt jetzt direkte Züge Frankfurt-Kassel über Marburg. Alles nähere mündlich. Ich habe alles verloren, bis auf meinen Humor, meine Frau und meine 3 Töchter. Wir sind hier Gäste auf einem schönen Schloß und leben ganz gut. Was aus mir wird, weiß ich noch nicht, jedoch habe ich drei Eisen im Feuer. Viele Grüße auch an Ihre Frau Stets Ihr Buddenbrock

Wissenschaftliche Laufbahn

alte Buch geben, das eine Nummer von meiner Hand trägt.

Kurz, Beschaffen, Administrieren und Lehren füllten den Assistentenalltag so, daß an eigenständiges Forschen kaum zu denken war, abgesehen von dem Energie- und Zeit-Bedarf für die Regelung und Befriedigung der basalen (privaten) Existenz-erfordernisse. Trotzdem beschäftigten mich schon damals mehrere zoologische Fragenkomplexe gleichzeitig: erstens die Rolle der Bodentiere, speziell der Arthropoden, in der Bodenbiologie und Ökologie; zweitens einige von Buddenbrock übernommene

Dieses einmalige Zeitdokument könnte leicht falsche Wertvorstellungen auslösen. In Wirklichkeit wäre uns damals ein entsprechend großer Barren Butter viel interessanter und attraktiver erschienen.

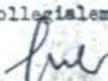
Der Prorektor Mainz, den 17. Dezember 1946

An
alle Herren des Lehrkörpers und der Universitätsverwaltung.

Für die Herstellung der Rektorkette und einiger anlässlich der Eröffnung der Universität geprägten Denkmünzen wurde Silber benötigt, dessen Deblockage durch die Militärregierung Baden-Baden zunächst in Aussicht gestellt war. Neuerdings wurde diese Deblockage jedoch nicht genehmigt, sodass die Universität das Silber nunmehr selbst aufbringen muss.

Ich wende mich daher an Sie, meine Herren Kollegen, mit der herzlichen Bitte, durch Hergabe alter Silbermünzen oder Silbergegenstände die Bereitstellung wenigstens eines Teils der notwendigen Silbermenge zu ermöglichen. Es ist beabsichtigt zu einem geeigneten Zeitpunkt die Spender durch ein Erinnerungszeichen an die Neugründung der Johannes-Gutenberg-Universität besonders zu ehren. Spenden nimmt Universitäts-Inspektor Pichlmayer, Zimmer 111 entgegen.

Mit kollegialem Gruss



Universität Mainz. Über diesem Tor der ehemaligen Flakkasernen „Hermann Göring“ in Mainz lag unser erster zoologischer Praktikumsraum, in dem wir zerlumpte Kriegsheimkehrern die ersten Pantoffeltierchen, Weinbergschnecken und Frösche demonstrierten. Im ersten Winter (46/47) froren dort wegen des Kohlemangels unsere Präparate in den Sezierschalen ein.

Fragen der vergleichenden Sinnesphysiologie, wie die Funktion der komisch walzenförmigen und mit einer äquatorialen Eindellung versehenen Stielaugen des Heuschreckenkrebses *Squilla mantis*; der Wasserhaushalt der durchsichtigen *Corethra* (Büschelmücken-) Larven und die osmoregulatorische Funktion ihrer Analpapillen; oder die Lauterzeugung (Stridulation) der *Corixen* („Wasserkikaden“) und deren Hörvermögen; und vor allem die Frage nach der möglichen biologischen Bedeutung des Hörvermögens vieler Nachtschmetterlinge im Lichte des während des Krieges durch Griffin (USA) und Dijkgraaf (Niederlande) unabhängig voneinander erfolgten Nachweises der Ultraschall-Echo-Orientierung der Fledermäuse. Unser erster ausländischer Kolloquiumsgast in Mainz war ja jener S. Dijkgraaf mit einem Referat über seine bioakustischen Fledermaus-Studien – und ich erinnere mich genau daran, daß wir anschließend noch lange auch darüber diskutierten, daß die von F. Eggers 1919 schon so vorbildlich beschriebenen Tympanalorgane vieler Nachtfalter möglicherweise Detektoren für jene Fledermaus-Orientierungsschreie seien.

Mangels aller „modernen“ Apparate dilettierte ich in einfachen Versuchsanordnungen mit *Corethren* und *Corixen* und brachte dabei auch Befunde zusammen, die es erlaubten, sinnvolle Schlußfolgerungen zu ziehen. Bei der *Corethralarve* führten simple Schnürungsversuche zur Analyse der Regulationsmechanismen für die Aufnahme und Abgabe von Wasser und Salz (1949); bei den *Corixen* konnte ich durch schlichte Ausschaltungsexperimente die hörphysiologische Bedeutung der morphologisch bemerkenswert strukturierten, neuroanatomisch allerdings nur mit zwei Sinneszellen ausgestatteten Tympanalorgane am Mesothorax und die sexualbiologische Bedeutung des Stridulationsvermögens der Männchen klarstellen (1951). Später (1954) durfte ich im Aquarium von Neapel am Heuschreckenkrebs *Squilla mantis* studieren, wozu er so auffällig geformte Augen hat. Es zeigte sich u.a., daß er unter vielen tausenden von Facettenaugen-Trägern einer der wenigen ist, die (im Nahbereich) auch einäugig entfernungskorrekt fixieren können.

Einfache Beobachtungen an einer durchsichtigen Mückenlarve.

Von Dr. F. SCHALLER,

Zoologisches Institut der Universität Mainz.

Mit 3 Bildern.

Dem Aquariefreund ist die Larve der Büschelmücke (*Corethra plumicornis*, Bild 3) gut bekannt. Beim Fang von Fischfutter mit dem Plankton-Netz wird sie oft erbeutet. Freilich muß man schon genau hinschauen, wenn man im Aquarium so ein Tierchen zu Gesicht bekommen will. Sein Körper ist fast vollkommen durchsichtig. Oft verraten nur zwei dunkelglänzende Pünktchen, die in gleicher Höhe im Wasser schweben, seine Anwesenheit. Durchs Mikroskop aber erkennen wir einen wunderbar zarten und höchst eigenartig gestalteten Organismus (Bild 1). Seine Durchsichtigkeit erlaubt uns, ohne viele Hilfsmittel einen tiefen Blick in die Lebensvorgänge eines merkwürdigen Lebewesens zu tun.

Am Kopf fällt sogleich eine lange „Nase“ auf, an der sich zwei gegen den Mund zu einklappbare Haken befinden. Dieses Gebilde stellt den vortrefflichen Fangapparat der *Corethra*-Larve dar. Er ist aus den Fühlern entstanden, die also hier ganz anderen Zwecken dienen, als wir es sonst bei den Insekten gewohnt sind. Die beiden schwarzen Pünktchen, welche schon mit freiem Auge erkennbar waren, entpuppen sich unter dem Mikroskop als vier

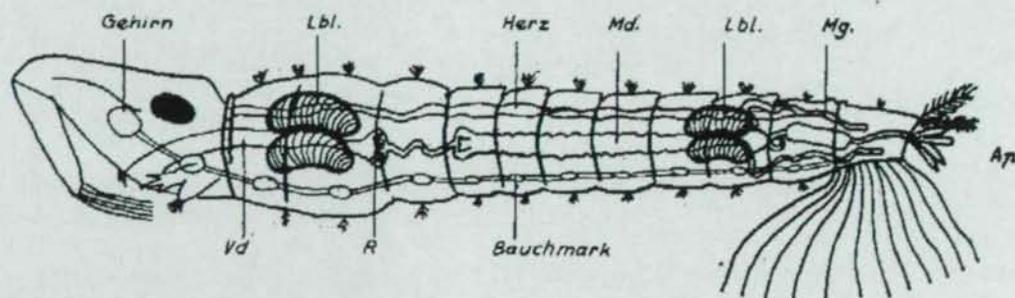


Bild 1. *Corethra*-Larve. Über dem Darm ist das langgestreckte Herz, darunter das strickleiterartige Nervensystem (Bauchmark) eingezeichnet. Ap = Analpapillen; Lbl = Luftblasen; Mg = Malpighische Gefäße; R = Reuse des Vorderdarms; Vd = Vorderdarm. Nat. Größe 1 cm.

nierenförmige Luftblasen, die offensichtlich als gleichgewichts-erhaltende Schwimmblasen wirken. Sie haben keine Verbindung mit der Außenwelt. Ihre Füllung wird durch Gasdrüsen reguliert. Am Schwanzende befinden sich noch einige auffällige Anhangsgebilde: zunächst ein großer Fächer von feinen Borsten, der durch heftige Schläge gegen das Wasser das Tier vorwärts treiben kann; außerdem noch vier schlauchartige Endpapillen.

So zart und fein das Tierchen auch aussieht, so ist es doch ein sehr geschickter und gefräßiger Räuber, vor dem kein Wasserfloh oder Ruderfuß-Krebs sicher ist. Meist wird die Beute in blitzschneller seitlicher Bewegung

Aus der Zoologischen Station in Neapel und dem Zoologischen Institut
der Universität Mainz

Verhaltens- und sinnesphysiologische Beobachtungen an *Squilla mantis*

VON FRIEDRICH SCHALLER, Mainz

Mit 7 Abbildungen

Eingegangen am 14. März 1953

Inhaltsverzeichnis: Einleitung und Problemstellung S. 1. — Material und Methode. Haltung im Aquarium S. 1. — Der Beutefang: I. Die Fanghandlung und ihre auslösenden Mechanismen beim normalen Tier. 1. Allgemeine Umweltbedingungen. Das Licht als hemmender Faktor S. 2. — 2. Ablauf der normalen Fanghandlung S. 2. — 3. Die Auslösemechanismen S. 3. — II. Funktionelle Analyse der receptorischen Korrelate des „Beuteschemas“. 1. Die Funktion der Augen S. 4 — 2. der Antennen S. 6. — Die optische Raumorientierung. 1. Phototaxis, „Lichtschutzstellung“, Auswahl des Untergrundes S. 7. — 2. Optomotorik S. 7 — III. Verhalten nach verschiedenartiger netzseitiger Blindung S. 8. — IV. Lichtrückeneinstellung S. 8. — Die statische Raumorientierung. 1. Statisches Verhalten totalgeblendeter Tiere S. 8. — II. Die „statischen“ Augenzielreflexe S. 8. — III. Verhalten nach Ausschaltung der Antennen, Uropoden, Gangbeine und Pleopoden S. 10. — IV. Schlußfolgerungen zu den Beobachtungen über die statische Raumorientierung. Schlußbemerkung S. 11. — Zusammenfassung S. 11. — Literaturverzeichnis S. 11.

Einleitung und Problemstellung

Seit den flüchtigen und mehr zufälligen Beobachtungen SCHMIDTLEINS (1879) und GIESBRECHTS (1910) ist über die Lebensweise und Sinnesphysiologie von *Squilla mantis* nichts mehr bekannt geworden. Nur die merkwürdig gestalteten Augen des Tieres hat DEMOLL (1909) eingehender bearbeitet. Dies erscheint verwunderlich, da *Squilla* bei Neapel häufig ist und manche Angaben dieser Autoren zur Nachprüfung reizen. So stellte GIESBRECHT paradoxerweise fest, daß seine Tiere nur bei völliger Dunkelheit oder nach Abschneiden beider Augen aktiv Nahrung zu sich nahmen, während doch eben DEMOLL durch scharfsinnige Überlegungen die besonders hohe optische Leistungsfähigkeit dieser Augen aufgezeigt hatte.

Auch was DEMOLL (1909) und v. BUDDENBROCK (1914) über das statische Verhalten von *S. mantis* berichteten, erschien näherer Untersuchung wert.

Mein erstes Ziel war es, die Bedingungen zu finden, unter denen die Tiere spontan und wiederholt Beute fingen, ferner die auslösenden Merkmale und Reize der adäquaten Beuteobjekte zu analysieren, dann insbesondere die Funktion der Augen und ihrer Teile beim Beutefang und endlich deren Bedeutung für die Raumorientierung zu untersuchen. Hierbei war auch die durch DEMOLL und v. BUDDENBROCK aufgeworfene Frage des „statischer Sinnes“ zu klären.

Material und Methode. Haltung im Aquarium

Durch Unterstützung der deutschen Forschungsgemeinschaft, der ich aufrichtig danke war es mir möglich, die eben skizzierten Fragen im Herbst 1952 an der Zoologischen Station in Neapel zu bearbeiten. Der Leitung der Zoologischen Station danke ich besonders für die vorbildliche fast tägliche Belieferung mit frischem Tiermaterial, meiner Frau für ihre unermüdete Hilfe.

Wie schon GIESBRECHT konnte auch ich *Squilla* in Aquarien von etwa 10 Liter Inhalt längere Zeit halten. Nur dürfen die Tiere vom Fang her nicht verletzt sein. Besonders gefährlich sind wohl die unsichtbaren Wunden, die sie sich im Netz und beim Transport

Ich habe diese drei Studien hier aneinander gereiht, weil sie deutlich den Einfluß W. v. Buddenbrocks verraten und zeigen, daß ich – im Gegensatz zur anlaufenden Konkurrenz –munter Objekte und Themen wechselte, noch getreu dem „klassischen“ Prinzip, wonach ein künftiger Professor „die nötige Breite“ haben müsse (wie es Wilhelm Troll, der damalige Chef der Mainzer Botanik, einmal formuliert hat). Seitdem hat sich dieses Qualifikationsbild bekanntlich genau in sein Gegenteil verkehrt. Heute werden fast nur mehr Leute „berufen“ (selbst dieses Verb ist inzwischen obsolet geworden, weil sich die Berufenen ja zuvor erst bewerben mußten), die womöglich seit ihrer Doktorarbeit weder Objekt noch Fragestellung gewechselt haben. Mit ihrer Methodik freilich müssen sie eng auf dem Laufenden geblieben sein und ihre Befunde und Gedanken zudem nur in international kanonisierten englischsprachigen Zeitschriften publiziert haben.

Nun, alle Gedankengänge solcher Art waren dem 30-jährigen völlig fremd. Ihm mußte es darauf ankommen, die Aufmerksamkeit und Anerkennung der Führungskräfte seines Faches vor allem im deutschen Sprachraum zu gewinnen, und das ist mir 1949 und 1952 mit je einer KOM (= kurze Originalmitteilung) in der „Experientia“ und in den „Naturwissenschaften“ gelungen. Die erste Mitteilung war noch eine Frucht des von Buddenbrock vermittelten Impetus für vergleichende Sinnesphysiologie; die zweite entsprang der – noch unbewußt gebliebenen – Parallelprägung durch Kühnelt und Lorenz. „Schallreaktionen bei Nachtfaltern“ hieß die erste kaum halbseitige Nachricht darüber, daß wir bei vielen fliegenden Noctuiden (Eulenschmetterlingen) und Geometriden (Spannern) eindeutige Ausweich-, Flucht- und Totstell-Reaktionen beobachtet hatten, wenn sie von Ultraschallwellen (vor allem im Frequenzbereich von 40 bis 80 tausend Hertz) „getroffen“ worden waren, während Nachtfalter ohne Tympanalorgane nicht darauf reagierten. Unterzeichnet war diese Kurzmitteilung von mir und C. Timm, einem Assistenten des Physiologischen Instituts der Universität Mainz. Der war nämlich der erste, der in Mainz einen US-Generator (für medizinische Diagnosezwecke) bekommen hatte.

Ich hatte durch Zufall davon erfahren und mir sofort das Gerät für die Realisierung meines insgeheim gehegten Forschungswunsches gesichert, wobei ich noch gar nicht ahnte, wie „aktuell“ gerade jetzt „der“ Ultraschall als schalltechnisches, diagnostisch nützliches und wellenmechanisch-theoretisches Phänomen war. Unsere Mitteilung löste nämlich nicht nur das Interesse der Zoologen aus, sondern weckte auch die Neugier der Physiker und Mediziner, die gerade in Erlangen unter der Patronanz des eben von Berlin dorthin verlagerten Siemens-Konzerns eine erste „Ultraschall-Tagung 1949“ abhielten. Zu dieser wurde auch ich eingeladen, als einziger deutscher Zoologe, der zudem die Ehre hatte, auch das Referat Dijkgraafs (der verhindert war) über die Fledermäuse verlesen zu dürfen. Mein kurzer Bericht über die Beobachtungen an den Nachtfaltern brachte mir bei den Physikern und Technikern aber mehr Zweifel und Kritik als Beifall ein: Sie konnten nicht glauben, daß jene Insekten so viel sensibler als ihre damaligen US-Detektoren sein sollten. Ich hatte nämlich berichtet, daß „meine“ Tiere schon auf drei bis vier Meter Entfernung reagiert hätten, während ihre Zeiger erst unter einem Meter ausschlugen. Kurz, ich ging nicht als Sieger vom Platz, sondern als eher belächelter Dilettant. Meine zoologischen Kollegen aber „glaubten“ mir, zumal ich bald in mehreren weiteren Publikationen über positive Versuche mit künstlichem und natürlichem Ultraschall an weiteren Faltern berichten konnte. Zu den natürlichen Ultraschallquellen kam ich in langen Untergrundexkursionen durch das ausgedehnte Gangsystem der Mainzer Festungsanlagen und in Schiefersteinhöhlen des Taunus und Hunsrück. Dabei habe ich viel über Fledermäuse gelernt, die mir ja bereits seit dem Knabenalter vertraut waren. Die diversen weiteren schriftlichen und mündlichen Berichte über das Ultraschall-Wahrnehmungsvermögen der Falter haben mich dann in der deutschen Zoologie rasch so bekannt gemacht, daß mir zeitweise der Spitzname „Ultraschaller“ angehängt worden ist.

Eine aufschlußreiche Nebenbeobachtung sei hier noch eingefügt, die Licht wirkt auf unser eigenes selektives Sinnesleben: Während eines der stundenlangen Fledermaus-Suchgänge durch die Mainzer

Kasematten ging uns (wir waren zu zweit) plötzlich die Karbidlampe aus, und in der Finsternis sagten wir wie aus einem Munde spontan: Oh, da stinkt's aber! Zuvor und bald danach haben wir, fest aufs Optische und Akustische fixiert, keinerlei bewußte olfaktorische Wahrnehmung gehabt.

Zum Schluß der Ultraschall-Geschichte ist noch zu sagen, daß wenig später ein amerikanischer Zoologe das Hörvermögen der Nachtschmetterlinge in vorbildlicher Weise weiter analysiert hat, indem er durch raffinierte Versuchsanordnungen und elektrophysiologische Ableitungen die Funktionsweise der Tympanalorgane und ihrer Sinneszellen bis hin zum Entfernungs- und Richtungshören verständlich gemacht hat. Als ich ihn, K. D. Roeder, später auf einem Kongreß einmal traf, hat er mich nicht als methodisch zurückgebliebenen bloß beschreibenden Tierbeobachter belächelt, sondern meinen Beitrag eher respektvoll dadurch gewürdigt, daß er spaßig-ärgerlich brummte: Jedesmal, wenn ich etwas Neues in dieser Sache publiziere, muß ich Sie als ersten zitieren.

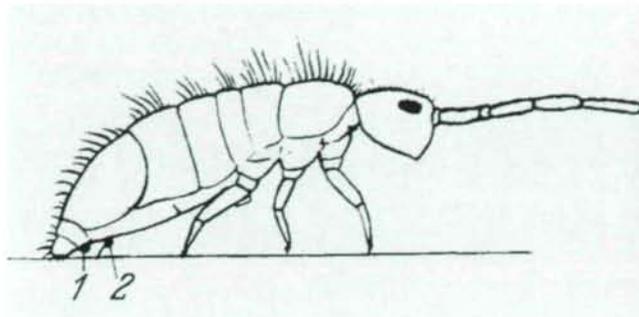
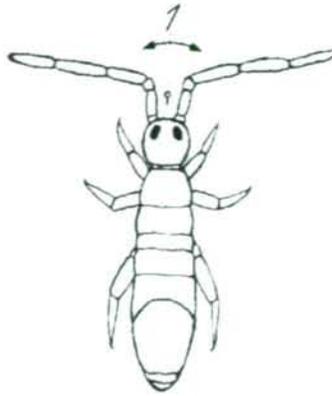
Die zweite durchbruchfördernde Kurzmittteilung (vom Februar 1952) trägt den merkwürdigen Titel „Die „Copula“ der Collembolen (Springschwänze)“ und enthält eine erste Schilderung der „Indirekten Spermatophorenübertragung“ bei diesen Urinsekten, wobei ich den später üblich gewordenen Begriff der indirekten Übertragung noch nicht verwendet habe (was, nachträglich betrachtet, gar nicht so unklug gewesen ist, weil ja Über- „tragung“ des Samens nur in den seltensten Fällen stattfindet. Meist über- „nehmen“ die Weibchen den von den Männchen abgesetzten Samentropfen ohne deren Mithilfe. Darauf hat mich übrigens – schon damals – sofort ein Mann aufmerksam gemacht, dem ich noch viel förderliche Sprachkritik zu verdanken haben sollte und von dem ich wohl ein Stück meiner späteren eigenen Kritikklust „geerbt“ haben dürfte, Otto Koehler, der mich leise (d. h. nur brieflich) auf den Unterschied zwischen Übertragung und Übernahme hinwies. Wenn der die allgemeine heutige Sprachschlamperei noch hätte erleben müssen (wo beispielsweise Enzyme einfach an Proteinen „binden“ oder das Versuchstier schlicht seinen Weg erinnert).

Die Vorgeschichte meiner zweiten, für meine Laufbahn entscheidenden zoologischen Entdeckung ist besonders lustig. Buddenbrock wußte von Wien her, daß ich stark faunistisch und auf Bodentiere geprägt war, mahnte mich aber immer, ganz zur Physiologie umzusatteln, weil nur die Zukunft habe (womit er ja prophetisch recht hatte). Ich folgte zwar – wie oben dargestellt – willig seinen Intentionen, blieb aber doch der Freilandzoologie und speziell „meinen“ Tieren, den Collembolen, auch „treu“, nicht zuletzt, weil ich wußte, wie kläglich unser Wissen von ihrem Leben und Treiben noch war. Am meisten ärgerte mich, daß noch nie ein Zoologe eine Paarung bei ihnen beobachtet hatte. Das komische Klammerverhalten der Männchen des Wasserkugelspringers *Sminthurides* war zwar vom Würzburger Zoologen Falkenhan schon eingehend geschildert, nicht aber funktionell geklärt worden.

Somit brachte ich mir immer wieder lebende Springschwänze mit, um ihnen so „nebenbei“ zuzuschauen. Wenn Buddenbrock das sah, riet er noch dringender von solcher Zeitvergeudung ab, ja drohte sogar, so werde sicher nichts aus mir in der modernen Zoologie werden. Im Sommer 1951 schließlich beschloß ich, heimlich und ganz auf eigene Faust der Sache auf den Grund zu gehen, legte mir in dem während der Ferien unbenützten Kurssaal im Keller des Mainzer Instituts eine große Zucht von Orchesellen an, wobei ich sie, da man ja die Geschlechter der Collembolen äußerlich nicht unterscheiden kann, einzeln in Filmdöschen hielt, um ihren Fortpflanzungstrieb durch Isolation zu verstärken. Viele Stunden verbrachte ich dann damit, sie zu füttern, zu tränken, die Pilzrasen zu entfernen und nach einem listigen Zeitplan die jeweils triebgestautesten Partner zusammenzubringen und unterm Binokular zu beobachten. Die wollten aber – auch nach Wochen – nichts miteinander zu tun haben und gingen sich eher aus dem Wege. Schon war ich nahe daran, das dumme Volk wieder ins Uni-Wäldchen auszusetzen, da sah ich zufällig einen einzeln herumirrenden Kandidaten haltmachen, die Antennengeißeln beidseitig nach außen abknicken und mit dem Kopf laterale Schüttelbewegungen machen, so als ob zwischen den parallel gehaltenen Basalgliedern etwas zu „bettrillern“

wäre. Beim Scharfstellen des virtuellen „Prüfpunktes“ tauchte im Blickfeld ein glänzendes Kügelchen auf, das auf einem fast durchsichtigen Stiel saß. Es glich aufs Haar einem Schimmelpilzköpfchen. Aber das Tier fraß es nicht, wie erwartet, sondern ging vorsichtig ein wenig zurück und dann seitwärts weiter. Anschließend fand ich dann weitere solche über dem Boden schwebende Tröpfchen, auch in einigen anderen Zuchtdöschen. Und des Rätsels Lösung folgte auf dem Fuße: Im „Paarungsdöschen“ sah ich schon tags darauf ein Tier, das sich vor so einem gestielten Tropfen wieder ganz anders verhielt: Es prüfte ihn ohne Kopfschütteln mit den Antennen, senkte danach den Hinterleib schräg nach unten und ging so vorsichtig wenige Schritte weiter, bis es mit der gesenkten Abdomenspitze den Tropfen erreicht hatte, blieb kurz stehen, wobei es den Hinterleib über dem Tropfen vor und zurück bewegte, hob dann den Hinterleib wieder, um schließlich in normaler Haltung weiterzugehen. Dort, wo zuvor der Tropfen geschwebt hatte, war im Binokular nur mehr der nackte Stiel zu sehen. Somit mußte der Tropfen am haltenden Tier hängengeblieben bzw. von ihm aufgenommen worden sein. Die nächsten Nächte kam ich kaum nach Hause und in wenigen Tagen war alles klar: Die einen (also die Männchen) setzten in wenigen Tagen, auch allein, bis über hundert solcher gestielter Tröpfchen ab, und die anderen (also die Weibchen) streiften diese (auch allein!) mit der Hinterleibsspitze, wo sich ja am vorletzten Segment ihre Geschlechtsöffnung befindet, ab. Die Männchen prüften ihre eigenen und die Spermatophoren anderer Artgenossen, um sie anschließend gelegentlich auch abzufressen, wonach sie aber jedesmal sofort an gleicher Stelle eine neue hinzusetzen pflagten. Erst später hat mein Schüler H. Mayer gezeigt, daß sie das nur bei Tröpfchen tun, die schon acht und mehr Stunden herumgestanden haben; also eine Entsorgungsaktion für abgestandenes Spermamaterial. Daß die Tropfen Spermien enthalten, konnte schon ich mikroskopisch nachweisen.

Was sich dann in Mainz und danach aus dieser Geschichte weiter entwickelt hat, wird neben anderem in einem eigenen Aufsatz dargestellt. Den dort genannten Schülerinnen und Schülern verdanke ich es, daß



Zeichnungen vom Sexualverhalten der *Orchesella villosa*, an der ich die sogenannte indirekte Spermatophorenübertragung entdeckte. Oben: Männchen (von oben) beim Prüfen einer gestielten Spermatophore mit den Antennengrundgliedern. Unten: Weibchen (von der Seite) beim Abstreifen eines Samentröpfchens (natürliche Länge beider Geschlechter ca. 3 mm). Rechts: Mikroskopaufnahme einer Spermatophore. (Foto: H. Mayer)

ich in Kürze in der internationalen Zoologie bekannt wurde. Vor allem das unerwartete und frappierende Faktum, daß das Phänomen der sogenannten indirekten Spermatophorenübertragung in unglaublich raffinierten Varianten bei Urinsekten, Spinnentieren und Tausendfüßern vorkommt, machte meine „Schule“ bekannt, und genau das, was ich spaßeshalber den Ethologen in Freiburg als mein Konzept verkündet hatte, erfüllte sich weit über das erwartete Maß hinaus: An vielen Bodentieren brachten wir Lebensgeheimnisse zutage, die nicht nur die Bodenbiologie, sondern noch mehr die vergleichende Verhaltensforschung effektiv bereicherten.

Diese meine wachsende Wirksamkeit in den wissenschaftlichen Nachwuchs hinein begann natürlich erst richtig, als ich habilitiert war. Das geschah 1950 anhand einer breiteren Arbeit „Zur Ökologie der Collembolen des Mainzer Sandes“ und eines Vortrags über das damals neue Begriffsinventar der Ökologie im Anschluß an Wolfgang Tischler.

Ich bin übrigens überzeugt, daß jenes Konzept, das den Begriff der Lebensgemeinschaft (Biozönose samt Biotop) zum Ausgangs- und Endpunkt aller synökologischen Forschung macht, problemadäquater ist als das seit Odum modisch gewordene Ökosystemkonzept.

Dieses täuscht mathematische Kompetenz für Sachverhalte vor, die überwiegend qualitativer Natur sind. Die artspezifischen Leistungen der einzelnen Systemglieder gehen dabei in vorgriffigen „Modell“-Rechnungen unter, und wer behauptet, Odums

Einbeziehung des Menschen als eines neuen polyergischen Großfaktors ins ökologische Gesamtgefüge unseres Planeten sei seine Pionierleistung gewesen, hat schlicht die „alte“ ökologische Literatur nicht gelesen.

Zu meiner Habilitation muß ich noch erzählen, wie dieser entscheidende Schritt im akademischen Aufstieg seinerzeit noch ablief. Er fand nur vor „der“ Fakultät statt, und darunter verstand sich exklusiv der enge Kreis der ordentlichen Professoren. Nach dem Referat durfte jeder von diesen

Zur Ökologie der Collembolen des Mainzer Sandes.*)

Von
Friedrich Schaller (Mainz).

Mit 14 Abbildungen im Text.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Einleitung	449
II. Bisherige Untersuchungen zur Ökologie der Collembolen	452
III. Aufgabenstellung	453
IV. Das Untersuchungsgebiet	453
a) Allgemeine morphologisch-makroklimatische Charakterisierung des Mainzer Sandes	453
b) edaphisch-mikroklimatische Charakterisierung	455
c) floristisch-faunistische Charakterisierung	458
d) Die untersuchten Randgebiete und Vergleichsgebiete	460
V. Arbeitsmethoden	461
VI. Verzeichnis der Collembolen des Mainzer Sandes und seiner Randgebiete sowie des Griesheimer Sandes	463
VII. Die Verteilung der Collembolen auf dem Sande	465
a) qualitative Verteilung	465
b) quantitative Verteilung	467
VIII. Die Faktoren, welche die Verteilung der Collembolen bedingen	472
a) Die Feuchtigkeit	472
b) Die Temperatur	477
c) Das Licht	481
d) Übrige Faktoren	481
IX. Vergleichende Autökologie der einzelnen Arten	483
X. Zur Synökologie der sandbewohnenden Collembolen	491
XI. Die Proturen und Thysanuren des Untersuchungsgebietes	495
XII. Primärmaterial	495
XIII. Zusammenfassung	508
XIV. Anhang: Angaben über das Makroklima für die Zeit der Untersuchungen und photographische Aufnahmen des Untersuchungsgebietes	509
XV. Literatur	512

I. Einleitung.

Die Collembolen, die zusammen mit den in der Arbeit ebenfalls kurz behandelten Proturen und Thysanuren in die Gruppe der Urinsekten (Apterygoten oder Apteryginea) gehören, spielen in der modernen terrestrischen Tierökologie aus folgenden Gründen eine wichtige Rolle:

* Habilitationsschrift der naturwissenschaftl. Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 1950.

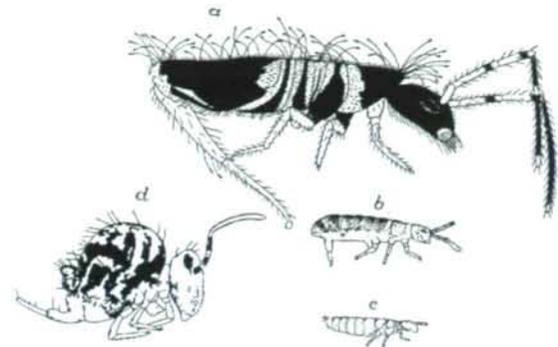


Abb. 13. Zur Erläuterung der Lebensformtypen der Collembolen; a epigäische Formen, b hemiedaphische Formen, c euedaphische Formen („echte“ Bodenbewohner)

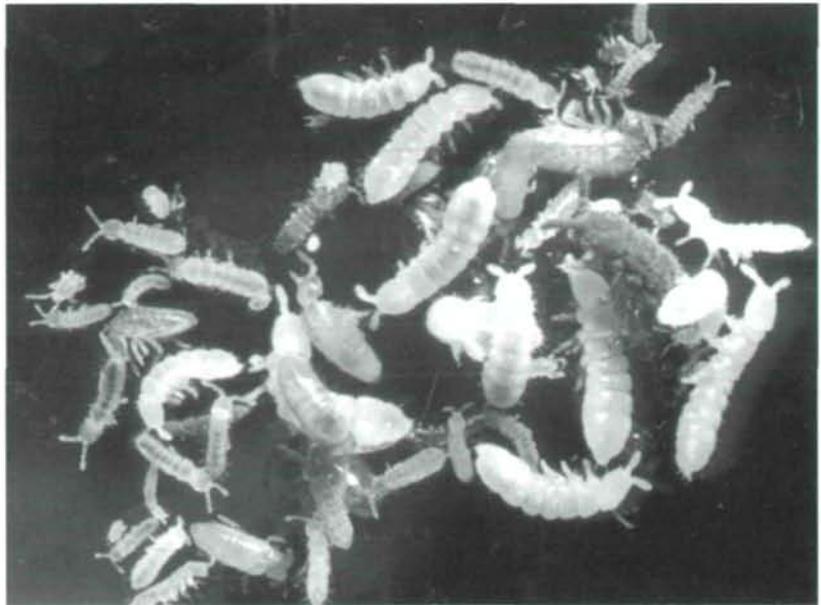
Die Collembolen sind wohl die kopfzahlstärkste Insektengruppe unseres Planeten. Oben abgebildet eine Studie, an der man auch die unterschiedlichen optischen Erscheinungsformen gut erkennen kann.

- a: Ein „großer“ bunter Springschwanz, der oberirdisch lebt, gut sieht und mit seiner abklappbaren Sprunggabel (Furca) ordentlich hüpfen kann;
- b: Ein Bewohner der Laubstreu und oberen Humusschicht mit kurzer Sprunggabel;
- c: Ein wurmgestaltiger, farbloser, blinder und sprunghfähiger Winzling aus dem Boden;
- d: Ein „Kugelspringer“, der eher in der Krautschicht lebt.

beliebige Fragen stellen bis hin zu solchen allgemeinen Bildungsinhalts. Fachverwandte Kollegen neigten dazu, den Kandidaten ihrer „Konkurrenz“ ein Bein zu stellen. So versuchte das auch bei mir der Botaniker (und idealistische Morphologe) W. Troll, der mit Buddenbrock auf nicht allzu gutem Fuße stand, indem er mich mit einer sehr spezifischen pflanzenphysiologischen Frage quälte. Da fuhr mein Mentor sofort mit der bissigen Bemerkung dazwischen: „Wir sind hier doch in keiner Doktor-Prüfung, Herr Kollege!“ Übrigens war es vor der Prozedur ungeschriebenes Gesetz, alle Fakultätsmitglieder persönlich zu besuchen. Unvergesslich ist mir der Besuch bei E. v. Eickstädt geblieben, dem weltbekannten Buchautor und Rassentheoretiker, der heute sicher der Zensur der „P.C.“ verfallen wäre. Er schwärmte von Bali und dem dortigen intimen Usus des Nasenkusses, nicht ohne hinzuzufügen, daß er gerne wissen würde, wieviel Nachwuchs seiner Fechtung wohl auf Bali unterwegs sei. Er kann also doch wohl kein rassistischer Purist gewesen sein.

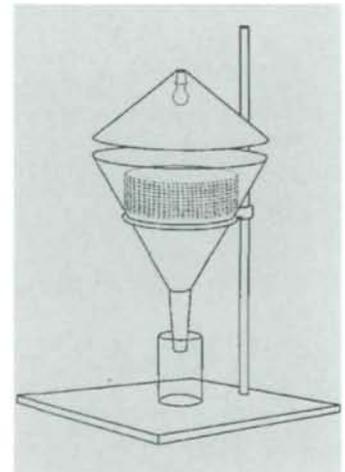
Als ich übrigens nach dem Habilitationskolloquium über den weiten Universitäts Hof ging, kam mir der große Geograph Fritz Klute, der Erstbesteiger des Mawenzi (1912), entgegen und fragte, wo ich denn herkäme. Er kannte mich wegen meiner bergsteigerischen Neigungen und wunderte sich nun wohl über mein „Outfit“ (das normalerweise durch Lederhosen gekennzeichnet war). Als ich ihm sagte: „Geradewegs von meiner (geglückten) Habilitation“, gab er mir die Hand und meinte: „Glückwunsch, Herr Kollege! Nun gehören Sie ja auch zu den eigentlichen Menschen“ (was wohl nicht anthropologisch, sondern universitäts-soziologisch zu verstehen war).

Bei W. Troll hatte die Habilitation einen analogen praktischen Effekt: Studenten warteten auf Audienzen bei ihm im Vorzimmer stundenlang. Ich mußte als Assistent mit gut einer halben Stunde rechnen. Nach der Habilitation verringerte sich dieser Respektsabstand auf zehn Minuten; und als ich mich wenige Jahre später als Ordinarius aus Braunschweig bei seiner Sekretärin anmeldete, ging schon nach zwei Minuten seine Tür auf und er stand sogar in derselben.



Diese euedaphischen Collembolen, d. h. dieses mm-große Springschwanzgewürm, hier aus einer Bodenprobe des Wiener Waldes, sollten über 50 Jahre lang meine bevorzugten Themenlieferanten sein.

Noch eine Folge meiner Habilitation muß hier erwähnt werden, auch wenn sie nichts mit dem Thema „Wissenschaftliche Laufbahn“ zu tun hat. Seit Jahren schon hatte ich mit Geringschätzung die von Buddenbrock im Institut eingeschleppte „Kindererei“ des Ping-Pong-Spiels beobachtet. Als ehemaliger ernsthafter Fußballmatador und jetziger Hochleistungs-Bergsteiger und Tourenskiläufer lehnte ich den Umgang mit dem leichten Zelluloid ab, zumal sich dieser im Institut vielfach eher wie eine lockere Unterhaltungsveranstaltung anbot. Ich hatte also bis 1950 (kurz vor dem 30. Geburtstag) noch keinen Tischtennisschläger angerührt, da verleitete mich der institutsinterne Meister aller Klassen Rudolf Braun dazu, indem er meinte, die Venia legendi schließe gewiß auch die Venia ludendi mit ein. Gesagt, getan, und schon nach einigen Ballwechseln spürte ich mein wohl angeborenes Ballgefühl wieder und merkte, daß das kleine Zelluloid unheimlich viel Körperbeherrschung und Präzision und sein regelrechter gewinnorientierter Kampfeinsatz erstaunlich viel Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer kosten würde. Und nachdem ich nun gerade gut ein Jahr lang fast nur der Wissenschaft gelebt hatte, beschloß ich, „zum Ausgleich“ Tischtennis zu lernen. Da mir wenig Spaß macht, was ich auf Dauer nicht bald besser kann als der



Durch meine Dissertation über Bodentiere des Wienerwaldes bin ich zeitlebens nicht nur mit jenen verborgenen Schönheiten verbunden geblieben, sondern auch mit diesem einfachen Gerät, das der italienische Naturforscher Berlese ersonnen hat, um jene gewaltfrei aus dem Boden zu gewinnen. Es ist der Berlesetrichter, in dem durch Licht, Wärme und Trockenheit einer Glühbirne (Berlese benutzte dazu noch die Ausstrahlung eines Heißwassermantels) die Tiere aus der Bodenprobe (die sich in einem Netz befindet) nach unten getrieben werden, bis sie schließlich ins untergestellte Fangglas fallen (das je nach Bedarf mit 70%igem Alkohol oder mit feuchtem Gips oder Humus gefüllt ist).

Durchschnitt, bedeutete dieser Entschluß, daß ich zunächst mit Braun so lange verbissen trainierte, bis ich – nach sechs Wochen – das erste Spiel gegen ihn gewann. Wie weit dann die neue sportive Leidenschaft noch geführt hat, können hier die Abbildungen rechts zeigen. Ich habe diesen nebenwissenschaftlichen Betätigungstrieb auch mit nach Braunschweig genommen und dort oft – zum Entsetzen meines würdevollen Vorgängers Cäsar Boettger – aus Mangel an geeignetem Spielraum (der mußte groß sein, weil ich als versierter Verteidigungsspezialist oft mehrere Meter hinter der Platte agierte) schweißtreibende Punkteämpfe im Foyer des Naturhistorischen Museums (natürlich außerhalb der Öffnungszeiten) ausgefochten.

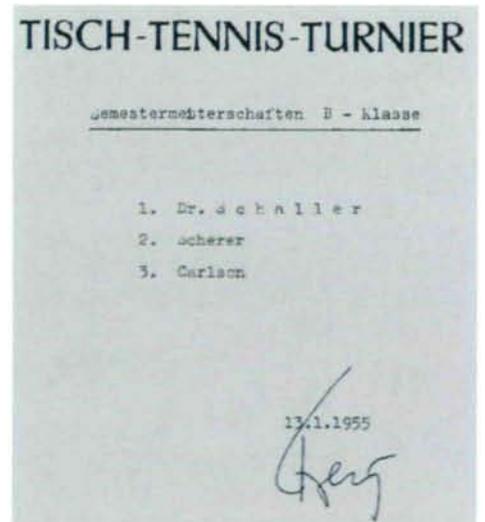
Unter meinen Braunschweiger Studenten soll damals sogar das Gerücht verbreitet gewesen sein, daß man bei Schaller ein Dissertationsthema nur kriege, wenn man ihn wenigstens einmal im Tischtennis geschlagen oder einen Dreitausender mit ihm bestiegen habe. Als Gegenbeweis kann ich Klaus Immelmann nennen, der gewiß weder das eine noch das andere tat und trotzdem einer meiner erfolgreichsten Schüler wurde.

Für den in seiner Laufbahn schon definitiv Aufgestiegenen mag es schließlich noch kennzeichnend sein, daß er abends gern auch mit der Tischtennis-Studentenmannschaft der Braunschweiger T.H. trainierte, was dazu führte, daß er heimlich in diese berufen worden ist, um gewissermaßen inkognito bei „offiziellen“ Wettkämpfen gegen andere Hochschulen mitzuwirken. Wenn ich mich recht erinnere, war das zweimal der Fall, gegen Hannover und Stuttgart, wobei ich einmal sogar einen Punkt für Braunschweig machen konnte.

Als Dozent konnte ich also nun zunächst in Mainz von 1950 bis 1957 für die terrestrische Ökologie speziell in der Bodenzoologie, für die Verhaltensforschung speziell in der Erforschung des Fortpflanzungsverhaltens diverser terrestrischer Arthropoden, und für einige sinnesphysiologische Fragen eine stolze Zahl tüchtiger Nachwuchszoologen gewinnen und diese zu originellen Lebensstudien an einer bunten Reihe diverser Tierformen anregen. Für die Gruppe der Collembolen hat damals die Serie von über zwanzig fortpflanzungsbiolo-



Wie diese Karte aus den frühen 50er Jahren zeigt, war das Pingpongspiel ein wesentliches Element im Familienleben der Mainzer Zoologie.

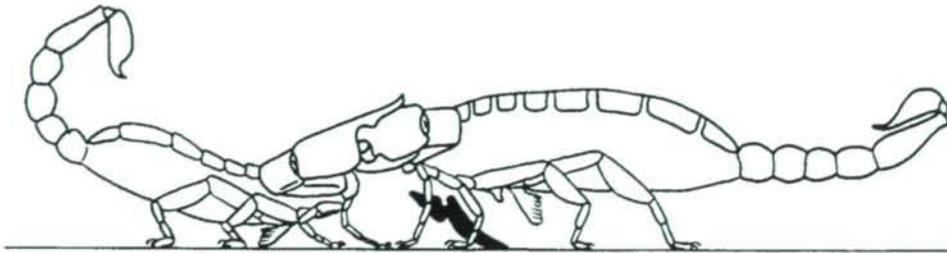


Nach der Habilitation habe ich zum ersten Mal einen Tischtennisball in die Hand genommen und drei Jahre später hatte ich auch in diesem Sport eine entsprechende Perfektion erreicht.

gischen, anatomischen, faunistischen, ökologischen, systematischen und physiologischen Arbeiten begonnen, zu denen mir später einmal A. Kaestner, als er sich mit dem Insektenband für seine „Spezielle Zoologie“ befaßte, schrieb, daß er dabei erst bemerkt habe, was alles wir in wenigen Jahren an Neuem aus diesen Winzlingen herausgeholt hätten.



Hier einige Abbildungen von Tieren, mit denen sich meine Mainzer „Schule“ bekannt gemacht hat.



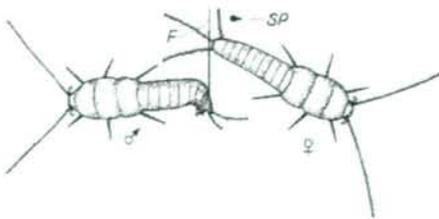
Oben: Skorpionpaar (links das Männchen); Foto H. Angermann.
Unten: der Skorpionmann zieht das Weibchen zu einer Spermatophore hin.



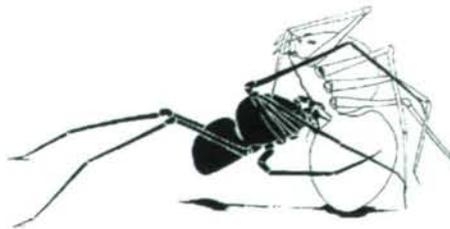
Skorpions-Spermatophore, die durch Hebeldruck (rechts) geöffnet ist. Links oben quillt der Spermaballen heraus.



Larve von *Lampyris noctiluca* („Glühwürmchen“) hat eine Schnecke (*Cepaea*) bestiegen und in den rechten Fühler gebissen, um ihr herzlähmendes Gift zu injizieren. Foto: H. Schwalb



Silberfischchenpaar bei der Samenübertragung (nach H. Sturm).



Paar der Leimspeckspinne bei der Paarung (nach S. Dabelow).

Zoologisches Institut
Universität Heidelberg
G.Hempel.

Heidelberg, 2.2.50
Solfenstraße 2
Telefon 4689

Lieber Herr Doktor,

Herr Professor Ludwig hat mich beauftragt, an Sie mit einer Bitte heranzutreten: Prof. Ankel schickte uns einen Anschlag über Ihren Vortrag in ~~MIXX~~ Darmstadt. Nun zeigte sich neulich in einer Diskussion, dass Ihre US-Versuche bei einem Teil der Studenten bekannt sind, bei einem anderen diffuse Vorstellungen über diese Fragen existieren. Diese Letzteren zur Klarheit zu ~~verleiten~~ ~~und~~ ~~die~~ ~~Unwissenheit~~ aus ihrer Ahnungslosigkeit in das Licht der wahren wissenschaftlichen Erkenntnis zu führen, wäre durchaus des Schweisses der Edelen, ja selbst Ihres Schweisses wert. Wären Sie bereit, am Do. 23.2. vormittags hier bei uns im Wirbellosenkolloquium Ihren US-Vortrag zu halten? Sie könnten abends gegen 11^h nach einem Tee bei Prof. Ankel und dem herrlichen Dr. Knip hierher fahren per D-Zug. Ich stände um 2352 am Bahnhof und brächte Sie ins Institut. Morgenkaffee, wäre ich bereit, Ihnen ans Bett zu bringen.

Gegen 15^h könnten Sie dann wieder mit Lorbeeren ^{*Famozid} beladen aber ohne Honorar heimfahren. Herr Prof. Ludwig bittet, sich auf 30 Min. Redezeit beschränken zu wollen, da etwas Zeit für die Diskussion übrig bleiben muss. Einzelheiten lassen sich bereden, wenn ich am 10. bei Ihnen bin.

Es hofft mit Prof. Ludwig auf Ihre Zusage

Ihr Sie und Ihre Frau und Fräulein Tochter grüßender

Gottfried Hempel

ein Infos. v. ich, dass Max An. Klotzke in seinem patholog. Anzeiger bereits in die geschilderten hatte, ohne Prof. Ludwig den Vollzug dieses Fats zu melden, Anker hat sich nicht. So ist etwas zu viel tun, beobachte ich diesen Brief unter dem Aspekt d. Klotzke ferner hält besser.

Ich verdanke also ein wesentliches Stück meiner wissenschaftlichen Laufbahn meinen vielen Schülerinnen und Schülern.

Meine Position in Mainz verstärkte sich 1951 durch Beförderung zum Oberassistenten und 1956 durch Ernennung zum Diätendozenten und außerplanmäßigen Professor. Das war auch deswegen nützlich, weil inzwischen W. v. Buddenbrock emeritiert worden war und sein Nachfolger Hans Mislin (aus Basel) wesentlich weniger Verständnis für meine Wirkungsweise in Lehre und Forschung hatte.

1956 begann auch ein neuer Abschnitt in meinem weiteren autonomen wissenschaftlichen Entwicklungsprozeß. Wie ich schon in meinem allgemeinen Lebenslauf dargestellt habe, öffneten sich für uns „Nachkriegs“-Deutsche im Westteil unseres Vaterlandes von 1950 an zusehends die Tore in die fernere Welt.

Damit rückten auch in meinen Neugierraum Länder und Lebensgemeinschaften von höchster biologischer und ökologischer Attraktivität. Neben den Ozeanen und ihren Faunen sollten doch die Tropen jeden „ganzen“ Biologen unwiderstehlich anziehen, denn wer schon diese höchst anspruchsvolle Kennzeichnung für sich in Anspruch nimmt, sollte auch die Organismenwelten der Ozeane und Tropen wenigstens von der Anschauung her kennen; sonst unterliegt er schnell der voreiligen Selbsttäuschung, „das“ Leben im Prinzip verstanden zu haben (was heute vor allem für unsere Mikro-Biologen gilt).



Wolfgang v. Buddenbrocks 70. Geburtstag feierten wir am 25. 3. 1954 im Kreis illustrier zoologischer Gäste. Im Bild links der Jubilar im Gespräch mit dem genialen W. Ludwig, der das anregende Buch zum „Rechts-Links – Problem“ schrieb und leider viel zu früh starb.



Das Ehepaar Dijkgraaf, vorurteilslose frühe Nachkriegsbesucher aus den Niederlanden. Durch Dijkgraafs bioakustische Fledermausstudien bin ich auf die damals noch offene Frage des Hörvermögens vieler Nachtfalter gekommen.

Erste Tropenreise nach Peru

Also 1956 war es bei mir soweit, daß ich zunächst einmal die Bodentierwelt der Tropen als mögliches Forschungsthema ins Auge faßte. Meine Wahl fiel aus orographischen und kulturellen Gründen auf Peru und mit Hilfe der DFG konnte ich tatsächlich eine erste große Tropenreise dorthin unternehmen und zusammen mit meinem frischpromovierten Schüler Karlheinz Schömann, der zuvor schon Proben in El Salvador gesammelt hatte, rund 700 Boden- und Berlese-Proben auf einem Transsekt von der Pazifikküste über die Anden hinweg bis zum Amazonasbecken hinunter gewinnen.

Viele neue Milben-, Collembolen-, Tausendfüßler-Arten kamen daraus zum Vorschein; tiergeographische und ökologische Befunde und Schlußfolgerungen ergaben erstmals ein geschlossenes Bild von den neotropischen Bodentypen und ihren Lebensgemeinschaften.

Dem Anfänger in exotischer Lebensführung und Arbeit haben dabei zwei Menschen entscheidend geholfen, mit denen er bis heute freundschaftlich verbunden geblieben ist: Einmal der jetzt in Hamburg emeritierte Zoologe Prof. Dr. H. W. Koepcke mit seiner Frau Maria. Im Hause der Koepckes, der sogenannten Casa Humboldt in Lima-Miraflores, hatten wir unser Standquartier zwischen den Forschungsfahrten, und Koepcke konnte uns als intimer Kenner Perus und seiner Lebensräume entscheidende Tips und Empfehlungen für unsere Exkursionen geben. Der zweite Zoologe, der uns speziell für den Andenraum raten und helfen konnte, war der spätere Direktor des Naturhistorischen Museums in Miraflores und Zoologieprofessor an der San Marco-Universität in Lima, Dr. Hernando de Macedo. Die schönsten Tage des ganzen Forschungsaufenthalts in Peru haben wir auf seiner Hacienda Checayani bei Azángaro in der Puna-Region westlich des Titicacasees verbracht (vom 23. 2. bis 9. 3. 1957). Dort haben wir in wechselnden Höhen zwischen 3500 und 4500 Meter Meereshöhe unsere Berleseproben im Punagras, auf Kartoffeläckern und unter den Riesenpuyen gesammelt und mit Macedo herrliche Ausritte unternommen, bei denen wir das originale Dorf- und Hirten-



Erste Tropenforschungsreise nach Peru 1956/57. Eingezeichnet sind die wichtigsten Untersuchungsstationen und die ersten 5 Flüge (als Beginn einer ungeahnten Folge hunderter weiterer in aller Welt).

Besuch vor der Abfahrt in Antwerpen. Brunhilde mit Wolfgang am Bug der Stuttgart.



leben der Indios und die großartige, weiträumige Berglandschaft der Puna-Region kennenlernten. So wie ich das intime Berg-, Tal- und Seen-Ensemble um Lunz am See in Niederösterreich nach wie vor für die schönste (Vor-)Alpenlandschaft halte, die ich kenne, so bleibt für mich die Puna-Region der Anden das schönste Hochgebirgs-szenarium meiner Erinnerung. Einmalig bleibt auch meine Erinnerung an die Ausritte in dieser Hochlandsteppe: Wie die Pferde Steigungen nahmen und trittsicher ihren Weg im hohen Punagrass fanden. Andererseits ihre offensichtliche artgemäße Unsicherheit im ausgesetzten Gelände, die zu Tage trat, als wir beim Ritt zum höchsten Punkt der Hacienda (der Punta Condorini) von einem unaufmerksamen Indio in einen steilen Hang geführt wurden, wo es seiner Mula (Maultier) ein Leichtes war, die nötige Spitzkehre zu machen, während mein prächtiger Apfelschimmel zitternd stehen blieb und plötzlich aus allen Poren zu schwitzen begann. Sichtlich war er zuvor dem Maultier bedenkenlos gefolgt und sah nun an der Kehre erstmals die seiner Art ungemäße Situation. Mit einem erfahrenen Reiter wäre ihm das ja wohl auch nicht passiert. So mußte das zitternde Tier mit viel gutem Zureden mühsam zurückgelotst werden.

Zweimal bin ich auch heruntergefallen: Einmal als wir eine Indiosiedlung querten und ein Knabe hinter einer Lehmziegelmauer aus einem Gewehr in die Luft schoß – es war Karnevalszeit –, worauf meine Rosinante mit allen Vieren zugleich in die Luft ging und ich unversehens neben ihr auf dem relativ weichen Lehmboden saß, und das andere Mal, als ich auf einer übersichtlich ebenen Strecke mit dem Dr. Schömann zu einem Wettgalopp ansetzte, bei dem er knapp vor mir liegend sein als Satteldecke funktionierendes Lamafell zu verlieren begann. Obwohl ich das beobachtete und ahnte, was der endgültige Fall des Fells für meinen Gaul bedeuten könnte – nämlich ein schreckhaft sein Blickfeld durchquerendes unbekanntes Objekt – kam, was kommen mußte: Das Fell fiel dicht neben dem Kopf meines zum Überholen ansetzenden Pferdes zu Boden, dieses machte einen Satz zur Seite, und ich saß wiederum blitzschnell neben dem auslösenden Objekt im Punagrass.

Bei einem anderen Ausritt konnten wir



Unsere wissenschaftliche Ausrüstung: Berlese-Apparate, Binokulare, Alkoholbehälter, schlichte Installation.

Unten: Professor Dr. H.-W. Koepcke beim Demonstrieren der Bromelienrasen, die wurzellos dem Sand der niederschlagslosen, aber nebelfeuchten peruanischen Küstenwüste aufliegen und eine sehr spezifische Kleintierfauna beherbergen.



Bei den Hochland-„Indianern“ auf Professor Hernando de Macedo's Hacienda von Checayani (bei Azangaro, Region Puno). In der Carnevalszeit spielen und tanzen sie unermüdlich vor der weiten, baumlosen Kulisse der Puna, die hier bis 5000 m hinaufgeht.



Unvergeßlich bleiben die Ausritte mit unserem Gastgeber.

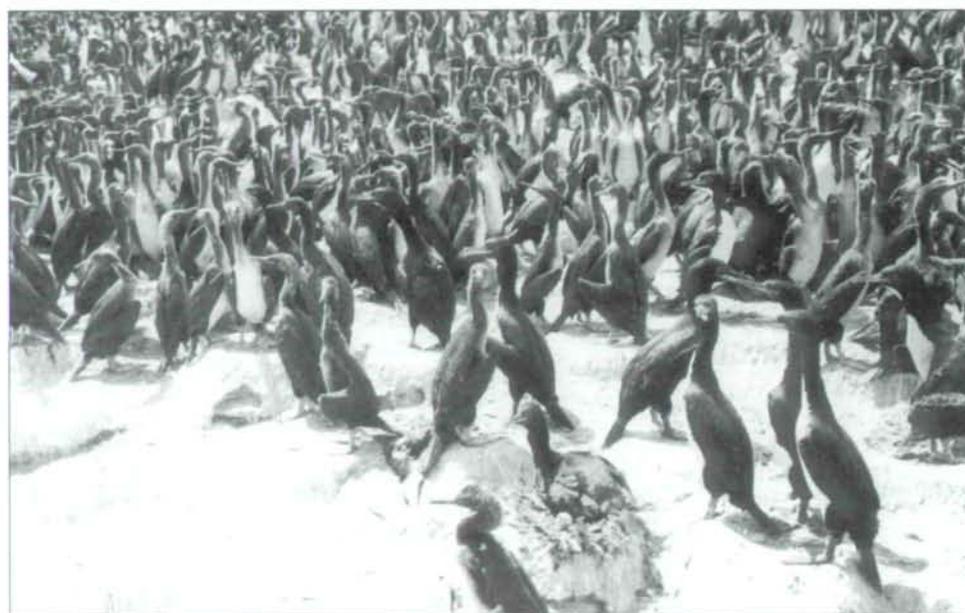


die Treibjagd auf „Venados“ (das sind kleine Andenhirsche der Gattung *Hippocamelus*) beobachten und dabei auch hinwegwuschende Viscachas sehen, die wir schon von Macedos Hacienda her kannten, wo sie halbzahn herumhoppelten. Das Eindrucksvollste aber, was uns die Puna um Checayani herum zu bieten hatte, waren die ausgedehnten Bestände von *Puya Raymondi* mit ihren großen wuschelköpfigen Blattrossetten und gewaltigen, bis 13 Meter hohen Blütenkolben (Abb. Seite 88). An diesen schwirrten die Riesenkolibris der Gattung *Oreotrochilus* und in den durch widerliche Widerhaken perfekt geschützten Blattschöpfen brüteten die kleinen zutraulichen Täubchen der Gattung *Metropelia*.

Die Riesenpuyen waren Macedos ganzer Stolz. Er hatte „seinen“ Indios eingebleut, daß sie absolut unverletzlich seien. Das war deswegen nötig, weil diese Naturkinder seit altersher den Aberglauben pflegen, Puyen zögen Blitze an, was ihnen und ihren Lamas und Alpacas gefährlich werden könne. Folglich zündeten sie bei jeder Gelegenheit die Puyen an, was wegen deren hohen Harzgehaltes nicht schwer ist und was diese Riesenbromelien zwar nicht tötet, aber ihre Potenz, Blütenkolben (mit einigen hunderttausend Blüten) zu treiben endlos verzögert. Auf einer meiner vielen einsamen Spaziergänge (die ich unternahm, weil ich mich gerade in solcher Höhe „sauwohl“ fühlte), sah ich hinter einem von Checa-



Begegnung zweier Kulturen
in Puno am Titicacasee.



Besuch einer Guano-Insel vor
Peru.
Die meisten Guanays (*Sula
variegata*) haben ihre Jungen
schon großgezogen.

yani her nicht sichtbaren Puna-Rücken Rauch aufsteigen. Da ich schon wußte, daß dort keine Indio-Hütten waren, ging ich hin und sah gerade noch zwei Indios mit ihren schönen Hüten im Hintergrund verschwinden und vor mir einen knisternd rauchenden Puyastrunk. Da hatten die abergläubischen Kerle doch das Verbot ihres Padrons gebrochen. Ich „verpetzte“ sie aber nicht. Hatte ich das ponchotragende Völkchen auf Macedos Hacienda doch schon gleich lieben und achten gelernt, wegen seines scheuen, aber höflich-freundlichen Verhaltens. Anfangs freilich hatten sie – zunächst rätselhafterweise – ein Problem mit uns. Wenn sie einen von uns (Schömann oder mich) kommen sahen,

eilten sie schon von weitem herbei und grüßten höchst ehrerbietig mit Hutabnahme und Verbeugung oder Knicks. Erst dachten wir, ihr Padron, Dr. Macedo, habe sie dazu angehalten. Als er das verneinte – es hätte ihm als liberal aufgeklärtem Großgrundbesitzer auch gar nicht angestanden – fanden wir des Rätsels Lösung durch vergleichende Beobachtung. Die Devotion der Indios lösten wir nur aus bei solchen, die uns noch nicht kannten, und nur dann, wenn wir unsere fast weißen kapuzenbewehrten Anoraks trugen. Kurz, sie hielten uns für geistliche Herren (Pfarrer oder Mönche), denen sie gewohnterweise ihre Reverenz erwiesen.

Ihr Verhalten zum „Padron“, also zum Haciendero, war noch ganz das seit Jahrhunderten aus der Inka- und Spanierzeit überlieferte. Jeden Morgen kam ein Trupp unter Führung des „Alcalden“ (Bürgermeisters) auf den Hof, um vom Padron Arbeitsanweisungen entgegenzunehmen. „Dafür“ hatten alle auf dem Gebiet seiner Hacienda ansässigen Indios das Recht, eine vereinbarte Zahl von Lamas, Alpacas und (oder) Schafen auf bestimmten Arealen zu weiden, neben oder zusammen mit den Weidetieren des Grundbesitzers. Macedo (und sein Bruder) hatten etwa zehntausend Schafe (der Rasse Rambouillet) unterwegs. Die Indios bevorzugten mehr Lamas und Alpacas. Von jenen, die (auch) Schafe hatten, beklagte Macedo einmal ironisch das merkwürdige Faktum, daß nur Schafmütter von Indios Zwillinge bekämen, nie aber die seinen. Wir gewannen aber den Eindruck, daß er die durchaus angesehene und verehrte Vaterfigur des ganzen fast noch kolonialen Betriebs war. Er empfand sich ja auch trotz seines sichtbaren europiden (iberischen) Einschlags ganz als einer der ihren. Nachdem ich ihn lang und gut genug zu kennen glaubte, habe ich ihn auch (beim folgenden Besuch 1966) zu fragen gewagt, wie er sich denn als Angehöriger zweier Rassen und zweier Kulturen fühle, und ohne nachzudenken meinte er, genau als ein solcher Erbe zweier stolzer Völker und Traditionen. Was die Spanier seinem (Inka-)

Volk angetan hätten in kulturellem Unverständnis und rassistisch-christlicher Präpotenz, das hätten sie dann in einem langen fruchtbareren Akkulturationsprozeß nicht nur wiedergutmacht, sondern zu einer neuen originellen Kultur weiterentwickelt. Als typischer Peruaner sei er nun stolz auf beide Väter (oder Mütter). Da war nicht die Rede vom modischen (Un-) Konzept des „Multikulturellen“, das doch nur in „ethnischen Säuberungen“ endet [siehe Türkei (Armenier und Griechen), Schlesien, Sudeten, Ostpreußen, Bosnien].

Wie gesagt, in Checayani habe ich nicht nur als Zoologe viel fachlich Faszinierendes gefunden, sondern auch als ein in und an der Welt reifender große menschliche Gewinne gemacht. Zum ersten Mal begegnete ich (mit schon 36 Lebensjahren) Mitmenschen anderer Art und Kultur und erlebte mein (ungewolltes) „Herrentum“ als Europäer („Weißer“). Die Gespräche mit Hernando de Macedo, dem gebildeten peruanischen Edelmann, gehören zu meinem fundamentalen Wissensbesitz in Anthropologie. Nicht weniger hat er meine faunistischen Kenntnisse für die Neotropis erweitert: Der merkwürdige Telmatobius (Frosch) aus dem Titicacasee (über den er übrigens in Kiel einst seinen Doktor „gemacht“ hat), die lustigen Erdspechte der Art *Colaptes puna*, von denen die vielen Bohrlöcher in den Lehmziegelwänden der Indiohütten stammen und deren melodische Rufe noch heute meine Träume vom Leben in der Puna begleiten, die Flugspiele der schwarzen Sichler und die schwimmenden Nester der Riesenbläbhühner (*Fulica gigantea*) im Binsengebüsch des Titicacasees und der Janakearea-Cocha haben sich mir dank Macedos unaufdringlicher Vorführungskunst unvergeßlich eingeprägt. Vieles mehr noch lernten wir von ihm beim Abendessen in seiner fast ungemütlich kalten Hacienda, wo er stets ein Glas Rotwein vom kostbaren Fäßchen aus Pisco (an der Pazifikküste drunten) zur Erwärmung seiner Gäste auszuschenken pflegte.

Tab. 5. Verteilung der 92 Collembolenarten auf die drei großen Landschaftsregionen Perus

	Gesamt-Artenzahl einer Region	davon auf diese Region beschränkte Zahl von Arten	in % der Gesamt-Artenzahl einer Region
„Tropen-Region“	64	49	77%
„Anden-Region“	37	17	46%
„Dürre-Region“	17	5	30%
Nicht an eine Region gebunden: 21 Arten (= 23% der 92 für ganz Peru festgestellten Arten)			

Erstmals haben unsere Proben aus Peru gezeigt, wie artenreich und spezifisch verteilt die Bodenfauna seiner Lebensräume ist. Hier eine pauschale Springschwanz-Statistik aus Ch. Winters Dissertation von 1963.

2. Brief zw. Iquitos und Lima, Pucallpa, 4. 12. 1956

Liebe Brunhilde!

Hier ist die Hitze noch ein wenig größer als in Iquitos. Dafür ist es etwas weniger feucht. Aber die Lehmwege der „Stadt“ (feste Straßen gibt's gar nicht) sind dauernd von rotgelben Staubwolken erfüllt. Die Damenwelt geht mit dem Taschentuch vor der Nase und meist mit Sonnenschirm, sofern sie nicht eine große Schüssel (oder Korb) auf dem Haupte einherträgt, mit Hühnern drin oder Bananen. Selbst das Trink- oder sonstige Wasser wird noch von Maultieren, die rechts und links vier große Kannen tragen, vom Ucayali her in die zwanzigtausend Einwohner zählende Stadt gebracht. Es ist eine gelbe Brühe und ungefiltert nicht zu saufen. Man trinkt halt Bier oder scheußlich chemisch schmeckende „gaseosas“ = Limonaden.

Essen tut man tagaus tagein Reis.

Wir bzw. ich haben vorgestern und gestern zwei schöne Touren gemacht. Am Sonntag war ich allein an der Yarina-Cocha, einem schön im Urwald gelegenen braungrünen See, etwa drei Stunden Wegs von Pucallpa entfernt. Zwei davon bin ich trotz mörderischer Sonne hin und her gewandert. Ich fühlte mich gerade so unternehmungslustig und mit Hilfe mehrerer gaseosas ging es prächtig. Am See befindet sich das linguistische Institut der Amerikaner, die in ganz Loreto die letzten Eingeborenenstämme studieren und christianisieren. Ich sah im See auch einige der Wasserflugzeuge, mit denen sie die Indios aufspüren und besuchen, darunter auch das gelbe Ungetüm, dem wir an der Rimachi-Lagune begegnet waren. Die Amis ziehen das ganze Unternehmen sehr großzügig auf. Am See entlang stehen dutzende kleiner Hütten, in denen sie für einige Zeit einzelne Indianer ansiedeln, um das Idiom jedes einzelnen Stammes genau studieren und aufnehmen zu können und um je einem Stammesangehörigen Spanisch beizubringen.

Die Peruaner freilich sind nicht entzückt, denn die Indianer werden zu „Evangelisten“ (=Adventisten) christianisiert, während doch sonst hier alles katholisch ist. Der Glaubens- und Bekehrungseifer der spanisch-peruanischen Kirche ist schon lange eingeschlafen. Die amerikanischen Jungfern aber arbeiten mit wildem Eifer an ihrem Heilswerk. Das „linguistische“ Institut ist also genau betrachtet ein getarntes Missionswerk. – Aus einem Bethaus erklangen die salbungsvollen langweiligen Weisen eines heiligen Gesanges. Schade um die letzten Reste ursprünglichen Menschentums.

Auf dem Hinwege begegnete ich auch einer Frau mit dem Krug auf dem langen schwarzen Haar und dem Nasenschmuck über der Oberlippe genau so, wie sie auf der beiliegenden Karte zu sehen ist. Am Abend machten wir gerade einen kleinen Bummel durch die vom Regen tief zerfurchten Wege des Dorfes, da trugen drei Amis von einer eben hier arbeitenden Filmgesellschaft eine ca. drei Meter lange, mächtig sich windende Boa daher. Das Tier hatte sich anscheinend eben gehäutet; denn die Haut hing ihm in Fetzen vom Leibe – und so war es wohl leicht zu fangen gewesen (Schlangen können dann einige Zeit kaum sehen). Es gibt hier viel Viehzeug, das man aber nur per Zufall zu sehen bekommt (Gürteltiere, Wasserschweine, Kaimane, Faultiere, Tapire, Ameisenbären etc).

Zwei kleine Gürteltiere sahen wir gestern auf einer langen anstrengenden Jeep-Fahrt. Der Leiter der hiesigen Abteilung des Ministeriums fuhr uns auf der einzigen Straße, die es hier gibt, in Richtung Tingo Maria bis km 34. Dort zweigt eine 70 km lange, erst zwei Monate alte Urwaldstraße ab, die von riesigen amerikanischen Bulldozern einfach in den Wald gebrochen und gegraben worden ist. Sie führt durch und in noch völlig unberührtes Gelände, rücksichtslos bergauf bergab; denn hier wird die Welt schon langsam buckelig. Die Anden künden sich an.

Die Anlage der Straße ist amerikanischem Kapital zu verdanken. Das für Landwirtschaft geeignete Gebiet rechts und links von ihr soll an Siedler verkauft werden. Der Gedanke ist nicht falsch: Erst muß die Straße her, um An- und Abtransport zu garantieren, dann erst kann man Bauern in den Urwald schicken. Sonst verkommen sie dort völlig, wie es früher auch mit deutschen Ansiedlern nicht selten der Fall war. Wir nahmen in schönem Urwald mit gutem Boden (aber auch wenig Humus) eine Probe und fuhren dann auf der „Hauptstraße“ bis km 115 weiter. Von Staub, Hitze und Gerüttel wurde man ganz „fertig“. Aber viel Flüssigkeit und ein ordentliches Essen im Wirtshaus von San Alejandro (mit music-box!) machten uns wieder „stark“. Die Fahrt war im letzten Teil sehr interessant. Die Straße ist kühn in die bis 60% steilen Laterithänge einer wild zertalten Hügellandschaft gegraben.

Festes Gestein gibt's aber noch nicht, das kommt erst kurz vor Tingo María, das ja schon über 600 m hoch liegt. Seit sechs Wochen haben wir keinen Stein mehr gesehen. Aber das wird nun bald anders werden. – Die Straße ist ein unglaubliches Aktivierungselement in diesen Ländern. Hinter Pucallpa dehnen sich rechts und links von ihr große Viehweiden, wo (auch wieder mit amerikanischem Kapital finanziert) zehntausend Stück Vieh grasen (meist Zebus). Da die Fläche keine Rolle spielt, setzt man auf die Viehzucht hier große Hoffnungen. Mir schien das Gras bei weitem nicht so gut wie bei uns zu sein. Der Milchertrag pro Kuh ist auch entsprechend kläglich (drei bis vier Liter oft nur täglich, oft auch gar nichts). Aber Fleisch gibt's immerhin. – Die Rückfahrt dauerte bis in die Nacht und war ein abenteuerliches Gerase auf der zerfurchten Lehm- und Staubbpiste. Aber Señor Morales chauffierte wirklich meisterhaft. Man mußte sich in dem offenen Gefährt nur gut festhalten und durfte nicht einschlafen. Der Abend war eine wahre Wasserorgie (erst in der Dusche, dann im Wirtshaus) und die Nacht eine erfrischende Erholung –

so schön kühl strich die Luft vom Fenster zu unseren Häupten über meinen halbnackten Astralleib hinweg. Schömann, der immer etwas verfrorener ist, kroch sogar unter eine richtige Decke. –

Im Gran Hotel Mercedes, das man bei uns bestenfalls als billige Absteige bezeichnen würde, haust die Filmgesellschaft „Movius“ neben uns. Was sie drehen, wissen wir nicht. Auf jeden Fall sind sie nicht gerade sehr leise. Durch die dünnen Bretterwände hört (und sieht) man aber auch alles (was aber hierzulande kein „Unglück“ ist, denn Frauen in Hotels gibt's praktisch nicht). Jetzt – es ist Dienstag morgen – warten wir auf ein Boot, das uns zu einer anderen kleinen Cocha bringen soll, wo wir Proben nehmen wollen. Aber ich glaube, es wird nichts draus, denn es zieht ein gar finsternes Gewitter auf – und eben entlädt sich's.

Ich bin aus dem Gasthaus neben dem Hotel, wo ich bei einem Becher Limonade bisher geschrieben habe, geflohen, da der Platzregen zu allen Türen herein stäubte. Im „Hotel“ gibt's nämlich weder was zu essen noch zu trinken, noch eine Gelegenheit zum Schreiben. Wir hoffen, daß das Unwetter, das die Straßen zu ockergelben Sturzbächen werden läßt, sich bald verzieht. – Zwanzig Uhr: um zwei Uhr sind wir doch noch zur Shanajao-Cocha weggefahren, mit einem sehr schnellen Motorboot erst eine Stunde Ucayali-aufwärts, dann durch einen wild verwachsenen schmalen Graben in die dunkle Cocha hinein, die von prächtigem Urwald umstanden ist. Sie ist wohl ein altes Stück Ucayali mit besonders reichem Fischbestand. Sie sprangen zu hunderten aus dem Wasser (wohl wegen des Motorengeräusches) und wurden von den Möwen im Sturzflug gleich weggefangen. Mehrere Delphine wälzten ihre braunen Rücken aufspritzend heraus; das mangroven-artige Ufergebüsch umschwirrten Dutzende von prächtigen blitzblauen Eisvögeln mit grellem Geschrei. Das Aufregendste aber, was wir zu Gesicht bekamen, waren einige kleine Kaimane, die von der schrägen Schlammböschung blitzschnell ins Wasser schossen. – An der Cocha wohnen die Chamas, ein bereits sehr zahmer Stamm, der den oben erwähnten Nasenschmuck trägt. Die Frau, die ich vorgestern gesehen habe, stammte also aus der unmittelbaren Umgebung von Pucallpa. Die Chamas sind noch weit verbreitet. Einen Mann und eine Frau sahen wir in einer Bucht fischen. – Die Heimfahrt in der raschen Dämmerung war recht kühl und ich war froh, meine Windjacke mitgenommen zu haben. Am Himmel standen immer noch finstere Wolken. Mit Mühe krochen wir im Dunkeln die seifenglatte steile Uferböschung zur Stadt hinauf. –

Mittwoch, 5. 12.; acht Uhr. Ich sitze wieder im Restaurant nebenan und warte auf Señor Morales, der uns heute mit dem Boot Ucayali-abwärts bringen will. Es ist trüb und regnerisch. Die Staubstraßen haben sich in zähen Lehmkleister verwandelt, der an den Schuhen pfundschwer hängenbleibt. Morgen fahren wir mit einem Omnibus die 290 km nach Tingo María weiter. Dort stellen wir dann nochmals unsere Trichter auf.

Der gestrige Platzregen hat die Rinnen auf den an- und absteigenden Straßen noch tiefer ausgewaschen. An vielen Stellen können die Autos (meist nur Jeeps und Lastwagen) nur im Schritt fahren.

„Unsere“ Filmgesellschaft hat sogar zwei VW-Busse mit, die sich anscheinend gut bewähren.

Ich bin ja sehr gespannt auf den Weg über die Cordillere.

...

Blickwendung zum Amazonas

Die erste Tropenreise nach Peru hat auch das Signal für meine späteren Besuche am Amazonas gegeben, bei denen ich mich spontan von den Bodentieren weg und den Fischen zuwenden sollte. Ein längerer Aufenthalt in Iquitos und vor allem die Fahrt mit dem Fischerei-Boot „Orellana“ vom 31. 10. bis 15. 11. 1956 zum Mittleren Pastaza und zum Samiria öffneten meinen Blick in eine völlig neue Welt zwischen Wasser und Wald, in der der Mensch nur bescheidener Nischenbewohner war und ist. An der Laguna Rimachi erlebte ich erstmals, wie man Piranhas (spanisch Pirayas) mit der Angel fängt und wie gut sie aus der Pfanne schmecken. Der Angelhaken muß für sie um zwanzig Zentimeter mit Draht verlängert werden, weil sie sonst die Schnur durchbeißen würden. Selbst im Boot noch muß man die Füße einziehen, weil sie da minutenlang wild um sich beißen. Und dabei vernahm ich auch erstmals den Brummelaut, den sie mit ihren Trommelmuskeln auf der Schwimmblase erzeugen – ein bioakustisches Phänomen, das mich Jahre später noch viel (bei verwandten und anderen Amazonasfischen) beschäftigen sollte. Das gleiche galt für eine weitere ichthyologische Pionierarbeit, die ich aufgrund einer mitgeführten Wunschliste zusammen mit Dr. Schömann auszuführen hatte. Demnach sollten wir für Frau Dr. Dorn in Mainz das Gehirn eines *Arapaima gigas* präparieren, für ihre vergleichend anatomischen Studien an den vier Gattungen der Knochenzüngler (Osteoglossiden), von welcher urtümlichen Fischfamilie bekanntlich drei Arten im Amazonasgebiet leben. Nie habe ich an einer schweißtreibenderen Sektion mitgewirkt als an dieser. Der harte Schädel des zweieinhalb Meter langen Fisches ließ sich nur mit Machete und Säge öffnen, und die vorsichtige Freilegung des daumen großen Gehirns dauerte gute zwei Stunden bei 29°C im Schatten und 95% Luftfeuchtigkeit, umlauert von hungrigen Urubus und umlagert von der bunten Kinderschar des weißen Stationschefs.

Zu jenen Kindern und ihrem Vater sei noch etwas beigelegt, was einen Blick hinter die Stirn der „Iberoamerikaner“ auf tut: Der achtköpfige Nachwuchs variierte von

einem nahezu rein weißen (europiden) Typ bis hin zu anscheinend rein indianischen Erscheinungsformen. Beim gemeinsamen Abendtisch aber fiel mir auf, daß der Vater nur den europiden blonden Knaben neben sich sitzen hatte und ihn in jeder Hinsicht bevorzugte und verwöhnte. Somit erlaubte ich mir die Frage nach den Familienverhältnissen. Da erläuterte der Padron zunächst seine einsam verantwortungsvolle Position in diesem gottverlassenen Winkel der Erde in Anbetracht des prekär minimalen Anteils seiner Rasse, der ihn dazu zwingt, jedes hellere Populationselement zu fördern. Alle acht wären zwar seine Kinder, aber nur das eine an seiner Seite zeige die erwünschten „guten“ Eigenschaften. Meine weitere Frage nach den Müttern ließ dann allerdings seinen „Rassismus“ weniger rational erscheinen, denn er erklärte fröhlich, daß er hier natürlich nur eine Indianerin zur Frau habe. Somit waren alle seine Kinder „Mestizen“ und je nach Erbgang phänotypisch verschieden „herausgemendelt“. Später habe ich noch oft – speziell in Brasilien – erfahren, daß hinter scheinbarer rassistischer Indolenz unartikulierte, aber hoch-effiziente Hautfarbendiskriminierung stattfindet, weswegen ich bis heute meine, daß es grundsätzlich wesensgemäßer und besser sei, die bunten Menschenformen auseinanderzuhalten als zusammenzuzwingen.

Als ich am 18. 04. 1957 in Guayaquil den deutschen Bananendampfer Quadriga zur Heimfahrt nach Hamburg bestieg, hatte ich also nicht nur meine erste große Forschungsreise hinter mir, sondern auch einen Sack voller Einblicke, Erkenntnisse und Fragen im Gepäck, die erwarten ließen, daß mich die exotische Welt sicher noch öfter unterwegs sehen werde. Der „Kalte Krieg“ hatte zwar soeben einen bedenklichen Gefrierpunkt erreicht – anlässlich der Ungarnkrise – aber der allgemeine atom-bombengestützte Optimismus hatte kaum gelitten, so daß – ganz im Gegensatz zu 1945 – Zukunftsplanung mehr als Wunschdenken war. Allerdings sollte es fast vier Jahre dauern, bis ich die nächste Tropenfahrt antreten konnte. Daran aber war nicht Mangel an Phantasie, Mut und Anerkennung schuld, sondern eher das Gegenteil davon, nämlich meine rasche Berufung und Ortsverlagerung nach Braunschweig.

Dieses Schreiben wurde insgesamt von 68 Mitarbeitern und Studenten unterschrieben.

Schon nach Lima hatte ich Post von dort bekommen mit einer Einladung zu einem Vorstellungsvortrag an der Oker. Ich saß also acht Tage nach meiner Ankunft am Mainzer Südbahnhof schon wieder im Zug nach Braunschweig, um dort am 17. Mai 1957 zu reden (über unsere Verhaltensstudien an Bodentieren); und schon am ersten und zweiten November 1957 führte ich die

Berufungsverhandlungen in Braunschweig und Hannover mit dem Erfolg, daß ich bereits am 17.04.1958 mit der ganzen Familie im Fahrgastraum unseres Möbelwagens erstmals die später noch oft frequentierte Autobahn Frankfurt – Göttingen befuhr, um nun an der Oker mit dem neuen Laufbahnabschnitt ein neues verschönertes Familienleben zu starten.

Mainz, den 16.1.1956

Herrn Privatdozent
Dr. F. Schaller
Mainz - Universität
Zoologisches Institut

Sehr geehrter Herr Dr. Schaller !

Mit Bestürzung haben wir vernommen, daß Sie beabsichtigen, die Universität Mainz zu verlassen.

Wir verstehen es durchaus, wenn Sie jede Möglichkeit des beruflichen und wissenschaftlichen Vorwärtkommens nutzen, und beglückwünschen Sie deshalb zu dieser Chance.

Dennoch hoffen wir, daß Sie bei Ihren Erwägungen die unter gegenseitigem Vertrauen im Zoologischen Institut gemeinsam geleistete Arbeit nicht vergessen mögen und Ihre Entscheidung so treffen werden, daß sie dem Wohl der Gesamtheit dient.

F. J. Lippert
J. Vogel

H. Angermann
E. Gotthold
Jan Frieskammer

E. Don

Walter Rüter

Walter Dietz

H. Selzer

F. Pausley

Theo Funderbach

W. Fuchs

R. Dreier

Hans Klingel

Helmut Mayer

D. Büchmann

Andr. Steffen

Walter Klüver

F. Pfennig

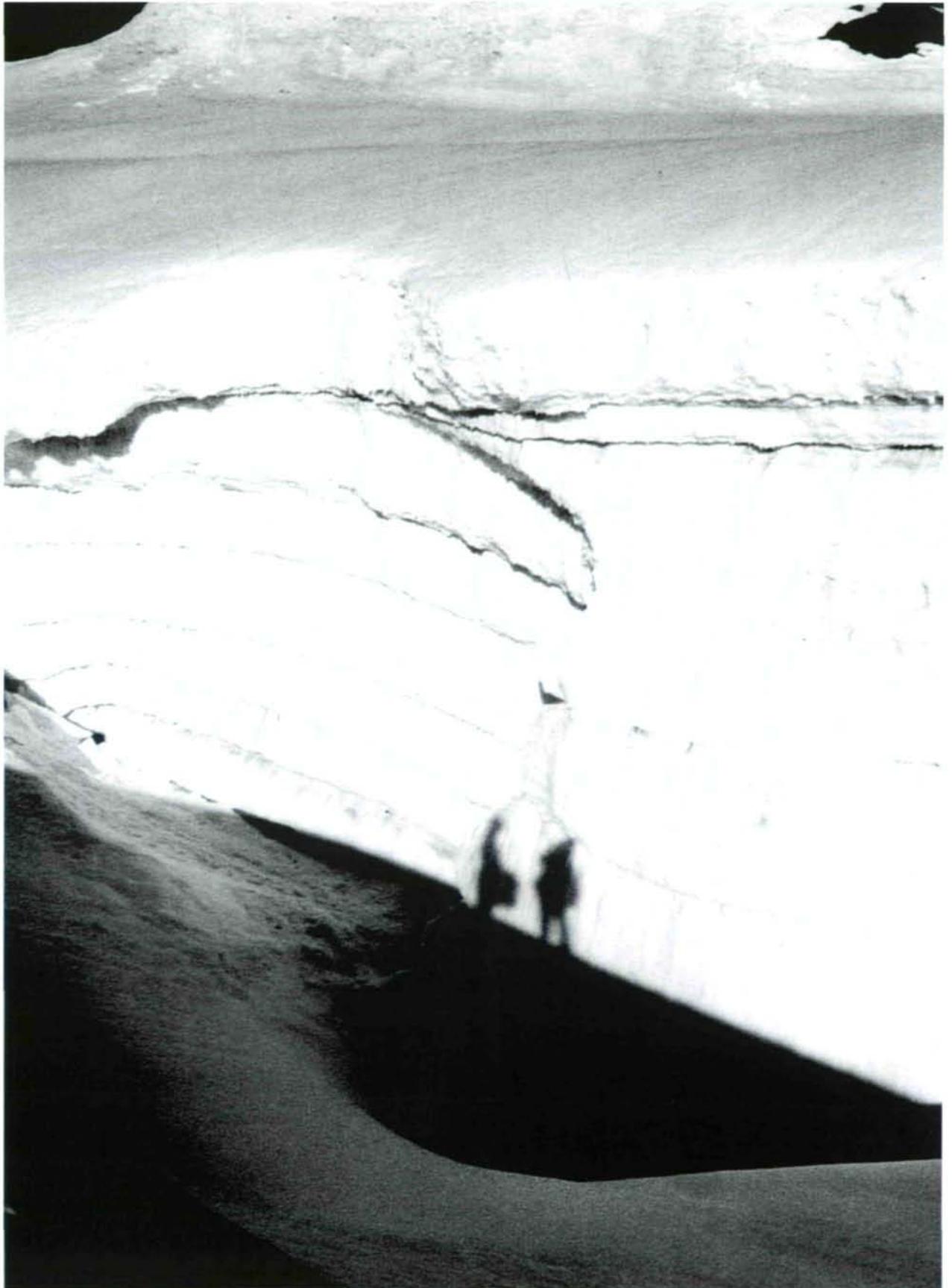
R. Wilschke

Friedr. Winkler

Carl Kramer

Erst zu neuen Aufgaben nach Braunschweig und Gletscherflohstudien

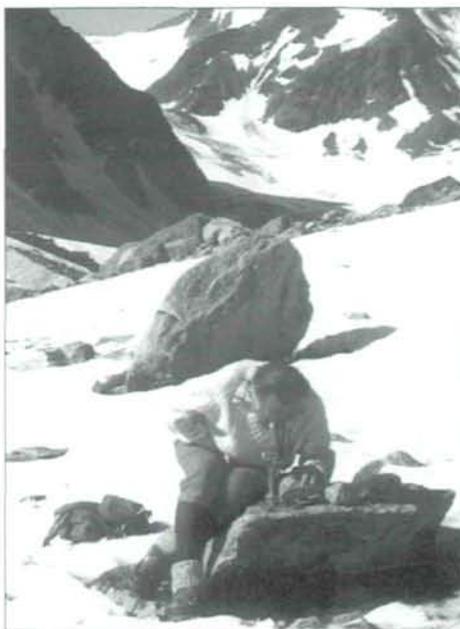
Nach der Aufbauperiode in Mainz erwartete den Erstberufenen wiederum ein Berg von Aufgaben, deren Lösung neue Qualitäten von ihm forderte. Verglichen mit dem zoologischen Institut in Mainz war das an der Technischen Hochschule in Braunschweig winzig und arm. Andererseits war mit dem Ruf hierher die Verpflichtung verbunden, das große und reiche Staatliche Naturhistorische Museum „mitzuregieren“, das auch eine beachtliche Schausammlung umfaßte. Ich war also Zoologieprofessor und Museumsdirektor in einem mit zwei Dienststellen und Zuständigkeiten (Rektor und Regierungspräsident). Noch heute wundere ich mich darüber, wie rasch und reibungslos ich beide Pflichten aufgenommen und Aufgaben angepackt habe. Meine Fähigkeit, mit Menschen der verschiedensten Art komplexfrei umzugehen, entwickelte sich schnell. Daß ich auf Studenten und akademischen Nachwuchs motivierend zu wirken vermochte, wußte ich ja schon von Mainz her. So blieb es nicht aus, daß ich bald auch in Braunschweig eine zunehmende Zahl interessierter und begabter Jungzoologen um mich hatte. Wesentlich dazu beigetragen hat mein wachsendes Ansehen in Bad Godesberg bei der DFG (der Deutschen Forschungsgemeinschaft), ohne deren kräftige finanzielle Unterstützung das Braunschweiger Institut nicht zu beleben gewesen wäre. So konnten bald neben dem Hochschulassistenten Dietrich Teschner mehrere meiner ehemaligen Schüler als „Postdocs“ (ein damals noch nicht gebräuchlicher neudeutscher Begriff) bei mir arbeiten und ihre wissenschaftlichen Laufbahnen begründen:



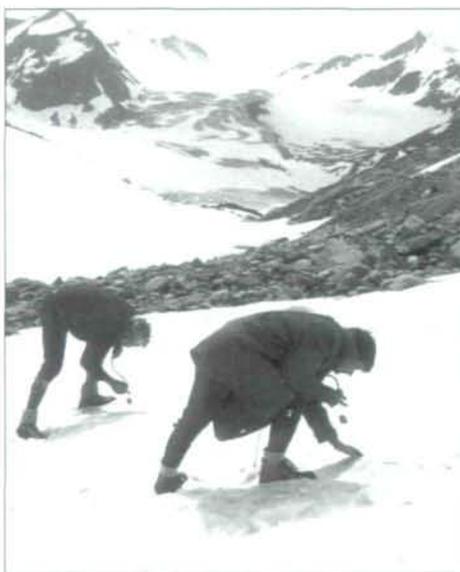
Dieses Bild einer Riesenspalte im Mittelbergferner zeigt schön die „Jahreslagen“ des langsam vereisenden Firns. Die Gletscherflöhe bewohnen nur den obersten Stock.

aus den mitgenommenen Eiern zu bringen war. Zwei Jahre später kam ich auf dem „Umweg“ über Piz Kesch, Piz Palü, Piz Bernina und Punta San Matteo wieder zur Braunschweiger Hütte hinauf mit einem neugiergetriebenen jungen Mann, der Gletscherflöhe sammeln wollte, um ihre Atmungsphysiologie zu studieren. In seiner Braunschweiger Dissertation hat Dr. Dietmar Zinkler dann 1966 gezeigt, daß es diesen Ewigschneetieren tatsächlich auch atemtechnisch um Null Grad Celsius herum am besten geht. Bei über 10°C gerät ihr hochoctouriger Stoffwechsel bedenklich in Probleme.

Zweiundzwanzig Jahre später bin ich nochmals zum Mittelbergferner im Pitztal gekommen, diesmal aus Wien mit einem jungen Mann, der bis dato noch keinen Gletscher gesehen hatte, aber bald der beste Kenner und Züchter von Gletscherflöhen werden sollte. Er hatte sich nach einer Vorlesung von mir, in der ich unser klägliches Wissen über *Isotoma saltans* bedauert hatte, bei mir gemeldet mit dem Begehren, genau dieses Tier zum Thema seiner Doktor-Arbeit machen zu wollen. Als ich ihn fragte, welche Berge er denn schon bestiegen habe, kam heraus, daß er als Sohn des Burgenlandes außer dem Schneeberg (an schönen Tagen) keinen kenne und somit auch noch keinen Gletscher betreten habe. Studierende mit eigenen Forschungswünschen habe ich nie abgewiesen, folglich auch ihn nicht, und so kam es, daß ich im Juli 1982 mit ihm (und meinem Sohn Wolfgang) wieder einmal zur Braunschweiger Hütte hinaufsteigen „mußte“, um diesem hoffnungsvollen Nachwuchs alpine, alpinistische und gletscherzoologische Grundkenntnisse zu vermitteln. Herr Dr. Hubert Kopeszki ist heute ein erfolgreicher Schulbiologe und „nebenbei“ ein weiterhin aktiver Bodentier- (Collembolen-) Forscher. Er gilt seit seiner Dissertation als der Aufklärer des kuriosen Lebenszyklus unserer Gletscherflöhe, und er ist auch der erste, dem es gelungen ist, antarktische Verwandte von *Isotoma saltans*, die ich 1989 von einer Fahrt mit dem deutschen Forschungsschiff Polarstern lebend mitbringen konnte, in mehreren Generationen zu züchten. Die Lebensgeschichte von *Cryptopygus antarcticus* ist somit auch an der Donau aufgeklärt worden



Der Autor am Binokular.



Gletscherflohstudien in der 2. und 3. Generation am Pitztaler Ferner, 13. bis 18. 7. 1982.

Mit Dr. Dietmar Zinkler (der die Atmung der Gletscherflöhe studiert hat) und Dr. Hubert Kopeszki (vorne) der die Lebensgeschichte dieser Springschwänze endgültig klären konnte.

(siehe Seite 176).

Damit bin ich zwar wieder einmal dem Gang meiner Aktivitäten vorausgeeilt, aber gerade solche Vorausflüge zeigen doch, wie fruchtbar und folgenreich vieles sein kann, was man naiv und neugierig unbeschwert in Angriff nimmt. In der Naturforschung der komplexeren Art, wie sie immer mein Spielfeld gewesen ist, kommt es dabei ent-

Der Gletscherfloh (*Isotoma saltans*), ein weiterer Springschwanz (Collembola), mit dem ich mich und weitere Schüler von 1961 an intimer befaßt habe (natürliche Länge 1,5 mm).



scheidend darauf an, gleichgestimmten Nachwuchs zu finden und den so frei wie möglich laufen zu lassen. Die Entdeckerfreude ist der Hauptmotor aller Naturforschung. Das Einmalige, Originelle steckt ja im Artkonzept der Organismen, das man gern auch ihre „Nische“ nennt, deren jeweilige Ausleuchtung und „Aufklärung“ mit zum Befriedigendsten gehört, was einem ein biologisch bewußtes Leben bieten kann. Sagen zu können: „Ich war der erste, der dieses – auch noch so bescheidene – Lebensgeheimnis enträtselt hat“, ist ein bleibender Genuß, auch ohne „publicity“. So betrachtet hat mancher meiner Mainzer, Braunschweiger und Wiener Schüler die Genugtuung, mit seinen Befunden in der zoologischen Literatur „verewigt“ zu bleiben, weil es sich um (meist kleine, aber) artspezifische Entdeckungen handelt. Ich pflegte das immer so zu artikulieren: Wenn es Euch gelingt, mit einem Satz oder Bild in den „Kaestner“ zu kommen, seid Ihr als Doctorati wesentlich erfolgreicher als tausende andere. Tatsächlich stehen einige von ihnen drin.



Beim Gletscherflohfang auf dem Mittelbergferner nahe der Braunschweiger Hütte im Pitztal, Dr. Hans Klingel bei der Arbeit am Binokular und beim Aufsaugen der Tiere (unten).

Nach bald 20-jähriger gemeinsamer Forscher-Tätigkeit war es Zeit für so eine zusammenfassende Darstellung unserer Entdeckungen. Die folgenden Seiten zeigen den ungekürzten Bericht in der Naturwissenschaftlichen Rundschau, 1964.

NATURWISSENSCHAFTLICHE RUNDSCHAU

Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft m. b. H., Stuttgart N, Birkenwaldstraße 44, Postfach 40

Sonderdruck aus Band 17, Heft 10, Oktober 1964, Seite 384 bis 391

Das Paarungsverhalten der Bodentiere

Bodenbewohnende Arthropoden (= Gliederfüßer) in ökologischer und stammesgeschichtlicher Sicht

Von Prof. Dr. FRIEDRICH SCHALLER, Braunschweig

Das Leben der Bodentiere ist ein Dasein im Engen, Dunkeln, Kühlen und Feuchten. Deswegen sind viele von ihnen klein, blind, pigmentarm und empfindlich gegen Licht, Wärme und Trockenheit. Ihrem Lebensformtyp nach sind sie teils wurm- oder asselartig, teils kugelig-gedrungen gebaut. Ihr Verhalten ist durch ein Vorherrschen der chemischen und taktilen Sinne gekennzeichnet. Systematisch gehören sie zu sehr verschiedenen Gruppen. Wir kennen bodenbewohnende Formen unter den Protozoen, niederen und höheren Würmern, unter allen Arthropodengruppen, bei den Bärtierchen, Onychophoren und Schnecken; unter den Wirbeltieren gibt es nur wenige bodenbewohnende Arten bei den Amphibien, Reptilien und Säugern.

Das Hauptkontingent der Bodentiere stellen die Gliederfüßer, und unter ihnen speziell die Tausendfüßer, Urinsekten und Insektenlarven sowie die Spinnentiere.

Mit Ausnahme der Krebse sind die Arthropoden typische Lufttiere. Sie atmen durch Luftröhren (Tracheen) oder Fächerlungen und haben eine verdunstungsmindernde Haut (aus Chitin). Aber gerade bezüglich dieser stammesgeschichtlich „progressiven“ Anpassungsmerkmale erscheinen viele bodenbewohnende Arthropoden weniger fortschrittlich als ihre oberirdisch lebenden Verwandten. Das gilt vor allem für die Lebensformen der tieferen Bodenschichten, die wir die „euedaphischen“ nennen. So zum Beispiel haben die Collembolen (Springschwänze) und Oribatiden (Hornmilben) unter ihnen keine eigenen Atmungsorgane, und die euedaphischen Collembolen, Dipluren (doppelschwänzige Urinsekten) und Symphyten (eine Gruppe besonders kleiner Tausendfüßer) haben eine so dünne Chitin-Cuticula, daß sie in Zimmerluft oft schon nach 10–20 min vertrocknet sind.

Das Kleintierleben im Boden ist also ein Höhlendasein, ein Leben im Feuchten; es hat etwas Amphibi-

sches an sich. Diese Feststellung ergibt sich nicht nur aus dem öko-physiologischen und morphologischen Aspekt, sondern läßt sich auch aus gewissen typischen Verhaltenseigentümlichkeiten begründen. Solche „amphibischen“ Eigentümlichkeiten finden sich insbesondere im Funktionskreis des Fortpflanzungsverhaltens. Um dies zu verdeutlichen, sei ein kurzer Exkurs ins Reich der *Amphibien* gestattet:

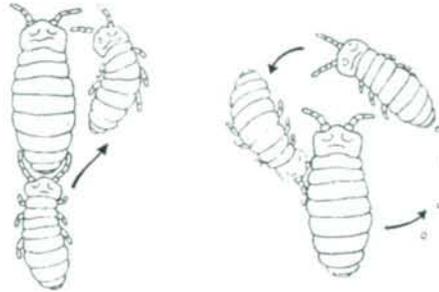
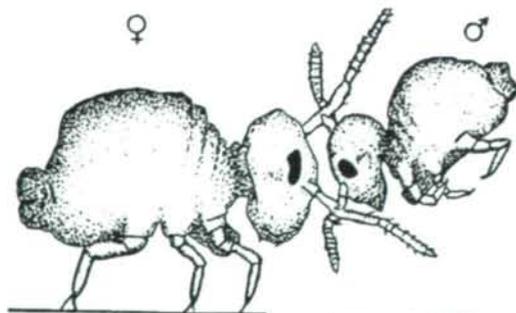


Abb. 2.

a. Paarungsverhalten des Springschwanzes *Podura aquatica*. —

b. Spermatophore; natürliche Länge des Stiels ca. 60 μ .

Abb. 3. Pärchen des Kugelspringers *Sminthurides aquaticus*.



Unter ihnen gibt es viele Arten mit außerer Besamung der Eier, bei denen das Männchen also seinen Samen erst über die vom Weibchen bereits ausgestoßenen Eier ergießt (bekanntes Beispiel: viele Frösche). Daneben gibt es auch einige „fortschrittliche“ Arten mit Kopulationsorganen und mit „inne-

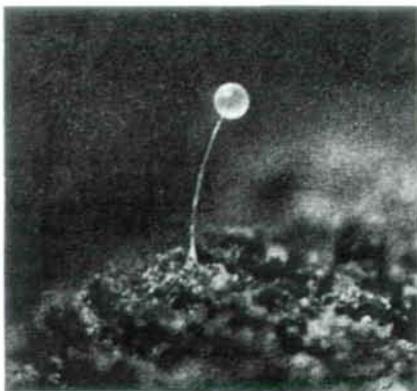


Abb. 1. Spermatophore eines Springschwanzes; natürliche Länge des Stiels ca. 0,4 mm.

Prof. Dr. FR. SCHALLER (geb. 30. August 1920) ist Direktor des Zoologischen Instituts der Technischen Hochschule und des Staatl. Naturhistorischen Museums in Braunschweig. Zur Zeit ist er Vorsitzender des Verbandes Deutscher Biologen.

er" Besamung und Befruchtung der Eier (Beispiel: *Ascaphus truei*, der bachbewohnende „Tailed Frog“, der im NW der USA lebt).

Für unsere vergleichende Betrachtung sind schließlich jene Molche besonders bemerkenswert, die eine indirekte Art der Samenübertragung entwickelt haben. Ihre Männchen setzen becherförmige Spermatothoren (= Samenträger, Samenpakete, Samenbehälter) ab und überlassen ihren Weibchen deren aktive Aufnahme (Beispiel: Einheimische Molche, *Triturus*).

Sie praktizieren somit zwar die Methode der inneren Besamung; während des komplizierten Paarungsvorgangs bleiben die Samenzellen aber einige Zeit außerhalb der schützenden Genitalwege beider Partner im Freien. Dieses Verhalten scheint nur in einem feuchten Milieu möglich, weil die Samenzellen allgemein nicht trockenresistent sind.

Die meisten Molche suchen zur Paarungszeit das Wasser auf. Für die feuchtigkeitsbedürftigen Bodentiere gilt das aber nicht. Sie sind zwar alle positiv hygrotaktisch, meiden aber durchaus das Wasser selber. Normalerweise ist jedoch die Luft dort so wasserdampfreich, daß Flüssigkeitstropfen nur sehr langsam verdunsten. Dies ist offenbar der ökologische Grund dafür, warum sich bei nicht wenigen bodenbewohnenden Arthropoden von verschiedenster systematischer Zugehörigkeit Paarungs- und Samenübertragungsmethoden erhalten haben, die „eigentlich“ nur im Wasser funktionell möglich erscheinen.

Gekennzeichnet sind diese Methoden durch folgende Fakten:

1. Die Männchen setzen Samentropfen oder Samenpakete auf Stielen oder Gespinsten oder auch direkt auf den Boden ab
2. Die Weibchen nehmen die Tropfen oder Pakete später aktiv von dort auf
3. Der Kontakt zwischen den Geschlechtspartnern kann dabei fehlen oder beschränkt sich auf olfaktorische und taktil-haptische (selten auch optische) Verständigungs-, Orientierungs- und Lenkungsmethoden.

Solche Fälle „Indirekter Spermatothorenübertragung“ kommen bei folgenden Arthropodengruppen vor:

1. **Urinsekten:** Collembolen (Springschwänze)
Dipluren (Doppelschwänze)
Thysanuren (Borstenschwänze)
2. **Tausendfüßer:** Pselaphognathen (Pinselfüßer)
Symphylen (besonders kleine, blinde, pigmentlose Erdbewohner)
Chilopoden (räuberische Hundertfüßer)
3. **Spinnentiere:** Skorpione
Pedipalpen (Geißelskorpione und Geißelspinnen)
Pseudoskorpione
Einige Milbengruppen: Oribatiden (Horn- oder Moosmilben), Trombiculiden, Arrenuriden (Wassermilben).

Bei den meisten *Collembolen* setzen die Männchen einfachste gestielte Samentröpfchen ab, ohne daß

Weibchen anwesend sein müssen. Sie „pflastern“ sozusagen den Boden mit ihren Spermatothoren und überlassen deren Aufnahme ganz den Weibchen. Diese nehmen die Samentropfen mit den Antennen wahr und streifen sie in charakteristischer Haltung mit ihrer Geschlechtsöffnung ab. Die Männchen fres-

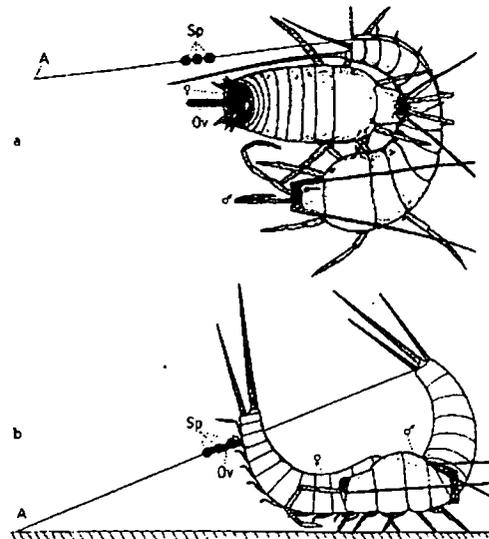


Abb. 4. Endstellung bei der Paarung von *Machilis* (Felsenspringer). — a. Von oben. — b. Von der Seite gesehen. A: Anheftungspunkt des vom Männchen gesponnenen und gehaltenen Fadens. Sp: Samentropfen. Ov: Weibliche Geschlechtsanhänge.

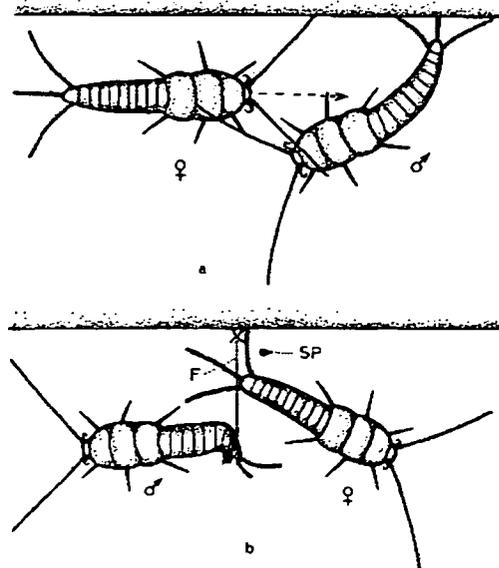


Abb. 5. Endphase der Paarung des Silberfischchens (*Lepisma*). — a. Das Männchen spinnet vor dem heranlanfenden Weibchen den Haltefaden. — b. Das Weibchen stoppt nach Berühren des Fadens (F) und sucht die Spermatothore (Sp).



podea. Bei ihnen ist allerdings der Übertragungsmodus noch unbekannt.

Unter den *Collembolen* gibt es aber bereits weiter spezialisierte Fälle. Das ist einmal die Gattung *Dicyrtomina* aus der Gruppe der wegen ihres runden Körpers so genannten *Kugelspringer*. Bei *Dicyrtomina minuta*, einer Waldstreu bewohnenden Art, sucht sich jedes Männchen erst ein Weibchen, bevor es seine Spermatophoren absetzt. Die Suche geschieht hier ausnahmsweise optisch: Die Männchen laufen jedem bewegten stechnadelkopfgroßen Sehding nach und prüfen es mit den Antennen. Ist es ein „Nebenbuhler“, wird er weggerempelt; ist es ein legebereites Weibchen, so bleibt er bei ihr und setzt seine Spermatophoren als lockeren Palisadenzaun um sie herum ab, so daß sie um so sicherer auf eine stoßen muß. Sie kümmert sich freilich nicht im geringsten um ihn. Man könnte dieses eigenartige Verhältnis als eine Art halber Paarbildung bezeichnen.

Ähnlich verhält sich ein Springschwanz, der vom Leben im Boden zum Leben auf der Oberfläche kleinerer stehender Gewässer übergegangen ist, *Podura aquatica*. Auch bei dieser Art sucht jedes Männchen eine Partnerin auf, betastet und stößt sie in charakteristischer Weise, bis sie stillhält; dann setzt er im Halbkreis neben sie einige Spermatophoren ab und drängt und schiebt sie schließlich zu ihnen hin.

Noch aktiver benehmen sich die Männchen der ebenfalls auf der Wasseroberfläche lebenden Kugelspringerart *Sminthurides aquaticus*. Sie haben Klammerantennen, mit denen sie sich an den Antennen

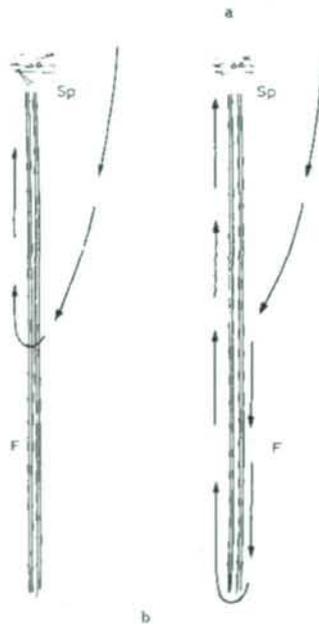


Abb. 6. a. Der Pinselfüßer *Polyxenus lagurus*. — b. Schematische Darstellung der Signal- und Steuerwirkung der Fadenstraßen (F) bei *Polyxenus*.
Sp: Samentröpfchen.

sen überalterte Samentröpfchen und ersetzen sie regelmäßig durch neue. Im feuchten Bodenmilieu bleiben die Spermien bei Zimmertemperatur offenbar rund acht Stunden lang frisch und funktionsfähig.

Ähnliche freistehende Samentropfen auf Stielen erzeugen die Männchen der *Diplurengattung* Cam-

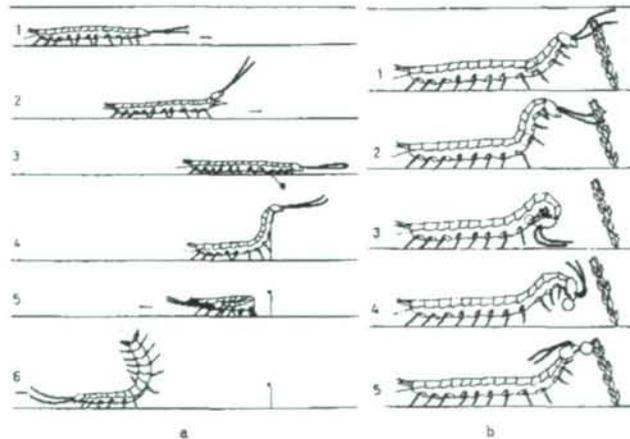


Abb. 7. a. Männchen von *Scutigerebella* beim Absetzen einer Spermatophore. — b. Weibchen von *Scutigerebella* bei der Eiablage.

ihrer meist viel größeren Weibchen Kopf gegen Kopf festklemmen. So lassen sie sich oft tagelang von ihren Partnerinnen herumtragen. Von Zeit zu Zeit aber werden sie herabgelassen, übernehmen das Kommando und führen nun eigenartige Tänze mit ihren Weibchen auf, bis sie schließlich eine Spermatophore absetzen und die Partnerin — oft sichtlich mühsam — zu ihr hinziehen.

Die auch morphologisch höher differenzierten *Thysanuren* unter den Urinsekten bilden stets Paare. Nach komplizierten und abwechslungsreichen, aber

stets rituell festgelegten Tast- und Bewegungsspielen, heftet das *Felsenspringer*-Männchen (*Machilis* u. a.) mit seiner Geschlechtsöffnung einen Faden am Boden fest, zieht ihn frei aus, wobei es einige Samentropfen darauf ausdrückt, und drängt dann die inzwischen wartende Partnerin so gegen den weiterhin schräg emporgehaltenen Faden, daß sie die Samentropfen auf demselben mit ihren Geschlechtsanhängen leicht ertasten und abnehmen kann. Die verwandten *Silberfischchen* (*Lepisma* u. a.) brauchen zum Gelingen der Samenübertragung eine zum Boden mehr oder minder senkrecht stehende Fläche. Sie zeigen ein ähnlich kompliziertes Verständigungsspiel wie die *Felsenspringer*. Nach dem „Vorspiel“

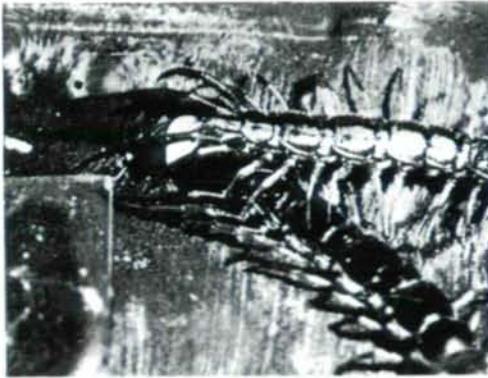
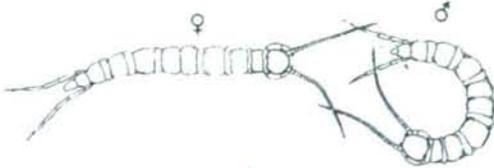


Abb. 8. *Lithobius*-Paar. — a. In dem Augenblick, da das Männchen seiner Partnerin das Zeichen zum Weitergehen gibt (der Übersicht halber sind die Beine weggelassen). — b. Das Weibchen ist über das Hinterende des Männchens hinweggekrochen und nimmt gerade die Spermatophore ab. — c. Nach Abnahme der Spermatophore zeigt sich ein Loch im Gespinnst des Männchens.

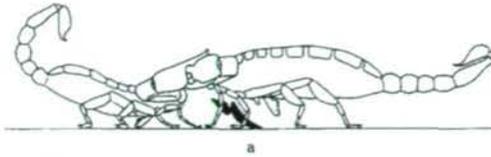


Abb. 9. Paarung der Skorpione. — a. Das Männchen links zieht soeben die Partnerin über die Spermatophore. — b. Spermatophore eines Skorpions; durch Druck auf den Hebel rechts ist der Samenballen ausgetreten.

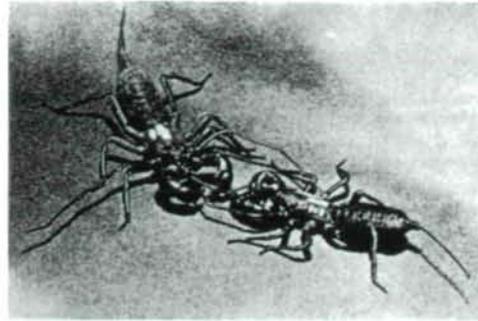
spinnt das *Lepisma*-Männchen einige schräge Fäden im Winkel zwischen dem Untergrund und der „Wand“ und legt darunter sein birnenförmiges Samenpaket ab. Das Weibchen, das in dieser Phase des Paarungsspiels eben „daran ist“, den Partner seitlich zu passieren, muß dabei mit seinen Schwanzborsten die Fäden berühren. Das bedeutet in dieser Phase des Paarungsverhaltens offenbar ein Haltesignal für sie. Sie bremst sofort, sucht nach der Spermatophore und nimmt sie auch regelmäßig auf. Zerreißt der Haltefaden, dann läuft sie achtlos am Paket vorbei.

Eine ähnliche Fülle merkwürdiger indirekter Samenübertragungsmethoden finden wir bei vielen bodenbewohnenden *Tausendfüßern*. An den Anfang der vergleichenden Betrachtung sind die kleinen pflanzenfressenden *Pselaphognathen* (Pinselfüßer) zu stellen, die gern auch unter Baumrinden leben. Ihre Männchen spinnen einsam ein Zickzackgespinnst und setzen zwei Samentropfen darauf (sie haben paarige Geschlechtsöffnungen). Dann ziehen sie von dort aus noch zwei lange, dicke Fadenstraßen aus. Die Weibchen kümmern sich weder um ihre Männchen noch um deren Samentropfen. Erst wenn sie eine Fadenstraße treffen, beginnen sie auf ihr zu suchen und finden so zielsicher zu den Samentropfen hin. Auch die Männchen reagieren auf ihre eigenen oder fremden Fadenstraßen mit Suchverhalten. Finden sie überalterte Samentropfen, so fressen sie sie und setzen gleich wieder neue ab, wobei sie an der gleichen Stelle die ganze Prozedur exakt wiederholen, so daß nach und nach besonders signalwirksame Fadenstraßen entstehen. Die Pinselfüßer bilden also zwar ebensowenig Paare wie die meisten Springschwänze,

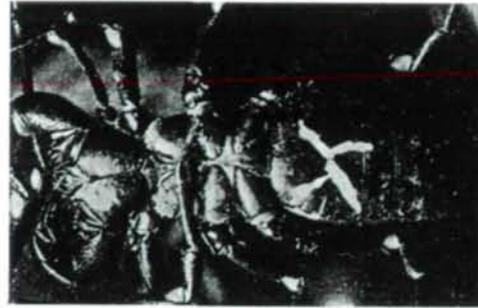
aber ihre Männchen hinterlassen den Weibchen wenigstens einen Hinweis auf die abgelegten „Samenpakete“.

Die absonderlichste Übertragungsmethode haben die *Symphylen* entwickelt. Ihre Männchen erzeugen zunächst freistehende, gestielte Spermatophoren, wie wir sie bereits bei den Collembolen kennengelernt haben. Dann aber kommen die Weibchen und fressen sie ab. Das ist jedoch nur scheinbar sinnwidrig; denn die Samenflüssigkeit wird von ihnen nicht verschluckt, sondern in Backentaschen deponiert. Bei der Eiablage klärt sich schließlich alles auf: Die Weibchen ziehen jedes Ei einzeln mit dem Mund aus der Geschlechtsöffnung und beschmieren es dabei jeweils mit einer kleinen Portion Samenflüssigkeit. Genau genommen liegt hier somit nicht nur indirekte Spermatophoren-Übertragung vor, sondern auch noch äußere Besamung der Eier.

Die bodenbewohnenden *Chilopoden* (räuberische Hundertfüßer) zeigen alle das Verhaltens-Phänomen der indirekten Spermatophoren-Übertragung. Sie bilden aber alle bereits Paare. Der bekannteste unter ihnen ist der *Steinkriecher* (*Lithobius*). Dessen Männchen und Weibchen betasten sich ausgiebig gegenseitig und machen lange Bewegungsspiele. Dann macht das Männchen ein Gespinst und setzt ein Samenpaket darauf ab, bleibt aber mit seinem Hinterende darüber stehen, bis es sich umwendend der dahinter wartenden Partnerin mit den Fühlern ein Zeichen gegeben hat. Sie kriecht daraufhin über sein



a



b

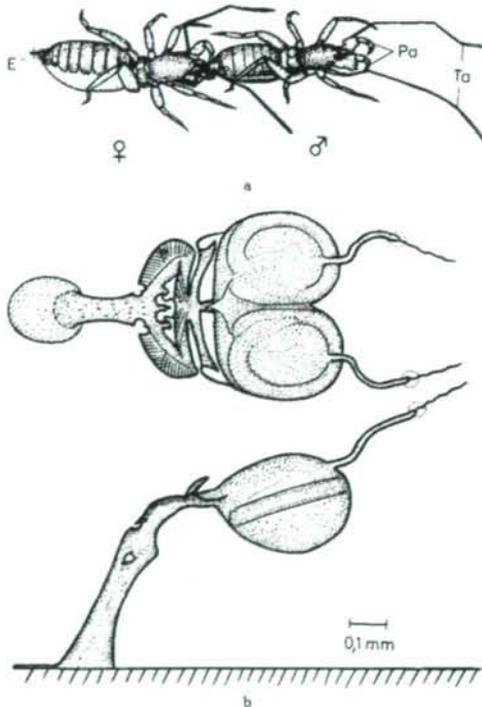
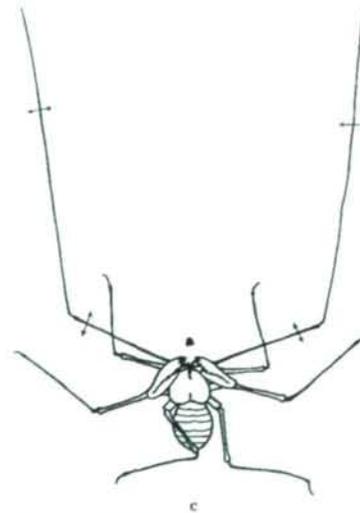


Abb. 10. a. Schizomiden-Pärchen beim Hochzeitsmarsch (Geißelskorpione). — b. Spermatophore.



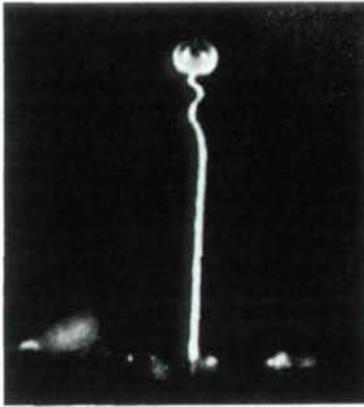
c

Abb. 11. a. Geißelskorpione (*Telyphonus*) bei der Paarungseinführung. — b. *Telyphonus*-Weibchen von unten gesehen mit einer Spermatophore an der Geschlechtsöffnung. — c. Männchen einer Geißelspinne (*Sarax*) vor seiner Spermatophore, mit den langen Fühlerbeinen der Partnerin Zeichen gebend.

Hinterende hinweg, und er gibt erst dann die Spermatophore frei. Sobald sie im Vorgehen mit ihrem Hinterende das Gespinst berührt, bleibt sie stehen, sucht das Paket und reißt es mit der Geschlechtsöffnung aus dem Gespinst.



a



b

Abb. 12. a. Oribatide (Belba) beim Absetzen einer Spermatophore. — b. Spermatophore. Natürliche Stiellänge 0,8 mm.

dabei meist einfacher gebaute Stiel-Spermatophoren ab.

Bei den bodenbewohnenden *Milben* gibt es viele, die richtig kopulieren. Aber einige Gruppen zeigen das Phänomen der indirekten Spermatophoren-Übertragung in typischer Weise. Am besten sind die *Oribatiden* (Horn- oder Moosmilben) und einige *Trombiculiden* untersucht. Die meisten von ihnen verhalten sich genauso wie die typischen bodenbewohnenden Collembolen. Männchen und Weibchen lernen sich nie kennen. Die Männchen setzen gestielte Samentröpfchen ab und überlassen es den Weibchen, sie zu finden und aufzunehmen. Aber auch bei den Oribatiden gibt es offenbar Fälle, wo die Samenübertragung durch Paarbildung schon besser gesichert erscheint. Das ist sicher bei der besonders großen Gattung *Collohmanna* der Fall.

Auch die im Wasser lebenden *Arrenuriden* bilden Paare, indem sich das Männchen zeitweise einfach an einem Weibchen festkittet und es dann durch be-

sondere Bewegungsweisen zielsicher an die gestielte Spermatophore heranbringt.

Die skizzierten Verhaltensweisen lassen sich, wie Tab. 1 zeigt, schematisch systematisieren, wenn man den Grad der Kontaktnahme zwischen den Geschlechtspartnern als Einteilungsprinzip wählt. Der Kenner der Tiergruppen wird dem immerhin entnehmen „daß sich nur die kleinen euedaphischen (also „echten“) Bodenbewohner getrenntes Handeln (ohne Paarbildung) und „nackte“ Spermatophoren „leisten“ können. Mit zunehmender Größe und Bewegungsfreiheit, die bis zum Leben auf der Bodenoberfläche (gegebenenfalls unter Steinen oder Streu) führt, wird der Besamungseffekt einmal durch enge Paarbildung und gegenseitige Verständigung über Ort und Zeit der „Übergabe“ und zum anderen durch schutzsteigernden Bau der Spermatophoren zunehmend gesichert.

Weiterhin läßt sich bei vielen Bodenarthropoden eine populations-ökologische Beziehung zwischen Wohndichte und Sexualverhalten erkennen: Je höher die Wohndichte ist, desto geringer ist das sexuelle Kontaktverhalten der hier besprochenen Bodentiere entwickelt. Am besten zeigen uns das die vorwiegend vegetarischen Springschwänze und Moosmilben, die oft zu Tausenden in einem Liter Humusboden beisammenleben und sich schon deswegen „darauf verlassen können“, daß ihre Weibchen durch Zufall regelmäßig Samentröpfchen finden. Der einfache Bau ihrer Spermatophoren erlaubt es ihnen zudem, in einer Fortpflanzungsperiode eine große Zahl von Samenpaketen zu erzeugen. Die räuberischen Spinnentiere und Tausendfüßer hingegen, die eine wesentlich geringere Wohndichte haben, sorgen um so mehr durch verstärkte Kontakt- und Verständigungsmethoden dafür, daß die wenigen Spermatophoren, die sie produzieren, auch wirklich von den Weibchen gefunden und übernommen werden.

Wenn wir die geschilderten Verhaltensphänomene, die für das Leben im feuchten Bodenmilieu typisch erscheinen, schließlich vom phylogenetisch-systematischen Standpunkt aus betrachten, so ergibt sich bei großzügig generalisierender Schau folgendes:

Fast alle Gliedertier-Gruppen, in denen indirekte Spermatophoren-Übertragung vorkommt, gelten im Vergleich zu ihrer weiteren Verwandtschaft als „altertümlich“. Der Lebensraum Boden hat uns eine Tierwelt erhalten, die also sowohl morphologisch wie verhaltensphysiologisch primitive Merkmale aufweist, primitiv wohlverstanden im Hinblick auf die vollkommener ans Luftleben angepaßten „höheren“ Tausendfüßer-, Insekten- und Spinnentiergruppen.

Wenigstens in zweierlei Beziehung läßt sich dieser Sachverhalt durch einen Vergleich der Gliedertierfauna des Bodens mit der Amphibienstufe der Wirbeltiere akzentuieren: Beide sind physiologisch grundsätzlich ans Feuchte gebunden, und beide zeigen Verhaltensweisen im Funktionskreis der Fortpflanzung, die nur im Feuchten möglich erscheinen.

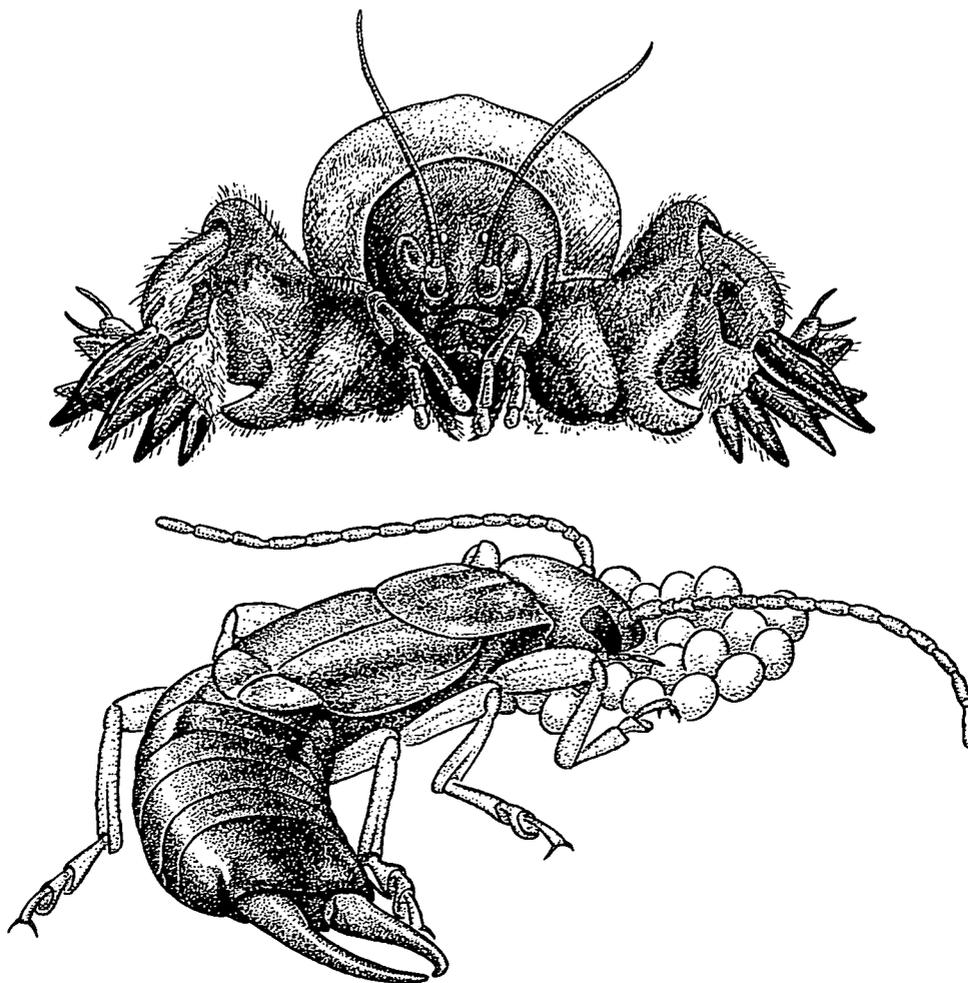
Inwieweit allerdings die wechselnde Verbreitung des Phänomens der indirekten Spermatophoren-Übertragung und seine bunte Variabilität innerhalb der verschiedenen Arthropoden-Gruppen jeweils auf Homologie oder Analogie beruhen, diese Frage läßt sich heute nur spekulativ beantworten. Sicher scheint

mir zu sein, daß die Paarungszeremonielle und Spermatophorenbildungen der Skorpione, Pedipalpen und Pseudoskorpione stammesgeschichtlich einheitlich zu werten sind. Hingegen zeigen uns die erstaunlichen Parallelfälle der Collembolen, Oribatiden und Trombiculiden, wie weit doch sichtlich der analog selektierende Einfluß des uralten gemeinsamen Boden-Milieus gegangen ist. Alle typischen Bodentier-Gruppen erscheinen stammesgeschichtlich alt. Dies offenbart, daß der Boden der älteste terrestrische Lebensraum ist.

SCHRIFTTUM

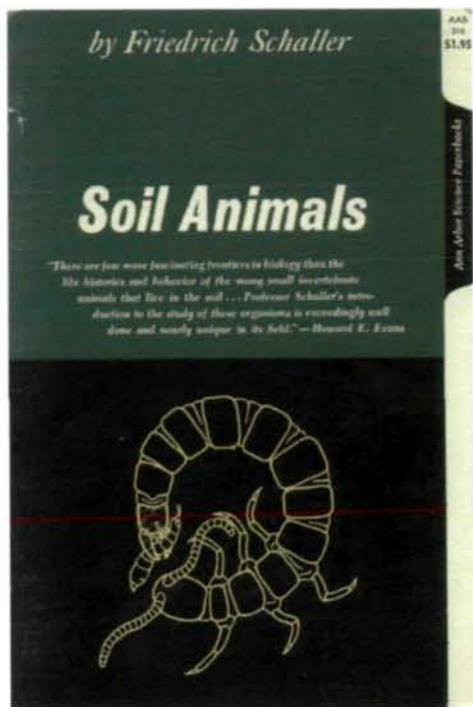
F. SCHALLER: Die Unterwelt des Tierreiches. (Kleine Biologie der Bodentiere.) Band 78 der Reihe „Verständliche Wissenschaft“ (1962). — F. SCHALLER, Forschungen und Fortschritte 28, 321 (1954); Forschungen und Fortschritte 29, 261 (1955); Forschungen und Fortschritte 30, 225 (1956); Forschungen und Fortschritte 32, 200 (1958); Z. Morph. u. Okol. Tiere 41, 265 (1953). — H. MAYER, Zool. Jb. (Systematik) 85, 501 (1957). — W. SCHLIWA, F. SCHALLER, Die Naturwissenschaften 50, 698 (1963). — H. STURM, Z. f. Tierpsychologie 12, 337 (1955). — F. SCHALLER, Verh. Dtsch. Zool.

Ges. in Freiburg (1952) S. 184. — H. STURM, Z. f. Tierpsychologie 13, 1—12 (1956); Verh. Dtsch. Zool. Ges. in Erlangen (1955) S. 463. — K. H. SCHÖHMANN, Zool. Jb. (Systematik) 84, 195 (1956). — F. SCHALLER, K. H. SCHÖHMANN, Verh. Dtsch. Zool. Ges. in Tübingen (1954) S. 342. — L. JUBERTHIE-JUPEAU, Compt. rend. Séa. Acad. Sci. Paris 243, 1164, 248, 469, 248, 862, 249, 1821. — H. KLINGEL, Z. f. Tierpsychologie 17, 11 (1960); Verh. Dtsch. Zool. Ges. in Münster (1959) S. 326; Zool. Anz. 168, 458 (1962). — H. ANGERMANN, Naturwissenschaften 42, 303 (1955). — F. SCHALLER, H. ANGERMANN, Verh. Dtsch. Zool. Ges. in Erlangen (1955) S. 459. — H. ANGERMANN, Z. f. Tierpsychologie 14, 276 (1957). — A. J. ALEXANDER, Nature (London) 178, 867 (1956); Proc. zool. Soc. London 133, 145 (1959). — R. ROSIN, A. SHULOV, Proc. zool. Soc. London 140, 547 (1963). — H. STURM, Naturwissenschaften 45, 142 (1958). — H. KLINGEL, Verh. Dtsch. Zool. Ges. in Wien (1962) S. 452. — A. J. ALEXANDER, Proc. zool. Soc. London 138, 379 (1962). — H. W. KEW, Proc. zool. Soc. London (1912) S. 376. — M. VACHON, Ann. Sci. Nat. Paris (11) 1, 1—207 (1938). — F. PAULY, Zool. Jb. (Systematik) 84, 275 (1956). — L. J. LIPOVSKY, G. W. BYRNS, E. H. KARDOS, J. Parasitol. 43, 256 (1957). — WEN TIN-WIHAN, Acta zool. Sinica 10, 213 (1958). — R. SCHUSTER, Naturwissenschaften 49, 502 (1962). — K. BÖTTGER, Zool. Jb. (Systematik) 89, 501 (1962). — M. S. GHILAROV, Zoologicheskij Zhurnal Moskau 37, 707 (1958); Scientia 55, 1 (1961); Schriften der Akademie Moskau (1962) S. 37.



Zwei Bilder aus dem Büchlein, das ich auf Anregung von Karl v. Frisch in Braunschweig schrieb: „Die Unterwelt des Tierreichs“.
Oben: das Gesicht der Mantwurfgrille, unten: Ohrwurmweibchen bei der Brutpflege.
(Grafische Gestaltung: Linhart)

Englischsprachige Ausgabe.



Die Unterwelt des Tierreichs. Kleine Biologie der Bodentiere. Band 78 der Reihe «Verständliche Wissenschaft». Von *F. Schaller*. Springer-Verlag, Berlin, 1962. 126 Seiten, 100 Abbildungen. Format 8°. Preis DM 7.80.

Der vorliegende Band gibt einen sehr schönen und interessanten Einblick in die Biologie der Kleintierwelt des Erdbodens. Der Verfasser hat es verstanden, die verborgene Tierwelt fesselnd darzustellen. Bis vor wenigen Jahren war dies eines der dunkelsten Kapitel der beschreibenden Biologie. Wohl wusste man schon lange, dass es unter unseren Füßen von Würmern, Insektenlarven, Urinsekten, Tausendfüßern, Milben, Spinnen, Einzellern und anderem Kleingetier nur so wimmelt; über das Leben und Treiben konnte man sich aber keine richtige Vorstellung machen.

Im ersten Teil werden die Methoden des Fanges, der Züchtung und Beobachtung beschrieben und die wichtigsten Bodentiere vorgestellt. Dann wird die produktionsbiologische Bedeutung der Bodentiere für die Bodenbildung besprochen. Der dritte Teil gibt uns Aufschluss über die Lebensgewohnheiten, Sinnesleistungen und Verhaltensweisen der Bodentiere. Im vierten Teil schliesslich werden die Paarungsgewohnheiten dargestellt. Die glücklich gewählten Beispiele lassen erkennen, dass das Leben in den lichtlosen und engen Spalten der Erdkrume keineswegs einförmig und langweilig, sondern für unsere Vorstellung äusserst spannend ist. Das Büchlein kann allen biologisch interessierten Lesern wärmstens empfohlen werden.

O. Walebli

Natur-
Verwaltung der wissenschaftlichen
Sammlungen des Staates
Die Direktion

München 19, den 9. Juli 1962
Menzinger Straße 71
Telefon Nr. 571659

Buchbesprechung, Schweizer Archiv für
angewandte Wissenschaft und Technik,
Nr. 1/1964.

Herrn
Professor Dr. Friedrich Schaller
Zoologisches Institut d. Techn. Hochschule

35 B r u n s a c h w e i g
Pöckelstrasse 10/a

Brief vom 9. Juli 1962,
von Prof. Dr. A. Kaestner, München.

Lieber Herr Schaller!

Haben Sie sehr herzlichen Dank für die lebenswürdige Übersendung Ihres schönen Büchleins, das Sie so vorzüglich mit interessanten und lebendigen Bildern ausgestattet haben. Ich danke noch gern an den schönen Vortrag zurück, der Herrn von Frisch veranlasste, Sie zu bitten, ein solches Buch zu schreiben. Schon die ersten beiden Bilder sieht man mit Freude und Interesse. Hoffentlich haben Sie daheim Doppel von den Abbildungen vorgefunden, die Ihnen in Wien gestohlen worden waren.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr


(Prof. Dr. A. Kaestner)

2. Tropenreise: In den Sudan

Nun aber wieder zurück nach Braunschweig, wo ich 1961 meine zweite große Tropenreise antreten konnte. Sie kam dadurch zustande, daß (der schon in meiner Mainzer „Story“ genannte) Dr. Richard Faust und seine Frau, Dr. Ingrid Faust, die Absicht hatten, eine Studienfahrt über Strauß durch den Sudan zu machen. Wir kamen zur Auffassung, daß die DFG ein derart aufwendiges Unternehmen leichter genehmigen werde, wenn es gleich zwei verschiedenen, aber verträglichen Forschungsthemen dienen sollte. Somit schloß ich mich dem Plan mit einer bodenzoologischen Fragestellung an. Die Begründung fiel leicht, denn die Bodenfauna des Sudan

war bis dato noch nicht vergleichend untersucht worden. So sind wir also zu viert [meine Frau, die ja auch Zoologie studiert hatte, kam als (unbezahlte) Assistentin und Fahrerinnen mit] am 12. 2. 1961 in einem vom VW-Werk gestifteten VW-Bus Richtung Venedig aufgebrochen, von wo wir die Überfahrt nach Alexandria per Schiff absolvierten. Die anschließende Autofahrt durch Ägypten bis Shellal und die Dampferfahrt bis Wadi Halfa brachten uns „nebenbei“ tiefwirkende Einblicke in die Schöpferkraft der Nilkulturen, ohne daß wir jemals Sorge um Auto, Ladung oder gar Leben gehabt hätten. Wir genossen eher den Status exotischer Einmaligkeit. Selbst islamische Fundamentalisten, und es gab gewiß damals schon solche, mögen uns da mehr angestaunt als gehaßt haben. Vom zweiten März bis zum vierten Mai sind wir dann den Nil entlang durch die Nubische Wüste nach Khartum und Malakal, anschließend durch die Papyrusümpfe des Sudd am Weißen Nil bis Juba und zum idyllischen Waldreservat von Katire in den ugandischen Grenzbergen hinaufgefahren, schließlich an der Wasserscheide zum Kongo entlang über Yei-Maridi bis Wau, schließlich mit defektem VW-Bus von Juba auf dem Nil zurück nach Khartum und von dort wieder aus eigener Kraft nach Kairo und Alexandria zurück. Dabei konnte ich Berlese-Proben nehmen, die zeigen sollten, daß es in großen Teilen des Sudan, die von den monoman viehzüchtenden Nilotiden (Dinkas, Schilluks, Nuer) besiedelt werden, eine eigene Feuerklimax-Vegetation mit spezifischer Bodenfauna gibt.

Das Leben und Treiben der ebenholzfarbenen hamitischen Zweimeterleute am Nil im Kontrast zu den Lebensformen der typisch negroiden Aschantis im südlichen Waldgebiet ist das originellste anthropologische Anschauungsgut geblieben, das ich je im Leben sehen sollte. Im Sudd vor allem waren die Sitten und Gebräuche noch ganz archaische. Am Morgen kamen die Leute aschegrau aus ihren Lehmlagern, an den Abenden saßen sie im beißenden Rauch der Insekten-repellenten Grasfeuer beisammen. Bei Malakal erlebte ich an so einem romantischen Abend ein rotes Wunder. Eine der kahl geschorenen Frauen brachte in der Dämmerung aus ihrer Rundhütte einen großen roten gestürzten Pudding und bot



Brunhilde bei der Installation unserer Berlesetrichter, in denen die Bodentiere aber nur durch die Hitzeentwicklung des Sonnenlichtes ausgetrieben wurden.
Oben: VW-Bus als Attraktion auf dem Markt in Malakal.

mir, dem ältesten Gast, als erstem ein Stück davon an. Nun hatten wir schon vierzehn Tage lang nichts europäisch-Smackhaftes mehr gehabt, und mein Appetit auf eine Süßspeise war groß. So nahm ich mir also ein extra großes Stück vom wohligh wackelnden Pudding. Die erste Kostprobe aber löste Entsetzen aus: es handelte sich um mit Hirsebrei untermengtes geronnenes Rinderblut. Unmöglich konnte ich das ohne akuten Brechreiz schlucken. So wandte ich im Halbdunkel mein erprobtes Entsorgungsrezept an, indem ich mehrfach Husten vortäuschte und dabei nach und nach die säuerliche Masse in Taschentüchern verschwinden ließ. Solche stecke ich in exotischen Ländern auch zu diesem Zweck immer ein, und gerade damals hatte ich sie erst wenige Tage zuvor in Khartum dringend gebraucht zur unauffälligen Beseitigung einer repräsentablen Gastportion vom Fettschwanz eines zu unseren Ehren geschlachteten Hammels. Nach solchen Aktionen sind freilich die Hosentaschen höchst unappetitliche Biomüllbehälter (auch ein Begriff, den es damals noch nicht gegeben hat). Übrigens wäre die Ablehnung solcher Angebote eine grobe Ungehörigkeit, zumindest bei männlichen Gästen. So kamen damals auch unsere beiden Frauen glimpflich davon, während der arme

Dr. Faust (nach jenem Hammelfestessen in Khartum) einen ganzen Tag lang kotzte wie ein Reiher.

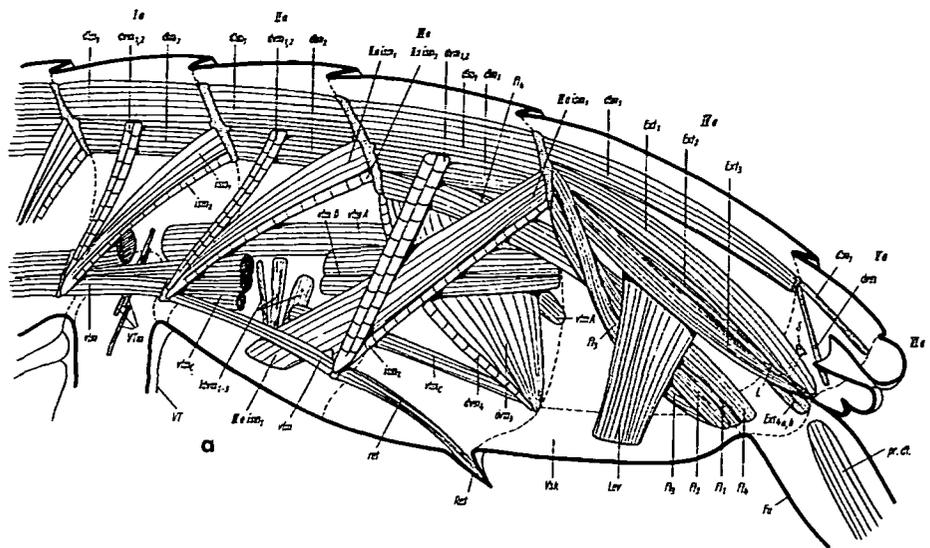
Nach dieser Nilfahrt von 1961, die man schon eher eine Expedition nennen konnte, hielten mich die Dienstpflichten in Braunschweig derart fest, daß es fünf Jahre dauern sollte, bis ich meinen nächsten Reiseantrag bei der DFG stellen konnte. Allerdings war das auch die Zeit, wo meine neuen Schüler ihre diversen Themen bearbeiteten und beendeten: Gerhard Bretfeld etwa die Embryologie und Anatomie der Rumpfmuskulatur der Collembolen, Henning Wolter die Funktionsmorphologie der Mundwerkzeuge der Springschwänze, Ludwig Beck und Christian Winter die Hornmilben und Collembolen Perus, Werner Himstedt die optischen Sinnesleistungen von Molchen, Dieter Poley das Blüten-Such- und -Erkennungsverhalten von Kolibris oder die Zwillingsschwestern Faasch, Heide und Helga, ihre Studien über Schildkrötenmilben und deren Phoresieverhalten sowie über den Beutefang von Cicindelen (Sandlaufkäfern) – um nur einige zu nennen. Alle diese Arbeiten mußten diskutiert, gelesen, zensuriert und zum Druck gebracht werden, was übrigens ein schöpferisches Glücksgefühl nachhaltigster Art bedeutet(e).



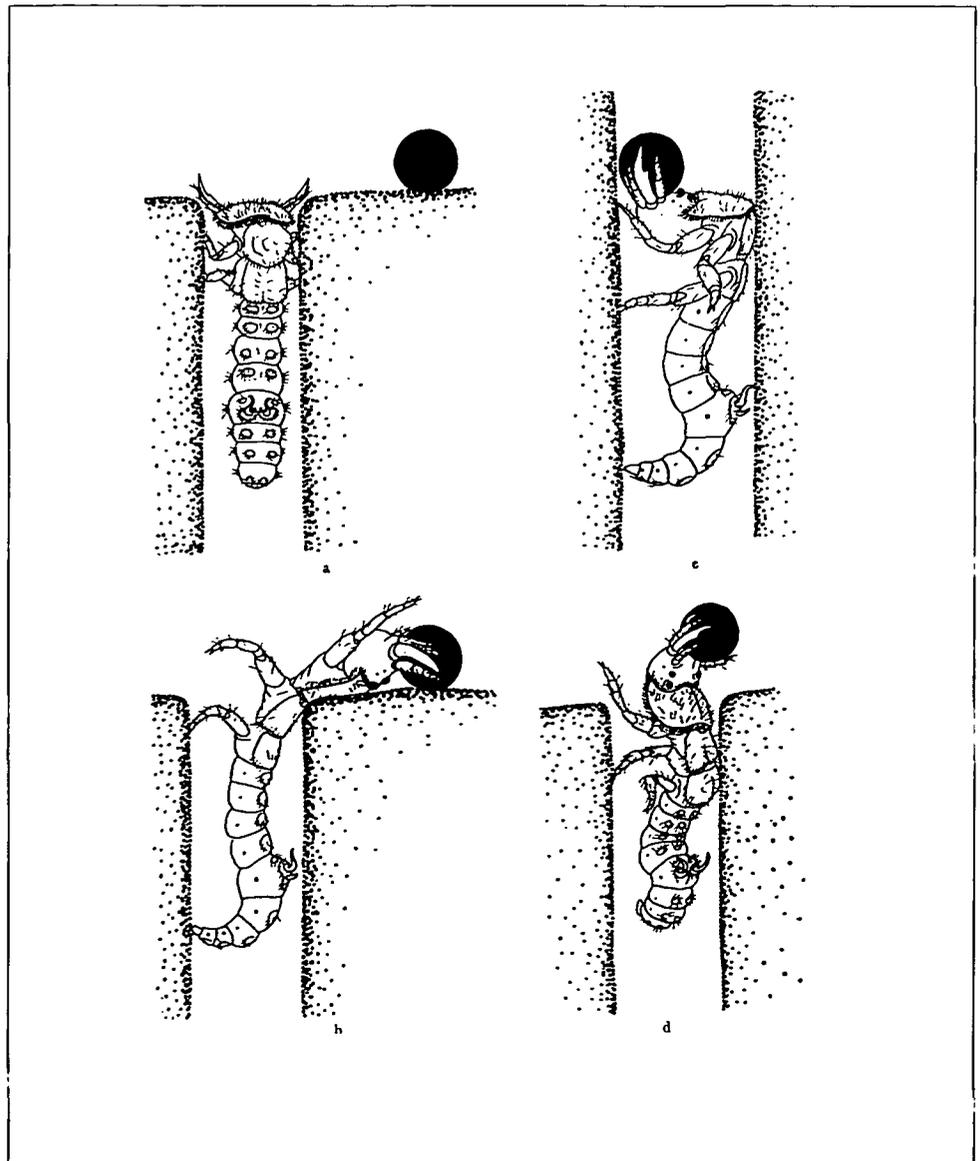
Nilotide (Dinka), der „seinen“ Buschbrand bewacht (der gelegt wird, um in der nächsten Regenzeit rasch zu frischem Gras für das Vieh zu kommen).

Beispiele unserer zoologischen
Forschungsarbeit in Braun-
schweig:

Gerhard Bretfeld: Die Rumpf-
und Sprungmuskulatur der
Springschwänze (von *Orchesella*
cincta).



Aus der Doktor-Arbeit von
Helga Faasch:
Die Sandlauf-Käferlarve er-
kennt auch ruhende Objekte
und beseitigt sie aus ihrem
Gesichtsfeld.





Schnappschuß vom Hausfest der Braunschweiger Zoologie, November 1963. Meine perfekte Sekretärin Irma Debou umrahmt von ihrem Mann, Dozent Dr. Bückmann (damals Göttingen) und Dozent Dr. Schuster mit Gattin (rechts).

Mittleres Bild: Frau Fieguth war die stille zuverlässige Sachbearbeiterin aller administrativen Dinge am Naturhistorischen Museum.

Ich war ja nur dessen nebenamtlicher Direktor, Hauptamtlicher Kustos war Prof. Dr. Adolf Brauns (rechts), der als Forstentomologe später durch den Wirbeltierkennner Otto v. Frisch sehr wirksam „ergänzt“ wurde, sodaß dann das Braunschweiger Museum ein bemerkenswert originelles Gespann bekam.

Das Staatliche Naturhistorische Museum in Braunschweig, in dem auch das kleine zoologische Institut der T. H. untergebracht war, sollte für 10 Jahre meine Wirkungsstätte bleiben.



Schwenk zur Bioakustik der Amazonasfische

1966 folgte meine dritte Tropenunternehmung. Vom 20. 1. bis 5. 7. war ich unterwegs, von Manaus aus am Amazonas mit einem Ausflug in die Anden von Bolivien und Peru und einem abschließenden Besuch an der NO-Küste Brasiliens. Wieder war Motiv und Thema die Bodenfauna, diesmal die des neotropischen Regenwaldes und speziell der Überschwemmungswälder im mittleren Amazonasbecken. Zum erstenmal tauchte ich ganz ein in diese wunderbare formenreiche Welt der Neotropis und hatte dort noch als 46-jähriger ein Schlüsselerlebnis, wie es üblicherweise nur jüngeren zukommt.

Während einer Probenfahrt auf dem Rio Negro mit Besuchen an den einsamen Nebenflüssen Quiuini, Xeriuini, Branco und Jufaris hörte ich am 26. 5. 1966 abends am Ufer des Rio Branco das Laichkonzert der Jaraquís (*Prochilodus insignis*) und war davon so beeindruckt, daß ich beschloß, von „meinen“ stummen Bodentieren zu den lautbegabten Amazonasfischen überzulaufen. Das fiel mir auch deswegen leicht, weil ich inzwischen in Christian Winter (für die Collembolen) und vor allem in Ludwig Beck (für die Oribatiden = Hornmilben) hochqualifizierte Bodentierkenner für die Neotropen gewonnen hatte. Letzterer hat ja seitdem viel Eigenes zur Systematik und Ökologie der neotropischen Bodentiere beigetragen.

Für mich jedenfalls sollte jenes Hörerlebnis am Abend des 26. 5. 1966 zum Auslöser für mehrere weitere Amazonasbesuche werden, die dann allerdings schon in meine dritte zoologische Wirkungsphase in Wien fallen sollten und die mir die lehr- und befundreiche Zusammenarbeit mit der kenntnisreichen Mainzer Vergleichenden Anatomin Emmi Dorn bringen sollte.

Zunächst aber ging es an Ort und Stelle für den damaligen Bodentierforscher im Amazonaswald darum, überhaupt zu begreifen, was sich da im trüben Wasser abspielte. Ich war mit dem Tonbandgerät im Uferwald unterwegs gewesen, um diverse Vogel- und Frosch-Stimmen aufzunehmen. Da hörte ich bei der Rückkehr zum Boot mehrstimmiges an- und abschwellendes Gebrumm

von dort her, so als ob ein Motorradrennen stattfinden würde. Da das jedoch hier nicht der Fall sein konnte, mußte ich annehmen, daß die Caboclos auf dem Boot ihr Radiogerät eingeschaltet hätten, um die Übertragung eines Motorradrennens aus Rio zu hören. Mich ärgerte das anschwellende Gebrumm und die vermeintliche Indolenz meiner Begleiter gegenüber dem faszinierenden Stimmenspektrum des Uferwaldes. Doch meinen entsprechend kritischen Zuruf beantworteten sie nur mit stummen Gesten zum Wasser hinunter, und als ich nahe genug war, bedeuteten sie mir, daß das vielstimmige Brummkonzert aus dem Wasser unter ihnen käme, und sagten dazu nur: „Jaraquí“. Es dauerte einige Zeit, bis ich begriff, was sie meinten, nämlich daß die scheinbar am Gashebel drehenden Motorradfahrer Fische seien, namens Jaraquí (sprich Scharakí) und zwar im Laichchor singende Männchen. Ein Junge paddelte auch das Ufer entlang und brachte mir bald an der langen Harpune zappelnd einen solchen Fisch. Ich kannte ihn schon vom Markt in Manaus: einer der wohlfeilsten Salmier von Karpfengestalt und -größe mit schwarzgelb gestreifter Schwanzflosse; und er brummte auch noch am Spieß laut weiter. Das Konzert der Jaraquís war weit außerhalb des Wassers zu hören, es war aber mit freiem Ohr nicht zu orten; denn die ganze Wasseroberfläche strahlte die dumpfen Töne diffus ab, so daß sie wie bei einem Bauchredner keine Vorzugsrichtung hatten.

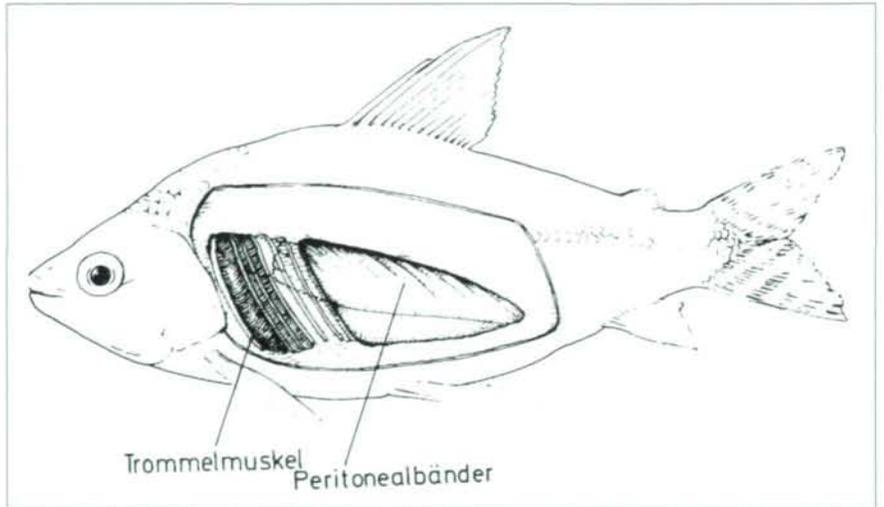
Mich faszinierte dieses zoologische Phänomen derart, daß ich mir sofort vornahm, die nächste Forschungsreise zum Amazonas dem Thema Fisch-Bioakustik zu widmen, noch dazu nachdem die Fischer, ohne viel Aufhebens davon zu machen, von vielen weiteren lautbegabten Fischen in ihren Gewässern berichteten. Dem Naturforscher kam das auch recht plausibel vor; denn er sah ja, daß innerartliche Kommunikation in diesen trübgelben oder schwarzen Wässern besser akustisch als optisch funktionieren mußte.

Kurz, meine wissenschaftliche Laufbahn hat so 1966 nochmals einen neuen Anlauf genommen. Ich hatte ja zwar in Mainz schon bei Corixa und Nachtfaltern so nebenbei Schallerzeugung und Schallwahrnehmung studiert, aber nun sollte ich



Blick auf die Schwimmblase des Nacktwelses *Phractocephalus hemilloperus* (= Pirarara) mit Trommelmuskel am Vorderrand.

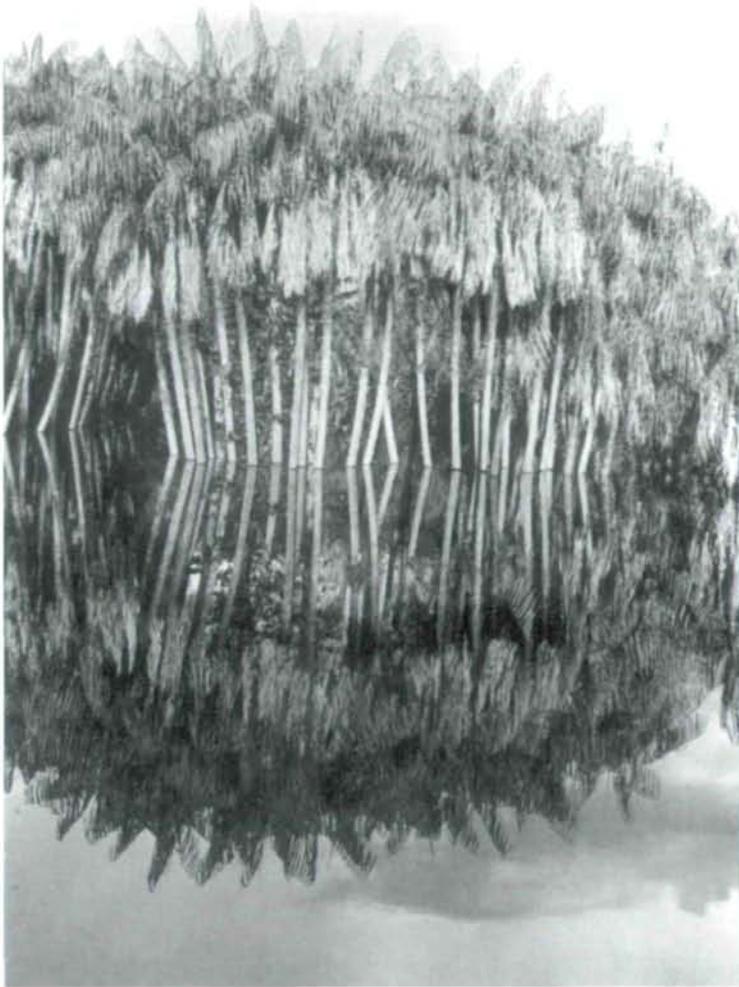
noch mehrmals bis 1980 mit Frau Prof. Dorn nach Manaus kommen, um die Lautapparate verschiedener Amazonasfische und ihr akustisches Verhalten genauer zu beschreiben. Zuvor freilich galt es, erst diese Forschungsfahrt von 1966 mit einem attraktiven Befund abzuschließen. Der gelang mir im Igapó von Janauari, also am Rio Negro-Ufer gegenüber von Manaus, wo wir (Dr. Beck und ich) im INPA (Istituto Nacional de Pesquisas da Amazonia) in den Räumen der Plöner Max Planck-Leute großzügig Gastrecht genossen und an allen Probenfahrten dieser Limnologen teilnehmen durften. Da, wo wir nur wenige Wochen zuvor unsere Bodenproben im Wald geholt hatten, strömte jetzt das Mischwasser von Solimoes (=Amazonas) und Rio Negro hinein (mit einer horizontalen Überflutungsgeschwindigkeit von drei bis fünf Meter pro Tag), und da erhob sich die Frage: Was machen nun die vielen Bodentiere, die wir dort zuvor gesehen und gefangen hatten, also die Insekten aller Art, die zahllosen Spinnentiere, Tausendfüßer, Asseln, Würmer? Wir fanden drei theoretische Möglichkeiten des Überlebens für sie: erstens Eier legen, die in der Flut überleben, auch wenn man selber ertrinkt; zweitens auswandern, horizontal vor der Flut her



oder vertikal auf Bäume hinauf; drittens unter Wasser weiterleben, wenn auch auf Sparflamme. Das erste tun viele Springschwänze und Milben; das zweite die meisten Käfer, Spinnen und Tausendfüßer; das dritte manche Hornmilben (und zwar nur als eiertragende Weibchen), manche Raubwanzen und die Asseln.

Unsere folgenden Studien ergaben dazu manchen reizvollen Einzelfall, bei dem die Tiere als Überschwemmungs- „Strategen“ mehrere Überlebensmethoden kombinieren. So Tausendfüßer aus der Familie der Scolopendriden, die, wenn sie vom steigenden Wasser überrollt werden, positiv phototaktisch werden und schlängelnd schräg aufwärts schwimmen, bis sie die Oberfläche erreichen, um dann auf dieser so schnell wie möglich dem nächsten rettenden Baumstamm zuzupaddeln. Oder die Springschwänze der Gattung *Lepidocyrtoides*, deren Verhalten ich gesondert untersucht habe, und zwar in einfachen Laborexperimenten am INPA in Manaus. Diese drei bis

Die Trommelapparate der Salmir-Männchen: *Prochilodus insignis* (= Jaraquí). Die beiderseits zwischen den vorderen Rippen befestigten Trommelmuskeln kontrahieren sich ca. 90 mal pro Sekunde und erzeugen so einen Brummtönen, der von der Schwimmblase dahinter verstärkt wird. Deren Wand wird von schrägen, faßreifenartigen Bindegewebsbändern versteift, d. h. schallhart gemacht.



Palmen-Igapó am Rio Negro (1966).

vier Millimeter langen Streubewohner fliehen zwar vor der Flut, schaffen das aber oft nicht und geraten also doch aufs Wasser (wo sie zunächst unbenetzbar sind). Dort führen sie regelmäßig Drehtänze auf, bis sie dabei mit ihren acht einfachen Augen beiderseits irgendwo an ihrem Horizont eine dunkle senkrechte Kontur wahrnehmen. Diese Kontur fixieren sie dann längsachsengerecht und laufen so gerichtet auf sie zu. Die letzten Dezimeter springen sie sogar zielgerichtet hin. So erreichen sie regelmäßig und schnell das konturenliefernde Sehobjekt, einen Baumstamm also, an dem sie schleunigst aufwärts krabbeln. Später, wo wir mit unserer Canoa schon in Wipfelhöhe durch den Igapó (Überschwemmungswald) kreuzten und dabei oft die Machete (dort sagt man übrigens den Tercado) zu Hilfe nehmen mußten, lernten wir dann

das ganze nach oben ausgewanderte Bodenvolk hautnah kennen, vor allem die vielen allgegenwärtigen stechenden, bissenden und säuresprühenden Ameisen.

Auf den Bootsausflügen war einer meiner aufmerksamsten Begleiter der junge U. Irmmler aus Plön, der später die meisten der oben skizzierten ökologischen Anpassungsphänomene bei verschiedenen Überschwemmungswaldtieren sorgfältig weiter analysiert hat. Unsere Fahrtengespräche sind mir bis heute in guter Erinnerung, und vergnügt lese ich seine späteren Studien, in denen er sich mit der zweiten Sorte animalischer Inundations- „Strategen“ befaßt hat, nämlich mit Wassertieren, die das Problem haben, dann im trockengefallenen Wald überleben zu müssen. So denke ich an die kleine Kugelmuschel *Eupera* oder an die Igapó-Schwämme der Gattung *Parmula*. Bis heute ist meines Wissens freilich ein besonders bizarrer Fall von Bodenflucht unerforscht geblieben: Die Wanderung der dortigen Rüsselregenwürmer auf gewisse Palmen hinauf, wo sie an der schattigen Basis der Blattrosette als Knäuel die Regenzeit überstehen; übrigens ein „gefundenes Fresen“ für kundige Angler, die ja auch am Amazonas einen Köder benötigen.

Es ist einfach überwältigend, was einem Zoologen mit offenen Augen im Amazonaswald täglich begegnet! Somit schätze ich den wissenschaftlichen Effekt meiner Forschungsfahrten zum und am Amazonas nicht nur an den Publikationen, die aus ihnen entstanden sind, sondern – noch mehr – an den Bereicherungen, die sie dem lehrenden und anregenden Nachwuchsförderer mitgegeben haben. Ohne Anschauung kann ein Naturforscher ja nicht effizient lehren! Schon aus diesem Grund sollte jeder wahre Biologe in seiner Ausbildungszeit Gelegenheit geboten bekommen, „das Leben“ im und am Meer und in den Tropen zu erleben, und er sollte, auch wenn er später „reiner“ Labormensch wird, dann wenigstens in seinen Freizeiten diese Schulungsstätten des wahren, d.h. komplexen Lebens aufsuchen. Sein Begriff vom „Leben“ wird dann gewiß nicht der Reduktion verfallen.

Presseartikel zur Amazonasreise 1971:

Expedition in die „Grüne Hölle“ Univ. Prof. Schaller startet ins Amazonasgebiet

Wien – ibf – 23.2. Brummende Fische aus der Familie der Salmier, deren „Gesang“ an ein Motorrad erinnert und noch hunderte Meter vom Wasser entfernt zu hören ist, sowie ein weiterer Fisch aus der Familie der Knochenzüngler, der seine 100 bis 150 etwa kirschgroßen Eier im Maul ausbrütet und die Jungen noch rund eine Woche darin aufbewahrt, sind der wissenschaftliche Kern der fünfmonatigen Forschungsreise, zu der Univ. Prof. Dr. Friedrich Schaller, Vorstand des I. Zoologischen Institutes der Universität Wien, am Donnerstag aufbrechen wird.

Neben diesen Hauptaufgaben wird der Wissenschaftler – es ist seine dritte Fahrt zum Amazonas – unter anderem die Anpassung der Bodentierwelt an die gewaltigen Überschwemmungen der Regenurwälder mit Wasserhöhen von acht bis zwölf Meter untersuchen.

Die Lautäußerungen des „Jaraqui“ – wie der brummende Fisch von den Indianern genannt wird – konnte Prof. Schaller auf seiner letzten Expedition zum ersten Mal beobachten und auf Tonband aufnehmen. Nun soll der Mechanismus, mit dessen Hilfe dieser Laichgesang erzeugt wird, näher untersucht werden.

Ein naher Verwandter dieses Salmiers, der „Curimata“, stößt auf seinen Wanderungen einen Führungslaut aus. Die Indianer kennen diese Verhaltensweise und stellen Horchposten auf. Die zu Tausenden die Flüsse aufwärts schwimmenden Fische rollen wie eine „Lokomotive“ heran und werden tonnenweise gefangen. Auch diesen Fisch hofft der Wissenschaftler näher untersuchen zu können.

Auf dem umfangreichen Arbeitsprogramm stehen ferner: Rüsselregenwürmer, die sich vor Überschwemmungen auf bestimmte Palmen retten und dort zu einer Kugel zusammengerollt einen mehrmonatigen „Trockenschlaf“ halten, das sogenannte „Diapauseverhalten“ von Eiern bestimmter Urinsekten, die erst nach längerer Überflutung zur Entwicklung gelangen und vieles mehr. Die Expedition wird vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.

Die Lunge sitzt im Maul

Die brasilianischen Flüsse zeichnen sich durch hohe Temperaturen (29 bis über 30 Grad Celsius), viel gelöste organische Stoffe und wenig Sauerstoffgehalt aus. Dennoch lebt in diesen Gewässern eine sehr reiche Fischfauna, die sich sichtlich an den wenigen vorhandenen Sauerstoff angepaßt hat. Bei größeren Fischen hat das offensichtlich Grenzen und sie beschaffen sich – wie man bisher annahm, durch zusätzliche Atemorgane – Sauerstoff aus der Luft. Prof. Schaller konnte nun nachweisen, daß diese „sekundären Luftatmer“ tatsächlich vorwiegend vom Luftsauerstoff leben, da ihre Kiemen viel zu klein sind, um den gesamten Organismus versorgen zu können. Hindert man diese Fische am Auftauchen, so ersticken sie rasch. ...

Leopold Lukschanderl – ibf

**Zwei Briefe vom Amazonas an eine in Bonn studierende Tochter
(mit der Darstellung der Erstwahrnehmung eines Fisch-Konzerts – 1966).**

Manaus, 15. 5. 1966

Liebe Friederike!

Heute kamen gleich zwei Briefe, der eine von Mutti aus Braunschweig, der andere von Euch aus Bonn. Die lebhaften Schilderungen Eurer redlichen Bemühungen um das rheinische Gesamtkunstwerk haben meinen Gaumen nicht gerade trocken gelassen. Unterdessen wird es aber wieder studentisch karg bei Dir zugehen ...

... Ich habe hier unterdessen sehr eifrig geforscht, und zwar mit so gutem Erfolg, daß ich schon jetzt von der Bewilligung meines nächsten Forschungsreiseantrags überzeugt bin. Eine Einladung für 6 Wochen an den Kongo fürs nächste Frühjahr habe ich ja schon seit längerem in der Schublade. Aber erst muß natürlich der protokollarische Wust unserer hiesigen Beobachtungen geordnet und wohldurchdacht und formuliert zu Papier gebracht werden. Das wird noch manche Stunde am Schreibtisch kosten, an dem ich aber leider von Amtswegen dann wieder selten Muße dazu finden werde.

Nun, zunächst brauche ich meine Unterschrift nur selten zu üben. Hier sitze ich ungestört am Mikroskop oder stolche sorgenlos durch den Wald, in dem es jetzt auf dem Höhepunkte der Regenzeit allerdings unangenehm von Carapanás (Gelsen) wimmelt. Am vorigen Samstag waren wir wieder eine halbe Nacht unterwegs mit der Petroleumleuchte und haben dem nächtlichen Urwaldvolk aufgelauert. Bei jedem solchen Marsch entdecken wir etwas Neues oder hören neue Stimmen.

Diesmal hatte ich Glück mit dem Tonband, indem wir auf einen sapo boi (Ochsenfrosch) stießen, der unmittelbar über uns in einer Baumkrone derart laut brüllte, daß ich das Gerät auf „Zimmerlautstärke“ einstellen mußte, um es nicht zu übersteuern.

Vorgestern waren wir dann wieder mit der Canoa auf dem Rio Negro und Solimões unterwegs, die ja unterdessen Bodensee-Format angenommen haben. Bei der Ausfahrt morgens waren die Wasser so wild, daß wir über und über naß wurden von den hereinschlagenden Brechern, wozu es außerdem noch auch von oben herunter lustig goß. Am Nachmittag, als es dann wieder heimzu ging, lag der Encontro das Aguas so ruhig unter dem blauen Himmel, daß wir trotz unseres flotten Außenbordmotors in der Sonne gewaltig schwitzten. Du siehst wiederum, das Leben des Urwaldforschers ist hart und entbehrungsreich und voller tückischer Gefahren.

Eben beispielsweise blitzt's und donnert's und gießt es bereits wieder gewaltig, so daß wir noch zur fälligen five o'clock tea-Stunde im Labor sitzen müssen, wo wir doch längst gegenüber im Amazonas-hotel unsere Sandwiches mit dem Dufte eines goldbraunen Tees und mit dem Blick auf die im Rio Negro verglühende Tropensonne zum exotischen Gesamtkunstwerk wieder einmal zu verschmelzen versucht sein sollten. Die Tragik aller Gesamtkunstwerke ist ihre permanente (vielleicht gar immanente?) Unvollkommenheit. Einem so klugen Kind wie Dir brauchte ich das ja kaum zu schreiben; doch mag es nützlich sein, Allgemeingültiges auch aus der Sicht des Naturforschenden zu bestätigen.

Das ist doch heute die große Mode und hat immerhin zur Verdoppelung der einschlägigen Lehrstühle geführt. Da man nicht wissen kann, was nächstens Mode sein wird, rate ich Dir sehr zum Studium Deiner brotlosen Künste. Wer weiß, ob wir nicht, wenn sich die politische Welt so schön weiterhin rückwärts entwickelt, eines Tages noch von Archäologen oder gar Prähistorikern regiert werden müssen, weil nur die dann noch wissen können, was der Menschheit in der Altschicht ziemt. Im Hintergrund warten wir Biologen freilich gelassen unsere Stunde ab; denn ganz an der Basis bleibt doch alles animalisch.

Viele Grüße! Dein Vater

Auf dem Rio Negro, 31. 5. 1966

Liebe Friederike!

Pfingsten, das liebliche Fest, ist gekommen und gegangen, und Dein lieber Vater hat es erst heute gemerkt, als er zufällig und mehr aus Langeweile, denn aus Terminzwang in den Kalender guckte. Er treibt sich nämlich seit fast zwei Wochen in gottverlassenen Winkeln herum, wo weder Tag noch Stunde von irgendwelcher Bedeutung sind. Im großen umgibt ihn Wasser und Wald, im kleinen eine Bretterbude (ca. 3 x 3 x 2,5m) auf einem der hierorts üblichen „motore“, wie man etwas größere Diesel-getriebene Boote hier nennt. Er baumelt daselbst meist in seiner Hängematte, denn sonst gibt's wenig Platz, weil er seinen Lebensraum mit 2 – 4 anderen pasajeros, mit 2 Schildkröten, mehreren 1000 kleinen Neonfischchen und zahlreichen Kisten, Körben und Säcken teilen muß. Aber das Schlafnetz erlaubt es ihm, nicht nur geistig über dem allen zu schweben.

Vor ihm hockt oder hängt in einem kleinen Bretterabteil der Steuermann des ganzen, hinter ihm in einem etwas größeren steht ein meist Tag und Nacht tätiger dreizylindriger Deutz-Diesel. Dahinter folgen sodann zwei Nischen, die rechte steht im Dienste der Zu-, die linke in dem der Abfuhr menschlicher Bedürfnisse. Dahinter im Heck haust ein allerliebstes Affenkind, das bei mangelnder Pflege oder Beschäftigung herzzerreißender als Menschenkinder schreien kann, sodaß es selbst den Diesel zu übertönen vermag.

Rechts kann er durch ein Fenster die endlosen Wald- und Wasser-Wildnisse des mittleren Rio Negro und diverser Zuflüsse beschauen oder auch die Beine ins vorübergleitende Schwarzwasser hängen lassen, links wäre das gleiche möglich, wenn dort nicht ein Hausboot begebunden wäre, das seinerseits eine starke braunhäutige Familie nebst einem allerliebsten Schweinchen unter seinem Palmstrohdach beherbergt. Zeitweise gab es ein solches Beiboot auch rechts, und dann hat er sich ernste Gedanken über seinen Kaffee oder Tee machen müssen.

Ogleich, wie ich weiß, logisch-räumliches Denken nicht Deine Stärke ist, will ich es Dir erklären: Normalerweise erfolgt die Wasserversorgung denkbar einfach durch Entnahme aus dem tragenden Medium rechts hinten; da die Abgabe links gegenüber erfolgt, kann man dagegen auch kaum etwas sagen (abgesehen von den Kleinigkeiten, die tagsüber allseitig hinausgeworfen oder gespuckt werden und nachtsüber auch allseitig rieseln können). Wenn nun aber rechts ein ebenso eingerichtetes, aber etwas kürzeres Boot parallel liegt, dann besteht die Wahrscheinlichkeit gelegentlicher Koinzidenz zwischen den Fällen der Ausscheidung flüssiger und fester Stoffe aus dem Beiboot und der Aufnahme zum Trinken und Kochen bestimmten Wassers ins Hauptfahrzeug. Sein Kaffee hat ihm aber trotzdem immer geschmeckt, zumal der stets derart gesüßt ist, daß geschmacksmindernde oder gar ändernde Beimischungen nicht zur Geltung kommen können.

Dieses Gefährt, dem sich der in Forschung Reisende anvertraut hat, steht mitnichten im Dienste dieser. Es dient einem deutschbürtigen Zierfischhändler engros in Manáus zur Abwicklung seiner Geschäfte. Da es dabei aber Gefilde aufsucht, in die hier sonst kein vernünftiger Mensch freiwillig fährt, hat es sich als besonders günstiges Vehikel für Deines Vaters weniger vernunftabhängige Reisepläne angeboten. Und da er ja anspruchslos und bescheiden ist, durfte er dieses eine Mal auch mit. So hat er den halben Rio Negro und nicht weniger als vier seiner einsamen Nebenflüsse kennengelernt, endlose Wasserflächen und Wälder, denen der Mensch seine Gegenwart noch fast völlig erspart gelassen hat. Am schönsten waren die Nächte unter einem Himmel, der ihn sofort zum Astronomen hätte machen können, wenn er noch jünger und der Mathematik nicht schon so weit entfremdet wäre. Immerhin hat er nun definitiv das Kreuz des Südens zu erkennen gelernt, sodaß er, in dieser Wildnis allein gelassen, wenigstens wüßte, wo Süden ist, ohne freilich damit auch zu wissen, was er notfalls dort zu suchen hätte.

Aber auch im enger-Beruflichen hat ihn diese Reise sehr gefördert. Er hat nicht wenige interessante Dinge in Alkohol und Formol und auf Tonbändern und Filmen konserviert, aus denen er laufbahnfördernde Treibmittel destillieren kann, sofern er überhaupt noch Derartiges nötig hat; denn schließlich kann er nicht immer nur Rufe ablehnen.

Als materieller Mensch fühlt er sich nicht minder wohl denn als geistiger. Das einzige, was ihm fehlt, wäre eine Tischtennisplatte, um die rückwärtigen Körperpartien von ihrem Dauerdienst entlasten zu

können. Aber er bräuchte freilich auch einen schlagenswerten Partner dazu – und den gibt's wohl in ganz Amazonien kaum. Gelegentlich könnte er auch ein Klavier gebrauchen, um seiner Seele Ausdruck zu leihen; aber gegen den Deutz-Diesel käme er gewiß auch mit voller Seelenkraft nicht an. Deswegen wünscht er sich auch diese beiden Wünsche nicht, sondern erklärt sich für wunschlos glücklich. Wenn das Essen auf den „Tisch“ kommt, keimen ihm freilich doch noch welche. Zwar kann er stolz Delikatessen nennen, denen er bereits mehrmals teilhaftig, ja sogar voll geworden ist, wie z. B. Fleisch von Tapir, Seekuh, Schildkröte und diverse kaum mit Namen zu benennende Sorten wilder Salate und Gemüse, aber so primitive Sachen wie ein Wiener Kalbsschnitzel mit gemischtem Salat oder einen Topfenstrudel kriegt er halt nicht. Auch der Rum, den er in seinen Tee tut, schmeckt nicht wie ein solcher, sondern eher wie Vanillewasser, wobei er bemerken darf, daß Tee hier ein exzeptionelles Getränk ist, das er, dank klugen Vorbedachts, hier ganz allein genießen darf. Neiderregend wäre es, wenn er die bunte Fülle der Früchte des Landes schilderte; doch was hat er vom Anschauen, wenn sie samt und sonders gleich fad schmecken. Er hat es längst aufgegeben, die Aufregung und Vorfreude seiner Reisegesellschaft zu teilen, wenn sein Fahrzeug irgendwo anhält, damit einer irgendeinen Baum erklimmen kann, um dort irgend etwas Eßbares zu ernten. Die Erfahrung hat ihn gelehrt, vorsichtig zu sein; denn fast stets folgt dem verlockenden Fruchtfleisch schon in Millimetertiefe ein granitener Kern. Eher erfreut er sich am Anblick der behenden Früchtepflücker, denen auf- wie abwärts selbst ein Affe zu folgen Mühe hätte. Sollte er sagen, was sein eindrucksvollstes Erlebnis auf dieser Fahrt gewesen sei, so wäre es dies, daß er sich an einem lauen Maiabend, als das Boot irgendwo am Ufer des Rio Branco unter dem grünen Dach des Amazonaswaldes zur Ruhe gegangen war, gewaltig über den Steuermann, der übrigens wahrhaftig Nelson heißt, ärgerte, weil der wieder einmal in der schönsten von Frosch- und Vogelchören belebten Abendstimmung sein verfluchtes Transisterradio angeschaltet hatte, um offenbar ausgerechnet hier der Übertragung eines Motorradrennens zu lauschen. Merkwürdig war es nur, daß dabei die üblichen aufgeregten Reporter fehlten. Nun, des Rätsels Lösung war eines der bemerkenswertesten zoologischen Phänomene, das dem reisend Forschenden je begegnet ist: Das Motorradrennen fand submers statt und wurde am schlammigen Grunde des Rio Branco von tausenden von fast karpfengroßen Fischen veranstaltet. Ob dieses nur im Mai veranstaltete und wohl im Dienste fischlicher Minne stehende, zwar monotone, aber doch geheimnisvoll bewegende Unterwasserkonzert den Ichthyologen schon bekannt ist, weiß ich gar nicht. Jedenfalls wird kaum einer eine so schöne Tonband-Aufzeichnung davon haben, wie ich sie jetzt im Rucksack habe. Und sollte er noch sagen, welches die größten Gefahren gewesen seien, denen er sich ausgesetzt gesehen habe, so wären es die zwei Fingerbreiten, die er anlässlich nächtlicher Exkursionen in Einbäumen zwischen Bootsrand und Wasseroberfläche sorgsam ertastete, um sie weder größer noch kleiner werden zu lassen; denn wenn ein Kanu kippt, dann geht's bekanntlich auch blitzschnell unter. Seinen, in diesen Fällen jugendlichen Begleitern war dabei freilich keinerlei Gefahr gegenwärtig. Sie hatten ihn ja deswegen hinausgepaddelt, weil er es gewagt hatte zu bezweifeln, daß es da überall Krokodile gäbe. Die wollten sie ihm nun nächtens zeigen, weil Kaimanaugen im Taschenlampenschein besonders schön grün aufleuchten. Nun, er sah genug grüne Augen, meist recht harmlos nahe beisammen, aber – wie gesagt – die zwei Fingerbreit gaben ihm mehr zu denken denn hundert Krokodilsgaugen im Dunkeln. Morgen wird er nun, sofern das Öl reicht und der Diesel will, von dieser Fahrt in die Hinterwelt wieder „nach Hause“ kommen, d. i. wie Deine Mutter wohl schon berichtet hat, eine Art Matrazengruft im 10. Stock des einzigen Hochhauses der Urwaldmetropole Manáus. Dort gehen bei Tag und Nacht Schaben und Mäuse frech spazieren und benagen seine Sachen. Aber es gibt auch eine Dusche dort, auf die er sich nicht wenig freut, auch wenn sie arg glitschig ist und mit einer Exkretionsmuschel in naher Kommunikation steht; denn es juckt ihn allerwärts sehr, und die Gewebe, in die er nächtens seinen feuchten Leib bettet, riechen schon. Und dann wird er in die Alvorada-Bar nahe beim Hafen gehen und eine große Flasche Bier trinken (kleine gibt's dort nämlich nicht); sie kostet 1100 Cruzeiros, d. s. ziemlich genau 2 DM. Darüber wird er aber gewiß nicht nachdenken, Dein Dich herzlich grüßender Vater

Zurück nach Wien

Schon im letzten Drittel dieses ersten Amazonasbesuchs von 1966 erhielt ich Post aus Wien, die meine Lebensphantasie beflügelte. Sie betraf meine weitere wissenschaftliche und familiäre Zukunft, kam von meinem ersten akademischen Lehrer Wilhelm Kühnelt und enthielt kurz gesagt die konkrete Ankündigung, daß ich bald mit einem Ruf nach Wien zu rechnen haben werde. Dem war einiges Tauziehen vorausgegangen. W. E. Ankel in Gießen, J. Stammer in Erlangen und schließlich die Forstfakultät der Universität München (offensichtlich angeregt von H.J. Autrum) standen schon in Briefwechsel mit mir wegen analoger Pläne; alle überzeugt davon, mich leicht gewinnen zu können, da doch Braunschweig eine zu bescheidene Wirkungsstätte für mich sei. In konkreten Berufungsverhandlungen stand ich bereits einige Zeit mit München. Ich hatte aber vor der Amazonasreise alles so dilatorisch behandelt, daß nichts zur Entscheidungsreife gedieh; denn unbemerkt von allen Genannten war schon manches Brieflein zwischen Wien und Braunschweig hin und her gegangen; unbemerkt vor allem deswegen, weil sich kein Zoologe vorstellen konnte, daß der Ökologe und Arthropodenmann Schaller als Nachfolger von W. Marinelli, dem Wirbeltieranatom und Morphologen, in Frage käme. Mir ist bis heute unklar geblieben, wie W. Kühnelt mich als seinen Wunschkandidaten ins Wiener Besetzungsspiel gebracht hat. Jedenfalls gelang es ihm, so daß ich nun die Wahl zwischen Gießen, Erlangen, München und Wien hatte, eine Phase von ca. einem halben Jahr, die gewiß den Gipfelpunkt meines „gesellschaftlichen“ Existenzialgefühls darstellte.

Es mag sein, daß mir in Wien die Tatsache geholfen hat, zu der Zeit Präsident des VDB (Verband Deutscher Biologen) zu sein. Als solcher hatte ich mehrfach Gelegenheit, bei größeren Veranstaltungen auf die bildungspolitische Bedeutung der Biologie hinzuweisen. Nach dem Krieg waren ja gerade diese Wissenschaft und dieses Fach sehr ins gesellschaftspolitische Abseits geraten, weil die nun zur Herrschaft gekommene Ideologie die beliebige Erziehbarkeit und Formbarkeit des Einzelmenschen lehrte und zu praktizieren versuchte.



„Vererbung“ war deswegen schon fast ein Tabu-Wort im deutschen Sprachgebrauch geworden. Umso wichtiger war es, die biologischen Grundlagen und Gesetze der humanen Existenz wieder ins allgemeine Bewußtsein zu rücken, und ich nützte als Sprecher meines rund fünftausend Mitglieder zählenden Verbandes jede Gelegenheit zur Aufklärung. Eine solche hatte ich auch in Wien gehabt und dabei offenbar vielen dortigen Biologen aus der Seele gesprochen. Kurz, ich bekam den Ruf vom Minoritenplatz tatsächlich und konnte schon am 1. 3. 1967 den Dienst in Wien antreten. Aus Wohnungsgründen kam die Familie erst Ende August nach (d. h. unsere mittlere Tochter Dietlinde, die später Zoologin werden sollte, blieb bis zur Absolvierung ihrer Matura noch länger allein in Braunschweig zurück). Damals ist es übrigens in Österreich noch Brauch gewesen, daß ein neuberufener Ordinarius nicht nur vom amtierenden Unterrichtsminister, sondern auch vom Bundespräsidenten zu einer persönlichen Audienz eingeladen wurde. Beide Gespräche waren facettenreich und zeigten, daß sich die Herren näher mit meinem Dossier befaßt hatten. Wo fände heute noch eine akademische Berufung so viel politische Aufmerksamkeit? Wo man hinschauen mag, alles ist halt im Dutzend billiger geworden.

Über die Staatsgrenze hinweg brachte ich aus Braunschweig nur einen wissenschaftlichen Mitarbeiter mit, Herrn Dr. Werner Himstedt, der erstmals in der Geschichte des bisher morphologisch ausgerichteten 1. Zoologischen Instituts der Universität Wien hier ein sinnesphysiologisches Labor einrichtete und betrieb, aus Raum- und Installationsgründen übrigens in der Gölsdorfasse beim Rudolfsplatz.

Frau Professor Maria Mizzaro-Wimmer, die große Graphikerin und Photographin der Zoologie nach 1945, gestaltete zu meinem Einstand in Wien Neujahr 1968, diese originelle Collemboleschmüre aus allen möglichen tierischen Integumenten.

Mit meiner „ererbten“ Mannschaft im Oberstock der Universität am Dr. Karl Lueger-Ring hatte ich trotz genealogischer Ungereimtheiten keine Probleme: Marinellis Assistentinnen, die vergleichende Anatomin Frau Prof. Dr. A. Strenger und die Limnologin Frau Prof. Dr. T. Pleskot, kannte ich ja schon von meiner Studienzeit her. Beide waren älter als ich, und Frau Strenger war zudem seinerzeit im Krieg unter W. v. Buddenbrock meine Dienstvorgesetzte gewesen, die gelegentlich sogar Grund dazu gehabt hatte, sich beim Chef über mich zu beklagen. Oberassistent war Rupert Riedl, ein schon weithin bekannter Meeresbiologe. Es hätte also durchaus sein können, daß ich – noch dazu als „Piefke“ – menschliche Probleme mit der eingesessenen Mannschaft bekam. Aber nichts dergleichen trat in Erscheinung. Wenn überhaupt, dann gab es höchstens Spannungen mit dem 2. Zoologischen Institut, d. h. mit seinem ressortempfindlichen Chef Kühnelt, der wohl erwartet hatte, in mir, seinem Schüler, einen verständnisvolleren Partner für seine urgeschichtlichen Abgrenzungs- und Zuständigkeitsprobleme zu finden. So ist es also nie mit mir zu einem der „klassischen“ Revierkämpfe in der zweigeteilten Wiener Zoologie gekommen. Ich hielt mich verständlicherweise mehr an die jungen Leute im Institut, Dr. Ferdinand Starmühlner, Dr. Heinz Splechtna, Dr. An-



Hubschrauber-Exkursion über dem Neusiedlersee mit Antal Festetics (Mitte).



Alpenexkursion vom 23. 7. 1986 zur Widdersteinalm. (Foto: Pass)

tal Festetics, Dr. Salvini-Plawen, und hatte ja auch mit dem im Vergleich zu Braunschweig viel größeren Studentenhafen mehr Arbeit, vor allem deswegen weil es hier viel schwerer war, den nötigen persönlichen Kontakt zum potentiellen wissenschaftlichen Nachwuchs (also zu guten möglichen Dissertanten) herzustellen. Von Anfang an setzte ich Kühnelts bewährte Tradition mit den Exkursionen fort. Die schönsten gingen nach Lunz, an den Neusiedler See, nach Scharfling am Mondsee, an die March, ins Wassergspreng im Wiener Wald. F. Starmühlner war der versierteste Exkursionsleiter. Sehr eindrucks- und lehrreiche Fahrten machte ich auch mit Antal Festetics in die Hortobagy-Puŕta.

In Eigenregie veranstaltete ich jedes Jahr eine Alpenexkursion, stets in ein anderes Berggebiet zwischen dem Rhätikon und den Niederösterreichischen Kalkalpen. Diese Tradition wird noch heute von meinem Schüler Günther Pass fortgesetzt.

Bald fand ich auch in Wien neue Schüler. Einer der ersten war Hannes F. Paulus, der die Augen der Collembolen vergleichend strukturanalytisch bearbeitete und jetzt – nach zehn Lehrjahren bei Osche in Freiburg – mein Nachfolger in Wien ist. Später kam Thomas Bauer hinzu mit einer originellen Studie über die Collembolen fangenden Elaphruskäfer. Er sitzt jetzt auf Wolfgang Tischlers Lehrstuhl in Kiel. Besonders Spaß hat mir dann in den späteren siebziger Jahren noch Erhard Christian mit seiner sprunganalytischen Vergleichsuntersuchung an den diversen Lebensformtypen der Springschwänze gemacht. Er hat jetzt eine Professur an der Wiener Universität für Bodenkultur. Zusammen mit den inzwischen auch gealterten und vielfach schon entpflichteten Doktorinnen und Doktoren aus meiner Mainzer und Braunschweiger Zeit blicke ich so auf eine stolze Zahl von Schülern zurück, die meine Wissenschaft in versteckten, aber amüsanten Ecken durch manche Enthüllung bereichert haben und ihrerseits wieder junge neugierige Menschen an die reizvollen Geheimnisse der animalischen Natur heranzuführen. Naturforschung benötigt ja neben Tiefe auch Breite. Das gilt besonders für die Zoologie mit ihren zwei bis drei Millionen Spezialfällen (Arten) und Verknüpfungen.



Neubau für Wien. Blick ins Politische

Für die Wiener Zeit, die ich von Anfang an als meine zoologische Schlußphase vor mir sah, hatte ich mir schon durch die Berufungsverhandlungen und -bedingungen ein Ziel gesetzt, das nun meine ganze Kraft in Anspruch nehmen sollte. Es war der Vorsatz, der Wiener Zoologie nach fast hundert Jahren der provisorischen Unterbringung im Ferstelschen Hauptbau der Universität am Ring zum längst fälligen Neubau zu verhelfen, in dem endlich auch moderne physiologische Labors eingerichtet werden konnten. Die Zusage dazu hatte ich in zähen Verhandlungen in meinen Berufungsvertrag eingebracht, wenn auch mit den üblichen politischen Vorbehalten. Mein Ehrgeiz war insbesondere durch die Lektüre der geradezu tragischen Vorgeschichte dieses Projekts angestachelt. Die Planungsakten offenbarten nämlich, wie der gute Wille der österreichischen Behörden in dieser Sache schon zweimal an welt-historischen Katastrophen gescheitert war. Baupläne mit attraktiven Zeichnungen fanden sich von 1914 und von 1939. Nun mußte alles darauf ankommen, vor der möglichen nächsten Katastrophe nicht nur Papier, sondern auch Mauern und Inventar unter Dach und Fach zu bringen. In hektischer Frequenz war ich – mit meinem treuen Helfer Eduard Piffel – von Pontius zu Pilatus, d. h. bei allen ministeriellen, universitären, städtischen und politischen Machthabern und Funktionären unterwegs. Nach dem Wechsel von der „schwar-



zen“ zur „roten“ Regierung in Wien fand ich in Kreiskys neuer Wissenschaftsministerin Frau Firnberg eine tatkräftige Mitstreiterin, wobei es zunächst um den Bauplatz im sogenannten Sternwartepark ging. Wegen dieses Zweckbündnisses galt ich selbst lange Zeit in meiner Fakultät als „Roter“, wohingegen mich „meine“ Studenten auf ihren damals üblichen Wandzeitungen eher für einen „Faschisten“ erklärten, weil ich mit meinem biologischen Gedankengut auch vor den Menschen nicht halt zu machen pflegte.

Zehn Jahre lang sah es so aus, als würde ich mein Wiener Ziel nicht erreichen können, weil kein Bauplatz zu finden war. Paradoxerweise sollte ja unser erster Bauplatz im Sternwartepark einer Wiener Baumschutz-Aktion zum Opfer fallen, die sich angeblich um einige für unser Institut zu fällende Parkbäume sorgte, in Wirklichkeit aber angetrieben (und wohl auch finanziert) war von einer potenten Wohnungsbaugesellschaft namens Cottage-Bau. Ich lernte dabei (zum ersten und damit auch zum letzten Mal in meinem Leben) „Politik“ aus Haut-Nähe kennen, wobei ich begreifen mußte, daß es den öffentlich Agierenden nicht um die im Mund geführten Sachverhalte und Werte ging, sondern um Personen, Mehrheiten, Macht. Sobald die Regierungspartei sich als Befürworter unseres Anliegens deklariert hatte, war mit Oppositionellen kaum mehr ein sachorientiertes Gespräch zu führen. Fast belustigend waren meine Erlebnisse mit den massenmedialen Meinungsmachern: Innerhalb von vier Wochen wurden in ihren Pamphleten aus Mörderbäumen Baummörder. Eben noch

Die ersten beiden Jahre in Wien waren angefüllt mit meinen Bemühungen um den Neubau eines Zoologischen Instituts. Es ging vor allem um die Frage des Bauplatzes. Im Park der Universitätssternwarte wäre ein passender gewesen; aber es gab heftige Auseinandersetzungen deswegen, die meine Mitarbeiter, Studenten und mich zu ungewöhnlichen öffentlichen Auftritten zwangen.

Die Zoologen (vorn Frau Prof. Strenger, Prof. Riedl und ich) marschieren zur Sternwarte.

Rechts: Vor dem Sternwartepark halte ich eine Rede durch die „Flüstertüte“, die mir Herr Dr. Hödl hält.



Neue Wiener Zoologie.
(Foto: Mizzaro)

war es um mörderische Alleebäume gegangen, an denen sich gelegentlich flotte oder besoffene Motoristen „derstessen“ hatten, und nun wetterten sie gegen die Zoologen, die für ihren Neubau Bäume morden wollten. Ohne es zu merken, geriet ich selber immer tiefer mit ins Agitieren und wirkte ungewollt am Sturz des damaligen Wiener Bürgermeisters sowie am Zustandekommen des Wiener Baumschutzgesetzes mit. Kurz, fast hätte ich Spaß gewonnen am öffentlichen Treiben, da brachte mich die Volksabstimmung (die „gegen uns“ ausging) wieder zu mir zurück. Schließlich gehörten weder Bauplatzsuche noch die Öffentlichkeitsarbeit dafür mit Fernsehauftritten, Interviews, Demonstrationmärschen und Straßenreden zu meinen „Pflichten“ und schon gar nichts sollte und wollte ich doch mit Leuten zu tun haben, die auch auf einem brennenden sachlichen Anliegen ihr wählerwerbendes Süppchen kochten. Mir war klar geworden, daß ich mit meiner wissenschaftlichen Ethik auf den falschen Dampfer geraten war. Nur ein Beispiel noch soll hier verdeutlichen, wie ich das meine, ohne daß ich damit nötiges politisches Tun verurteilen will: Ich mußte einen wichtigen „Bezirkskaiser“ kontaktieren. Es ging ja schließlich um einen öffentlichen Bau auf seinem „Hoheitsgebiet“. Bevor ich zu meiner Bitte um seine Unterstützung kam, hatte er noch eine Frage. Die lautete: Werden, wenn das Institut im Sternwartegelände gebaut würde, dann auch die Mitarbeiter desselben dorthin (in den 18. Bezirk) ziehen? Ich konnte das mehrheitlich verneinen, was ihn sichtlich beruhigte. Die komische Frage aber blieb mir im Kopf hängen, denn ich konnte ihren (politischen) Sinn nicht verstehen. Im Institut dann klärten mich meine Mitarbeiter aber rasch auf: Den gu-

Anm.: Der Autor hat bemerkt, daß er sich hier wiederholt (siehe S 95!). Aber er streicht nichts. Die Wiederholung zeigt seine tiefe Betroffenheit.

ten Mann hatten nicht die Bäume im Park und nicht unsere Wissenschaft, sondern die (Wähler-) Mehrheitsverhältnisse in seinem Bezirk interessiert. Damals galten allgemein noch Universitätsleute für konservativ und die letzte Wahl war ganz knapp ausgegangen. Einige wenige Familien gleicher Couleur hätten somit das nächstmal „umstürzende“ Wirkung haben können. So hatte denn der gescheite und doch so naive Zoologie-Professor eine gute halbe Stunde lang gemeint, einem Entscheidungsträger Sachliches und Wesentliches zu seinem Bauplan mitgeteilt zu haben, während der im Kopf Stimmen kalkulierte. Das entwaffnende Argument dazu: Bestes Parteiprogramm ohne Wähler wirkungslos!

So mußte mein einziger Versuch, etwas „öffentlich“ zu bewirken, in arger intellektueller Enttäuschung enden. Ich bin kein „unpolitischer“ Mensch; aber Politik als Mehrheitsmache hätte nie meine Sache sein können. Wenn ich gelegentlich „gescheit“ daherredete, sagte der eine oder andere Gesprächspartner: „Warum sind sie nicht in die Politik gegangen?“ und ich mußte ihm antworten: „Weil ich spätestens nach vier Wochen mit jeder denkbaren Partei einen heillosen Krach bekäme“.

In meinem großen Wiener Anliegen geschah nun das Wunder mit der Idee von einer Überbauung des Areals des Franz Josefs-Bahnhofs im Alsergrund, und die Kreisky-Regierung fand Wege und Mittel zur raschen Verwirklichung eines großzügigen Institutsbaus dort, der sich auch heute noch international sehen lassen kann. Allerdings hatte sich inzwischen in mir eine wunderliche Wandlung vollzogen. Das endlich erreichte Ziel ließ mich kalt, so daß ich schließlich nicht einmal an der Einweihung des Neubaus in der Althanstraße teilgenommen habe.

Inzwischen war nämlich etwas für mein wissenschaftliches Gewissen viel Schwerwiegenderes in Gang und gar zum Abschluß gekommen, was mich zwar die Entscheidung für Wien nicht mehr bereuen ließ, aber die hochschulpolitische Wertung meines „Sieges“ in der Neubaufgabe fundamental veränderte: Frau Firmberg hatte, unterstützt von einer großen Mehrheit verschiedenfarbiger Politiker, eine „Hochschulreform“ durchgesetzt, die in meinen Augen auch für mein Fach bzw. für dessen

Zeitungsausschnitt aus dem Jahr 1973.



Die Notwendigkeit eines Institutsneubaues für die Zoologen der Universität Wien wird von niemandem mehr in Zweifel gezogen. Die Umstände, unter denen die Zoologen zur Zeit arbeiten müssen, sprechen allen Vorstellungen von moderner Forschung Hohn.

Studenten und Zoologen haben sich deshalb auch mehrmals den Gegnern des Sternwarteprojektes zur Diskussion gestellt und ihre berechtigten Forderungen vorgetragen. Schließlich initiierten sie ihrerseits eine Unterschriftenaktion für das Zoologische Institut auf dem Sternwartebereich und erhielten in wenigen Tagen 22.000fache Unterstützung.

Behauptungen, die davon sprechen, daß hunderte Bäume und Sträucher für den Neubau geopfert werden müssen, wurden widerlegt. Die Feststellung, der Gebäudekomplex des Institutsgebäudes habe eine Länge von 126 Metern, wird als unrichtig bezeichnet. Tatsächlich beträgt die bewilligte Baufläche ein fünfzehntel des Areals. Ein 30 Meter hoher Schornstein sei keineswegs vorgesehen, denn das Institutsgebäude werde an das Fernheizwerk angeschlossen. Mit einem „Tag der offenen Tür“

Zoologen kämpfen um ihr Institut

PROFESSOREN UND STUDENTEN EINIG: „VON ZERSTÖRUNG DER GRÜNFLÄCHEN KANN KEINE REDE SEIN.“

bewiesen die Zoologen die unhaltbaren und den Lehrbetrieb fast lahmlegenden Zustände in ihrem derzeitigen Domizil.

Die österreichische Hochschülerschaft stellte fest: „Lediglich sieben Prozent des Sternwarteparkes sollen für das Institutsgebäude beansprucht werden. Von einer Zerstörung der Grünlandschaft kann überhaupt keine Rede sein.“ Prominente Persönlichkeiten unterschrieben den Aufruf der Studenten und Professoren – so der in Deutschland lebende österreichische Verhaltensforscher Professor Konrad Lorenz. Selbst die Gegner des Sternwarteprojektes müssen anerkennen, daß Professor Lorenz sich immer und überall vehement für die Erhaltung der Natur einsetzt. Durch ihre Auftritte in der Öffentlichkeit haben Professoren und Studenten jedermann davon über-

zeugt, daß sie ein neues Institutsgebäude brauchen. Es fehlt schließlich auch nicht an anderen Standortvorschlägen. Alle Alternativen für die Errichtung des Institutes an einem anderen Ort erwiesen sich als unbrauchbar: entweder weil das Areal zu klein ist, unter Denkmal- oder Naturschutz steht, oder sich aus anderen gewichtigen Gründen nicht eignet.

Die Zoologen verwerfen die Argumente der Gegner des Sternwarteprojektes keineswegs – sie nehmen deren Sorge um die Umwelt durchaus ernst. Dies beweist auch ein Vorschlag des Leiters der Sternwarte, Universitätsprofessor Dr. Josef Meurers, der die Unterstützung der Zoologen hat: Die Mauer um das Sternwartebereich soll nach Vorstellung Professor Meurers' niedrigergerissen werden. Damit wäre das Areal erstmals für die Öffentlichkeit zugänglich. Außerdem sieht der Plan Professor Meurers' vor, die angrenzende Edmund Weißgasse, die Liffrowgasse und die Sternwartestraße zu Fußgängerzonen mit entsprechender Gartenarchitektur auszugestalten und die Beleuchtung so zu verändern, daß sie einer Fußgängerzone entspricht, aber den Astronomen die Beobachtung des Himmels nicht erschwert. Dieser Plan zerstreut auch alle Bedenken, das Zoologische Institut im Villenviertel könnte verstärktes Verkehrsaufkommen zur Folge haben: In einer Fußgängerzone dürfen auch die Zoologen ihre Autos nicht benutzen und müssen zu Fuß gehen.



Nachwuchs viel negativere wissenschaftsethische Folgen haben mußte als dessen bisherige beklagenswerte materielle Rückständigkeiten.

Das in diesem Gesetz vorgesehene neue „Berufungs“-Verfahren, die stimmberechtigte Mitwirkung nicht Qualifizierter an spezifischen Qualifikationen (wie z. B. an Habilitationen), die Wählbarkeit von Institutsvorständen, die naturgemäß zur Bildung von außerfachlichen Interessensgruppen führen mußte, die mögliche Selbstzuteilung von Lehraufträgen durch interne Kommissionen, das alles waren Fakten und Möglichkeiten, die meinem Bild vom selektiven Status und Gestus des Humboldtschen Universitätsideals nicht entsprachen. Hinzu kam das ungezogene Tagesstreiben des akademischen Nachwuchses, das mir Zorn und Ekel machte, auch wenn es mich persönlich kaum betraf, da die Mehrzahl „unserer“ Biologie-Studenten weiterhin mehr an zukunftsorientiertem Studium als an Tagespolitik interessiert blieb. Immerhin hatte ich dem Dekan vorsorglich mitgeteilt, daß ich im Ernstfall nicht bereit wäre, mein Dienstzimmer persönlich zu verteidigen oder statt meiner Vorlesung eine vom Mob geforderte „Diskussion“ (über nicht-zoologische Fragen) abzuhalten, und hatte dazu meine private Telefonnummer hinterlegt, damit man mich, falls es auch in der Zoologie zu funktionstörenden Zuständen käme, nach deren ordnungsgemäßer Beendigung wieder zum Dienst holen könne. Ich gedachte nämlich – gewitzt durch die tragisch-komischen Beispiele so mancher bundesdeutscher Kollegen – so lange zu Hause zu bleiben und dort Nützliches zu tun, wozu ich auch vorsorglich schon alles Nötige (Manuskripte, Präparate, Mikroskop) dorthin transferiert hatte. Im Institut selbst ging ich dann noch einen Schritt der Distanzierung weiter. Ich trat nicht zur Vorstandswahl an

(mit dem Argument, mich habe schon zweimal ein zuständiger Minister als Institutsdirektor bzw. -vorstand bestätigt) und ging schließlich auch physisch dem unwürdigen Treiben ganz aus dem Wege, indem ich eines Tages mein Zimmer räumte und samt großem Gummibaum ins Labor in der Gölsdorfsgasse umzog. So habe ich mir selber mit über sechzig Jahren nochmals meine Selbstachtung demonstriert und praktiziert, so wie ich seinerzeit als Schüler das Spalier der Akklamierenden für die Parteitagsgrößen am Bamberger Bahnhof heimlich verlassen hatte, um am Regnitzufer Fußball zu spielen, oder wie ich als Student und Hilfsassistent nicht mit zum Heldenplatz marschiert war, sondern lieber im Wienerwald nach Tieren Ausschau hielt. Mir ist ja bis heute jegliche ideologische Agiererei ein Greuel geblieben, vor allem wenn sie in mehrköpfiger Form auftritt. Ich protestiere nicht gern seh- und hörbar, sondern in stiller, konsequenter Selbstbestätigung.

Zum vorhin erwähnten Gummibaum noch ein Wort: Er hatte genau fünf Blätter, als ihn unsere Tochter Dietlinde ihrer Mutter in Braunschweig zum Geburtstag schenkte (ich weiß das so genau, weil er damals pro Blatt 1 DM gekostet hat). Nach dem Umzug nach Wien breitete er sich derart aus, daß ich ihn in mein Dienstzimmer im Institut übersiedeln mußte. Für Kenner wurde er da zum Symbol meiner Präsenz. Und für jene war es dann auch das untrügliche Zeichen meines definitiven „Ausstiegs“ aus dem „neuen“ Universitätsbetrieb, als er unversehens von einer privaten Transportfirma abgeholt wurde. Als erster der Zoologieprofessoren bin ich dann mit „meiner“ kleinen Abteilung (die ich noch immer „Allgemeine Zoologie“ benennen ließ) ins prächtige neue Domizil über dem Franz Josefs-Bahnhof umgezogen. Ich genoß dort den Blick zum Leopoldsberg, aber auch die Freiheit des weitgehend entpflichteten Verantwortungsträgers bei gleich gebliebener Bezahlung. Merkwürdigerweise kam der erwartete Brief aus dem Ministerium nicht, der mir „amtlich“ mitzuteilen gehabt hätte, daß ich nun nicht mehr weiterhin ernannter Institutsvorstand sei, vom formalen Dankeschön für das bis dato Geleistete ganz zu schweigen.

Am Schreibtisch
im alten Institut.
(Foto: Mizzaro)



Zurück zum Amazonas

Ich konnte somit still vergnügt meiner Wissenschaft und ihren mir anvertrauten Adepten im Verborgenen weiterdienen. Und das tat ich bis zum Schluß lust- und erfolgreich vor allem auf dem herrlich reichen Feld der Tropenbiologie. 1971, 1974 und 1980 kam ich mit Unterstützung des österreichischen Forschungsfonds wieder an den Amazonas bzw. Rio Negro nach Manaus, um dort mit Hilfe von Frau Prof. Dr. E. Dorn das wahr zu machen, was ich mir 1966 am Ufer des Rio Branco beim abendlichen Anhören des Laichkonzerts der Jaraquí (siehe Brief S. 160) vorgenommen hatte. Wir fahndeten auf weiteren Bootsexkursionen nach weiteren lautbegabten Fischen, stießen dabei auch auf das faszinierende Phänomen der Luftatmung bei vielen Welsen und Salmlern und vor allem bei den zwei „prominentesten“ Fischgestalten des Amazonasgebietes, beim Riesenknöchelzöngler *Arapaima gigas* (den die Einheimischen Pirarucú = Roter Fisch nennen) und beim Zitteraal (der dort Poraqué heißt). Hier ist nicht der Platz, um von diesen unsern Fragen, Fahrten und Forschungen genauer zu berichten. Wer davon Näheres in auch für Laien lesbarer Form erfahren möchte, sei auf zwei Aufsätze verwiesen: „Zoologische Forschung im tropischen Südamerika“ Spixiana Suppl. 9, 103-112 (München 1983) und „Anatomische und funktionelle Betrachtungen an Amazonasfischen“ Natur und Museum 121(8), 237-247 (Frankfurt 1991).

Mein vierter Besuch am INPA in Manaus vom Jahre 1980 war schließlich nicht nur forschungsmotiviert, sondern beruhte auch auf einer Einladung jenes Instituts zu einem ichthyologischen Fortbildungskurs. Wir (d. h. Frau Dorn und ich) hatten Gelegenheit, vom 25. 2. bis 20. 3. unsere inzwischen reichlich verbreiterten Kenntnisse über Bau und Lebensweise der diversen Amazonasfischformen an fünfzehn ausgewählte brasilianische Studierende weiterzugeben. Nie habe ich sonst soviel Vorbereitungszeit einer Lehrveranstaltung gewidmet, mußte ich doch meine täglichen Einführungsreferate ins Portugiesische übertragen, und wer je genötigt war, als Lehrender außerhalb seiner Muttersprache tätig zu sein, wird wissen, wie schwach man sich dabei fühlt. Es ist, wie wenn man



Begegnung mit einem menschlichen Problem: Zwei Jungen häuten einen Kaiman (1971), weil man sich mit seiner Haut noch immer (bei uns!) einen Dollar verdienen kann.

als Nichtschwimmer Schwimmunterricht zu erteilen hätte (siehe dazu meine Briefe aus Manaus vom Februar 1980 auf den folgenden Seiten). Im konkreten Fall kam noch hinzu, daß ich als leidlicher Spanischkenner (und das war ich ja seit der Peru-Reise von 1956/57) in Portugiesisch aufzutreten hatte, und wer das je tun mußte, wird mir nachfühlen können, wie strapaziös das gewesen ist. Immerhin lobten die Kursteilnehmer am Schluß mein „gutes Südamerikanisch“.

Übrigens machten wir an diesen brasilianischen Elitestudenten die Beobachtung, daß ihnen anatomische Sachverhalte leicht und schnell zugänglich waren, komplexere funktionelle oder gar begrifflich anspruchsvollere hingegen einige Mühe machten, wenn nicht gar unzugänglich blieben. Die inzwischen ja auch bei uns vielfach verbal überspielte Differenz zwischen Prüfungswissen und Verstehen war dort besonders deutlich. Bei uns täuscht ja inzwischen das multiple choice Verfahren auch oft nicht vorhandene Kenntnisse und definatorische Fähigkeiten vor: Wer die richtigen Antworten ankreuzt, hat noch lange nicht bewiesen, daß er sie auch adäquat hätte formulieren können.

Parallel zu meinen eigenen Forschungsbemühungen in der Neotropis gelang es mir, in Wien bald weitere junge Leute für die Tropenbiologie zu motivieren.

Manaus, 18. 2. 1980

Liebe Brunhilde!

Der Umweg über Rio hat sich auch deswegen gelohnt, weil die Waschküche von Manaus gar nicht mehr so überraschend war. Wir sind gestern mit der direkten Maschine von Rio nicht mitgekommen, weil unsere Plätze nicht reserviert waren (trotz entsprechender Versicherungen in Wien bzw. Frankfurt). Es machte aber nichts, weil eine halbe Stunde eher noch eine andere mit Zwischenlandung in Brasilia ging, die allerdings dann fast zwei Stunden später in Manaus war. Natürlich ist niemand für uns am Flughafen gewesen. Aber ganz ohne „Empfang“ ging's doch nicht ab, denn als ich durch die Sperre ging, sagte jemand laut: „Grüß Gott, Professor Schaller“ – und es war Herr Schwartz samt Gemahlin, die aber ihre Tochter erwarteten.

Mit Hilfe eines Taxis und eines einsamen INPA-Mitarbeiters haben wir dann nach einiger Suche das neue Domizil der Junks gefunden und einen ersten Cafesinho gekriegt. Die Junks haben inzwischen einen jungen Hund und eine halbjährige Adoptivtochter (Iris), ein Caboclo-Mädchen mit schwarzen Knopfaugen.

Derweil sind wir im Lordhotel (gleich hinter dem alten INPA) untergebracht. Ab Mittwoch kommen wir aber in ein anderes kleineres Hotel näher zum INPA. Im letzteren dürfen nur noch Studiosi hausen. Am Abend noch kamen die zwei Wiener Dissertanten zu Besuch, Reimer und Frisch. Es geht ihnen derweil ganz gut. Auch wir sind mit unserem Laborplatz zufrieden. Der Kurs beginnt erst am Montag (25. 2.). Somit können wir uns etwa ab 25. in Lima treffen.

19. 2.: Am Faschingsdienstag ist hier alles fechado. Nicht einmal Post und Flugbüros haben auf, so daß ich auch die Flüge nach Lima noch nicht ergründen konnte. Wenn es – wie es heißt – nur die Air France-Flüge gibt, dann könnten wir nur Donnerstags oder Samstags nach Lima kommen. Es gibt aber eventuell noch weitere Möglichkeiten über Iquitos. Unser Kurs beginnt erst am Montag, 25. 2., somit kann er frühestens am 23. 3. enden. Mit der Air France kämen wir dann erst am 29. nach Lima. Morgen werde ich sehen ob es nicht etwas Günstigeres gibt.

Wir sind den ganzen Vormittag am INPA gewesen und haben unsere ersten Referate präpariert. Am Nachmittag, dachten wir, gäbe es etwas Carneval-Rummel; aber der war offenbar schon am Sonntag. Heute jedenfalls wirkte ganz Manaus wie ausgestorben. Es ist übrigens sehr „bereinigt“: Um die Post herum Fußgängerzonen; einige neue Hochhäuser, und verschiedene alte Gebäude aus der Gummizeit recht bunt (aber wohl jugendstilgerecht) restauriert. das alte INPA ist inzwischen ein Hotel. Das IAPTC wird aber neu gebaut. Das Amazonashotel wirkt frisch gestrichen wie neu. Aber am Negro-Ufer hinter dem Mercado häuft sich der gleiche Dreck wie einst, und Urubus gibt's dort noch genug.

Das Wasser steht noch ungewöhnlich tief. Das sah man schon beim Anflug über dem Encontro. Da war auch zu sehen, daß sich die Stadt mit zahllosen Siedlungen ringsum weit in den Wald hinausgefressen hat. Man hat den Eindruck, daß man hier noch mehr auf Pump lebt als früher.

20. 2.: Auch heute ist das Postamt geschlossen – zumindest vormittags. Somit kann ich noch immer nichts Definitives schreiben, zumal auch das Air France-Büro nicht offen hat. Mittags besuchen wir aber Herrn Lindenberg. Vielleicht weiß der Näheres.

21. 2.: Heute früh konnten wir endlich die erste Post aus Manaus aufgeben. Es herrschte Hochbetrieb am Klebetisch. Auf Deine Karte konnte ich ja gerade noch schreiben, daß ich frühestens am 26. 3. (Mittwoch) abends bzw. nachts 23:55 in Lima sein kann (mit Air France). Es wäre schön, wenn Du schon vorher da sein könntest und womöglich schon ein Auto gemietet hättest. Dann könnten wir ohne viel Zeitverlust in die Pension von Macedos Schwester fahren und hätten für die nächsten Tage gleich ein Vehikel. Schreibe doch auch Macedo, wann Du kommst und was Du ihm eventuell mitbringen kannst. Er hat sich um den Reimer anscheinend rührend gekümmert. Umberto hat sich übrigens wieder sehr um uns verdient gemacht. Gleich als er uns sah, schleppte er uns zum Direktor (der kurz danach verreisen mußte) – und oh Wunder, wir bekamen doch ein Apartamento im INPA, was natürlich

viel bequemer für uns und vor allem billiger ist. Jetzt abends will er uns gar noch zum Gouverneur schleppen – wenn ich ihn recht verstanden habe.

Auch Antonio und mehrere andere (einschließlich des, früher wenigstens, allgewaltigen Gerónimo) haben mich sehr freudig begrüßt.

22. 2.: Der Gouverneursbesuch gestern abends entpuppte sich als eine offizielle Veranstaltung in der neuen Technologischen Hochschule, deren Chef Umbertos Bruder ist, bei der ein Convenio zwischen INPA und T. H. (= UTAM) unterzeichnet wurde. Der Gouverneur zählte auch mich als Gast auf, und ich mußte mit nach vorn zum Präsidententisch kommen und der Unterschriften-Zeremonie beisitzen. Natürlich waren auch TV und Presse dabei. Vielleicht finde ich mich heute noch in der Zeitung.

Jetzt am Morgen sind erst einmal die Abflüsse im Apartamento gesäubert worden. Dann waren wir bei der Posteinlaufstelle und in der Bibliothek; manches erscheint doch jetzt besser entwickelt als früher; vor allem die Bibliothek ist ein Schmuckkasten.

Mittags fahren wir nochmals in die Stadt und erkunden beim Air France-Büro (dessen Leiter übrigens der jüngste Lindenberg-Sprößling ist) den Preis für den geplanten Umweg: Manaus – Lima – Santiago – (Buenos Aires)– Rio (statt Manaus – Rio). Könntest Du eventuell auch von Buenos Aires zurückfliegen? (oder gar Rio?); dann könnten wir den ganzen „Rundflug“ zusammen machen.

PS: Trotz langer Recherchen im Büro wissen wir noch immer nicht, was uns der Umweg-Spaß kosten wird. Es scheint aber nicht viel mehr als ca. 1200 DM zu sein. Somit bleibt's dabei: Wir kommen Mittwoch, 26. 3. 1980, 23:55 nach Lima mit der Air France direkt aus Manaus. Unser Ticket wird dann über Santiago de Chile – Buenos Aires nach Rio zurückgehen (eventuell aber auch von Buenos Aires direkt nach Europa zurück). Bitte, schau, was Du mit Deinem Ticket hinschwindeln kannst. Am Postamt ist es eben herrlich tropisch. In Schweiß und Eile, aber mit vielen Bussis und Grüßen (an alle!)

Dein Fritz

Manaus, 27. 2. 1980

Liebe Brunhilde!

Nun haben wir unsere ersten drei Kurse hinter uns und sind doch ganz gut mit uns zufrieden:

Zu Bildern und Kurven kann ich schon streckenweise verständlich reden. Frau Dorn macht ihren Part derweil auf englisch. Wir mischen Anatomie, Physiologie und Histologie, so daß es den Studiosis auch nicht langweilig wird. Die zeichnen übrigens besser als der Durchschnitt unserer Studenten. Auch stellen sie gar nicht so dumme Fragen.

Das ganze findet in einem ziemlich unordentlichen Schuppen statt, der Gottseidank ein wenig klimatisiert ist. Ohne das wäre es dort mit 15 Leuten kaum auszuhalten. das haben wir heute gemerkt, wo ein termitenbewohnter Strommast um – und somit der Strom ausgefallen war. Ich habe buchstäblich im Schweiß meines Angesichts über die Dipnoi doziert und war anschließend nur durch ein Bier zu retten, das im Kühlschrank noch halbwegs kalt geblieben war. Im übrigen geht es mir sehr gut. Ich trinke, esse und schlafe ungehemmt. Die 50 Dollars pro Tag, die ich in Cruzeiros bekommen habe, werde ich aber nur zur Hälfte konsumieren, so daß ein gutes Stück für den Rundflug Lima – Santiago de Chile – Buenos Aires – Rio übrig bleiben wird.

Ich habe Dir ja schon geschrieben: Wir kommen mit der Air France (AF 215) am 26. 3. (Mittwoch) nachts 23:55 in Lima an. Wenn Du schon vorher da wärst und eventuell ein Auto nehmen könntest, wäre es schön. Ich habe eben auch Macedo geschrieben. Wenn es nicht anders geht, lösen wir für Dich den Rundflug Lima – Santiago de Chile – Buenos Aires – Rio – Lima erst in Lima. Dollars werde ich genug haben. Wenn uns das Finanzamt noch nicht gerupft hat, kannst Du doch leicht für 20 bis 30 Tausend Schilling noch Dollars mitbringen? (am besten in Schecks). Eine Reserve ist immer gut. Außerdem können wir den Rest leicht später in Japan verbraten.

Leider habe ich noch keine Post von Dir, so daß ich nicht weiß, inwieweit sich unser Plan mit dem Billigflug für Dich realisieren läßt. Wenn nicht, meine ich, hätten wir trotzdem genug Geld für's ganze. Vielleicht gibt es auch eine günstige Möglichkeit, von Buenos Aires zurückzufliegen? Ich hoffe also, daß bald etwas Klärendes von Dir kommt. Oder bist Du ganz mit den Enkelkindern eingedeckt? Wie geht's denn denen? Und dem Wolfgang? Wandert er bereits durch die Öztaler? Schnee und Eis erscheinen mir eben recht abstrakt. Es ist immer noch ungewöhnlich heiß und trocken am Amazonas.

Vor ein paar Tagen sind wir übrigens bei Dr. Junks eingeladen gewesen, zusammen mit Lindenberg's. Es war ganz amüsan. Lindenberg macht sich als Konsul sehr gut.

....

Glück und Kurth (den Amazonashotelkoch) gibt es noch, aber wir hatten noch keine Zeit sie zu besuchen.

Am Wochenende wollen wir wenigstens einmal in die Reserva Ducke hinaus, um ein wenig vom Amazonaswald zu sehen und zu hören. Nach Janauacá werden wir dann mit den Studenten fahren.

Umberto macht kaum mehr Exkursionen. Er sitzt schon mehr am Schreibtisch.

Unsern Alu-Koffer haben wir „natürlich“ noch immer nicht. Es ist halt der alte Schlendrian. Nun muß ich aber ins Bett. Morgen ist die Histologie dran; da fungiert mehr die Dorn (die etwas an „inneren Unruhen“ gelitten hat, sonst aber munter ist).

Viele liebe Bussis und Grüße an alle!

Dein Fritz



Oben: Schwimmende Wiesen mit *Victoria regia* im Vordergrund; Wohnstätte der Glühwürmchenlarven von *Aspidosoma*, die hier in der Nacht mit ihrem intermittierenden Licht die frischgeschlüpften Ampullarienkinder (Apfelschnecken) anlocken, um sie zu fangen und auszusaugen.

Rechts: Lagune am Rio Negro mit den kreisrunden Laichtümpeln der großen *Hyla boans*-Frösche.



Der bis heute erfolgreichste unter ihnen ist Herr Doz. Dr. Walter Hödl mit seinen originellen ökologischen und bioakustischen Studien an diversen Baumfröschen im Amazonaswald bis nach Costa Rica. In seinem Themenkreis machte sich eine weitere Amphibienspezialistin sehr verdient um die mühsame Populationsökologie und komplizierte Fortpflanzungsbiologie der optisch so auffälligen, aber umso versteckter lebenden Pfeilgiftfrösche. Frau Margarete Roithmair hat im bekannten Forschungsreservat „Panguana“ der Koepckes am Rio Llullapichis in Ostperu nicht nur ihre Dissertation gemacht, sondern auch danach beispielhafte Freilandstudien durchgeführt. Ähnliches gilt für Herrn Dr. Peter Krügel, der das reizvolle Thema der Kleinlebensgemeinschaften der sogenannten Phytotelmen behandelte; das sind natürliche Wasseransammlungen in den Blattrichtern von Bromelien (*Guzmania* u. a.), die von Hunderten von Wassertieren besiedelt werden, vor allem von Mückenlarven, Kleinkrebsen, Wassermilben und sogar von speziellen Froschkaulquappen.

Unter Einbeziehung entsprechend interessierter Botaniker kam nach und nach ein ganzes Schwerpunktprogramm zusammen, das schließlich in der Planung und Installation eines Krans zur Erforschung der Kronenschicht im venezolanischen Regenwald gipfelte. Der inzwischen nach Leipzig berufene junge Botaniker W. Morawetz war der hartnäckige Betreiber dieses arbeits- und geldaufwendigen Projekts. Den Löwenanteil der Kosten trug die Österreichische Akademie der Wissenschaften. Mir macht es Spaß zu wissen, daß ich einer der Urväter solcher zukunftsträchtiger Unternehmen bin.

Als Selbstbelohnung für die intellektuelle Strapaze jenes ichtthyologischen Kurses in Manaus 1980 habe ich anschließend (zusammen mit Brunhilde und Frau Professor Dorn) eine instruktive Reise nach Peru, Chile, Feuerland und zur Osterinsel gemacht. Und die wissenschaftliche Laufbahn fand im gleichen Jahr noch eine gewisse Krönung dadurch, daß ich beim Entomologen-Weltkongreß in Kyoto zwei Poster aus meiner Wiener Collembologen-schule vorzeigen konnte, wobei ich merkte, wieviel Beachtung unsere „Unterwelt“-Aufklärungsarbeit auch im Fernen Osten



Rückfahrt auf dem Rio Llullapichis von der Panguana-Exkursion 1985, in bereits „zivilisierter“ Aufmachung. (Foto: Hödl)



Dr. Walter Hödl zählt das Geld in der Exkursionskasse.

gefunden hatte. Nicht weniger informativ für den akademischen Lehrer war die anschließende Autofahrt durch Japans Hinterland mit der „obligatorischen“ Wallfahrt auf den Fujiyama.

Zur großen biogeographischen Bereicherung wurde dann die Borneo-Reise 1982 mit der Besteigung des Kinabalu. Nun erst konnte ich von mir sagen, daß ich wenigstens vom Erscheinungsbild her wisse, was ein tropischer Urwald sei; denn der Amazonaswald allein genügt dafür nicht. Im Jahr darauf lieferten die ostafrikanischen Wälder am Fuß des Kilimandscharo weiteres Anschauungsmaterial dazu.

Allmählich war ich mit meinen nunmehr schon 40 zoologischen Lehrjahren soweit, daß ich mich auch als Tropenbiologen bezeichnen durfte, so daß es nicht als vermessen erscheinen konnte, erstmals Studierende in die Wunderwelt des tropischen Urwalds einzuführen. Die Vorarbeit dazu mußte ich da schon gar nicht mehr machen, denn inzwischen war tüchtiger wissenschaftlicher Nachwuchs da, der das engagiert und gekonnt in die Hand nahm. In Wien war das vor allem der, schon genannte, junge Baumfrosch-Experte Dr. Walter Hödl, der eine 20-köpfige Exkursionsgruppe nach Panguana (der ehemaligen Pionierstation des bereits erwähnten Ehepaars Koepcke) im Amazonastiefland von Peru brachte, mit der ich dann im Rahmen eines Round-the-world – Flugs für eine Woche zusammenkam. Die Waldspaziergänge mit diesen wißbegierigen jungen Menschen wurden gewissermaßen zur Krönung meiner 30-jährigen Waldläuferei, auch wenn sich da und dort zeigte, daß diese Generation das ihr inzwischen zugefallene Glück nahezu unbeschränkter Weltläufigkeit nicht mehr so naiv und tief zu empfinden wußte wie wir 30 Jahre zuvor. Ich spürte deutlich, daß 10.000 km Flug, eine Urwaldnacht oder die erste Begegnung mit einer Blattschneiderameisenkolonne viel weniger bewegend für sie war als für uns seiner Zeit; ein Phänomen, das sich ja inzwischen vielfach bis zu wahrnehmungsverengender Esoterik verstärkt hat. In meinen letzten Vorlesungssemestern habe ich deshalb bei passender Gelegenheit oft gesagt: Sucht doch nicht in Euch, sondern in der realen Welt nach dem, was reich macht! Was soll die sogenannte Selbstverwirklichung in einer faszinierenden Wirklichkeit, die nur mit dem Kopf und nicht mit dem Bauch erlebbar ist. Mir jedenfalls könne mein vegetatives Nervensystem (=“Seele“) nur Empfindungen und keine Erkenntnisse liefern. Und nur die letzteren ließen sich in der Lebensrechnung zu realen Gewinnen addieren.

Solche Gedanken und Sprüche zeigten, daß ich mich schmerzfrei immer weiter von meiner zentralen Lebensaufgabe, der Arbeit für und mit dem wissenschaftlichen Nachwuchs entfernte, obwohl ich in den 80er und frühen 90er Jahren noch manches Projekt initiierte, finanzieren half und zu Ende bringen konnte. Meine soziale Pflicht als

Mentor für „Postgraduierte“ nehme ich ja bis heute noch ernst. Sie brauchen den alten Professor heute nötiger als je, weil ihre Zahl gewaltig zugenommen hat, ohne daß der Staat und seine forschungsfördernden Institutionen budgetpolitische Konsequenzen daraus gezogen hätten. Ich pflege dazu gern zu sagen: Wie man ein Neugeborenes abnabelt, hat man als junger Vater gelernt. Man benötigt dazu nur Zwirn und Schere, und der Akt dauert drei Minuten. Aber eine(n) Doctorata(us) abzunabeln, das bedarf oft mehrjähriger geduldiger Fürsorge und Promotionsnacharbeit. Selbst für 40-jährige ist da oft noch eine „Befürwortung“ zu schreiben. Und sind es tüchtige, tut man's liebend gern; denn sie sind ja auch eines der „Steinchen in der eigenen Krone“.

Von meinen letzten Postgraduierten nenne ich Herrn Dr. Bernhard Seidel, der noch nach seiner Promotion im Dienste des Forschungsförderungsfonds und des Jubiläumsfonds der Nationalbank die Biologie und Ökologie unserer einheimischen Unken im Waldviertel, an der Donau und March studierte. Dabei hat er jahrzehntelange Lebensläufe dieser schwarzgelben Gesellen zeichnen können, also Langzeitdaten gewonnen, die allein erst eine „richtige“, d. h. aussagensichere Ökologie ermöglichen.

Resignation und Entpflichtung

Von 1980 an häuften sich die Gründe, die zu meiner raschen „Amtsermüdung“ führten: Nicht qualifizierte Zoologen, sondern formal motivierte politische und administrative Instanzen verfügten über die Realstruktur „meiner“ Wissenschaft an „unserer“ Universität. Das war der Rückschritt hinter Josef II (wie mir bei einer verzweifelten Vorsprache der damalige Präsident des Verfassungsgerichts wörtlich sagte). Ich zitiere einige Sätze aus meinem „Memorandum zur Lage der Zoologie an der Universität Wien“ (vom April 1983):

„Die bevorstehende Neuwahl des Vorstands des Instituts für Zoologie in der Institutskonferenz vom 13. 6. 1983 gibt mir Anlaß zu folgendem Erfahrungsbericht mit anschließender Diskussion und Begrün-

dung einer Neuordnung der zoologischen Institutionen an unserer Universität.

Es ist bekannt und nicht vergessen, daß unsere Wissenschaft gegen den ausgesprochenen und wohlbegründeten Willen ihrer Professoren, Assistenten und Studienvertreter durch Erlaß des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung in 1 Institut zusammengefaßt worden ist, obwohl sie zuvor schon jahrzehntelang durch 2 Institute oder wenigstens Lehrkanzeln repräsentiert gewesen war. Die seinerzeit ausführlich dargelegte Diskrepanz zwischen Stoffumfang, Differenzierung und Aufgabenbreite unseres Faches einerseits und seiner personellen, nunmehr reduzierten strukturellen und administrativen Etablierung in der Universitätsorganisation andererseits ist hier nicht zu wiederholen. Sie hat sich seither nicht entschärft; eher ist sie nun auch dem letzten Institutsangehörigen praktisch klar geworden. Der Umzug in die neuen Arbeitsräume hat das Problem sichtbar gemacht; denn nun sind wir zwar alle unter einem Dach, aber die fachliche Differenzierung der Zoologen hat – dank neuer Arbeitsmöglichkeiten – deutlich zu- statt abgenommen.

...

Neben dem pragmatischen Aspekt der aufoktroierten „Zusammenlegung“ sei auch kurz nochmals der rechtliche aufgezeigt: Ein Vergleich der Schwesternwissenschaften Botanik-Zoologie macht deutlich, was ich meine. Trotz wesentlich geringeren Stoffumfangs und deutlich schwächerer Differenzierung blieb die Botanik weiterhin an allen österreichischen Universitäten (auch an den kleinen) durch 2 Institute mit entsprechend verdoppelter Repräsentanz in allen einschlägigen Gremien etabliert. Ich darf nochmals daran erinnern, daß Pflanzen weder Muskeln noch Nerven und schon gar kein vergleichbares Verhalten besitzen. Somit muß ich die Entscheidung über die Zusammenlegung der zoologischen Institute nach wie vor für einen reinen Willkürakt der Ministerialadministration halten, verbunden mit dem verfassungsverletzenden Faktum der rechtlichen Ungleichbehandlung. Und nach wie vor muß ich es bedauern, daß die Universitätsorgane seinerzeit und weiterhin diese Willkür und Ungleichbehandlung faktisch reaktionslos hingenommen haben.“ ...

Zu meinem 68. Geburtstag stellte ich also den Antrag auf Emeritierung in dem selbstsicheren Gefühl, daß ich als Universitätsmann meine Pflichten anständig erfüllt und nun noch genügend Antrieb zu selbstverantwortlicher wissenschaftlicher Weiterarbeit übrig behalten habe, um den in meinem Vertrag vorgesehenen Weiterbezug des vollen Gehalts rechtfertigen zu können. Es lagen ja dutzende unerledigter literarischer Vorhaben in der Schublade. Ein verständnisvoller Arzt bescheinigte mir, daß ich „subjektiv nicht mehr belastbar“ sei und brachte damit mein fundamentales Unbehagen an der „neuen“ Universität elegant zum Ausdruck. Meine nähere Umgebung bis hin zum Dekan meinte freilich, die Frau Ministerin würde mein Gesuch kaum so schnell unterschreiben; denn wegen meiner regen Vortrags-, Reise- und Bergsteigeaktivitäten galt ich allgemein als besonders „gesunder“ Senior. Ich aber pflegte dazu zu witzeln, daß sie so einen Reaktionär wie mich gewiß lieber heute als morgen los sein möchte. Und tatsächlich: wenige Wochen später war die Unterschrift da, und ich verabschiedete mich sang- und klanglos aus der Fakultät. In anderen Zeiten wäre mir das wohl ein diskussionswürdiger und auch schmerzlicherer Schritt gewesen; so aber erlebte ich ihn eher als Befreiung; als Befreiung nämlich von der ethischen Last der Mitverantwortung für ein System, das ich aus tiefer Überzeugung für ein schlechtes halten mußte. Ich pflegte (und pflege) zu sagen, wie froh ich nun darüber sei zu wissen, daß meine Unterschrift nicht mehr unter Vorgängen und Bestätigungen stehe, die nicht meinen Wertungsstandards entsprechen. So habe ich in voller Konsequenz meines eigenkontrollierten Redlichkeitssyndroms nie ein Abschlußzeugnis nach neuer Prüfungsordnung unterschrieben, weil ich diese nach wie vor für verfehlt halte, sowie ich überhaupt die groteske Verschulung des gesamten Studienbetriebs strikt ablehne.

Das Erfreuliche an diesem subjektiven Zerwürfnis mit dem universitären „Geist“ meiner Zeit liegt darin, daß es mir den Abstand zu ihm weiterhin so leicht macht. Obwohl ich noch gerne und viel vom Betrieb um mich wahrnehme, bin ich vergnügt das Gefühl des Betroffenseins los. Diese Feststellung gilt immer mehr für die wachsende

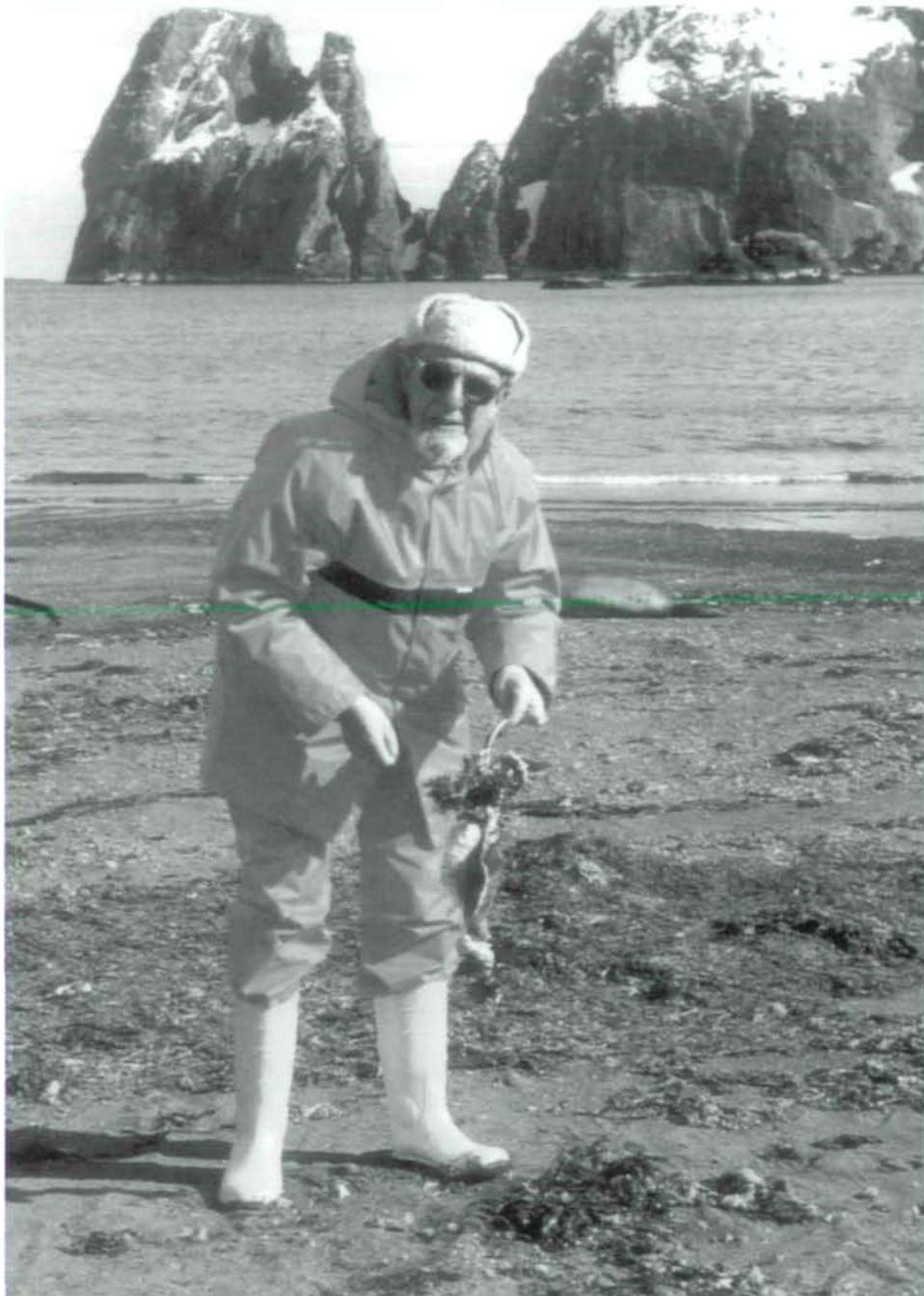
Distanz nicht nur zu „meiner“ Universität, sondern auch zum gesamtgesellschaftlichen Treiben um mich herum. Ich habe nicht vergessen, daß „Gesellschaft“ noch vor 50 Jahren ein schlicht spezifischer Begriff war. In hochdeutscher Diktion meinte er die eigentliche, feine, gehobene, gebildete; in dialektoider Form („G’sellschaft“) eher eine miese, ungewaschene (euphemistisch „feine“), primitive Gruppierung von Mitmenschen.

Jetzt aber ist die ganze Menschheit zur Gesellschaft aufgebläht mit hochstilisierten individuellen „Menschenrechten“ und zerfallenden partikularen Menschenpflichten. Vor allem in unseren „progressiven“, „westlichen“, kapitalwirtschaftlichen Sozialstaaten wird der Einzelne immer mehr; das Ganze und dessen konstitutive Gemeinschaftsformen aber werden zunehmend weniger wert- und bedeutungsvoll. Der Begriff „Partner“ ist bezeichnenderweise zum Hauptwort in der Humansoziologie geworden. Er bedeutet dem Wissenden Teilhaber (von lat. pars = Teil) und verrät – mehrheitlich unbewußt – den wahren Charakter unserer zeitgemäßen Menschenbeziehungen: Die Teilhaberschaft, den kündbaren Gesellschaftsvertrag mit beschränkter Haftung. Ob einer Priester wird, heiratet und (oder) Kinder in die Welt setzt, einen Job annimmt, in die „Entwicklungshilfe“ geht, oder Manager wird, er (sie) tut es, so lang es ihm (ihr) Spaß macht, Geld bringt, Sinn für ihn (sie) hat. Verantwortung – womöglich gar auf Lebenszeit in Form von Treue und Opferbereitschaft – das sind keine „Werte“ und auch kaum gebräuchliche Worte mehr. An ihre Stelle ist die „Selbstverwirklichung“ getreten. Und wenn es bei der zu Dummheiten, Fehlleistungen und Schulden kommt, dann haftet die „Gesellschaft“, was immer das auch sei. Gerade an der Universität, wo ich ja weiterhin bei der Jugend lebe, kann ich ringsum die mißglückten Lebenskonzepte der „Selbstverwirklicher“ beobachten; meist geplante Pleiten mit frühen Schulden (aus unverdienten Wunscherfüllungen), mit zeit- und kraftraubenden Arbeitsteilungskämpfen (aus mangelnder Solidarität), mit destruktiven Trennungsprozessen und illusionären Wiederanknüpfungsversuchen bis hin zum Scheitern beruflicher Lebensziele.

Wenn ich diese Unglücklichen beobachte, denke ich mir oft: So ein schlichtes aber „rundes“ Leben wie das meine sollten sich solche Selbstverwirklicher einmal vornehmen! Aber vorläufig sehe ich bei aller „Selbstverwirklichung“ um mich herum mehr Not und Nötigung als zu „meiner“ Zeit. Dabei resultiert das Leid kaum aus objektiv materieller Not; meist ist es selbstgemacht aus unkompensierter Freiheitsgier. Ich meine, daß diese zu jeglichem Freiheitsanspruch nötige Kompensation durch schlichten Gebrauch der allmenschlichen Ratio leicht zu erzielen wäre. Diese lehrt doch auch dem dümmsten, daß ein Menschenleben zeitlich und physisch begrenzt, sozial abhängig und (auch phasenweise) unwiederholbar ist. Alle Wünsche zugleich, jede Lust nach Belieben und die Welt als Bestellkatalog ohne Preisliste, das ist schon aus der simplen Sicht des biologi(sti)schen Menschenbetrachters, wie ich einer bin, ein menschenunwürdiges, weil vernunftlos animalisches Konzept. Und genau dieses greift als scheinumane Befreiungsideologie in unserer Erfolgsgesellschaft um sich. Daß ich als 75jähriger Biologe, der 50 Jahre lang am Werk der Aufklärung mitgewirkt hat, nun soviel Irrationales um mich herum sehen und hören muß, hätte ich freilich vor 30 Jahren für unmöglich gehalten. Symbolisch sei hier dazu das Vorfeld-Photo des Eingangs „meines“ neuen Instituts für Zoologie angeführt. Es zeigt in welchem Zeitgeist die Biologie heute wirken muß (siehe dazu Seite 260).

Von den freiwilligen Pflichten des Alters

Nach der Emeritierung 1988 habe ich meine literarische und didaktische Universitäts- und Öffentlichkeitsarbeit nicht aufgegeben und auch nicht meine Weiterbildung durch allerlei Reisen: 1989 durchquerten wir in den USA die Rocky Mountains und den Yellowstone National Parc. Für Dezember des gleichen Jahres lud mich Gotthilf Hempel zur Mitfahrt auf der „Polarstern“ in die Antarktis ein, und ich nutzte diese traumhafte Chance zu einer letzten Springschwanz-Aufklärungsaktivität. Mit dem Exhaustor saugte ich ein



Herrn Prof. Gotthilf Hempel, den ich ja von Mainz her gut kenne, verdanke ich einen kurzen, aber eindrucksvollen Blick in die Welt der Antarktis. Er lud mich 1989 zur Mitfahrt auf der „Polarstern“ ein, wo ich Gelegenheit hatte, ein paar Tausend lebende Schneespringschwänze der Gattung *Cryptopygus* einzufangen und nach Wien zu bringen, wo mein erfahrener Gletscherfloh-Dissertant Hubert Kopeszki es als erster fertigbrachte, sie über drei Generationen lang zu halten und zu züchten, was uns die Anerkennung englischer Antarktisforscher eintrug, die das zuvor vergeblich versucht hatten.

Die Fahrt selbst (die nicht über die Nordhalbinsel hinausführte) hat in meinem doch von vielen Lebensbildern aus aller Welt „verwöhnten“ Kopf unauslöschliche Bilder hinterlassen.

Gerade die einfache Linearität der weiträumigen Strukturen, ihre Farben-Armut und Reinheit faszinieren den von tropischer Fülle verwöhnten.

paar Tausend dieser schwarzblauen millimetergroßen Schneebewohner namens *Cryptopygus antarcticus* zusammen und sperrte sie in Filmdöschen auf feuchtem Gipsboden ein. Ihr Rücktransport nach Wien war problematisch, weil es an Bord von Flugzeugen keine so raffinierten Kühlräume wie an Bord des Forschungsseisbrechers Polarstern gibt. Die Mitpassagiere wunderten sich sichtlich über meinen anscheinend ungewöhnlich starken Whiskykonsum, weil ich mir alle Stunden neue Eiswürfel von der Stewardess bringen ließ.



Cryptopygus antarcticus, der Springschwanz aus der Antarktis, dessen Lebenslauf von uns in Wien aufgeklärt werden konnte.



Der große deutsche Forschungseisbrecher „Polarstern“.

Ganz kritisch aber war's beim Zwischenaufenthalt in Buenos Aires, wo die Nacht über im Hotel der Kühlschrank in meinem Zimmer ausfiel, sodaß ich mehrmals zur Kühlmittelbeschaffung die Bar aufsuchen mußte. Aber ich bekam nahezu alle Gefangenen lebend bis nach Wien und dort in den von Dr. Hubert Kopeszki (dem erfahrenen Gletscherfloh-Züchter) spezialpräparierten Kühlkasten. Kurz, nach knapp zwei Jahren wußten wir, wie sich die antarktischen Schneeflöhe vermehren, wieviele Generationen bei ihnen zusammenleben und wie alt sie werden. Das war ein kleiner Triumph für uns, denn zuvor hatte ein englisches Forscherteam jahrelang vergeblich versucht gehabt, diese Lebensgeheimnisse zu lüften. Wir publizierten unsere Befunde schlicht auf Deutsch, was zur Folge hatte,

daß der Projektleiter der Engländer mich bat, das doch auch auf Englisch zu tun. Ich lehnte das aber höflich ab mit dem Hinweis, daß meine Forschergeneration es noch gewohnt sei, wissenschaftliche Texte als Holschuld und nicht als Bringschuld zu betrachten. D. h. wer's wissen will, muß es halt übersetzen; ein Standpunkt, den sich heutzutage freilich nur einer in meinem Alter leisten kann.

Das Jahr 1990 brachte unseren Flug nach Ruanda mit einem eindrucksvollen zoologischen Besuch bei den dortigen Nilpferden und Berggorillas sowie den Aufstieg in die Nebelzone des Ruwenzori mit ihren Senecien und Lobelien (wo ich meinen 70. zünftig beging). 1991 war ich dann nochmals – in Diensten des deutschen Wissenschaftsrates – am Amazonas und im Pantanal. 1992 folgte eine naturkundlich besonders bilderreiche Fahrt durch Ostaustralien mit Besuch des großen Barrierekorals. 1993 durchquerte ich Yukatán, 1994 Kanada von der Vancouver-Insel bis Montreal, und im November des gleichen Jahres gelang mir noch der Aufstieg auf den einsamen Kamerunberg, eine Wanderung durch ganz verschiedene Lebenszonen, so wie sie mir seit meiner ersten Tropenfahrt durch Peru als Optimalunterricht über die Gesetze der Lebensgemeinschaften unseres Planeten vorschwebt. Diesem weiteren biologischen Höhepunkt der Weltbefahrung folgte dann 1995 noch ein anthropologischer beim Besuch der phantastischen Tempelanlagen von Angkor Wat in Kambodscha und ein ebensolcher 1996 bei den pferdezüchtenden Uiguren im innersten China am Westende der Großen Mauer und bis zum Fuß des Pamir.

Bis nahe an das Ende meiner 8. Lebensdekade heran ist es mir also vergönnt geblieben, diesen Globus und das Leben auf ihm in vielen Winkeln und Erscheinungsformen mit voller Wachsamkeit in mein Bewußtsein aufzunehmen und so einen ungeheuren Schatz anzuhäufen, den ich zwar nicht vererben kann, von dem ich aber weiß, daß ich ihn immer unverdrossen und redlich sichtbar zu machen versucht habe, vor allem den Jüngeren, damit sie rechtzeitig den wahren Sinn unseres ephemeren Daseins zu begreifen vermöchten.

Mich bringt ein Blick zurück nicht in Zorn. Er macht mich reich. Der Blick rund-

um hingegen läßt mich immer wieder traurig werden, wenn ich sehe, wieviele Menschen an sich und aneinander scheitern, weil sie sich selbst nicht kennen und sich die falschen Ziele setzen.

Hier kommt also auch bei mir das übliche philosophische Versatzstück zum Schluß: Gewiß ist nur, was wir wissen. Alles andere ist Glauben, Hoffen, Fühlen, und das sind höchst subjektive, ungesicherte Wege zu einem einigermaßen erkennbaren Sinn unseres Einzellebens. „Das“ Leben als transindividuelles Phänomen geht ja über uns weiter, und nur das, was wir dafür taten und tun, bleibt meßbar.

Am Schluss meiner wissenschaftlichen Laufbahn sei es mir gestattet, auch noch einmal über den **Sinn der Wissenschaft zu reflektieren**: Sie ist uns als Neugiertrieb in die stammesgeschichtliche Wiege gelegt und ist von Anfang an in Spielarten aufgetreten, deren Wurzeln wir bei höheren Tieren und bei unseren Kleinkindern finden: Aufmerksames Hin- und Zuschauen, ausdauerndes Kontaktnehmen und Grübeln, unermüdliches Wiederholen und Vergnügen am Wiederholbaren, Erkennen von Richtung und Aufeinanderfolge von Vorgängen, Regelmäßigkeiten merken und nachvollziehen. So kommt jeder Säugling zu seinen ersten „Kausalitäten“ und „Finalitäten“, und so kamen auch die ersten „Menschen“ zu ihren Werkzeugen und analytischen Erfolgen. Die Wissenschaft ist nach wie vor nicht mehr; heute freilich in unfafßbar ausgeweiteter und differenzierter Form. Ihr Spielcharakter ist unverkennbar, auch wenn im Handwerk, dessen entwickelte Formen wir Technik und Technologie nennen, Nutzen und Beherrschung als Leitmotive hinzukommen. Neugier, Spiel- und Wissenstrieb sind nach wie vor die Wesenselemente aller Wissenschaft. Das Darstellen, Abstrahieren und Analysieren des Beobachteten und Gemessenen im formalen Zeichen- und Symbolwerk der Mathematik ist letzte konsequente Folge jener urmenschlich – kindlichen Neugierzwänge. Schon bei ihnen „spielt“ sich ja alles Wahrnehmen, Erkennen und Verstehen im „Cyber Space“ unserer Großhirnrinden ab. Die grenzenlose Kapazität dieses Weltabbildungs- und Analyseapparats beruht auf seiner unbegrenzten transindividuellen Verkabelungs- und Speicherpotenz. So besehen gibt es keine erkennbaren Grenzen für unseren Wissenschafts-(be)trieb. Es gibt aber auch die prinzipielle Hoffnungslosigkeit in der Frage nach dem eindeutigen „Sinn“ des Ganzen. Die Wissenschaft kann sie nicht beantworten, weder in ihrer nach innen gerichteten Form als „Geisteswissenschaft“ noch als extrovertierte „Naturwissenschaft“.

Sicher ist, daß die Biologie jene Spielform der Wissenschaften sein wird, die Leben, Denken, Fühlen und Handeln „des“ Menschen am fundamentalsten berühren und rühren wird. Ich bin froh, ihr ein wenig gedient haben zu dürfen.

*Abschließende Metamorphose
zum Jubilar mit diversen
Dekorationen:*

- *Ehrendoktor-Urkunde der Universität Ulm*
 - *Feier zum 70. Geburtstag in Mainz*
 - *Feier zum 50. Doktor-Jubiläum in Wien*
 - *Ernst Jünger - Preis*

Am Ende biologisch auslaufender wissenschaftlicher Laufbahnen stehen im Normalfall Ehrungen. Das jahrzehntelang zugestrebte Jungvolk und der daraus gewonnene eigentliche wissenschaftliche Nachwuchs im Verein mit verständnis- oder gar respektvollen Kollegen sehen sich von der 6. Lebensdekade an gezwungen, den „akademischen Lehrer und Forscher“ als Jubilar zu würdigen. In meinem Fall war's der 70. Geburtstag, den meine auch schon alt gewordenen Mainzer Schüler und Weggenossen arrangierten. Zuvor allerdings hatte schon Werner Funke im Verein mit Detlef Bückmann in Ulm die besondere Ehrung der Ehrenpromotion für mich realisiert (3. 7. 1987). Darauf darf ich wohl eigens stolz sein; denn dem Ulmer Senat hatte ich ja nichts als mein zoologisches und allgemein akademisches Wirken zu „verkaufen“. Eine dritte Ehrung bot mir schließlich die Gelegenheit, unserer universitären Gesellschaft am Ende „meines“ Jahrhunderts meinen wissenschaftlichen Sittenspiegel vor die Nase zu halten (dazu siehe den Text meiner Ansprache anlässlich der 50-jährigen Erneuerung meines Doktor-Diploms vom 13. 6. 1994 mit dem Titel „Nachdenklicher Dank“).

Ehrendoktor-Urkunde der Universität Ulm

UNIVERSITÄT ULM

Die Fakultät für Naturwissenschaften und Mathematik

verleiht unter dem Rektorat
des ordentlichen Professors

für Klinische Physiologie und Arbeitsmedizin
Dr. med. Theodor M. Fliedner

und unter dem Dekanat
des ordentlichen Professors für Betriebswirtschaft
Dr. rer. nat. Peter Gessner

Herrn Professor Dr. rer. nat.

FRIEDRICH SCHALLER

Institut für Zoologie
der Universität Wien

den akademischen Grad eines

DOKTORS DER NATURWISSENSCHAFTEN

EHRENHALBER
(Dr. rer. nat. h. c.)

in Anerkennung seiner außerordentlichen Leistungen
als Wissenschaftler und als akademischer Lehrer im Fach Zoologie.

Ulm, den 3. Juli 1987



Ehrendoktor-Urkunde und -Hut
der Universität Ulm, 1987.
Neben dem Jubilar Helmut
Mayer, Frau Hildegard Funke,
Werner Funke (der Anstifter
dieser Ehrung).

*Feier zum 70. Geburtstag
1990 in Mainz*

Dazu versammelt ist am Kupferberg auf (jedenfalls für mich) geheimnisvolle Weise eine beachtliche Schar munterer Damen und rüstiger Herren, ein gewaltiges Potential an Wissen und Erinnerung.





Festredner am 3. 11. 1990.
Oben: W. Funke,
mitte: D. Bückmann
sowie der Jubilar.



Herr Dr. H. Mayer ehrt den
alten Tischtennisamatador mit
70 Tischtennisbällen am lan-
gen Band.

Feier zum 50. Doktorjubiläum in Wien, 1994

Die (hier ein wenig gekürzte) Rede vom 13. 6. 1994, im Dekanat der Wiener Fakultät für Formal- und Naturwissenschaften:

Nachdenklicher Dank

Knapp 24 Jahre bin ich alt gewesen bei meiner Promotion und von der sogenannten Welt wußte ich nur das Wenige, was damals in Deutschland ein Kind vom Land, ein Gymnasiast und Student so wissen konnte. Dank meiner Eltern und Lehrer ist das aber gar nicht so wenig gewesen: Mein Vater, bei dem ich auch zur Schule ging, hatte mir das Wichtigste für jegliche gehobene Laufbahn im Leben mitgegeben: Die Fähigkeit, mich in Wort und Schrift klar und fehlerfrei auszudrücken. Die Mutter hatte Auge und Ohr für das Schöne und Rätselhafte, vor allem in der Natur, geöffnet. Und die Lehrer des Humanistischen Gymnasiums in Bamberg hatten daraus einen klassisch gebildeten jungen Mann gemacht, dessen Weltbild – trotz aller Flausen im Kopf – von den alten Griechen und Römern bis herauf zur Atomphysik reichte. Es war freilich ein sehr deutsches und eurozentrisches Weltbild. –

Schicksalhaft war für den jungen Franken die zufällige Einberufung zum sogenannten Studentischen Ausgleichsdienst nach Wien. – Das war für mich wie ein zweiter Geburtsakt in meine gewissermaßen vorbestimmte Welt, die nun mit ihrem auch damals üppigen Kulturbetrieb, mit den Bergen dahinter und im Zentrum mit ihrer Universität meine eigentliche Heimat werden sollte.

Der Bamberger Maturant hat dann bewußt ein biologisches Fach gewählt, nicht weil er sich dafür besonders gut vorgebildet wußte, sondern gerade deswegen, weil dafür in der Schule seine Neugier zu wenig befriedigt worden war.

Zum erstenmal habe ich die heiligen Hallen dieses Ferstel'schen Prachtbaus (der Universität) im September 1939 betreten, um über die Fünferstiege zur Zoologie vorzudringen. Ich mußte nämlich wissen, ob ich als Einarmiger überhaupt Zoologie betreiben könne. Mir öffnete ein junger hagerer Dozent – damals habe ich freilich noch nicht so recht gewußt, was das eigentlich ist –.

Ich trug ihm meine Frage vor. Er stutzte und sagte dann: Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen. Aber kommen Sie in drei Tagen wieder, dann werde ich's wissen.

Und tatsächlich, drei Tage später sagte er kurz und trocken: ja, es geht, inskribieren Sie ruhig Zoologie –.

Was für ein Beispiel schlichter sozialer Zuwendung hinter diesem Verhalten jenes Zoologie-Dozenten gesteckt hat, habe ich erst viele Jahre später begriffen, als er mir erzählte, was er die drei Tage zwischen Frage und Antwort getrieben hat: Bei allen fachlichen Verrichtungen hat er nämlich einen Arm stillgelegt, um auszuprobieren, ob man auch so sezieren, mikroskopieren und anderes mehr in der Zoologie nötige machen könne. Die Älteren unter Ihnen werden meine Anekdote kennen und wissen, daß es mein späterer Dr.-Vater Wilhelm Kühnelt gewesen ist, der als ein typischer akademischer Lehrer alten Stils für einen anonymen Adepten so selbstverständlich Unselbstverständliches getan hat...

Einige meiner anderen Wiener akademischen Lehrer zähle ich hier nur auf: Hermann Weber (der große klassische Insektenmorphologe), Wolfgang v. Buddenbrock (der Mitbegründer der modernen vergleichenden Physiologie), Ludwig Bertalanffy (der literarische Begründer der Theoretischen Biologie), Konrad Lorenz



(der in der Verhaltensforschung die Brücke von den Tieren zum Menschen schlug), Othenio Abel (der Begründer der Paläobiologie), Fritz Knoll (der anregende Pionier der Blütenbiologie). Jeder von ihnen hat sein Engramm in meinem wachsenden Weltbild hinterlassen.

Zum Leben an der damaligen Alma Mater Rudolphina muß ich noch berichten, daß es von der Studienordnung her freier war als heute: Die Fächerkombinationen waren weitgehend frei. Pflichtprüfungen gab es kaum. Die Dissertation war eine freie Vereinbarung zwischen Lehrer und Schüler ohne standardisierte Vorleistungen. – Kurz, die Universität war eben noch nicht zur Hoch-Schule geworden. Allerdings, das Risiko einer Fehlwahl oder des Scheiterns trug dabei der Wahlberechtigte allein.

Ich selber bin ein recht unordentlicher Zoologiestudent gewesen, einer, der heute so kaum geduldet würde: Viele Stunden saß ich nicht in „meinem“ Hörsaal, sondern bin ich fremd gegangen bei den Archäologen, Völkerkundlern, Vorgeschichtlern, Germanisten und vor allem bei den Philosophen – wo ich übrigens Erich Heintels erste Seminare miterlebte und jeweils zu Beginn der Vorlesungen des Kantianers Wichmann aus seinem Mund zum sogenannten Deutschen Gruß die zeitgemäße Anrufung „Gott strafe England“ mitanhören durfte.

Dank eines bösen und doch gütigen Schicksals konnte ich ja als Nichtwehrpflichtiger die mordgierige Welt um mich herum einigermaßen links liegen lassen. Die wurde allerdings auch an der sogenannten Heimatfront immer bedrohlicher. So mußte ich – weil ich inzwischen ein sogenannter Hilfsassistent geworden war – schon viele Nächte im Keller der Universität als Luftschutzwart verbringen; ein lästiger Einsatz zwar, aber gemildert dadurch, daß sich dazu regelmäßig mein Chef, Prof. Wolfgang v. Buddenbrock, zum Schachspielen mit mir verabredete. Jedenfalls, nach Stalingrad wurde es höchste Zeit für mich, an den Abschluß der Dissertation zu denken; denn spätestens jetzt war es jedem nun klar geworden, daß es keine kalkulierbare Zukunft mehr geben werde.

So bin ich denn am 26. 7. 44 an dieser Alma Mater zusammen mit vielen Commilitonen zum Dr. rer. nat. promoviert worden. Im Kopf des Promovenden mischten sich dabei Gedanken, die heute in den Köpfen sogenannter Zeitzeugen vielfach von Erinnerungen und Folgerungen überlagert erscheinen, deren Genese in Wahrheit jedoch eine posteriore ist. –

Was ist damals nun tatsächlich im Kopf des Jungzoologen umgegangen bei jener fast gespenstisch normal ablaufenden akademischen Feier seiner Promotion? Ein Blick in den Wehrmachtsbericht ist dazu dienlich. Er beleuchtet wohl am hellsten die Rahmenbedingungen der existentiellen Situation des Absolventen. Dort werden als erste Orte des realen Weltgeschehens Caen und Saint Lo in der Normandie genannt (damit also das Faktum aufgezeigt, daß die deutsche Wehrmacht auch schon im Westen geschlagen war). Dann folgt ein Hinweis auf das sogenannte Vergeltungsfeuer auf London (also auf das, was damals Wunderwaffe hieß). An der Südfront bewegt sich das Mordgeschehen um Arezzo und Florenz; im Osten oszilliert es um Lemberg, Brest-Litowsk, Grodno und am Finnischen Meerbusen. Und noch hautnah folgen Meldungen von den Bomben auf diverse west- und süddeutsche Städte, vor allem auf Stuttgart, und auf die Reichshauptstadt. – Was hatte da eine Promotion in Zoologie zu bedeuten für einen jungen Menschen, der doch eigentlich die nächsten 40 Jahre für seine Wissenschaft arbeiten sollte und wollte? –

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Bitte, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich heute, an diesem Tag, auch solche Gedanken wälze. Meine Welt läßt sich nicht in einer beliebig vor- oder nachgefertigten Gegenwartsfacette fassen!

Sie war und ist zu reich an allem, was sich „menschlich“ nennt, in des Wortes ungeschminkter Bedeutung.–

Aber kehren wir zurück zu jenem soeben frisch Promovierten, der natürlich auch nicht ohne Stolz und Optimismus die große Stiege vom Festsaal zur Aula hinunterging, um dort in den staunenden Augen eines Säuglings auf den festen Armen einer prächtig bezopften jungen Frau erst einmal Gegenwart und Zukunft zugleich zu vergessen.

Später hat sich ja herausgestellt, daß sowohl die Wahl des Faches wie die Wahl dieser Mitstudentin wahre Volltreffer gewesen sind. Im Nachhinein wirkt das natürlich sehr geschickt; aber ich weiß schon, daß alles auch schöner Zufall war. Und solche schönen Zufälle haben sich dann noch verdächtig oft in meinem Leben gehäuft: Die rechtzeitige Auslagerung vor den Russen aus Wien; die Berufung meines ebenfalls aus Wien geflohenen Lehrers und Chefs v. Buddenbrock an die neue Nachkriegsuniversität in Mainz, wo ich schon anfangs 1946 einfach wieder Zoologe sein durfte; die frühe Berufung nach Braunschweig; und schließlich die gelungene Rückkehr in die Wahlheimat Wien. Es war ein beruflich wie familiär bruchloser Aufwärtsweg, überhöht von vielen buchstäblichen Gipfeln in den geliebten Alpen und sonst in der Welt und frei vom Zwang, mich jemals in einen Frack zwängen zu müssen. –

Glücklich kann ich heute sagen, daß mir auch die Erfüllung eines Wunsches gegönnt war, den wohl viele Akademiker wenigstens heimlich hegen: Die Rückkehr als Berufener an die einst prägende Studienstätte.

Diese Rückkehr ist mir 1967, also im relativ frischen Alter von 47 Jahren möglich gewesen. Damals ist ein solcher neu berufener „ordentlicher“ Universitätsprofessor in Österreich offensichtlich noch eine auch öffentlich bemerkenswerte Figur gewesen. Das zeigte sich in meinem Fall nicht nur in einem Berufungsgespräch mit dem damaligen österreichischen Unterrichtsminister Piffel-Percevic, sondern auch in einer Audienz beim österreichischen Bundespräsidenten. Es war Franz Jonas, dem es sichtlich Spaß machte, als Laie mit so einem ausgefallenem Fachmann für Zoologie respektvoll zu diskutieren.

...

Was ich auf meinem beruflichen Weg und hier in Wien an seiner Endstation für meine Wissenschaft und vor allem für deren Nachwuchs tun durfte und konnte, hat ja Herr Paulus geschildert. Ich meine, ein Produkt meiner Wiener Wirksamkeit wird gewiß noch einige Zeit sichtbar bleiben: nämlich das neue Zoologische Institut an der Althanstraße. Obwohl es mir damals (1967) als Berufsbedingung zugesagt war, habe ich dann doch fast 15 Jahre lang darum kämpfen müssen. ... Dabei lernte ich notgedrungen auch die gebundene Denkweise einiger Politiker näher kennen. Das hatte die Folge, daß ich danach einige Jahre lang kein Kreuzchen mehr machen konnte. Unsere redliche Helferin in der Bauplatz- und Neubau-Affaire, Frau Ministerin Firnberg, hat sich ja in meinen Augen leider nachher bei der uneinsichtigen Durchsetzung ihrer unglücklichen Universitätsreform (UOG) auch noch ein Udenkmal gesetzt.

Mir jedenfalls ist ja schon 1970 klar gewesen, – und das habe ich damals sowohl öffentlich wie in vielen Kommissionen gesagt –, daß Firnbergs Jahrhundertgesetz nur Anfang einer Serie sich beschleunigender Rück-Reformen sein werde.

Aber immerhin, der Neubau der Wiener Zoologie steht und funktioniert, und er kann sich – wie ich meine – auch international sehen lassen (wozu ich übrigens noch sagen muß, daß sich um seine Durchführung unser Prof. Eduard Piffel besonders verdient gemacht hat). ...

Ins Neue Institut bin ich als erster umgezogen. Aber unter dem neuen UOG wollte

ich keine Verantwortung mehr tragen, und so habe ich mich schon 1986 emeritieren lassen. Wegen der Verschulung der Studien habe ich auch keine Kandidaten mehr nach den neuen Studienordnungen geprüft. Aber ich erfülle bis heute gern noch meine sozialen Pflichten als akademischer Lehrer bei der Beratung meiner ehemaligen und verzögerten Schüler, und ich nehme auch aktiv teil an Forschungsprojekten, vor allem in der Neotropis.

Nicht ohne Stolz kann ich hinzufügen, daß ich auch immer wieder in der allgemeinen naturwissenschaftlichen Aufklärungsarbeit tätig war und bin. Nach einem solchen Volkshochschulreferat hat mir übrigens ein alter Langenloiser Weinhauer einmal das schönste Kompliment gemacht, das sich ein Dozierender wünschen kann. Er kam zum Pult und sagte spontan: „Sie haben überhaupt nicht wie ein Professor geredet, Herr Professor!“...

In meiner Wissenschaft werde ich wohl von den Leuten, die sich mit den Springschwänzen, Ultraschall-hörenden Nachtfaltern und Glühwürmchen befassen, nicht gleich vergessen werden; und im Kapitel der sogenannten indirekten Spermato-phorenübertragung wird man mich wohl auch weiterhin zitieren müssen. Für einen, der wie ich weiß, daß er von solcher „Unsterblichkeit“ persönlich nichts mehr haben wird, bedeutet sie freilich faktisch wenig oder auch nichts. Aber was mir die Rückschau und das Wissen vom Ende wirklich süß macht, das ist die Gewißheit, daß ich vielen jungen Menschen die Augen und Ohren mit öffnen konnte für das Schatzhaus der organismischen Welt und daß ich ihnen die Pflicht zum und den Genuß am kritisch-rationalen Denken mit nahebringen durfte. Überhaupt muß ich sagen, daß mir – vom geglückten Familienleben einmal abgesehen – das sogenannte akademische Leben etwas wunderbares beschert hat, nämlich den Zwang und die Gunst, 50 Jahre lang tagaus, tagein mit immer gleich jungen Menschen zusammen zu sein. Erst im Gespräch mit meinen einsam werdenden Altersgenossen spüre ich den ganzen Zauber dieses Privilegs.

Und die mit mir gealterten Schüler, die sich gern mit mir an gemeinsame Wegstrecken in der Zoologie, in den Bergen und in den Tropen erinnern, geben mir die Gewißheit, daß ich mein akademisches Gelöbnis vom 26. 7. 44 doch wohl recht redlich und wirksam erfüllen konnte. Es lautete zeitgemäß:

„Sie werden also geloben: Erstens, daß Sie der Universität, in der Sie den Doktorgrad erlangt haben, allzeit ein treues Andenken bewahren, und daß Sie diese Universität, falls Sie dazu imstande sind, nach Kräften fördern wollen; sodann, daß Sie die Würde, die wir Ihnen verliehen haben, rein und unversehrt erhalten, und daß Sie diese niemals durch Ihre Gesinnung oder Ihr Leben entehren werden. Als Doktorand der Philosophie und der Naturwissenschaften werden Sie auch noch das Gelöbnis ablegen, daß Sie die zur höchsten Ausbildung führenden Studien im Dienste des Deutschen Volkes unermüdlich pflegen und weiterführen werden, ebenfalls nicht nur um des Gewinnes und auch nicht um des eiteln Ruhmes willen, sondern damit die Wahrheit, wie wir Deutsche sie verstehen, immer mehr sich ausbreite und ihr Licht, auf dem das Wohl des Deutschen Volkes und das Heil der Menschheit beruht, immer heller leuchte.“ (Diesen Gelöbnistext hat mir übrigens Herr Dekanatsdirektor Fellner besorgt, dem ich hier zudem noch für seine jahrelange friktionsfreie Hilfsbereitschaft in allen Fakultätsnöten danken muß).

Ich meine, Schande habe ich dieser meiner Universität wohl nicht gemacht, und für die Wahrheit – auf der ja nicht nur das Wohl des Deutschen Volkes, sondern tatsächlich das künftige Heil der Menschheit beruht – habe ich mit schwachen, aber nie ermüdeten Kräften mein mögliches getan. –

...

Ernst Jünger-Preis 6. Oktober 1998

Vorbemerkung zur Veröffentlichung der Dankesrede bei der Überreichung des Preises an Prof. Schaller, „carolinea“, 57 (1999).

Am 22. Juli 1985 hat das Land Baden-Württemberg durch Beschluss des Ministerrates den „Ernst Jünger-Preis für Entomologie“ gestiftet. Der mit einem Preisgeld von 10.00 DM ausgelobte Preis war ab 1986 alle drei Jahre am 29. März, dem Geburtstag Ernst Jüngers, in einer öffentlichen Veranstaltung zu überreichen.

...

Der Preisträger 1998 ist mit dem fast 80jährigen Prof. Dr. Dr. h.c. Friedrich Schaller, Wien, eine der bedeutendsten zoologischen Persönlichkeiten unserer Zeit. Er stattete bei der Preisvergabe seinen Dank mit einer philosophisch-kritischen Rede ab, die zugleich eine Rückschau auf die Ethologie des Menschen im 20. Jahrhundert wie auch eine persönliche Beziehung zum Werk Ernst Jüngers offenlegt.

...

Bemerkungen über Ernst Jünger und mich. von F. Schaller, Wien

Rede zur Überreichung des Ernst Jünger-Preises für Entomologie, am 6. Oktober 1998.

Wenn ein Mann meines Alters, der sich 50 Jahre lang redlich um seine Wissenschaft, die Zoologie, bemüht hat, gegen Ende seines Lebens und Jahrhunderts aus heiterem Himmel von einem Stuttgarter Ministerium gefragt wird, ob er sich als möglichen Träger eines Ernst Jünger-Preises vorstellen könne, so denkt er erst einmal an seine Jugend und an seinen Vater, der als kriegsfreiwilliger Generationsgenosse jenes Schriftstellers (oder war Ernst Jünger doch ein Dichter?) oft von diesem sprach, also von einer damals (in den 20er Jahren also) weltbekannten literarischen Persönlichkeit. Ich (der Gefragte) hatte ja auch selber schon mit 18 (also um 1938 herum) Ernst Jüngers Kriegstagebuch (In Stahlgewittern) gelesen und es als alles andere denn eine Hymne auf den Krieg verstanden, gerade weil der unheimlich erregungslose Berichterstatte darin einen so unverhüllten Blick in seine junge Männerseele tun läßt.

Alles, was Jünger danach noch von sich gegeben hat, ist für meinen rationalen Kopf kurios aber bei weitem nicht so bewegend geblieben wie jenes Schützengrabenepos. Die zeitgemäße expressive Sprache, in der er viele weitere literarische Beobachtungen, Betrachtungen und Erfindungen dann formuliert hat, zeigt mir, daß der initial Einmalige (ich meine einmalig in des Wortes konkreter Bedeutung) dann zum stilistisch und inhaltlich katalogisierbaren geworden ist. In den vielen Nachrufen war das ja kürzlich schön nachzuvollziehen, egal ob sie positiv oder negativ ausfielen. [Ich darf hier in Parenthese sagen, daß ich genau das zu gern noch in Anwesenheit des Zeitlosen hier ausgesprochen hätte.]

Und damit komme ich zum Anlaß meines Hierseins, von dem ich in subjektiver Sicht während meines langen Lebens nie zu träumen Anlaß gehabt hätte. Ich habe ja nie wie Ernst Jünger eine richtige Uniform, geschweige denn eine Waffe getragen, ich habe keine Literatur im eigentlichen Sinne dieses Wortes erzeugt, ich war und bin ein schlichter Zoologe, der sich in Forschung und Lehre bemüht hat, vor allem auf dem Gebiete der Insektenkunde unser Wissen von und über diese faszinierenden Mitlebewesen zu erweitern und zu vertiefen. D. h., daß ich einmal einen nach Ernst Jünger benannten Preis entgegen nehmen dürfe, das wäre mir

nie in den Sinn gekommen, weil er für mich stets ein großer Sprachmeister, nicht aber ein bedeutender Wissenschaftler gewesen ist. Mir war ja auch bekannt, daß er sich selbst gern als Steckenpferd-Entomologen betrachtet hat, also als einen, der Insekten, speziell die Käfer, intim kannte und liebte, sehr viel von ihnen wußte, ihnen aber nicht analytisch-rational nachging.

Die gestaltliche Schau war ihm stets wesentlicher als das funktionale Verstehen. Daß es nun einen entomologischen (also letzten Endes wissenschaftlichen) Ernst Jünger-Preis gibt, muß somit Gründe außerhalb seiner Person und Persönlichkeitsstruktur haben. Sie finden sich auch leicht in seinem (also in unserem) Jahrhundert, das unserem deutschen Sprachkulturraum soviel Ungereimtes beschert hat, daß nun die Ungereimtheit eines Entomologiepreises für einen Literaten den Jüngeren unter uns gar nicht mehr auffällt. Bei unseren westlichen Nachbarn, den Franzosen, die mit Fabre einen vergleichbar literarisch-großen Entomologen verehren können, wäre es kaum denkbar, daß sie den Unterschied zwischen einem solchen – also dem sprachbegabten Entomologen – und dem entomologisch engagierten Literaten, wie Ernst Jünger einer ist bzw. war, so mißachtet hätten.

Wenn ich einigermaßen richtig unterrichtet bin, so sind ja auch die französischen Ernst Jünger-Verehrer nicht zum Insektenforscher, sondern zum großen Literaten wallfahren gekommen.

Bitte, meine Damen und Herren, verstehen Sie diese meine kritischen Bemerkungen zu einem spezifisch deutschen Selbstverständnis-Syndrom am Ende dieses Jahrhunderts nicht falsch. Ich weiß als hauptamtlicher Insektenkenner und Forscher, daß ein großer basaler Teil unseres entomologischen Wissens von Hobbyentomologen wie Ernst Jünger stammt, und weiß daher auch die große Ehre zu schätzen, die mir mit dem nach ihm benannten Preis zukommt. Ich bin aber auch ein Zeitgenosse des Jahrhunderts, das sein Schicksal war im wüsten Widerschein seiner Stahlgewitter, Flächenbrände und Fackelzüge. Ich habe mit ihm gelitten unter dem Zusammenbruch unseres nationalen Selbstbewußtseins, und wenn es stimmt, daß Ernst Jünger selbst meinte, sein Name sei mit einem entomologischen Preis zeitgemäßer bekränzt als mit einem deutsch-literarischen, dann weiß ich mich in seiner lächelnden Altersweisheit noch tiefer geehrt, auch wenn ich ihm in vielem nicht folgen konnte und kann: Nie wäre es mir beigestanden, sogenannte Bewußtseinserweiterungen in Drogenexperimenten zu suchen, nie hätte ich mich seiner oft transreal-expressiven Sprache bedient, nie hätte ich mit solcher Sicherheit vom Leben nach dem Tode gesprochen.

Ich weiß, daß ich hier meine Rolle als Entomologie-Preisträger unangemessen überspiele; aber ich muß ja nicht nur vor Ihnen, meine Damen und Herren, bestehen, sondern auch vor mir selber. Und mein Bewußtsein wurzelt nicht in diesem ephemeren Jahrhundert allein, sondern im Wissen von der irdischen Zeitlosigkeit unserer halb animalischen, halb geistigen Menschennatur, die ein und denselben Menschenmann zum Todfeind seiner Artgenossen, zum begnadeten Werteschöpfer und zum hingerissenen Betrachter und Schilderer rätselhafter Tiergestalten werden läßt.

Ein paar Worte über mich und mein Tun seien mir hier noch erlaubt. Im Gegensatz zu Ernst Jünger, der seinem Wesen gemäß unter den Insekten die fest gestalteten, hart gepanzerten und gern metallisch glänzenden geliebt hat, also die großen Trophäenordnungen seiner sauber gereihten Koleopterensammlung und den Prunk der Goldwespen, ist mein Leben von der weichhäutigen, glanzlosen Schar der im Verborgenen wirkenden sogenannten Ur-Insekten begleitet worden. Sie lassen sich auch nicht in Reih und Glied bringen und nach ihren artgemäßen

Uniformen ordnen, sondern offenbaren ihren Reiz im rätselschwangeren Gehabe ihres Lebensvollzugs.

D. h. im Gegensatz zu den Käfern, die man systematisch sammelt, besitzt und immer wieder stolz bestaunen und herzeigen kann, offenbaren die Urinsekten ihren spezifischen Reichtum nur dem, der ihnen versteckt und geduldig zuschaut. Wer sie jagt, hat schon verloren; denn ihre zarten Gestalten leben nur vom Turgor ihrer blutumspülten Gewebe. Ihr Dasein ist auch nicht wie das der imaginal protzigen Käfer, Goldwespen und Schmetterlinge dramatisch in zwei Etappen geteilt, um so die poesielose larvale Materialgewinnungsphase umso effektvoller vom finalen Selbstdarstellungs- und Werbegeschäft zu trennen – im Gegenteil, die Kinder der Ur-Insekten kriechen artspezifisch gestaltet aus dem Ei und wachsen von Häutung zu Häutung allmählich heran wie wir. Neben uns Menschen sind sie die allgegenwärtigsten terrestrischen animalischen Erdbewohner, und zwar nicht erst durch unsere Hilfe, wie das bekanntlich für Schaben und Ratten gilt. Sondern aus eigener Kraft bevölkern sie alle terrestrischen Lebensräume, von den eisigen Polgebieten und Alpengletschern bis zu den feuchtheißen Äquatorzonen. Das gilt vor allem für die sogenannten Springschwänze, die mich und meine Schüler ein Leben lang beschäftigt haben. Auch Sie, meine Damen und Herren, kennen solche Springschwänze vom Garten her oder aus Ihren Blumentöpfen. Und ihren Verwandten, das Silberfischchen, hat ja schon vor Jahrzehnten unser entomologischer Nobelpreisträger Karl von Frisch als einen unserer 10 kleinen Hausgenossen literarisch bekannt gemacht.

Wenn ich Ernst Jünger richtig gelesen habe, dann stand im Mittelpunkt seiner bohrenden Weltanschauung der Mensch in seinen rätselhaften humanen Facetten, die ihn ja immer und überall wieder ins außer-, über- und untermenschliche ausarten lassen. Dem Dichter, symbol- und wortbildreichen Deuter aller Menschlichkeiten ist das strahlend gerüstete Heer der Kolopteren wohl deshalb so nahe gestanden, weil er an sich selber die Faszination der Eingliederung in ein klar gefügtes Ordnungssystem mit sichtbarer Uniformhierarchie erlebt hat. Im Gegensatz dazu habe ich nie eine militärische Ordenstracht tragen müssen und – fast ist es mir abhelfend dictu – habe ich in meinen nun nahezu acht Lebensdezenien nicht einen einzigen mit Gewalt zu Tode gekommenen Mitmenschen zu Gesicht bekommen. Da hat der Käfer-Forscher, Sammler und Ordner Ernst Jünger schon vor Beginn seiner entomologischen Laufbahn das tief prägende Existenzialerlebnis der Stahlgewitter des 1. Weltkriegs gehabt. 80 Jahre danach – zu seinem 100. Geburtstag – haben ihn dann seine literaturkundigen Früh- und Spätzeitgenossen aus Frankreich leider besser verstanden als die Mehrheit der rezenten, pauschalen Vor- wie Nach-Verurteiler unserer deutschen Zunge. Aber der unbestechliche, freilich auch formal nicht einfach vordergründig zugängliche Autor assoziativ verschlüsselter Spiel- und Machtgeschichten hat uns auch Naturbilder von starker sprachlicher Faszination hinterlassen: Er ist einer der wenigen zoologischen Systematiker und Formenkenner somit, die zugleich auch sprachmächtig gewesen sind. Im Zusammenhang mit dem nach Ernst Jünger benannten Preis sind ja die brillanten Essays über seine subtilen Insektenjagden mehrfach gewürdigt worden. Auch für mich stellen sie einen Höhepunkt in Naturschau und Betrachtung dar, wobei Jünger im Kapitel über die Sammler und Systematiker (Seite 108) zu erstaunlich treffsicheren Charakterisierungen und Urteilen über unsere großen biologischen Naturforscher kommt. Köstlich sind seine Vergleiche von Linné und Darwin: Den Charakter Linnés nennt er den des Gärtners, während er Darwin eher den Jägern zurechnet. Er differenziert beide auch in ihrem Verhältnis zum Reisen und nennt Darwin den Weltumsegler, Linné eher einen Wanderer. Aber er wäre nicht der

primäre Literat, wenn er nicht auch die Differenz ihrer Sternbilder beifügte. Welchen wissenschaftlichen Entomologen würde schon das Sternbild interessieren, unter dem ein Naturforscher zur Welt kam? Jünger aber findet es bemerkenswert, daß Darwin ein „Wassermann“ und Linné ein „Zwilling“ war.

Am anschaulichsten charakterisiert sich der Liebhaber-Entomologe Ernst Jünger selber im Anschluß daran bei der kritischen Würdigung des sogenannten Darwinismus als einer durch den Begriff des Nutzens bestimmten Theorie. Und das an Darwin anschließende Eindringen mechanischer Methoden auch in die Entomologie erlebt er – der Liebhaber, wie er sich selber nennt – schlicht als Bedrohung, wie eine – wie er sagt – „Verholzung oder Vererzung eines organischen Bestandes“, welchem Prozeß schließlich „ein Schwund des Eros“, „ein Sich-Verirren auf Holzwegen“ folgt. Für Entomologie wie Ornithologie (das sind bekanntlich ja jene beiden biologischen Sparten, in denen mehrheitlich Liebhaber mitwirken) – also für Insekten- und Vogelkunde fragt er offensichtlich bewußt unwissenschaftlich-emotional: „Was bedeuten all diese Kurven und Tabellen gegenüber der Liebe, mit der ein Wallace das Spiel der Paradiesvögel in den Baumwipfeln der Urwälder Neuguineas oder ein Fabre Aufstieg und Untergang eines Scarabaeus in der Provence belauscht?“ Und er fährt fort: „Das kann nicht durch Maschinen ersetzt werden.“ Da liegt noch „innerste Teilnahme, etwas vom großen Erstaunen des „Das bist Du“, eines menschlichen, zeitlosen Grundgeföhles“ vor, eines Föhlnens, von dem er sagt, „daß es im Barock eine besondere Prägung erfuhr“.

An anderer Stelle sagt Jünger nochmals zum Darwinismus: „Der Nutzen entfärbt auch die beiden Grundmotive von Darwins Theorie: die Liebe und den Krieg. Die scharfsinnige Untersuchung der Ausrüstung für die Begegnung der Geschlechter und den „struggle for life“ bringt eine große, den Fortschritt beschleunigende Vereinfachung, als zöge man einem Organismus künstliche Sehnen ein. Wäre die Welt nun wirklich so einfach gegründet, so müßten wir in ihr nach dem Vorbild der Industrielandschaft wenige, höchst brauchbare Typen wahrnehmen.“ (Womit er übrigens auch aus streng rationaler Sicht gar nicht unrecht hat.)

Überall spürt man, daß der schauende und sammelnde Entomologe Ernst Jünger alles andere als ein bloß rational analysierender Wissenschaftler sein will und kann. Unsere faszinierenden Erfolge in Genetik, Entwicklungsphysiologie, Sinnes-, Nerven- und Verhaltensphysiologie haben ihn auch als Zeitgenossen nicht davon abgebracht daran festzuhalten, daß das Wesen der Dinge und zumal das der Insekten letzten Endes von aller Wissenschaft unberührt bleibt. So betrachtet ist er im Tiefsten seiner Weltanschauung eigentlich ein fundamentaler Agnostiker, auch wenn er das nie gesagt, vielleicht sogar selber nicht gewollt oder gewußt hat.

Schade, daß Ernst Jünger vom verborgenen Treiben unserer Ur-Insekten kaum Kenntnis nahm. Deren distanziertes Liebesleben, z. B., hätte gewiß seine Schaulust und seine Sprachphantasie geweckt. Da legen ja die Männchen der Springschwänze ihre Samenpakete einfach am Wege ab, und die Weibchen müssen diese suchen und aufklauben. Oder bei den Silberfischchen spannt das Männchen seiner Partnerin einen Haltefaden in den Weg, damit es das ausgelegte Samenpaket auch wirklich findet. Solch distanzierte Beziehungsgeschichten hätten den allem Rätselhaften Zugetanen sicher gefesselt, zumal sein Verhältnis zum anderen Geschlecht für mein literarisches Verständnis recht blaß geblieben ist. Käfer, Goldwespen, Schmetterlinge verlangen ja nach anderen subtilen Jagdmethoden als Frauen.

Mir haben ein Leben lang viele junge Leute beim Enträtseln meiner Insektengeschichten geholfen, während Ernst Jünger wohl immer ein Einzelgänger blieb, der

allerdings auf seinen Insektenbörsen auch manchen Gesinnungsgenossen aus der internationalen Gilde der Insektenforscher gefunden hat. Ich habe auch meine zoologischen Neugierobjekte mehrfach gewechselt. Unter anderem konnte ich einst kurz nach dem Krieg das Ultraschallhörvermögen unserer Nachtfalter nachweisen und damit zeigen, wie effizient sie sich vor den Angriffen der jagenden Fledermäuse zu sichern vermögen. Später durfte ich in den Tropen (vor allem am Amazonas) weiteren wechselnden zoologischen Interessen nachgehen. In dieser Phase, also im letzten Drittel seines langen Lebens hat ja auch Ernst Jünger auf großen Reisen die Welt außerhalb seiner Heimatgrenzen vor allem auf Inseln gesucht und erfahren. Seine späten Schriften zeigen, daß er dabei sein Menschenbild nicht zu ändern brauchte, so wie das der „reine“, d. h. ehrliche Naturforscher ja auch nicht kann, der die wirklichen Wurzeln des Menschengeschlechts kennt und sich vom vergänglichen Blütenzauber der sogenannten Humanität und Kultur über die wahre Menschennatur nicht täuschen läßt.

Nicht unwichtig erscheint mir schließlich der nochmalige unzeitgemäße Hinweis darauf, daß uns Ernst Jünger ein klassisches Bild menschlicher Männlichkeit geliefert und hinterlassen hat. Es tritt vordergründig und grell-agenfällig, allerdings auch nur vorübergehend, in seinem zweimaligen Soldatendasein in Erscheinung, und ich bin überzeugt, daß er die Entgrenzung dieser geschlechtsspezifisch-humanen Lebensform im weiblichen Wehrdienst (wie er in der Neuzeit als Rückfall in vorzivilisierte Zeiten in Mode kommt) mißbilligt hat. Seine Männlichkeit äußerte sich neben dem Soldatischen viel deutlicher und dauerhafter im Ethos des Jägers, Sammlers, Besitzers und Ordners von praktisch Nutzlosem, im Pathos des Vollständigkeiterotikers, des ruhelos Schauenden und Phantasierenden. Wir kennen doch kaum Frauen, die lebenslang sammeln und systematisieren, noch dazu lebenslang unnützes Zeug. Er aber hat es in bewundernswerter Ausdauer und Konsequenz getan, und wenn er's oft nur auf der sogenannten Insektenbörse tat, dann kam das Skurrile des virilen Triebs am eindrucksvollsten ans Licht. Die Entomomanie hat ja auch den 100jährigen noch umgetrieben. Solche Selbstzweckvergnügungen und extravagante Besessenheiten sind klar-maskuline Formen humaner Lebensformbildung.

Diesem maskulinen Dichter Ernst Jünger seine tiefgehende Schau in die Abgründe der humanen Virilität in unseren jetzigen nachvirilen Zeiten übelzunehmen, zeugt – so meine ich – von wenig Wissen um und Verständnis für unsere menschliche Natur. Wir vergessen zu gern, daß Aufklärung aus rein biologischen Gründen ein endloser Prozess ist; denn auch in 1000 Jahren werden unsere Nachfolger unaufgeklärt wie in der Steinzeit zur Welt kommen. Und die Faszination des Jagens, Überwältigens, Ausmerzens, des Mitmachens an Großem und Ewigem in Rausch und Hingabe wird weiterhin Thema unserer Selbst- und Arterfahrung bleiben.

Nun habe ich abschließend noch einmal für die Ehrung unter diesem symbolträchtigen Dach zu danken; ich danke für alles, was dazu über mein Wirken gesagt worden ist; ich danke für den Preis, der aus einem jener Häuser kommt, die weiterhin für unsere Kultur in Sprache und Wissenschaft auch im kommenden Jahrhundert garantieren.

Mit der materiellen Zuwendung selber kann ich mir einen letzten langgehegten literarischen Wunsch erfüllen. Auch ein schlichter Zoologe wie ich meint ja, er müsse sein wissenschaftliches und lebenskundliches Wissen abschließend unter seine Mitmenschen bringen. So danke ich dafür, daß Sie mir das mit diesem Preis erleichtern. Und gerührt danke ich allen meinen Weggefährten aus 70 Jahren, die hierher gekommen sind, um sich mit mir zu freuen.

Kapitel 3: Wege in der 3. Dimension (Die alpinistische Laufbahn)

Inhalt:

- Meine alpinistische Laufbahn 193
- Entdeckung einer neuen Lust: Hochalpiner Skilauf 202
- Erste „Nachkriegs-Alpenexkursion“. Der autodidaktische Bergführer 204
- Die „wilden“ 50er Jahre 207
- Gipfelsammlung 211
- „Heilige“ Berge 220
- Afrikanische Gipfel 237
- Australiens „Höchster“ 239
- Der Alte beim Ötzi 240
- Unser „Wende“- Gipfel: Der Brocken 241
- „Nachgereichte“ Bergbilder 243



Meine alpinistische Laufbahn

Die hat am 16. Juli 1939 begonnen. Da war ich knapp 19 Jahre alt, und ich wanderte erstmals über die 1000m-Isohypse hinauf am Gaisberg bei Salzburg. Was ich dabei nach Süden hin zu sehen bekam, hatte bei mir – wie bei den jungen Dohlen und Gänsen von Konrad Lorenz, von dem ich aber noch nichts wußte – einen bleibenden Effekt, den jener zu der Zeit bereits „Prägung“ nannte. Tennengebirge, hoher Göll, Watzmann und was dahinter noch auftauchte mit felsigen und schneeigen Spitzen, das war eine Welt, die mich nicht mehr loslassen sollte.

„Berge“ hatte der Knabe ja schon im Fränkischen Jura kennen gelernt. Eine Schulwanderung zur Weißmainquelle mit dem Vater hatte ihn auch an den waldigen Fuß des Ochsenkopfs im Fichtelgebirge geführt. Aber was waren jene Kleinformen aus Kalk und Urgestein verglichen mit dieser mächtigen Gipfelwelt! Heute noch bin ich dem unbekanntem Beamten in München dankbar, der mich bei der obligatorischen Einberufung zum „Studentischen Ausgleichsdienst“ (Arbeitsdienstersatz für Wehrdienstuntaugliche) dem Kontingent jener Adepten zugewiesen hat, die an der „Landesgruppenluftschuttschule“ in Grinzing für den Einsatz als „Luftschutzlehrer“ geschult werden sollten. So bin ich nämlich – ohne es zu wollen – nach Österreich (damals „Ostmark“) geraten, zunächst in die Stadt, die bald die Stadt meiner Träume werden sollte, und von dort – ebenso unversehens – nach Salzburg, wo die Festspiele mit Beethoven, Mozart, Rossini, Verdi und Richard Strauß über mir zusammenschlugen und wo die Sucht der Bergsteigerei wie eine Infektion zum Ausbruch kommen sollte.

Am 12. April war der erfahrungshungrige nach Wien gekommen, übrigens erstmals einen Fernzug benutzend; und schon am 7. Juni wurde er zum Einsatz als „Luftschutzlehrer“ nach Salzburg weiter kommandiert; zwei Fremdbestimmungen, die für ihn eher den Charakter von „Fügungen“ haben sollten. Die vielen neuen Menschen, die ihm da begegnet sind, die „Siege“ und „Niederlagen“, die der naive in der Fremde erlebte, sind ihm kaum mehr in der Erinnerung. Aber an die Tage, wo er seine ersten



Berge bestieg und abends im Festspielhaus saß, erinnert er sich noch genau: Untersberg, Hochkogel (im Tennengebirge), Hoher Göll und Hochkönig, Gipfelwanderungen in intensivster „Selbstverwirklichung“ (worunter ich das autonome Erreichen selbstgesteckter Ziele beliebiger Art verstehe) wechselten ab mit aufwühlenden Musik- und Theatererlebnissen. Am 6. August 1939 wanderte ich tagsüber von Grödig auf die Rossitten und abends hörte ich Beethovens Neunte. Am 13. August kam ich vom steilen Hohen Göll zurück und erlebte abends die Hochzeit des Figaro im Festspielhaus. Da hat die sogenannte Welt drumherum kaum eine Chance gehabt, kritisch wahrgenommen zu werden.

Die drei Monate in Salzburg sind so in hochbrisanter Zeit eine Bildungsphase größter Breite und Tiefe für mich gewesen. Und die nächste lebensbestimmende Entscheidung sollte gleich anschließend in Wien fallen. Auch auf sie haben die tragischen Zeitläufe eher positiv als negativ eingewirkt. In der Hysterie des Kriegsausbruchs keimte in mir nämlich die Überlegung, daß es doch unnötig und umständlich sei, zum bevorstehenden Studienbeginn erst nach Erlangen oder München zu fahren; vielmehr wäre es einfacher, dazu gleich in Wien zu bleiben. Den großen, grauen Kasten der Universität beim Schottentor mit seiner einladenden Rampe hatte ich mir zwar noch gar nicht näher angesehen. Nun tat ich's, und die pompöse Aula Ferstels mag den Entschluß dazubleiben noch verstärkt haben. Kurz, in wenigen Tagen stand es fest, daß ich mich da als Zoologie-Student einschreiben werde, und die Eltern in Oberfranken hatten auch nichts dagegen.

20. 8. 1939: Der Hochkönig, meine erste „große“ Bergwanderung von Bischofshofen über die Mitteralm, bei der ich noch dem Träger des alten Arthurhauses begegnet bin, den ich doch tatsächlich trotz seiner schweren Kraxen und der 1500 m Höhendifferenz vorübergehend still beneidet habe.



Cylindrus obtusus, die Nunatak-Schnecke vom Dürrenstein.

Der Lunzer See, ökologisches Forschungszentrum seit 100 Jahren.

Warum gerade Zoologie? Die „Begründung“ dafür steht auf einem anderen Blatt (siehe Kapitel: Wissenschaftliche Laufbahn). Hier soll ja die Weiterentwicklung meiner alpinen Laufbahn geschildert werden. Soviel sei aber schon gesagt, daß ich kein „geborener“ Zoologe bin, sondern ein sich eher rational begründender.

Der Studienort Wien jedenfalls sollte nun nicht wenig Bedeutung für die weitere Motivierung und Entwicklung meiner Bergsteigerei haben. Zoologische, botanische, bodenkundliche und paläontologische Exkursionen machten meinen ersten Studiensommer (1940) zu einem Heimatkundeprogramm, das mir Niederösterreich (damals Niederdonau) sozusagen im Schnellverfahren bald so nahe gebracht hat, wie mir Oberfranken in jahrelanger Schulzeit kaum nahegekommen war. Der Student war eben kein Schüler mehr, sondern eignete sich „die Welt“ nun autonom, d. h. bewußt an. Sofort erkannte ich die Einmaligkeit der Lage Wiens zwischen Adalbert Stifters und Peter Roseggers Waldheimaten, zwischen Alpen- und Donauraum am Schnittpunkt des Norischen und Pannonischen.

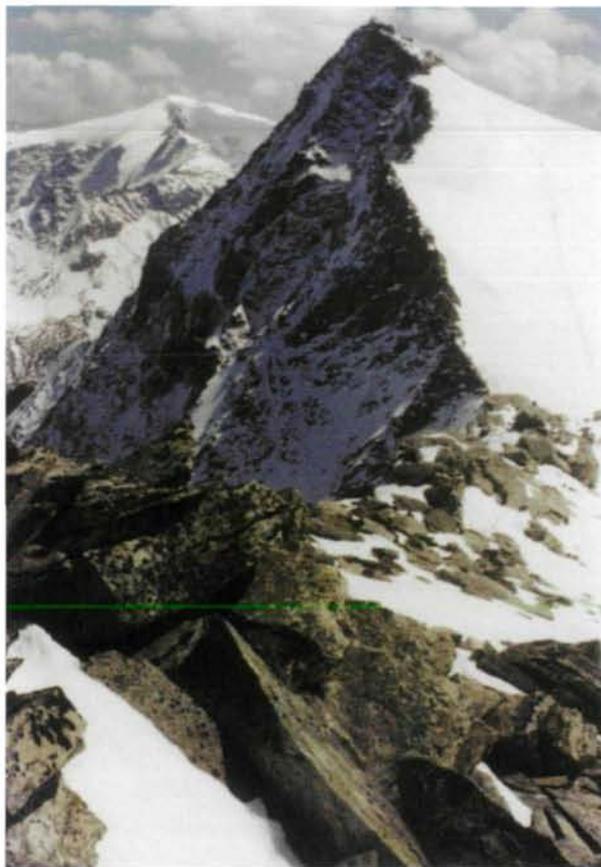
Der Genuß an jenen ersten Fach-Ausflügen kulminierte am 22. Juni im Lunzer Dürrenstein, auf den uns der junge Dozent W. Kühnelt führte, der uns am Gipfelplateau in der kleinen Schnecke *Cylindrus obtusus* erstmals ein Beispiel von Nunataker-Verbreitung als lebendigen Beweis für das Wirken der Eiszeit vor Augen hielt. Der Blick über die ausklingende Gipfelwelt des Alpenostrandes zusammen mit dem Tiefblick in die eisgeformten Tallandschaften der Lunzer Seen gilt heute noch dem seitdem in fünfzig Jahren weltweit Berggewanderten und -schauenden als das schönste Berglandschaftsensemble, das er je zu sehen bekam.

Im gleichen Herbst (1940) habe ich schon den ersten limnologischen Kurs an der Biologischen Station in Lunz am See mitgemacht im polyhistorischen Wirkungskreis des großen Franz Ruttner. Dabei kam ich erstmals auf den einsamen Scheiblingstein, an dessen kalkweißen Gipfelstufen die Kreuzottern gleich in drei Farbvarianten hausen, hell grundiert, schwarz und kupfern. Zünftig machten wir am Ende des Kurses zu dritt den Heimweg nach Wien nicht mit der Bahn, sondern auf Schusters



Rappen über Ötscher, Erlaufsee, Maria Zell, Kuhschneeberg, Puchberg. Die Grummet-Mandln standen auf den Herbstwiesen und die Heustadeln boten duftige Lagerstätten.

Das nächste Kriegsjahr öffnete mir die Exkursionswelten des Waldviertels und Böhmerwaldes (den Dreisesselberg mit Stifters Plöckensteiner See und den Urwald des Kubany), führte mich noch zweimal auf den Lunzer Dürrenstein und mit dem großen Begründer der biogenetischen Bodensystematik W. Kubiens auf den Wiener Schneeberg. 1942 war es dann soweit, daß sich der junge alpinistische Autodidakt auf selbstgewählte höhere Alpengipfel hinauftraute. Schneeralpe, Dürrenstein und Rax besuchte er noch auf bodenkundlichen, zoologischen und botanischen Exkursionen, dann aber kraxelte er auf die Zugspitze (und zwar durchs Höllental, wo er zum Staunen anderer Bergsteiger streckenweise rückwärts unterwegs war, weil sich die Eisenklammern an den glatten Wänden für den Einhänder an der „falschen“ Seite befanden), und im Herbst besuchte er nochmals den Hochkönig und stand schließlich genußvoll und stolz auf seinen ersten Dreitausendern (Rauriser Sonnblick und Ankogel). Das Lebensgefühl des jungen Mannes, der sich da droben einsam und still aus seiner „Welt“ davongestohlen hatte, kann der nun gealterte kaum begreifbar wiedergeben. Alle seine Schul- und Altersgenossen hatten völlig anderen Zwecken zu dienen. Er kam sich aber nicht wie ein Widerstehender vor, wie ein Davongekommener, sondern am ehesten wie ein zeitweiliger unfreiwilliger Deserteur (wenn es so etwas in sich widersprüchliches überhaupt geben sollte). Auf jeden Fall wußte er schon damals gewiß, daß ein Menschenleben nur im Gleichgewicht von sozialer Pflichterfüllung und autonomer Zielfindung Sinn gewinnen kann. Bei allem seinem unverdienten Reichtum an persönlichem Glück hatte er auch kein schlechtes Gewissen, denn trotz seiner Eskapaden in der dritten Dimension waren die Studien- und Hilfsassistentenpflichten in Wien erfüllt. Nur die inzwischen nötigen Zulassungskarten für den Zug nach Gastein oder Mallnitz waren ein wenig erschwandelt, und gelegentlich war das Hilfsmittel der Notlüge erforderlich, um das freundliche Wohlwollen der inzwischen hinzukommenden Arbeitgeber zu erhalten. Der wichtigste von



ihnen war schließlich W. v. Buddenbrock, der bald erkannte, daß ich für seinen sehr früh angesetzten Vorlesungsdienst nicht sonderlich geeignet (sprich: motiviert) war. So wies er mir Bibliotheksarbeiten und die Tierbeschaffung für die Praktika zu. Dafür konnte ich meine „Dienstzeiten“ schon eher autonom (heute nennt man das gleitend) einteilen. Weil die Nachtzüge von Salzburg her aber oft Verspätung hatten, fiel es doch auf, daß der Schaller gern am Montag zu spät kam. Einmal war ein Güterzug auf der Tauernstrecke entgleist, und ich konnte deswegen erst am Dienstag ins Institut kommen. Beim „Einschleichen“ auf dem langen Gang mußte mir ausgerechnet der am wenigsten nachsichtige Oberassistent Dr. Iselstöger entgegenkommen. Dabei fiel mir siedendheiß ein, daß ja mein Gesicht von der sonntäglichen Gletschertour her tiefbraun verbrannt sein mußte.

Aber ohne mit der Wimper zu zucken ging mir die rettende Idee von der Zunge: „Stellen Sie sich vor, Herr Doktor“, begegnete ich seinem fragenden Blick, „am Sonntag war ich Schnecken sammeln und habe mich dabei zur Mittagsrast auf eine Wiese

Der Rauriser Sonnblick, mein erster Dreitausender vom 23. 8. 1942.

gelegt; und als ich spät aufwachte, hatte ich mir einen so argen Sonnenbrand geholt, daß ich gestern (montags) nicht aus dem Haus konnte“. Als reinen Tieflandmenschen wunderte den Iselstöger das nicht, zumal er von meiner Sucht für die dritte Dimension nichts wußte.

Und Buddenbrock habe ich erst Jahre später meine dienstlichen Versäumnisse und ihre Begründung gebeichtet, worauf er lediglich sagte: „Ich nehme Ihnen nur übel, daß Sie mich nie mitgenommen haben“. Berge gehörten ja auch zu seiner Traumwelt; allerdings mußten sie von schönen Schmetterlingen bevölkert sein.

Meine alpine Laufbahn erfuhr 1943 trotz aller unheimlichen Weltentwicklungen noch eine doppelte Steigerung: Nun saßen wir meist zu zweit auf den Gipfeln, und diese kulminierten schließlich am 20. August im Großglockner. Ich hatte nach einiger Suche die ideale Wander- und Seilgefährtin gefunden, eine blondbezopfte Mitstudentin, die für jede Geländequerung mit kulturellen oder orographischen Höhepunkten zu haben war und – obwohl sie zuvor nie Steigeisen an den Füßen oder ein Seil um den Bauch gehabt hatte – sich gleich meinen autodidaktischen Anfängerkünsten dieser Art anvertraute. So marschierten wir in unserem jugendlichen Leichtsinn nach einigen Eingehetouren von der Bahnstation Bruck-Fusch über Ferleiten zur Mainzer Hütte hinauf, über die Bockkarscharte zur Oberwalder- und Hoffmannshütte, querten Pasterze und Hoffmannskees zur Adlersruhe und genossen schließlich am Glocknerkreuz eine Gipfelrast und -schau, die auch im nachhinein der unübertroffene

Höhepunkt unserer 50jährigen reichen gemeinsamen Lebenswanderung geblieben ist. Selbstverständlich haben wir diesen Erlebnisbogen ebenso zünftig per pedes in einer langen Wanderung über Glocknerhaus, Heiligenblut, Döllach, Iselberg, Dölsach und Spittal an der Drau zu Ende gebracht. Einen Bus – den es möglicherweise sogar noch gegeben hätte – brauchten wir nicht, weder für unsere Blasen-verzierten Füße noch für den Rucksack-belasteten Rücken. Es sei ja nicht vergessen, daß die Pickel noch aus Holz, die Steigeisen noch aus Eisen und das Seil noch aus Hanf gewesen sind. Und sogenannte Traggestelle waren auch noch nicht erfunden oder noch nicht üblich, geschweige denn erschwinglich.

Im Herbst hatte ich (leider allein) noch ein Stipendium für Helgoland erhalten, wo ich vom 15.9. bis 11.10.1943 als einziger Gast an der Biologischen Anstalt nach Herzenslust mikroskopieren, sezieren und zeichnen durfte und jeden Tag, wenn nicht gerade Fliegeralarm war, mehrmals die roten Sandsteinklippen umrundete. Danach war dieser Kriegsherbst so wunderbar sonnig, daß wir Ende Oktober nochmals zu zweit nach Mallnitz fuhren, um auf dem Ankogel dieses für uns so einmalige Jahr ausklingen zu lassen.

Von heute her betrachtet hat das alles den Anschein von Märchenhaftigkeit, aber noch immer lagen ja die Alpen in tiefem Frieden, ja sie waren noch schöner als sonst, weil sie ihre ganze Stille wiedergewonnen hatten. In kalten Nächten, wenn die Schmelzwasser ruhten, war diese Stille fast schmerzhaft, weil sich die menschenlärmgewohnten Ohren fast ängstlich in sie bohrten.

Der Ankogel, mein zweiter Dreitausender vom 13. 9. 1942. Hier von der Preimelscharte aus gesehen (zusammen mit Helmut Sturm, Brunhilde und Friederike) am 1. 8. 1957.



Am 4. Dezember 1943 haben wir aus der Zweierseilschaft ein Lebensbündnis gemacht, und vorbehaltlos wandelte sich die bezopfte Maid Brunhilde Wilfert zur Frau Schaller, ohne daß man ihr das so bald angesehen hätte. Weil aber schon im nächsten Jahr ebenso unkompliziert unser erstes Rekombinat fällig wurde, fanden wir nur noch im Jänner und März zusammen aufs Stuhleck beim Semmering und auf die Hohe Wand. Den Rest des rasch immer übler und bedrohlicher werdenden Jahres 1944 habe ich dann trotz allem allein weiter alpinistisch genützt. Wenn es nicht in meinem Tagebuch stünde, würde ich es selbst kaum glauben: Am 30. Mai wanderte ich über den Hochschwab, während ein großer Pulk amerikanischer Bomber darüber hinweg nach Wien flog und dort dumpf hörbar seine mörderische Fracht entlud. Ganz wohl war mir – trotz aller Frühling Blumenpracht ringsum – dabei nicht; denn ich wußte Weib und Kind dort im sehr leicht gebauten Luftschutzkeller sitzen. Noch erstaunlicher erscheint es, daß ich es im August fertigbrachte, nach Krimml zu fahren und von dort aus in einer fünftägigen Wanderung durchs Obersulzbachtal übers Gamsspitzl auf den Großvenediger zu steigen und übers Sandebentörl ins Hollersbachtal hinunterzugehen. So einen leichtfertigen Alleinmarsch über spaltenreiche Gletscher hätte ich später nie mehr gemacht und keinem meiner Studenten erlaubt. Der junge Vater muß da noch recht unreif gewesen sein. Unter den ganz wenigen Bergwanderern, die ihm dabei begegnet sind, ist übrigens noch ein einzelgängerischer, sogar etwas älterer Franke gewesen, der auf dem Gipfel listig lächelnd erklärte, wie er sein Spaltenrisiko minimiere: Er zog eine Trillerpfeife aus der Tasche und berief sich auf deren rettenden Signaleffekt im Falle eines Falles. Die wenigen Männer, die es da noch gab, waren Fronturlauber; auch ein Zeichen dafür, was für eine starke Erlebnis- und Wert-Faszination für Wissende von Bergen ausgeht.

Auch zusammen hat das jugendliche, aber auf seinen quicklebendigen Säugling namens Friederike sehr stolze Elternpaar im Jahr 1944 sogar noch einen schönen Berg erklimmt: das Klosterwappen, den Gipfel des Schneebergs also. Dann allerdings wurden wir getrennt. Die Ostfront kam rasch



Am Glocknerkreuz, 20. 8. 1943, unser eigentliches Hochzeitsbild.



Am Glocknerkreuz, 25 Jahre danach (27. 8. 1968) mit Wolfgang und Friederike.



Die prominenten Felsen am Walberla, dessen Grasplateau unser einziger, aber mehrfach bestiegener Gipfel im Jahre 1945 bleiben sollte. In fraglichem Schuhwerk zu Fuß von Poppendorf über Forchheim aufs Walberla und zurück; stets in Gefahr, von einer der „Amistreifen“ (die in Jeeps überall herumkurften) erwischt zu werden. Es war ja streng verboten, sich vom Wohnort mehr als 10 km weit zu entfernen. Hier ein Foto aus späteren Jahren, mit den hübschen Jurakalkfelsen der Westseite.

Zeitungs-Nachdruck rechts: Ein dunkles Kapitel der frühen „Nachkriegsära“ war die Grenzsperrung zwischen der amerikanischen Besatzungszone Bayerns und der analogen Zonen der Amerikaner und Franzosen in Salzburg, Tirol und Vorarlberg. Was der nebenstehende Zeitungsartikel bewegend schildert, haben auch wir beim Purtscheller-Haus (um 1948) erlebt. (Siehe dazu Kapitel „Zeitgeist-Wörterbuch“, S. 300).

näher, und es schien geraten, Weib und Kind westwärts zu verlagern. Bei meinen Eltern in Oberfranken war noch Platz, und zu essen gab es dort genug. So mußte ich allein in Wien zurückbleiben und hier schon zunehmend häufiger auch im Keller sitzen. Aber noch immer zogen mich – bei aller Trübsal – die Berge hinaus. Zu Allerheiligen wanderte ich über die melancholischen Wechselberge. Am 9. Oktober war ich – zum vorläufig letzten Mal – auf dem Lunzer Dürrenstein, wo ich trotzig ins Gipfelbuch schrieb:

*Viele führt das Leben auf seinem Gang durch Niederungen hin.
Manche lassen allen Zwang und streben darüberhin.*

Sogar im November noch kam ich auf die Heukuppe (Rax), und die allerletzte Bergwanderung in vorwinterlicher Nebel- und Endzeitstimmung brachte mich am 10. November in langer Kammwanderung aufs Hocheck über der Araburg. Dann freilich suchte auch ich das Weite nach Oberfranken, obwohl ich noch zum letzten Aufgebot, dem Volkssturm, einberufen und sogar vereidigt worden war. Dieser letzten Pflicht stand – mir zum Glück – eine höhere entgegen: Ich hatte gerade noch aus Berlin vom damaligen Reichsforschungsrat ein Stipendium für Untersuchungen an humusbildenden Bodentieren erhalten und konnte nun geltend machen, daß dieses in Frontnähe kaum zielführend wahrzunehmen sein werde. Briefkopf und Amtsstempel aus der Reichshauptstadt wirkten noch immer Wunder, und ich konnte mit meinem ganzen Forschungskrempel nach Erlangen umziehen, wo nah dabei meine zwei Zukunftshoffnungen hausten.

Mit dieser existenzialen Wendung nach Franken war nun unsere alpine Laufbahn erst einmal jäh beendet. Tatsächlich war von Poppendorf bei Forchheim aus auch kaum ein adäquates Ziel zu ermitteln, abgesehen davon daß bald die amerikanische Besatzungsmacht (wir nannten sie immer nur „die Amis“) für unseren Bewegungsdrang erhebliche Hindernisse ersonnen und amtlich bekannt gemacht hat. So sind wir dieses eine Jahr unseres gemeinsamen Lebens (1945) nur auf fränkische Erhebungen gekommen: Im Jura aufs sagenumspinnene Walberla am Eingang des idyllischen Wiesentals nicht weniger als fünfmal; zwei-

mal auf den geheimnisvollen Gorkum bei Staffelstein; über den Stammberg zur Griechburg (die wir aber meiden mußten, weil es auf ihr von Amis wimmelte); auf den Kreuzberg im Steigerwald. Diese orographisch zwar bescheidenen, aber lebensstechnisch damals üppig aufwendigen Touren zeigten immerhin zweierlei Erfreuliches: Erstens daß wir uns von noch so miesen Zeitläufen (sprich Menscheneinwirkungen) keinen Deut mehr als schicksalhaft nötig beirren oder gar beeinträchtigen ließen und lassen würden, und zweitens daß wir an den gemeinsam für gültig befundenen Werten und Wertungen festzuhalten entschlossen waren. Und zu denen zählten konventionelle materielle Werte für uns nur als Basis und Mittel zum Zweck der Erreichung unserer ideellen Lebenswünsche. Diese verdichteten sich in Familie, Beruf und Wissenschaft, in der Aneignung alles denkbaren Wahren und Schönen. „Besitz“, die fragliche Metapher für das nicht mehr Konsumierbare, der zählte sichtlich nicht zu unserer gemeinsamen Wertskala.

Das Jahr 1946, das noch größere materielle Not als 1945 bringen sollte, sah mich aber schon am Start zur sogenannten wissenschaftlichen Laufbahn (von der ich freilich nichts ahnte). Ich hauste im Zoologischen Institut von Marburg an der Lahn, also im schön bergigen Hessenland und hatte nun in diesem genug zu erforschen, indem ich an den kargen freien Tagen zwischen meinen Assistentenpflichten zur Amöneburg, auf die einsame Sackpfeife, zum Frauenberg und sonstwo noch zu den hessischen Erhebungen pilgerte, was zwar kein bergsteigerisches, wohl aber ein Schuhbesohlungsproblem war. Im März und April konnte mich sogar Brunhilde von Poppendorf her besuchen, und wir wanderten sehr beglückt zu den altvulkanischen Zwillingen Zwillingsburgen Gleiberg und Vetzberg.

Die Osterferien sahen uns vereint am Walberla, auf dem Kordigast und Staffelberg und dazwischen natürlich auch in Banz und Vierzehnheiligen; denn Johann L. Dientzenhofers und Balthasar Neumanns Sandstein- und Stuckträume bewegten uns nicht weniger als die Kalkbastionen der Jura-Berge und -Felsen.

Daß uns schließlich im Juni 1946 trotz allen materiellen Mangels und trotz der kläglichen Verkehrsbedingungen schon der

Stresspunkt der Liebe am Hohen Göll

Ich warte am Purtschellerhaus...!

Am Samstag hat Herr Höfler den Entschluss gefasst. Vormittags ist er noch im Büro geblieben und hat die Briefe mit den fremden Marken sauberlich aufgeschlüsselt und die Exportkorrespondenz erledigt, aber um 11 Uhr ist er zum Chef hineingegangen und hat gesagt: „Ich möchte gerne einen Tag Urlaub. Den Rest nehme ich mir dann im Winter. Haben Sie was dagegen, wenn ich erst Dienstag wiederkomme?“ Der Chef hat nichts dagegen, denn die Geschäfte sind sowieso flau um diese Jahreszeit, aber er stellt eine Gegenfrage: „Wohin fahren Sie denn?“

„Ins Ausland“, sagt Herr Höfler und dabei bleibt es. Er hat keinen Pass und keine Devisen, aber er fährt auf einen Tag ins Ausland. Nun ist Herr Höfler ein Mann, der immer schon etwas absonderlich ist, also mag ihm auch dieses zugunsten sein.

Am Nachmittag zieht Herr Höfler seine Lederte an und seinen Bauernmantel und packt den Kufsch. Der Regenmantel kommt hinein und eine lange Kofferbox, dann noch das Zahnbürstel und ein Notizbuch. Es sind etwas absonderliche Utensilien, für einen, der ins Ausland reisen will, dieser Ansicht muß selbst die Matz, die dem notorischen Junggesellen Höfler die Wirtschaft führt, sehr mißtrauisch Ausdruck verleihen. Herr Höfler benötigt auch nicht den Arbeitergehalt, um in das ferne Land zu gelangen, sondern er fährt mit dem Personenzug um 21 Uhr 20 vom Wiener Westbahnhof ab. Enns rollt vorüber, aber Herr Höfler zeigt bei der Kontrolle keinen Diplomatenpass, sondern lediglich seinen ordnungsgemäß gestempelten Identitätsausweis vor, weshalb sogar die Besatzungsmächte noch keinen Anlaß finden, den ins Ausland reisenden Herrn Höfler von seinem Vorhaben zurückzuhalten. Um 8 Uhr 55 steigt er in Sings um und kommt um 8 Uhr 35 in Salzburg an, wo am Bahnsteig 7 schon die Garnitur nach Saalfelden steht.

Es ist ein wolkenloser, lichtblauer Sonntagmorgen und als Herr Höfler in Kuchl den Zug verläßt, weht gerade der Golling-Wind, das ist ein Luftzug, der angeblich für den ganzen Tag garantiert schönes Wetter verspricht. Herr Höfler geht mit geschultertem Kufsch an dem schmucken Gebäude der Alpenmilchzentrale vorbei, wo um halb acht Uhr früh gerade ganze Regionen blühender Kannen abgeladen werden, was dem frühen Wanderer die durch Subventionen gesteigerte Ablieferungsreueigkeit der bodenständigen Landwirte sehr sinnfällig vor Augen führt.

Herr Höfler hält die Spitze der zahlreichen Aufschlüssen und schlägt den Weg nach rechts ein, der über den Waldweg zum Salzgahrbühl führt. Dort gabelt sich die Straße, aber das ist für Herrn Höfler, der seine Auslandstreifen an Hand einer Landkarte 1:75.000 sehr sorgfältig vorbereitet hat, kein Zweifelsproblem, er wendet sich nach links und nun geht es fast bergwärts. Die Straße steigt und steigt. In der Hand taucht ein Gollschuß auf und dann zwingt sich der Weg in ein Tal hinein. An dessen Ende ragt ein mächtiges Gebirgsmaße empor, das ist die Goll-Gruppe, und am rechten Grat ist in der Morgensonne sehr deutlich ein Schutthaus zu erkennen. Zwischen Wieseln und Obstbaumbeidackten kleinen Bauernhäusern schreitet Herr Höfler munter weiter, bis fast am Ende des Tals eine Wegtafel zur Abzweigung nach rechts auffordert. Der Auslandsreisende durchquert ein Gehst und will gerade den Wiesweg einschlagen, als eine Gestalt aus dem Schatten des Hauses tritt und ihn anruft. Nicht mit Namen natürlich, denn die Gestalt trägt die Uniform eines Zollgrenzschutzbeamten und woher sollte ihr der Name des Mannes geläufig sein, der hier in der frühe bergwärts lustwandelt. Wohl die Absicht des Lustwandlers scheint dem Uniformierten durchaus bekannt zu sein, denn er fragt sehr ruhig, nachdem er Höflers Identitätsausweis einer sinnenden Betrachtung unterzogen hat: „Aha, aus Purtschellerhaus, was?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, betastet er Herrn Höflers prallen Kufsch. Herr Höfler findet das durchaus in der Ordnung, jeder Auslandsreisende muß eine Zollkontrolle über sich ergehen lassen und es ist fofugagen ein Beweis für die Notwendigkeit der Grenzen. Bald ist die Prozedur beendet und Herr Höfler verspürt im Weitergehen die haarsbürgeliche Genugung, daß er fofugagen mit offizieller Sanktion seine Fahrt ins Ausland fortsetzen darf.

Nun, Fahrt ist an dieser Stelle der Reise bereits etwas zu viel gesagt. Denn selbst Leute, die über ein Auto verfügen, sind durch die Wegverhältnisse gezwungen, dieses bei jenem Gehst, in dessen Schatten der biedere Zollbeamte lauert, zurückgelassen. Der Wiespfad führt über eine kleine Brücke, dann kommt ein Viehgatter und dann das offene Beet eines schmalen Wildbuchs, der zufällig trocken ist. Links und rechts dieses anstrengenden Aufstiegs liegen Leute, die gleich Herrn Höfler auf einer Auslandsreise begriffen sind, und die entweder den mitgenommenen kleinen Kindern gut zusehen oder mit der Aufreißung der eigenen Widerstandskraft beschäftigt sind. Herr Höfler vernimmt Gesprächsausschnitte wie: „Ob der Hans-Martin scho' oben sein wird? ... No deine Schwiegereltern lassen si' bestimmt Zeit... Also, dds sag' i dir, wenn die Ursula mein' Brief net kriegt hat und i umkunft da auffirenn... No klar Vubi, in acht Minuten lamma oben.“

Diese Zeitangabe muß der beiragende Herr Höfler allerdings in die Kategorie jener

Märchen verweisen, die Erwachsene ungeduldigen Kindern gegenüber gerne zur Anwendung bringen. Er schneidet eine Stunde und dann noch ein Viertel davon, aber endlich hat der Wald ein Ende und nun muß man noch über eine sonnenbeschänene Halde aufwärts streben, was Herrn Höfler zwingt, sein Hemd kurz auszuwinden, die Strickleiter noch weiter hochzutrepeln und die Wadenstüben in Socken zu verwandeln. Talwärts eilende Wanderer kommen in flottem Schritt vorüber. Herr Höfler muß Rede und Antwort stehen. Ob er Herr Stork sei? Oder vielleicht Herr Haberlad? Herr Höfler behauert höflich, was die Talspitzer befürchten, denn die Ehefrauen besagter Herren warten bereits seit Tagen auf ihre Männer. Aber vielleicht sei er Herr Vertam Doffsch, den ein blinder Kriegstamerad am Ederjattel seit Stunden suche?

Herr Höfler hat im Weitersteigen Gelegenheit, über diese Fragen nachzudenken. Und er schließt messerscharf, daß da „oben“ zahlreiche Wartende und Suchende vorhanden sein müssen. Die Bestätigung dieser Ansicht findet er schon bei der ersten Sennhütte, denn hier lagert ein anscheinliches Häuflein Menschen. Es ist geradezu ein Bimel im Freien, mit selbstkonstruierten Zelten aus ein paar Stöcken und Bodenmatteln, mit wäschewaschenden Frauen und naßt und braungebrannt herumhüpfenden Kindern. Ehe Herr Höfler noch die Sennhütte erreicht hat, verspürt er ein Gefühl im Magen, wie ein Marathonläufer, der nach Bemühtigung seiner Aufgabe ins Stadion einmüht. Mindestens ein Duzend Feldstecher sind auf ihn gerichtet, ein paar der Lagerleute springen auf und geben kurze Reportagen des mühsam Näherkommenden. „Dds is er, na sicher, dds is der Karl... Aber Zeit hat er si' lassen, wo ma do alle um Neune am Ederjattel ham sein wollen...“ Schließlich endet der Bericht mit der resignierten Feststellung, daß es nicht der Karl sei, worauf das Lagerleben wieder seinen Fortgang nimmt.

Während Herr Höfler seinen Oberkörper unter den labenden Strahl des Brunnens hält, ist er zu der Feststellung gelangt, daß dieses Halteort fofugagen der Sammelpunkt aller ausreisenden Oesterreicher sei, quasi der Grenzbahnhof, von dem sich die Gruppen und Gröpschen nach Vervollständigung ihrer Mittagsruhe ins Ausland begeben.

Herr Höfler begibt sich triefend und erfrischt allein weiter. Der Weg ist jetzt geradezu eine Wohltat, eben und angenehm führt er dahin und nach etwa fünfzehn Minuten kommt eine ganz unerhebliche Steigung und jetzt läuft Herr Höfler gewissermaßen zum zweitenmal in die Arena ein. Und diesmal ist es sogar eine richtige Arena, links und rechts sind die Almehänge mit Männlein, Weiblein und Kindlein dicht besetzt und das Spiel von vorn wiederholt sich in verzehnfachter Intensität. „Mensch, det is er! Annemarie, kuf doch mal durch die olle Rinne... det is der Schotz, wie er leibt und lebt... Ach nee, wat Sie nich für Sorgen haben. Det is Herr Raskeiner, den fenn id schon am Zelatsche... Emil, Emil, der Willem kommt. Man rasch, kuf doch...“

Die Enttäuschung ist groß, als Herr Höfler den Drahtzaun erreicht hat, hinter dem die Arena ihm erwartungsvoll entgegenblickt. Und da nun Herr Höfler das strahlenreiche Loch im Zaune durchschreitet, hat er seine mysteriöse Absicht wahrgemacht. Er befindet sich im Ausland, denn der Ederjattel, an dem die Wege von Kuchl einerseits und Versteigaden andererseits zusammentreffen, liegt mit dem Scheitelpunkt jenseits des Zauns, mit einer Ruhebank davor, auf der aber kein Mensch sitzt, denn die Aussicht von der „Arena“ kann man nur von links und rechts anstehenden Hängen genießen.

„Postlagernde“ Briefe

Herr Höfler nimmt also auf dieser Bank Platz, als es hinter ihm raschelt. Und zwar raschelt es von Papier, das in ein Drahtgeflecht gesteckt ist, dessen Erfinder es irgendwann einmal um den Schatz des Holzkreuzes gewunden hat. Das Papier ist zahlreich und beschriftet, und da Herr Höfler ein gründlicher Mann ist, unterzieht er diese im Ausland vorgefundenen Plakate einer näheren Betrachtung. Sie sind häßlich und zumeist mit Bleistift beschriftet und ähneln einander im Text. Eines lautet: „Liebe Minna! Habe bis halb Drei gewartet, da aber hungriq und hundemüde, bin zum Oberhorn-Naser ins Quartier. Bitte komme sofort rüber. Warte schon seit fünf Tagen. Immer Dein Kudi.“ Der nächste Zettel verkündet: „Seit 8. 8 hier mit Peria und Runtlein. Warten schon sehnjährtig auf Bail. Familie Oterhorn.“ Das dritte flatternde Brieflein verrät deutliche Ungeduld: „Wo reidst Du denn so lang, Alfred? Bin am V.-Haus warde seit zwei Tagen und — zwei Nächten. Deine Anny.“ Und hier entdeckt Herr Höfler endlich die Postkarte seiner Schwester, die vor Jahrzehnten nach Deutschland begehrt hatte und doretwegen er das große Abenteuer der Reise ins Ausland unternommen hatte. Morgen also wird er sie sehen.

Warten. Das ist der Grundstoff dieser armen im Winde flatternden Briefschaften. Herr Höfler holt tief Atem und sieht sich um. Da liegen die Menschen in dichten Reihen und lächeln nach links wo die asphaltierte Straße von Oberau aus der Versteigaden Gegend herankommt und nach rechts wo der Pfad von Kuchl oder Golling die Menschen heranzubringt. Sie haben Operrguder und Feld-

stecher, einer verfügt sogar über ein Fernrohr mit Stativ, es ist beinahe ein Observatorium, und jede Sekunde, wenn wieder eine Gestalt von rechts oder links auftaucht, darf ein anderer durchschauen.

Jetzt wird eine Gruppe von links gesichtet. Zwei Frauen, eine älter, die andere jünger, die ein ganz kleines Kind in einer Einkaufstasche, deren durchschnittener Boden die Füßchen des Kleinen baumeln läßt, an den beiden Henteln tragen. Ein Mann läuft den Gang herunter und umarmt die beiden Frauen. Dann bückt er sich zu dem Kind und dabei rinnen die Tränen über seine Wangen. Die „Arena“ ist solche Szenen offenbar gewöhnt, denn die Köpfe und Feldstecher und auch das Fernrohr schwenken nach rechts, wo gerade zwei Männer herkommen. Diesmal sind zwei Frauen die Glücklichen, die ihnen entgegenzueilen können.

Kurz vor Zwölf ist Herr Höfler am Purtschellerhaus. Es gibt vom Ederjattel aus einen Weg rechts des Drahtzauns, der ist für die deutschen Wanderer gedacht, und einen links des Zauns, der in Serpentina die Oesterreicher zur Hütte bringen soll. Aber Herr Höfler, der Auslandsreisende, ist den deutschen Weg gegangen, weil er kürzer ist, und die beiden Jöller, die in einem schmucken Häuflein am Sattel amtierten, haben absolut nichts dagegen. Denn das Ziel der beiden Wege ist staatsrechtlich nicht mehr durch einen Zaun zu trennen. Das Purtschellerhaus liegt nämlich genau auf der Grenze. Es wird von dieser quer durchschnitten und nicht einfach halbiert, wie es Laien vielleicht annehmen könnten. Wenn man einen Verbindungsstrich von dem roten Grenzstein, der vor der rechten Ecke der Hütte liegt, und jenem Grenzmal zieht, das sich links hinter dem Hause beim Hünerfall befindet, dann kommt man zu dem Ergebnis, daß der größte Teil des alten Hauses, dreiviertel der

Müde, abgespannt?  IN APOTHEKEN & GROSSEHANDLUNGEN

Kobona Kobona

macht frisch und froh!

Küche und fast das ganze Wohnzimmer im neuen Haus auf österreichischem Gebiet liegen. Ein Viertel der Küche und die rechte hintere Ecke der Gaststube sind bairisch oder deutsch, je nachdem, ob man föderalistischen oder zentralistischen Anschauungen huldigt.

Herr Höfler trägt sich an diesem 8. August 1938 als 78. Besucher im Hüttenbuche ein. Am Vortag haben 152 ihre Bereisung besorgt. Dort es ist ja erst 12 Uhr und also kann auch dieser Tag die Hunderte Marke noch leicht überschreiten. Aus allen Gegenden und Städten stammen die Menschen, die sich in dem die-leibigen Wälder eingetragenen haben. Aus Stuttgart, Weimar, Hamburg, sogar ein paar Berliner befinden sich darunter, was immerhin eine beachtliche Leistung darstellt, denn zur Zeit gibt es ja nur Luftbrücken in diese Stadt. Sehr viel Wiener, Salzburger und Linzer sind auch zu finden, wie überhaupt sämtliche Dialekte deutscher Zunge zu hören sind. Neben dem Hüttenbuch befindet sich eine Ankündigung, daß jeder Besucher in seiner Wäscherung zu zahlen habe, was Herrn Höfler die Tatsache seines Auslandsaufenthalts neuerlich zu bestätigen scheint. Ein Bett, das übrigens erst ab 18 Uhr jedes Tages vergeben wird, kostet für Deutsche DM 3,65, für Oesterreicher S 6,75; Alpenvereinsmitglieder zahlen die Hälfte. Das Matratzenlager kommt für Besucher von links des Drahtzauns auf 1,85 DM, für solche von rechts auf 3,45 S. Die Relation zwischen Schilling und Weimark, die in zahlreichen „Wechsel“-Gesprächen der Hütteninassen klar zum Ausdruck kommt, beträgt 8:1 und die Speisekarte der Hütte trägt diesem inoffiziellen Devisenkurse teilweise Rechnung. Ein Viertel Wein kostet 8 DM oder 9 S, ein Stampel Schnaps 1 DM oder 8 S, bloß bei Bier verzieht sich die einfache Umrechnung, denn ein Krügel kostet zwar 0,90 DM, aber nur 1,80 S, und bei einem halben Liter Teewasser herrscht geradezu uniforme Gleichheit. Für dieses Getränk zahlen Deutsche 0,80 DM und Oesterreicher ebenfalls 0,80 S.

Höhere Mathematik

Herr Höfler kauft sich zunächst ein Bier. Die Ausschank befindet sich im bairischen Teil, trotzdem haftet dem Gebräu noch keineswegs die Güte baywarischer Marken an, aber es ist kalt und jedenfalls nicht schlechter als gleichnamige österreichische Getränke. Neben dem Bierstich stehen zwei Kartons, in denen lie deutsches Geld und dort österreichische Zahlungsmittel enthalten sind. Herr Höfler hat dabei erstmals Gelegenheit, die Farbenpracht und geradezu fofingmäßige Aufmachung der deutschen Geldnoten zu studieren. Besonders die Einmarknote sieht aus, als hätte jemand mit Fingern voll Erdbeermarmelade daran herumgefummelt; sie ist nämlich völlig unregelmäßig mit roten Strichen und Flecken besät. Gleichzeitig hat er Ruhe, den Gerichten der mit solchen Noten zahlenden Gäste zu lauschen: „Wat, wolln se denn, kann. Die Geldnappigkeit ist bei uns lang groß, in Arbeiter badient 180 bis 200 Emmchen im Monat. Und sämtliche Einlagen sind futsch. Wat über 5000 Reichsmark war i überhaut jechtrigen. Dann wird so jereiner: Abwertung 1:10, bleiben 500, davon ab die Doppquote, bei

uns sind es vier Personen, 4 80 DM (trotzdem wir erst 40 jekriegt haben), macht 160, bleiben 340 und davon solln ma 5 Prozent kriegen. Rechnen Sie sich aus, wat nach dem Hofsdofus übrigbleibt.“

„Sie Herr“, sagt der Bierauschanker, „aber mit österreichischen 10-Groschen-Stücken können Sie nicht bezahlen!“ — „Wat denn, wat denn“, sagt der andere, „sind doch sowieso zehn Pfennige.“ — „Ja schon“, sagt der Biergewaltige, „aber die österreichischen 10-Groschen-Stücke, die in Wirklichkeit deutsche 10 Pfennig sind, gelten bei Ihnen doch nur einen Pfennig. Also zehn solche Dinger her, wenn ich bitten darf. Dann sind die 10 Pfennig voll.“

Das ist eine richtige Wissenschaft, denkt Herr Höfler, von der Rechenoperation in ausländischer Valuta tief beeindruckt, und tröstet sich mit seinem Bier ins Gastzimmer. Er setzt sich an den bairischen Tisch, schließlich ist er ja nicht umsonst über die Grenze gefahren, und betrachtet die Inassen des Raumes. Sehr viel junge Leute sind darunter, zumeist Pärchen, die nur für einander Augen haben, aber auch alte und viele, viele Kinder.

Methusalem im Hochgebirge

Dann sitzt Herr Höfler der Hülsenkackern gegenüber, die er als gründlicher Mann vom Herde weggeholt hat, der seiner Berechnung nach in Oesterreich liegen muß. Seit 18 Jahren besorgt Frau Burgi Bichler hier heroben den Betrieb und sie sieht etwas abgespannt und müde aus. „Mein Gott“, sagt sie, „wir haben jetzt wöchentlich ungefähr 500 Besucher, vor der deutschen Währungsreform waren es doppelt so viel oder noch mehr. Dabei kommen ja gar nicht alle bis zur Hütte, viele übernachten auf den Almten oder im Freien. Voriges Jahr zu Pffingsten waren 8000 Menschen da. Eine Frau hat ihr 14 Jahre altes Kind in einem Obflörbrel von Versteigaden heraufgetragen und ihr Mann, ein an beiden Beinen Amputierter, ist mit seinen Prothesen von Kuchl heraufkommen. Selbst Neunzigjährige haben wir dagehabt und alle Verufe, die sie sich denken können. Arbeiter, Angestellte, Beamte, Professoren, Kaufleute und Filmschauspieler, darunter den Berner Krauß und den Rühmann. Im Frühjahr 1946 hat es begonnen und weil das Haus wirklich auf der Grenze liegt, war es möglich, daß Menschen einander haben sehen und sprechen können, die sonst nie zusammengekommen wären. Jetzt ist das Geld knapper und dann sind auch einige Sprechleistungen an anderen Stellen eingeführt worden, deshalb ist es nicht mehr gar so arg. Wir haben Gäste, die tagelang warten, bis der Partner von der anderen Seite kommt, aber acht Tage sind das Höchstmaß, dann müssen sie fort, denn an Samstagen und Sonntagen muß das Haus, so gut es geht, für die Mitglieder vom Alpenverein, also für die Bergsteiger und Goll-Geher, freigemacht werden. Wir können im Hais 90 Menschen unterbringen und jetzt sind doch auch schon sehr viel darunter, die hierherkommen, weil es eben eine Hütte ist und weil Sommer ist. Glauben Sie mir, am liebsten wär's mir, es würde wieder so sein wie früher, wo die Leute eben wegen der Natur da waren und nicht wegen dem Warten und all dem Elend, was die Zeit gebracht hat.“

Herr Höfler nickt. Er hat viel gesehen in diesen paar Stunden, die er nun hier heroben weilt, und wenn er an die 21 Hüttenbücher denkt, die aufgestapelt in einem Regal der Kredenz im Gastzimmer liegen, dann kann er ermessen, welche Insumme von Schicksalen an den Augen dieser Frau vorübergezogen sein mag. Vielleicht wird es für einen einzelnen Menschen auch zu viel, inmitten von Menschen zu leben, die nur aus Sehnsucht und Hoffnung und Warten bestehen und die schon glücklich sind, wenn sie einander nur ein paar Tage und Nächte während eines langen Jahres in den Armen halten können. Es ist eine so zitternde, bange Atmosphäre, sicherlich mag es flaver und ruhiger sein, nur Menschen um sich zu haben, die von Graten und Firnen und Steilhängen reden, als von den Abgründen dieses Daseins und den schmerzenden Rissen in den eigenen Herzen. Und jedes Sommer geht es so weiter, von Ostern bis Ende Oktober, denn im Winter ist die Hütte nicht bewirtschaftet, sondern steht nur unter Aufsicht. Und in jeder Stunde treten Duzende durch die Tore und blättern aufgeregt im Hüttenbuche und sehen sich dann an einen Tisch und warten.

Gegen Abend geht Herr Höfler vors Haus. Der Blick reicht ganz weit bis zum Dachstein und zu den Tauern und auf der andern Seite liegen die Ruinen der Arbeiterfiedlungen am Oberalpbjerg und die Trümmer der Häuser von Göring und Bormann. Alle Waldwege sind asphaltiert, an jedem zweiten Baum hängt ein Vogelhaus, es ist eine seltsame, fast groteske Gegend. Und rückwärts steht die Goll-Gruppe mit dem steinernen Diplomatenhaus am linken Gratende und dem im Gestein versenkten Personenaufzug. Nun ist dieses Gebiet abgesperrt und tot.

Ganz drüben in der Ebene liegen Salzburg und die nachtsunkle Kuppe des Gaisberges. Herr Höfler aber befindet sich zur Zeit im Ausland und hat noch Zeit zum Schlafengehen. Rings ist ein Raunen und Wispern, Pärchen sitzen im Grase, Kinder spielen zwischen Vätern und Müttern und alte Leute reden vom Alltag und seinen Sorgen.

Aber das Leben geht weiter, denkt Herr Höfler. Die Grenze kann durch ein Haus gehen, aber die Liebe der menschlichen Herzen kann sie nicht durchschneiden. Sie ist unteilbar, solange die Welt, diese merkwürdige, nie zu begreifende Welt, sich dreht.

Morgen wird er wieder zurückfahren, der Herr Höfler. Aus dem Ausland nach Wien, und er wird die Erkenntnis gewonnen haben, daß dieses Ziel seiner Fahrt nichts mit Politik und Staatsrecht und Schlagworten zu tun hat, sondern nur mit dem ewigen, unruhigen, sehnsüchtigen Menschenherzen. Zom Num.

erste „Nachkriegs-Zweitausender“ ge­glückt ist, wirkt im nachhinein fast bedenklich. Da hatten zwei junge Habenichtse doch nichts anderes in den Köpfen, als ihr bißchen übriges Geld und ihre wenigen Kalorien und Bekleidungsreste in ein ungewisses, völlig sinnlos erscheinendes Reise- und Bergbesteigungsunternehmen zu investieren, wo doch sonst alle Menschen ihrer Umgebung nur mit Alltag (Hamstern, Tauschhandel, Entnazifizieren, Trümmer beseitigen, Reparieren und vor allem nach allem und jedem sich Anstellen) befaßt waren. Aber die drei Tage und Nächte vom 8. bis 10. Juni 1946, die uns durchs allgemeine Elend über München und Oberau auf den Krottenkopf und Oberen Reißkopf, zum Walchensee und nach Kochel hinunter brachten, wo wir, weil es natürlich keinerlei Hotelerie gab, am Bahnhof in einem abgestellten alten Waggon nächtigen mußten, dieses leichtsinnige Unternehmen also ist wohl die originellste unter all den (damals ungeahnt) vielen Bergtouren, die uns noch glücken sollten, geblieben. Der erste Nachkriegs-Alpensalamander der uns da im feuchten Nieselregen über den Bergpfad kroch, ist mir als verheißungsvolles Omen in unvergeßlicher Erinnerung geblieben. Und jüngeren, wohlstandsgeprägten Lesern sei noch etwas selbstverständliches hinzugefügt: Aus so einer Gesinnungs- und Erlebengemeinschaft, wie sie uns zwei damals wortlos verband, gibt es keinen Ausstieg mehr. Kein materielles Gut, kein Freiheitsangebot konnte unsere Wertegemeinschaft später sprengen.

Die zweite Hälfte dieses Jahres, die mich dann schon fester etabliert an der neuen Universität in Mainz am Rhein sah, wo wir bald in einem von den französischen Besetzern geräumten Haus am Rosengarten und später in einer idyllischen Holzbaracke am Michelsberg hausten, geriet uns gar noch zu einer fast friedensmäßigen Gipfelsammel­sa­son. An meinem Geburtstag stiegen wir zum Edmund Probst-Haus hinauf und wanderten dann den ganzen Allgäuer Höhenweg über fast alle Gipfel hinüber bis zum Biberkopf. Wenn mir dort damals jemand prophezeit hätte, daß ich fast auf den Tag genau zwanzig Jahre später auf der gleichen vorgeschobenen Aussichtskanzel meinen 500. über 2000m hohen Berg „feiern“ werde (natürlich mit meiner Lebens-



„Gefährtin“ im wahren Sinne des Wortes), so hätte ich den Wahrsager für einen wohlwollenden Menschenfreund erklärt. Die kommende offene Welt war dem „eingesperrten“ jungen Deutschen noch unvorstellbar. Zur Nachtfahrt von Mainz nach Langenwang am Fuß des Nebelhorns hatten wir ja noch eine besondere „Interzonen“-Karte gebraucht.

Trotzdem bin ich im Oktober 1946 nochmals nach Hindelang gefahren, um gerade im ersten herbstlichen Schneesturm den nicht problemlosen Alleingang vom Giebelwirthshaus über den Großen Daumen zum Edmund Probst-Haus zu machen. Auch auf dem Daumen sind wir zusammen ein zweites Mal gegessen, 1983 (also 37 Jahre später) in der spät wärmenden Oktobersonne und gefesselt vom Anblick einer friedlich äsenden Glemsenschar, und da war das schon mein 1110. zählbarer Gipfel.

Bis 1950 noch ist der schmale bayerische Alpensaum unser einziges bergsteigerisches Übungsfeld geblieben, wenn man von den häufigen Mittelgebirgswanderungen im Hunsrück und Taunus, Oden- und Schwarzwald, Spessart, Rhön und Harz absieht.

4. 9. 1949. Am Weg zur Zugspitze, von der unsere sehnsüchtigen Blicke zu den „verbotenen“ Bergen in Österreich hinübergingen.

Vom Watzmann bis zum Hochvogel gab es viele schöne Gipfelrasten mit sehnsüchtigen Blicken hinüber nach Österreich und in die Schweiz. Unvergessen das windige Palatschinkenmahl auf dem Funtenseetauern (im Steinernen Meer), wo Brunhilde über einem Esbit-Kocher die fettarmen und doch so köstlichen Fladen aus der Pfanne direkt in unsere Hände rutschen ließ. Wir (da war noch der junge Detlef Bückmann dabei) haben die im Gipfelwind dampfenden Scheiben buchstäblich in der Luft zerrissen.

Entdeckung einer neuen Lust: Hochalpinen Skilauf

Vom Februar 1948 an haben wir unseren alpinistischen Techniken eine neue hinzugefügt, die uns später ungeahnte Freuden bringen sollte. Ohne theoretische und praktische Schulung und faktisch ohne Materialkenntnis besorgten wir uns zwei Paar Eschenholzschi mit Lederriemenbindungen und Haselnußstöcken und fuhren mit einem Zoologie-Studentenpaar an den Schliersee, um auf der Duffneralm an der Rotwand mit zünftigen Münchner Nachkriegsskiläufern ein großes Matratzenlager zu beziehen. Am 21.2.1947 habe ich (ohne Felle und ohne zu wissen, wie man einen Bogen fährt) meine erste Bergskitour (auf die Rotwand) absolviert. Zum Glück war der Schnee tief. Auf- und Abfahrt dauerten ungefähr gleich lang. Erst nachher hat mir am Telegraphenhang die Mainzer Zoologie-Studentin durch Zuruf beigebracht, daß man in der Kurve nicht kanten dürfe und den Talski belasten müsse. Das war für einen sicheren Steilschuttgeher (der ich ja schon gewesen bin) eine fast widernatürliche Zumutung, der ich lange nicht bedenkenlos nachgeben konnte, obwohl sich rasch ihr erstaunlicher Nutzeffekt zeigte.

Jene Studentin ist Ingrid Moller-Racke gewesen, eine bereits auf den Brettern vorgeschulte Tochter aus dem bekannten Binger Destillationshaus (das ja heute noch zu den bedeutendsten seiner Art in Deutschland zählt). Und der Zoologie-Student in ihrer Begleitung war Richard Faust (ihr späterer Mann), der so wie sie seine Doktor-Arbeit bei W. v. Buddenbrock machte und nachher Assistent und Nachfolger bei und

von Bernhard Grzimek am Frankfurter Zoologischen Garten gewesen ist. Mit beiden haben wir später weitere schöne spätwinterliche Bergfahrten gemacht (Abb. S 202), vor allem in den Ötztalern. Damals, 1948 am Schliersee, hat uns übrigens eine Flasche jenes kostbaren Destillats aus Bingen zur nötigen Aufbesserung unseres kärglichen Essensmarkenertrags verholfen. Faust mußte sie im Rucksack auf vereisten Holzstiegen zum geeigneten bäuerlichen Geschäftspartner transportieren. Brunhilde begleitete ihn und hat danach noch oft den Schrecken geschildert, der sie durchfuhr, als sie hinter einer Biegung im schmalen Hohlweg den Rucksack samt Träger unmittelbar vor sich liegen sah. Ihre Reaktion war ein klassischer unbedingter Fallreflex, der gottlob allseits folgenlos blieb.

1949 und 1950 habe ich dann meine Skikünste weiterhin autodidaktisch verbessert auf den Sonneckhütten bei Blaichach im Oberstdorfer Tal. Unermüdlich stieg ich immer wieder (natürlich schon mit Fellen unter den nunmehr besonders schweren Hickorybrettern) auf Ofterschwanger, Rangiswanger und Bleicher Horn und kam immer flotter herunter. Die Bindungen rissen oft und Skispitzen gingen zu Bruch; aber so lange im großen als Frachtgut mitgebrachten Weidenkorb noch genug zu essen war, blieben wir guter Dinge und reparierten alles selber. Ich hatte begonnen, noch mehr Studentenvolk fürs alpine Vergnügen zu motivieren, was dem Hüttenleben viel mit- und zwischenmenschliche Wärme verlieh, ohne daß wir schon gewußt hätten, daß es so ein anthropothermisches Phänomen sogar in wissenschaftlicher Diktion gibt. Im ersten Jahr sind wir (Schallers) zu zweit auf den genannten Sonneckhütten dabei gewesen und waren folglich mit unserer eigenen Synthetrik beschäftigt. Im zweiten Jahr kam ich allein mit; denn in Brunhilde zapelte unser zweites Rekombinat schon recht heftig. Es war sogar zu erwarten, daß es noch in der geplanten Wintersportsaison zum Vorschein käme. Und da hat es für eine so stabile Frau wie die meine keinen Vorbehalt gegeben: Als Mann sei ich eh nicht dabei zu gebrauchen. Folglich könne ich bedenkenfrei zum Skilaufen mit.

Bedingung sei nur, daß ich keinerlei Nachricht von der Art des erwarteten Gemeinschaftsprodukts bekäme.



Dieses Bild hält einen jener Erdentage fest, die ich nach wie vor zu den genußreichsten zähle, die uns je beschieden waren. Die Spur von der Braunschweiger Hütte herauf ist gezogen; nun liegt das unberührte Becken des Taschachferners vor uns, durch das ich in der nächsten Stunde meine selbstbestimmte Linie ziehen kann, ehe es vom Brochkogeljoch die steilere Gipfelschneide zum Wildspitz-Südgipfel hinaufgeht. Nichts stört die Stille, nichts trübt den Blick. Das ist reine Traumerfüllung.



Skiwanderung durchs Ötztal, April 1952.

Ich erhielt dann zwar in Blaichach eine Karte von der jungen Mutter, auf der aber nur stand: Es ist da. Ich sollte nämlich das Geschlecht des Neonaten am entsprechend verhüllten Soma selber erraten. So stieg ich denn nach langer Nachtfahrt mit meinem ganzen Skikrempel gerade über das bevorstehende Ratespiel nachsinnend, in Mainz die Treppe zum Institut hinauf, als mir dort

unser immer etwas grämlicher, aber doch stets hilfsbereiter Instituts-Diener und Schreiner Vinz entgegenkam, kurz stutzte, freundlich grüßte und verlegen sagte: „Da kann man nichts machen, Herr Doktor; man muß es halt nehmen, wie's kommt“ – und ich wußte: Es war also ein Mädchen, unsere Dietlinde, die in schwieriger Metamorphose ein attraktives weibliches Wesen

werden sollte. Als ich dann in die Klinik kam, waren die Schwestern dort auf dem Gang merkwürdig kurzsilbig, bis mir eine verriet, warum, indem sie meinte: zu der Frau Schaller seien schon zu viele Männer mit Luftballons und anderem Unfug gekommen. Nun möchten sie (die Schwestern) doch endlich wissen, wer davon der richtige Vater sei. Die Burschen – es waren Mitarbeiter und Schüler von mir – hatten offensichtlich so getan, als ob es jeder von ihnen hätte sein können – und die junge Mutter hatte natürlich großen Spaß an der Camouflage, so daß sie auch keine Aufklärungshilfe zu geben bereit gewesen war.

Erste „Nachkriegs-Alpenexkursion“. Der autodidaktische Bergführer

Von 1950 an haben meine und unsere bergsteigerischen Intentionen eine neue Dimension gewonnen. Nach langer mühseliger, weil vom Wiehern diverser Nachkriegsamtsschimmel gestörter Vorbereitung (die vergilbten Papiere jenes kuriosen Zulassungsprozesses besitze ich noch) ist es mir im Juli dieses Jahres gelungen, die erste Alpenexkursion der Universität Mainz ins „Ausland“ zu organisieren. Vom 24. Juli bis 2. August konnte ich die alpine Fauna im Kleinen Walsertal demonstrieren, auf österreichischem Boden also, wenn auch nur in jener komischen Enklave zu Füßen des stolzen Widdersteins. Auf diesen, auf den unverwechselbar geformten Hohen Ifen und auf andere Kalkgipfel mehr habe ich dabei meine rheinland-pfälzischen Studiosi(ae) führen können. Überall war auch unser wanderstarker alter Chef W. v. Buddenbrock dabei, der unermüdlich auf „seine“ Schmetterlinge aus war.

Similaun, erstmals am 22. 3. 1951 und wieder am 26. 3. 1952 mit Ingrid Moller-Racke und Richard Faust. Dahinter die Hintere Schwärze, die uns später eine noch zünftige Abfahrt bot.



Sammelpass!

Grenzübertrittsschein
Name: Dr. Schaller Vorname: Friedrich und -23-Pers.
Borort: Dozent
Geboren am: 30.8.20 in Deutsch. Staatsangeh. wohnhaft in Mainz, Zoolog. Institut
ist zum wiederholten Grenzübertritt von Sonthofen nach Walsertal und zurück über Walserschanze innerhalb der Zeit vom 24.7.50 bis 24.8.50 Wiederherstellung der Gesundheit berechtigt.
Der Inhaber dieses Grenzübertrittsscheines ist ausgewiesen durch: Kennkarte Nr.: 00237 ausgestellt durch: _____ am: Sonthofen am 21.7. 1950
Ausstellende Behörde: Bayern/Landesgrenzpolizeistelle Sonthofen
Antragsteller: [Signature]
Gegenzeichnung durch die amerikanischen Dienststellen in Bayern: [Signature]
Gegenzeichnung durch die französischen amerikanischen Dienststellen in Österreich: [Signature]
In Begleitung von Kindern unter 14 Jahren:
1. _____
2. _____
3. _____
[Signature]

Eine besonders große zoologische Leistung des frischgebackenen Zoologiedozenten war 1950 die Erwirkung eines „Sammelpasses“ für seine erste Alpenexkursion (ins kleine Walsertal), wozu ja die Fahr-erlaubnis für den sogenannten Interzonenzug, die Übertrittserlaubnis von der französischen in die amerikanische Zone und der Grenzübertrittsschein nach Österreich für 24 Leute gehörten.

Im August und September folgte dann eine für mich dramatisch wirkende Blickerweiterung in die romanische Welt hinaus. Den guten Beziehungen des alten Adligen W. von Buddenbrock zu den kultivierten Mainzer Militärgroßen der Grande Nation war es wohl zu danken, daß wir Zoologen unsere erste meeresbiologische Exkursion nach Südfrankreich machen durften, also sogar in jenes Gebiet, wo wenige Jahre zuvor noch die „Resistance“ den deutschen Soldaten so viel angetan und oft noch mehr von diesen zu erleiden gehabt hatte.

Drei Wochen lang waren wir Gäste im großzügigen Laboratoire de Aragó von Banyuls sur mer zu Füßen der weinreichen Ausläufer der Pyrenäen. Ausfahrten mit dem Stationsschiff und lange lernintensive Kurse im Labor wechselten ab mit Ausflügen in und auf die Berge. Der Weg zum Pic du Canigou hinauf, dessen Felsengipfel und großartige Rundschau über Katalanien auf französischer und spanischer Seite schon Alexander von Humboldt beeindruckt haben, bedeutete für mich, den nun gerade 30 Jahre alt gewordenen, die endliche Öffnung des Tores in die Welt hinaus. Ich hatte dabei nicht das bittere Gefühl versäumter Zeit. Im Gegenteil: Nun wußte ich umso gewisser und genauer, wie die nun kommende zu werten und zu nützen sei. Der Gedanke an viele meiner Altersgenossen, denen in polnischer, französischer, russischer, skandinavischer, balkanischer, libyscher Erde und am Grunde des Atlantiks keine Grenzöffnung mehr helfen konnte, überwältigte mich mit einem Gefühl der Dankbarkeit. Heute, wo sich oft schon 18jährige ihre Erwachsenenträume erfüllen können, hat es keinen Sinn, solche physischen Lebensüberlegungen laut anzustellen. Sie müssen den in individueller Anspruchsbefähigung heranwachsenden unverstänlich bleiben. Doch sei hier – wir sind ja noch im Jahre 1950 auf dem Canigou! – nicht der Fehler des Nachwissenden gemacht, der im Rückblick späte Weisheiten ins frühe Bewußtsein verlegt.



Südfrankreich-Exkursion, September 1953:

Zum zweiten mal mit den Mainzer Zoologiestudenten auf dem „Pic du Canigou“. Der hagere Dozent (rechts) war da stets vorne weg und wegen seines Tempos in Verruf.

27. August 1950, Canigou

Liebe Brunhilde!

Vom Fuße des Canigou, wo wir in einer kleinen Wirtschaft Zitronenlimonade schlürfen, schreibe ich diesmal. Es war eine schöne und leichte Tour. Nach einer gut verschlafenen Nacht in der Canigou-Hütte des C.A.F. sind wir bereits heute früh um 8 Uhr auf dem Pic du Canigou gewesen. Die Sicht war etwas durch Wolken verdeckt, aber sehr imposant und instruktiv. Die Pyrenäen sind ein ödes, wenig profiliertes Gebirge, von vorwiegend gelb-brauner Färbung mit weiten Tälern, die einen grünen Anflug zeigen. Der Canigou (2785 m) ist recht alpin. Zu seinem Gipfel führt von N und O eine ungeheure Blockhalde empor; hingegen fällt er nach Süden und Westen sehr steil ab mit teilweise tatsächlich senkrechten, glatten Urgesteinswänden. Nach Süden soll man das Meer sehen, das ja nicht weit ist. Wir haben dafür ein von der Morgensonne überglänzt Wolkenmeer überschauen können. Es war ein herrliches Bild, vor allem als Gegensatz zu den öden Schuttkaren und Blockgipfeln auf der spanischen Seite. Ganz in der Ferne waren mehrere Gipfel von fast 3000 m zu sehen, die aber auch recht zahme Formen zeigten. Wir sind vom Gipfel, auf dem ein übel kalter Wind wehte, nach der Westseite durch eine steile, aber gutgestufte Rinne abgestiegen und haben auf teils ungebahnten Wegen das Canigou-Kar umwandert, in dem noch ein ganz kleiner Rest des Gletschers erhalten lag. Die Wände, welche dieses Kar begrenzen, sind von respektabler Höhe und unwahrscheinlicher Steilheit und Glätte. Es ist alles Urgestein, ähnlich dem des Fichtelgebirges oder Felsenmeeres im Odenwald. Überhaupt sind mir die ganzen Pyrenäen wie ein ins Überdimensionale vergrößertes Fichtelgebirge erschienen. Die Waldgrenze – es gibt ganz normale Fichten- und Föhrenwälder – liegt sehr hoch. Noch bei unserer Hütte (2180 m) waren ausgedehnte Föhrenbestände von einer wunderbar kernigen und knorrigen Art. Allerdings sind die Wälder stark gelichtet und ganze weite Höhenzüge sind kahl und gelbgebrannt. Offensichtlich fehlt an vielen Stellen das Wasser, wenn auch gelegentlich kleinere Quellen zu Tage treten. ...

Der SPORT

Europäische Seilschaft

Zur 80-Jahrfeier des Deutschen Alpenvereins

Von Dr. Friedrich Schaller, Mainz

Vor 80 Jahren, am 9. Mai 1869, wurde in München die erste Sektion des Deutschen Alpenvereins gegründet. Dieser Gründung war 1862 die Konstituierung des Oesterreichischen Alpenvereins in Wien vorausgegangen. 1873 erfolgte die Verschmelzung beider Vereine zum Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein (DÖAV). Der DÖAV ist in der Folge der wohl größte und bedeutendste Verein seiner Art in Deutschland bzw. Oesterreich geworden und hat in den Ostalpen eine ungemein vielseitige und segensreiche Tätigkeit entwickelt. 1914 besaß er bereits 407 Sektionen in allen größeren Orten Oesterreichs und Deutschlands mit insgesamt 102 000 Mitgliedern. Vor dem zweiten Weltkrieg war die Mitgliederzahl auf über 200 000 gestiegen.

In den Ostalpen selber hat der ehemalige DÖAV über 500 Unterkunftshütten für Bergsteiger errichtet und mehrere hundert Kilometer Wege und Hochgebirgssteige ausgebaut, gesichert und markiert. Man kann ruhig behaupten daß der DÖAV das heutige Gesicht der Ostalpen entscheidend mitgeformt hat. Aus eigener Kraft hätten die deutschen und österreichischen Alpenländer ihre wirtschaftlich an sich nutzlosen Bergregionen niemals so großzügig erschließen und dem Besuch größerer Touristenmassen zugänglich machen können. Wer jemals nur für kurze Zeit in den bayerischen und österreichischen Bergen gewandert ist, wird bestätigen, daß er dort überall auf die Werke des DÖAV gestoßen ist.

Gemeinschaft im höheren Sinne

Diese materielle Wirksamkeit des Vereins wurde weit übertroffen von seiner ideellen Wirkung. Der Alpinismus ist die am stärksten internationale oder besser gesagt am wenigsten nationale begrenzte Form der Leibesübung. Dies ist vor allem dadurch bedingt, daß echter Alpinismus den Begriff des Rekordes und somit auch nationalen Ehrgeiz nicht kennen kann. Insofern ist Alpinismus viel mehr als nur Sport. Ganz allgemein gesprochen, könnte man ihn am besten als „physisch-sportliche und psychisch-ethische Beziehung von Menschen zu Bergen“ definieren. Nur wo diese beiden Beziehungen vorhanden sind, kann man von echtem Alpinismus, echtem Bergsteigertum sprechen.

Dieses echte Bergsteigertum hat der DÖAV stets hochgehalten und gefördert. Seine Mitglieder fühlten sich nicht als Repräsentanten einer Partei oder einer Nation, sondern als Gemeinschaft in höherem Sinne. In ihrem Bestreben fühlten sie sich eins mit den Alpinisten aller europäischen Länder und kannten keine Grenzen, sondern betrachteten die Alpen im ganzen als ihr ideales Betätigungsfeld. Die schönste Betätigung dieser, wahrhaft übernationalen Gesinnung haben die verschiedenen internationalen alpinen Expeditionen und manche berühmte Seilschaften gegeben, die sich aus Angehörigen verschiedener Nationen zusammensetzten.

Die ersten zoologischen Alpenexkursionen, die ich nach dem Krieg in Mainz mit viel „amtlichem“ Aufwand organisiert habe, brachten mich auch mit den übrig gebliebenen Funktionären des Deutschen Alpenvereins in Kontakt, und weil ich jung und „unbelastet“ war, mußte ich sogar den Antrag auf Wiederzulassung der Mainzer Sektion bei der Französischen Besatzungsmacht unterschreiben. Meine Funktionärsrolle war damit aber auch schon wieder ausgespielt; denn mich interessierten Berge mehr als Bergsteiger.

Immerhin habe ich aber noch den nebenstehenden Aufsatz zum 80. Geburtstag des DAV für die Mainzer Zeitung geschrieben. Er war nötig, weniger für die Besatzungsmacht als für die dumpfe Mehrheit meiner Landsleute, für die Bergsteigen vormilitärische Ertüchtigung im Sinne der Nazi-Ideologie war (obwohl doch das Nürnberger Tribunal meines Wissens keinen einzigen Alpinisten abzuurteilen hatte).

Bergsteigen verbindet.

Wahrzeichen dieser verbindenden Kraft ist das Seil. Es verbindet auf Tod und Leben. Der italienische Bergsteiger Guido Tonella hat das Wort der „europäischen Seilschaft“ geprägt. Dieses Wort hat eine wahrhaft tiefe, zukunftsweisende Bedeutung. Ueber die politischen Abgründe hinweg, die noch zwischen den europäischen Nationen klaffen, kann gerade der Alpinismus mit seinen idealen, rein menschlichen Bestrebungen die zerbrochenen Brücken schlagen. Die Bergsteiger, welche in den Sommern 1914 und 1939 auf den deutschen, österreichischen, italienischen, französischen und Schweizer Bergen vom Ausbruch der beiden Weltkriege überrascht worden sind, haben gewiß keinen Krieg gewollt. Ihnen war und ist der ewige Frieden der Berge schönsten Erlebnis und höchstes Vermächtnis.

Darum mögen die Teile des Deutschen Alpenvereins, die sich jetzt mühsam aus den Trümmern des Krieges sammeln und erheben, bald wieder zusammenfinden zu fruchtbarer Arbeit in den Bergen und in den Herzen der Menschen. Denn das Gefühl der europäischen Gemeinschaft ist bei den Bergsteigern nicht erloschen. Berichte aus allen Teilen der Alpen bezeugen, daß die deutschen Alpinisten dieser geistigen Gemeinschaft nach wie vor zugezählt werden. In den Herzen der europäischen Alpinisten ist der Geist der auf Leben und Tod verbundenen europäischen Seilschaft fest begründet.



Die „wilden“ 50er Jahre

Im Spätherbst dieses befreienden Jahres 1950 sind wir zu zweit noch „richtig“ nach Ostösterreich gereist, haben erst die Saualm und den Zirbitzkogel überwandert, den Großen Hafner vom Rotgüldensee herauf bestiegen, Salzburg genossen und schließlich auf der Brücke zwischen Linz und Urfahr mit Hilfe meiner Schwiegermutter, die in ihrer Jugend Lehrerin in Rußland gewesen war, sogar die sowjetische Besatzungszone betreten, um so endlich auch nach Wien zu kommen. Eine Faust-Aufführung des Burgtheater-Ensembles im Ronacher war der Höhepunkt dieses fast schmerzhaft melancholischen Wiedersehens.

Von 1951 an kamen dann jährlich Höhepunkte dazu, die zuvor kaum erträumt waren: Der Similaun als erster großer Skigipfel im März, der Schwarzenstein im Zillertal mit einer Studentenexkursion, der Habicht im Gschnitz und die Marmolada in Südtirol während des Sommers, der uns dazu noch bis nach Neapel und auf den Vesuv brachte; und schließlich im Herbst das Zuckerhütl mit seinen Trabanten

zwischen Nürnberger und Dresdner Hütte. Das waren die Höhepunkte 1951. 1952 folgte die große Skidurchquerung der Öztaler mit der Wildspitze als Gipfelpunkt.

Mit einer Studentenexkursion durchwanderten wir im Sommer das Rhätikon und die Silvretta und versuchten anschließend mit dem Piz Bernina unseren ersten Viertausender. Da wir dabei aber auf der Bellavistaterrasse einem Schweizer Bergführer seinen Touristen aus einer großen Spalte herausziehen helfen mußten, ließen wir den Plan fallen (den ich, nebenbei bemerkt, dann zehn Jahre später (1962) auf dem luftigen Weg über den Spallagrät nachvollziehen konnte in Begleitung dreier tüchtiger Nachwuchszoologen (W. Hüther, H. Wolter, D. Zinkler). Jener Tourist pendelte übrigens in der sich nach unten hin mächtig erweiternden Spalte frei hin und her und zog dadurch seinen Führer jedesmal ein Stückchen näher zum Spaltenrand hin. Beide wären wohl verloren gewesen, wenn wir nicht zufällig nachgekommen wären. In Wahrheit war das gar nicht so zufällig; denn ich hatte mir – als ein noch relativer Gletscherneuling – im Stillen gedacht, daß so

Marmolada, 8.8. 1951



Die Ötztaleralpen waren von 1951 an wiederholt die große Bühne für unsere alpinen Skiunternehmen, wobei wir mit allem „Drum und Dran“ von Hütte zu Hütte und von Gipfel zu Gipfel zogen; hier der Aufstieg zur Wildspitze.

ein „offizieller“ Alpinist wohl die sicherste Trasse durch das üble Spaltenfeld kennen oder finden werde.

Seit jenem Augusttag 1952 bin ich übrigens keinem Bergführer mehr gefolgt; vielmehr habe ich nun öfter selber kleinere und größere Exkursionen angeführt, ohne daß jemals etwas Ernsteres passiert wäre. Ein paar Leute sind schon hinter mir in Spalten gerutscht, aber wir hatten sie stets fest genug am Seil. Von manchem, was sich hinter mir abspielte, habe ich wohl auch nichts oder nicht viel mitbekommen. Schlaglichter darauf werfen zwei anekdotische Vorkommnisse, für deren „Echtheit“ ich mich verbürge. Nach der Zillertalexkursion 1951 kam beim Kaffee in Innsbruck ein Student zu mir, der zugleich katholischer Klostermann war, und bat darum, sich bei mir in aller Form entschuldigen zu dürfen. Meine erstaunte Frage: wofür? führte zu dem entwaffnenden Geständnis, daß sein Vergehen, für das er sich nun entschuldigen wolle, an der Alpeiner Scharte passiert sei, die ich wegen des faulen Neuschnees im steilen Endstück einfach senkrecht hinaufgestapft war, ohne zu bedenken, daß meine Nachfolger, die ja

faktisch alle Anfänger waren, meine Stufen kaum mehr fachgerecht nützen würden. Der Gottesmann hatte den schwersten Rucksack und war als letzter im zertrampelten Steilschnee übel dran. Seine Mißstimmung muß schließlich so schlimm gewesen sein, daß er den Führer vorn zur Hölle wünschte. Die Bitte um Verzeihung wäre zwar bei dem unwissenden und wenig höllenfürchtigen nicht nötig gewesen, aber der fromme Sünder benötigte sie für Beichte und Absolution. An einem Nebentisch im gleichen Kaffeehaus beobachtete ich kurz darauf noch eine rätselhafte Szene: Eine der Exkursionsteilnehmerinnen überreichte in aller Form einem männlichen Weggenossen eine schöne Bonbonniere. Der Beschenkte war mir aber zuvor nie als besonderer Casanova aufgefallen. Die Angelegenheit klärte sich folgendermaßen: Die Maid hatte sich auf unserer Zillertaltour (trotz entsprechender Ermahnungen) einen bösen Sonnenbrand zugezogen und sich daraufhin auf Anraten eines Senners ein in Buttermilch getränktes Taschentuch vors glühende Gesicht gebunden. Durch zwei kleine Schlitze darin konnte sie naturgemäß nicht viel sehen.

An einer felsigen Stelle verlor sie den Blickkontakt zum Vordermann, übersah prompt einen Wegknick und geriet mit wenigen Schritten in eine ausweglose und, wie sie meinte, lebensgefährlich ausgesetzte Position. Ihre kläglichen Hilferufe erreichten den nun Beschenkten. Auch er konnte natürlich nicht wissen, daß sie schon zuvor in ihrer Not (vermutlich in schicksalsbestecherischer Absicht) dessen süße Belohnung gelobt hatte. Und ich vorneweg hatte gar keine Ahnung vom Drama hinter mir.

Damals bin ich ja wegen meiner angeblichen „Rennerei“ in Verruf gewesen. Als ich 1947 allein auf den Widderstein stieg, beobachtete mich vom Gipfel her ein älterer Herr, und als ich bei ihm ankam, fragte er barsch: „Rennen Sie immer so?“ Meine Gegenfrage „Warum?“ beantwortete er mit der lakonischen Prophezeiung: „Spätestens mit fünfzig werden sie am Herzschlag eingehen.“ Er hat sich um ein ganzes herrliches Vierteljahrhundert geirrt.

Den Herbst 1952 verbrachten wir in Neapel an der berühmten Zoologischen Station. Ich studierte da die Schleistungen des Heuschreckenkrebses *Squilla mantis*. Dazwischen fuhren wir mit der vorhin schon genannten Jungzoologin Ingrid Moller-Racke nach Sizilien hinüber und bestiegen den Ätna; ein tiefgehendes Erlebnis, dieser Blick in den rauchenden und rumorenden Höllenschlund. Meine Gedanken schweiften zu Empedokles, dessen Philosophie ihn ja bis da hinein gebracht haben soll. Die ganze Italienreise war für den humanistisch Geprägten ein kaum faßbares Kulinarium ästhetischer und intellektueller Genüsse, orographisch überhöht von Wanderungen auf den Monte San Angelo a tre Pizzi bei Castellamare, zum Monte Epomeo auf Ischia und auf den Monte Cavo in den Albaner Bergen.

1953, also acht Jahre nur nach dem existentiellen Tiefpunkt, begann die stolze Reihe meiner absoluten Höhepunkte, worunter ich den jeweils Höchsten eines Staates, Landes oder Gebirges verstehe. Schon damals hatte ich es mir zur Gepflogenheit gemacht, für jedes Reisevorhaben den zugehörigen höchsten Punkt im Atlas zu suchen und seine mögliche Besteigung zu erforschen. So sind mir nach und nach die Gipfel aller europäischen Länder gelungen. Begonnen hat dieser Sammelspaß (nach Zugspitze und Großglockner) mit dem



Idylle in Les Houches (nach dem Mont Blanc-Gipfel).

Mit K. H. Schömann und H. Mayer auf dem Mont Blanc, 15. August 1953.

Mont Blanc und dem Pic d'Aneto in den Pyrenäen. Beide „fielen“ sozusagen im Handstreich auf dem Weg von und nach Banyuls sur mer (zu unserem zweiten marinbiologischen Kurs dort). Zu viert mit allem Zelt-, Alpin- und Kursgepäck waren wir in einem VW-Käfer durch Frankreich hin und zurück unterwegs. Da lagen doch – zumindest aus meiner Sicht – der Alpen- und der Pyrenäen-Monarch am Wege. Hinzu kamen noch der höchste Sandhaufen Europas, die Riesendüne von Pilat Plage bei Arcachon, und auch



Pilat Plage, die höchste Düne Europas bei Arcachon, habe ich dreimal erklommen: 1953 mit Brunhilde, Mayer und Schömann; 1972 mit Dietlinde und Brunhilde; 1993 mit Gunda, meiner Cousine aus Coburg.

Europas seichtester Berg, der Montmartre. Was an Kultur noch dazwischen lag, muß hier aus platzökonomischen Gründen beiseite gelassen werden. Für unsere gierig geöffneten Sinne konnte es gar nicht genug sein.

Auf die zwei Monarchen ist Brunhilde übrigens nicht ganz mit hinauf gestiegen. Sie trug da nochmals ein sich heimlich ausdifferenzierendes Rekombinat mit sich, das im Jahr darauf (1954) unser Sohn werden sollte, der sich weitere Jahre später, wenn ihm schwächere Schulleistungen passierten, darauf berief, daß sein werdendes Hirn damals am Mont Blanc und in den Pyrenäen gewiß unterdurchblutet gewesen sei. Immerhin aber hat ihn seine skrupellos bergsteigende werdende Mutter offenbar schon intrauterin so geprägt, daß er dann später mit uns und noch später vor allem mit mir in aller Welt die gelungensten Ausflüge in die dritte Dimension mitgemacht hat. Jetzt, 1953, stand ich also nur mit zwei Unerschrockenen aus meiner ersten (Mainzer) Schülergeneration auf den Drei- und Viertausendern: Helmut Mayer und Karlheinz Schömann. Der erste hat die lustigen Spermatothoren-Formen der Collembolen (Springschwänze), der zweite das hübscheste Kleintier unserer Fauna, den rindenbewohnenden Pinselfüßler *Polyxenus lagurus* und seine raffiniert distanzierte und doch kontaktsichere Sexualbiologie, erforscht.

Das Jahr 1953 hatte uns übrigens schon zuvor mit einer anderen Ouvertüre erfreut: Die Pfingstwoche verbrachten wir auf der Südwienener Hütte in den Radstädter Tauern erstmals mit unserer „Großen“. Die neunjährige Friederike war auf fast allen Gipfeln so ausdauernd, trittsicher und schwindelfrei unterwegs, daß wir vergnügt in diese Zukunft schauen konnten.

Nun zeichnete sich also deutlich ab, daß uns noch eine große bergsteigerische Zukunft offenstand, wenn wir die nur wollten. Sie ist uns auch gelungen, wobei natürlich auch das nötige Glück dazugehörte, das also, was dankesschuldig nachdenkliche Menschen auch Fügung zu nennen pflegen, die dafür sorgt, daß keiner der vielen Reifen platzt, auf denen man fort- und heimwärts rast, daß in keinem Flugzeug eine Kerosinleitung bricht, daß kein Bazillus oder Virus zur falschen Zeit die Oberhand über den Wanderer in fremden Welten gewinnt und daß auch seine Lieben von all dem „Schicksalhaften“ verschont bleiben. Zu unserer Wertewelt hat auch dieses dankbare Bewußtsein immer gehört: Gerade weil wir uns als individuell unwichtige, aber artgemäß verantwortliche zeitbegrenzte Zwischenträger des Humanen (das ich ehrlicher und lieber das Hominide nenne) gefühlt haben, ist uns auch früh bewußt geworden, wie schmal und ungesichert die menschlichen Lebens-

pfade sind und daß wir also jede gute Stunde auf ihnen zielstrebig nützen müssen, wenn wir auf allen unseren Wegen mit uns und der „Welt“ einverstanden und womöglich gar zufrieden bleiben wollen. Zu einem „geglückten“ Leben gehört ja nicht nur Glück, sondern auch das angemessene Wissen um sich selbst; und das wichtigste Lebensgefühl, die Zufriedenheit, kann schließlich nur aus selbstgesteckten überlegt erreichbaren Zielen gewonnen werden. Wer sich „größere“ setzt, muß wissen, was er dafür einsetzt, wenn nicht gar opfert. So schlicht betrachtet, hatten wir schon als frühgereifte Dreissigjährige keine Probleme mit dem sogenannten Sinn des Lebens. Eine unverkrampfte berufliche Laufbahn, der gemeinsame Spaß an der Zoologie, drei gut geratene Kinder und später acht gesunde Enkel dazu, hunderte selbst gesetzte und aus eigener Kraft erreichte Ziele und Gipfel in aller Welt; da kann am Ende nicht viel Bitterkeit aufkommen; höchstens der Zorn unbefriedigter Neugierden (von dem an anderer Stelle die Rede sein soll).

Gipfelsammlung

Von 1954 an wurde meine und unsere alpine Laufbahn eine wahre Erfolgs-Story (um auch einmal in „zeitgemäßem“ Deutsch zu reden). Die Gipfeleintragungen im Tourenbuch dieses Jahres sind allerdings alle mit schwarzen Datumsangaben versehen, was bedeutet, daß ich von der Valluga bis zum Ortler und Monte Vioz ohne Brunhilde unterwegs war. Der Grund dafür ergibt sich aus einer nachträglichen Eintragung, die die einzige von ihrer Hand in unserem Tourenbuch war und geblieben ist: Zwischen meine schwarz datierten Berge hat sie in der für ihre alpinistischen (Mit-) Leistungen dort reservierten roten Schrift eingefügt: 12. 5. Wolfgang! Dessen Geburt ist ihr offenbar auch ein Gipfel gewesen, und unser Sohn weiß das auch bis heute zu würdigen. Oft, wenn wir von Bergen reden oder auch noch weitere zusammen besteigen (als letzten übrigens den Kamerunberg 1994), kommt unsere Rede auf sie.

Ein alpinistisches Erlebnis aus dem Jahr 1954 muß ich hier noch einfügen, weil es mir ein ominöses Indiz für den praktischen Wert fester ehelicher Bindung lieferte: Auf der Alpenexkursion durch die Lechtaler

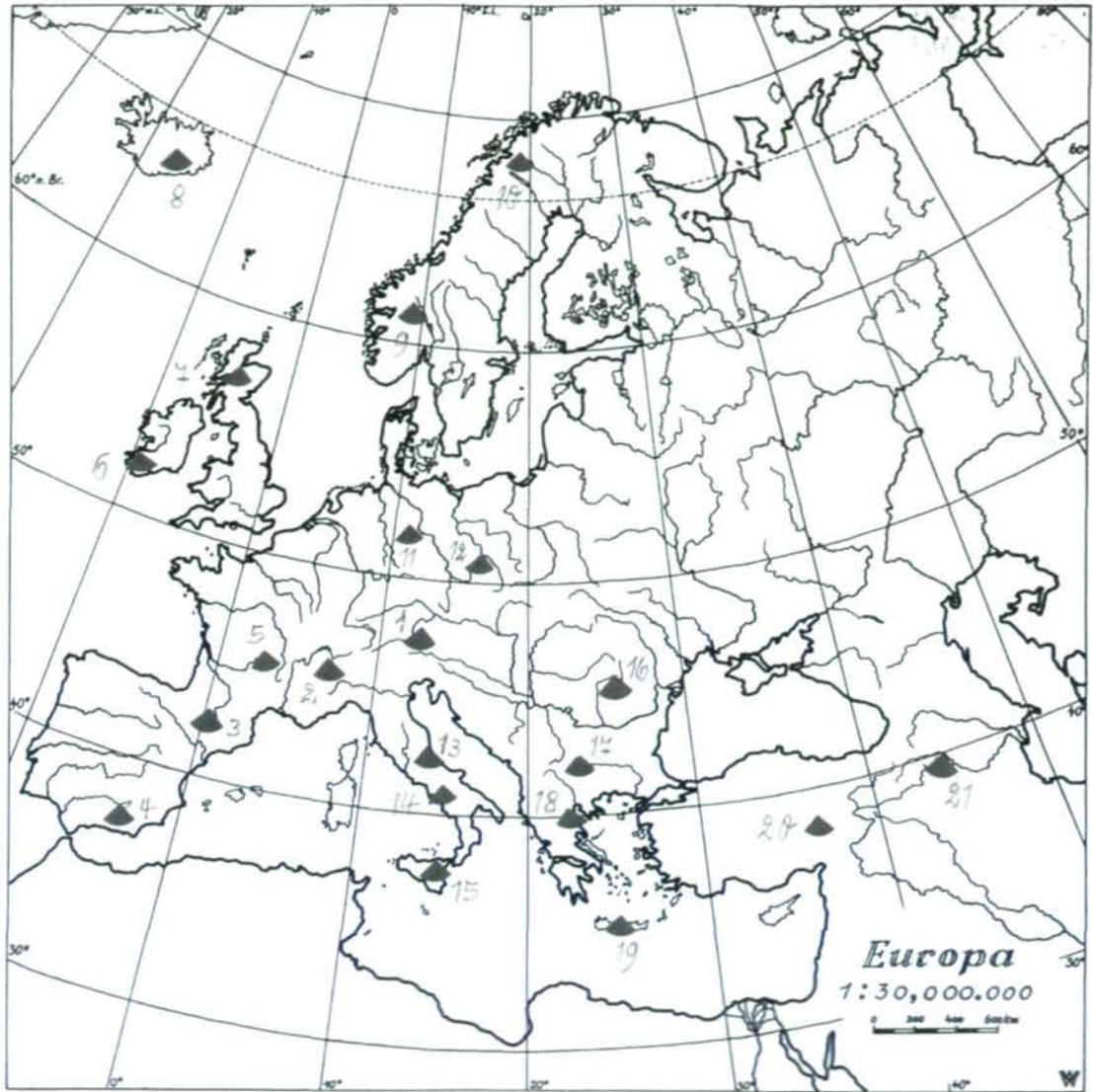
bestiegen wir unter anderem von der Stuttgarter Hütte aus den Trittwangkopf. Am steilen grasigen Hang löste einer der unbesorgt hinaufstrebenden Studenten einige Meter vor und über mir einen faustgroßen Stein, der genau auf meine Hand zu fiel. Ich konnte sie aber im steilen Gelände (als Einhänder!) nicht wegnehmen und befürchtete blitzartig Schlimmes. Tatsächlich traf das Geschoß auch sein prognostiziertes Ziel, aber ich verspürte nur einen starken, aber schmerzlosen Schlag und vergaß ihn gleich, weil ja sofort eine belehrende Schlußfolgerung für die Exkursionsteilnehmer zu ziehen war. Tage später, als ich meinen Ehering abnehmen wollte, offenbarte sich des vergessenen Rätsels Lösung: der Ring war zum Oval verformt, er hatte also millimetergenau den Stein abgefangen. Seitdem weiß ich auch konkret, wozu die Ehe noch gut sein kann.

Von 1955 bis 1995 sind dann Jahr für Jahr dutzende weiterer Gipfel hinzugekommen, zunehmend mehr im europäischen und exotischen Ausland. Alle sind sie säuberlich registriert und sorgfältig nach Zwei-, Drei-, Vier- und Fünftausendern sortiert. Keinen habe ich gezählt, vor dem ich umkehren mußte, und seien es nur wenige Schritte vor dem Gipfel gewesen.

Wie peinlich wichtig mir eine exakte Gipfel-Metrik und Statistik stets gewesen ist, sei noch am Beispiel der Registrierung des höchsten skandinavischen Bergs verdeutlicht. 1959 haben wir (zusammen mit dem durch seine Felsenspringer- und Silberfischchen-Studien bekannt gewordenen H. Sturm) den Galdhöppigen in den schönen, düster eisigen Bergen von Jotunheimen bestiegen. Auf allen Karten ist er als „der“ Gipfel Skandinaviens ausgewiesen. Um zehn Uhr abends standen wir droben bei der Holzhütte und erlebten, wie die Sonne als roter Ball über die schwarzen Bergspitzen dahinrollte. Ein paar Jahre danach las ich irgendwo, daß der Glittertind daneben höher sein könne, wenn man seine bis zu dreissig Meter mächtige Gipfelwächte dazurechnet. Dies war mit der Grund dafür, daß wir 1969 – diesmal mit unseren Kindern Friederike und Wolfgang – nochmals nach Norwegen aufbrachen, um mit der Besteigung des Glittertinds jeden Zweifel an der Erreichung des wirklich höchsten Punktes von Skandinavien auszuräumen.

Topografie meiner europäischen Gipfelsammlung (Auswahl):

- 1 Großglockner
- 2 Mont Blanc
- 3 Pico de Aneto (Pyrenäen)
- 4 Mulhacén (Sierra Nevada)
- 5 Puy de Sancy (Mont Dore)
- 6 Carantuo Hill
- 7 Ben Nevis
- 8 Öraefajökull
- 9 Galdhöpiggjen
- 10 Kebnekajse
- 11 Brocken
- 12 Schneekoppe
- 13 Gran Sasso (Abruzzen)
- 14 Vesuv
- 15 Ätna
- 16 Negoiu
- 17 Musala (Rilagebirge)
- 18 Thessalischer Olymp
- 19 Psiloritis (Ida)
- 20 Erdjias Dag (Mons argaeus)
- 21 Ararat



Bergbuchführung im Schaller'schen Datenbuch.

Jahr	2000	3000	4000	Zus.
1959	3	—	—	3
1960	1	—	—	1
1961	1	—	—	1
1962	3	2	—	5
1963	4	4	—	8
1964	3	1	—	4
1965	—	—	—	—
1966	12	—	—	12
1967	10	—	—	10
1968	9	—	—	9
1969	13	—	—	13
1970	17	1	—	18
1971	6	10	—	16
1972	6	13	—	19
1973	10	15	2	27
1974	27	10	—	37
1975	4	23	—	27
1976	—	15	—	15
1977	8	17	—	25
1978	7	2	11	20
1979	12	9	—	21
1980	11	15	3	29
1981	19	20	—	39
1982	19	18	1	38
Summe	265	211	11	317

Jahr	2000	3000	4000	Zus.
1963	22	1	—	23
1964	19	6	—	25
1965	34	16	—	50
1966	30	2	—	32
1967	31	4	—	35
1968	43	9	—	52
1969	20	13	3	36
1970	37	1	15 (1000m)	39
1971	31	10	2	43
1972	43	2	—	45
1973	48	14	—	62
1974	8	1	—	9
1975	51	11	—	62
1976	27	3	4	34
1977	33	6	—	39
1978	28	1	7	36
1979	13	2	—	15
1980	14	3	—	17
1981	15	3	—	18
1982	8	12	1	21
1983	16	1	1 (5000m)	18
1984	3	—	—	3
1985	4	—	—	4
1986	10	—	—	10

Jahr	2000	3000	4000	Zus.
1987	3	2	—	5
1988	4	—	—	4
1989	4	1	—	5
1990	7	—	—	7
1991	—	—	—	0
1992	—	—	—	0
1993	—	1	—	1
1994	—	—	1	1
1995	—	—	—	—

Gipfelsammlung 1939–1998

- 1939: c) Hochkönig, 2938 m
 1940: b) Dürrenstein, 1878 m, c) Ötscher, 1892 m, d) Rax, 2009 m
 1941: b) Plöckenstein, 1378 m, c) Schneeberg, 2075 m
 1942: b) Schneesalpe, 1904 m, c) Sonnblick, 3106 m, d) Ankogel, 3252 m
 1943: a) Veitsch, 1982 m, b) Hochkönig, 2938 m, c) Großglockner, 3798 m, d) Ankogel, 3252 m
 1944: a) Stuhleck, 1783 m, b) Hochschwab, 2278 m, c) Venediger, 3674 m, d) Rax, 2009 m
 1945: fünfmal Walberla
 1946: b) Krottenkopf, 2086 m, c) Gr. Krottenkopf, 2657 m, d) Daumen, 2280 m
 1947: b) Rotwand, 1885 m, c) Watzmann, 2714 m, d) Hochvogel, 2594 m
 1948: a) Rotwand, 1885 m, b) Häuslkorn, 2287 m, c) Hochvogel, 2594 m
 1949: a) Riedberghorn, 1786 m, b) Hochplatte, 2082 m, c) Zugspitze, 2963 m
 1950: a) Riedberghorn, 1786 m, c) Canigou, 2785 m, d) Hafner, 3061 m
 1951: a) Similaun, 3607 m, d) Zuckerhütl, 3511 m, c) Schwarzenstein, 3368 m
 1952: a) Wildspitze, 3772 m, b) Feldberg, 1495 m, c) Fluchthorn, 3403 m, d) Ätna, 3279 m
 1953: a) Wildspitze, 3772 m, b) Pleißingkeil, 2499 m, c) Mt. Blanc, 4807 m, d) Aneto, 3404 m
 1954: a) Hochrettelstein, 2217 m, c) Ortler, 3905 m
 1955: a) Venediger, 3674 m, c) Zuckerhütl, 3511 m, d) Triglav, 2863 m
 1956: a) Similaun, 3607 m, c) Venediger, 3674 m
 1957: b) Hochgolling, 2863 m, c) Wiesbachhoen, 3564 m, d) Veleta, 3428 m
 1958: a) Planskopf, 2804 m, c) Mte. Rosa, 4638 m, d) Hochschwab, 2278 m
 1959: a) Piz Buin, 3316 m, b) Gr. Arber, 1457 m, c) Galdhöpigggen, 2469 m, d) Braunarlspitze, 2651 m
 1960: a) Königsspitze, 3857 m, b) Wildspitze, 3772 m, c) Alphubel, 4207 m, d) Roter Stein, 2369 m
 1961: b) Dürnstein, 1878 m, c) Wildspitze, 3772 m, d) Mt. Perdu, 3353 m
 1962: a) Ht. Schwärze, 3633 m, b) Hochwechsel, 1738 m, c) Bernina, 4055 m, d) Blockkogel, 3098 m
 1963: a) Morgenkogel, 2603 m, b) Brunnensteinspitze, 2180 m, c) Erdjas Dag, 3916 m, d) Maldongrat, 2552 m
 1964: a) Wildhorn, 3247 m, b) Wanneck, 2495 m, c) Dammastock, 3630 m, d) Vd. Unnütz, 2077 m
 1965: a) Breite Krone, 3083 m, c) Hochfeiler, 3510 m, d) Razor, 2601 m
 1966: a) Huayna Pichu, 2700 m, c) Breiter Grieskogel, 3290 m, d) Hafner, 3061 m
 1967: a) Zuckerhütl, 3511 m, b) Hochreichart, 2416 m, c) Glittertind, 2481 m, d) Sulzkogl, 3016 m, e) Bäneck, 2055 m
 1968: a) Venediger, 3674 m, b) Bleikogel, 2412 m, c) Großglockner, 3798 m, d) Eisenhut, 2441 m,
 1969: a) Hochrettelstein, 2217 m und Wildspitze, 3772 m, b) Hexenturm, 2174 m, c) Matterhorn, 4478 m, d) Dachstein, 3004 m
 1970: a) Kirbisch, 2142 m, b) Ameringkogel, 2184 m, c) Ararat, 5165 m, d) Stubacher Sonnblick, 3088 m
 1971: a) Thörlstein, 2011 m, c) Strahlhorn, 4191 m, d) Schlicker Seespitze, 2808 m
 1972: a) Torhelm, 2451 m und Gefrorene Wand, 3286 m, b) Petzen, 2114 m, c) Mulhacen, 3478 m, d) Draugstein, 2356 m
 1973: a) Breite Krone, 3083 m, b) Warscheneck, 2389 m
 1974: a) Hohe Salve, 1827 m, b) Lampsenspitze, 2875 m, c) Zeiritzkampel, 2126 m, d) Pichincha, 3800 m, e) Mt. Kosciusko, 2230 m
 1975: a) Roßbrand, 1770 m, b) Sparafeld, 2245 m, c) Gr. Ramolkogel, 3551 m, d) Zirbitzkogel, 2397 m,
 1976: a) Finsteraarhorn, 4273 m, b) Hochwildstelle, 2747 m, c) Gr. Mösel, 3478 m, d) Rysy, 2503 m
 1977: a) Schöntaufspitze, 3324 m, b) Spitzmauer, 2440 m, c) Petzeck, 3283 m,
 1978: a) Pidurutalagala, 2524 m, b) Galzig, 2481 m, c) Mt. Blanc, 4807 m, Rietzer Grieskogel, 2884 m
 1979: a) Djebel Chambi, 1544 m, b) Gr. Rachel, 1452 m u. Sparafeld, 2245 m, c) Hvannadalshnukur, 2119 m, d) Rauriser Sonnbl., 3106 m
 1980: b) Hinteralpe, 1313 m, c) Fujiyama, 3776 m, d) Hexenkopf, 3035 m
 1981: a) Pilion, 1630 m und Gilfert, 2506 m, c) Hintere Ölgrubenspitze, 3296 m, d) Gr. Ebenstein, 2123 m
 1982: a) Kinabalu, 4101 m, b) Gstoder, 2141 m, c) Petersenspitze, 3484 m, d) Mount Dana, 3979 m
 1983: a) Kilimandscharo (Kibo), 5895 m, b) Sonnwendstein, 1523 m, c) Dreiländerspitze, 3197 m, d) Gr. Daumen, 2280 m
 1984: a) Tafelberg, 1087 m, b) Trattberg, 1758 m, c) Perley Rock, 2412 m
 1985: a) Stromboli, c) Großer Königsstuhl, 2336 m und Mt. Buffalo, 1710 m, d) Brotjacklriegel, 1016 m
 1986: a) Niederwechsel, 1669 m, b) Brend, 1149 m, c) Weißfluh, 2831 m, d) Jauerling, 959 m
 1987: a) Pico del Teide, 3718 m, b) Grohmannberg, 1069 m, c) Hint. Schöntaufspitze, 3324 m, Doi Inthanon, 2595 m
 1988: a) Reissalpe, 1398 m, b) Leitnerberg, 2309 m, c) Alcedo, 1128 m, d) Almesbrunnberg, 1079 m
 1989: a) Teufelstein, 1498 m, b) Krummbachstein, 1639 m, c) Scesaplana, 2965 m, d) Mt. Washburn, 3122 m
 1990: a) Nemrut Dagh, 2150 m, b) Dobratsch, 2168 m, c) Kreuzkogel, 2686 m, d) Plackles (H. Wand), 1132 m
 1991: b) Boubin (Kubany, 1362 m, c) Kasberg, 1747 m
 1992: a) Naxos Zeus (Zas), 1004 m, d) St. Mary Peak, 1175 m
 1993: a) Sonnwendstein, 1523 m, c) Similaun, 3606 m
 1994: d) Kamerunberg, 4070 m 1995: c) Psiloritis (Kreta), 2456 m 1996: b) Schneeberg, 1053 m
 1997: c) Athos, 2030 m 1998: d) Himmelbjerget (Dänemark), 147 m

- a) Frühlings-,
 b) Pfingst-,
 c) Sommer-,
 d) Herbstfahrten;
 e) Weihnachten



Besteigung der Presanella (Italien), 1954
Brief an Brunilde

Rif. ai Caduti d'Adamello an der Lobbia alta (3050m)
20. 8. 54 17 h

Liebe Bruni!

Ich weiss gar nicht, wo ich meinen letzten Bericht beendet habe; aber ich glaube, ihn in Ponte di Legno abgeschickt zu haben, sodaß ich jetzt wohl mit dem Tonale-Paß beginnen kann. Wir sitzen nämlich zum zweiten Mal über 3000 m in Sturm und Nebel fest. Diesmal belauern wir den Adamello. Die Tage vorher waren noch sehr schön, wenigstens für die heurigen Verhältnisse. Daß wir vom Mte. Vioz nach Pejo abstiegen, dort übernachtet, dann über den Tonale nach P.d.Legno, von dort wiederum zum Tonale zurückgefahren sind, habe ich wohl schon kurz beschrieben.

Es war noch ein herrlicher Tag, der uns die schönen Talbilder zwischen den südlichen Ortlerbergen und der Adamellogruppe genießen ließ. Der Tonalepaß ist ja zwischen den beiden eingesenkt, mit einer für Omnibusse recht halsbrecherischen Straße. Überall, so wie auch hier im engeren Adamellogebiet, sieht man die Spuren des 1. Weltkrieges. Das ist besonders der Fall auf dem Weg, den wir zum Eintritt in die Adamello-Gruppe wählten. Von der flachen grünen Paßhöhe aus führt ein steiler Pfad über loses Blockwerk (alles Urgestein) südlich zum Passo del Paradiso hinauf, den man schließlich über eine Felsstufe erreicht. Von dort zieht sich ein weites Blockkar mit verschiedenen kleinen Seen hinauf zum überfirnten Passo di Presena, der links, d. h. östlich von unserer Aufstiegsrichtung von der felsigen Cima di Presena (3070 m) überragt wird. ...

...Das ganze Gestein unseres „Weges“ war übersät von Granatsplittern und anderen „Andenken“ einer bösen Zeit. Der Gipfel der Presena selbst erschien noch halb umgebaut durch Anlage gedeckter Gänge etc. Wir hatten eine von Wolkenballen nur wenig verdeckte, ja fast verschönte herrliche Sicht nach allen Seiten. Hinter uns im Norden leuchteten die weißen Firnhauben der rostroten südlichen Ortlerriesen, vor uns im Süden lagen die weiten Firnbuchten des Adamello und seiner Trabanten. Wir sahen uns trotz eines kalten Lüftleins gründlich satt, dann „eilten“ wir so gut es ging über das lose Blockwerk hinab zur Mandrone-Hütte, die wir um 19h erreichten. Das alte A.V.-Haus liegt noch in Trümmern, daneben steht ein primitiver Bau, in dem man so recht und schlecht hausen kann, der aber doch gut bewirtschaftet ist.

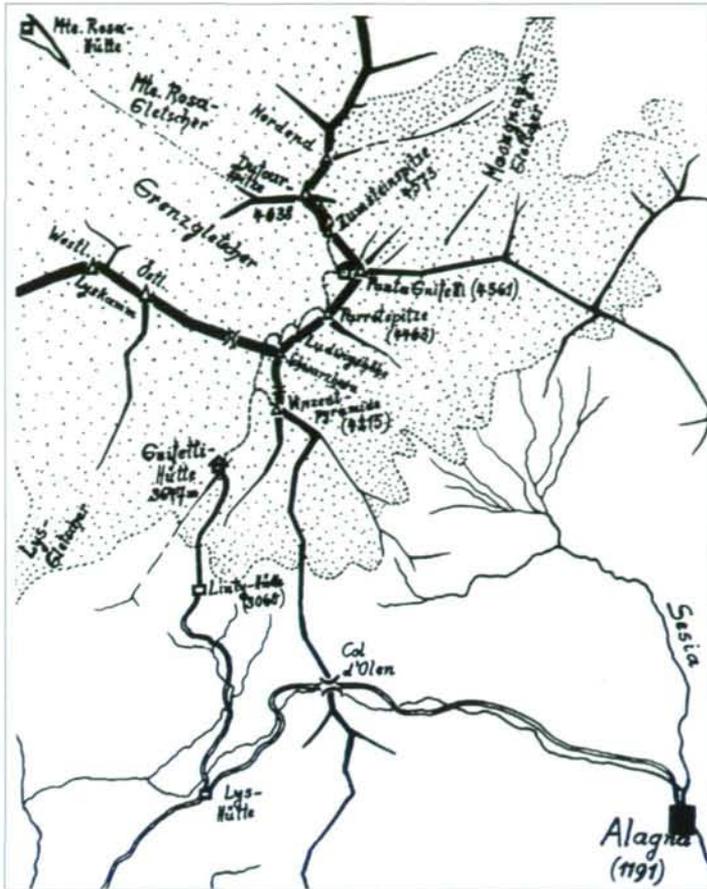
...

(Am nächste Tag:) ... Für die Presanella war es (7h) eigentlich zu spät; denn man rechnet gute 6 Stunden. Aber kurz entschlossen brachen wir als einzige auf, mehr minder mitleidig von den Bleibenden angesehen. Es sollte ein übler Schlauch werden. Erst ging es fast 2 Stunden auf und ab und mehr ab als auf am Steilhang des Val di Genova nach Osten entlang, bis wir, schon tüchtig im Schweiß, das trümmererfüllte Kar erreichten, das zum Passo di Cercen nördlich steil hinaufführt. Wiederum fast 2 Stunden quälten wir uns weg- und steglos, schließlich über ein steiles Schneefeld hinauf (3050 m). Nun hatten wir noch über 500 m Steigung vor uns. Es war bereits 11h, und die wenigen Besteiger der Presanella von der Denza-Hütte aus kamen bereits von der Sella di Freshfield über den steilen Gletscher herab, den wir nur mühsam hinaufkrochen. Hinter dem kleinen Sattel der Sella erwartete uns noch eine lange „Schneestapferei“ und schließlich ein kurzer Blockgrat, dann waren wir um 1/2 zwölf Uhr endlich oben ...

... Wir hatten die Steigeisen noch an. Ich blieb in dem Blockwerk plötzlich mit einem Eisen an der Hose hängen, riß ein riesiges Loch hinein und dazu einen gewaltigen Stern abwärts. Herr Sturm sah mich ziemlich bleich zusammen mit verschieden großen Steinen vornüber hinabrauschen und sein Gesicht wurde erst wieder heiterer, als ich mich fluchend, aber auch lachend erhob. ...



Gratwanderung vom Cevedale zum Monte Vioz am
17. 8. 1954.



Brenta, 12. August 1958.
Der Zoologe W. Funke auf
ausgesetztem Pfad.



Oben links: Mit solchen sorgfältigen Kartenskizzen habe ich stets meine Bergfahrten vor- und nachbereitet. Ich hatte das Gelände im Kopf, und nur ganz selten verlor ich – auch bei dickem Nebel – die Orientierung. Auf Gletschern ging ich oft ohne Sonnenbrille, um die richtige Spur legen zu können. Unten: Sonnenaufgang am Monte Rosa mit Blick zum Matterhorn, 1958. Links im Bild: Lyskamm und Breithorn.

Sogenannte „Steighilfen“ habe ich fast nie benützt, auch nicht im Winter. Den Genuß der möglichst optimal selbstgezogenen Aufstiegsspur kann auch der in der Gruppe mitziehende nicht nachkosten. Wildspitze, Großvenediger, Similaun, Weißkugel, Cevedale, das sind „Skiberge“, an denen Aufstieg und Abfahrt zum Gesamtkunstwerk werden können. Mit Ausnahme der Weißkugel habe ich sie alle mehrmals auch auf Brettern im Frühjahr befahren. Und Brunhilde ist fast immer dabei gewesen. Manche Abfahrten mit den schweren Rucksäcken im tief verschneiten spaltigen Gelände sind natürlich auch kein reiner Spaß gewesen. Umso vergnüglicher ist die Erinnerung an die vielen schwerelosen Fahrten im Pulverschnee oder auf dem gerade auftauenden salzigen Firn, gelegentlich verschönt noch durch lokale „Extras“, wie etwa bei den Abfahrten in den frühen fünfziger Jahren von der altersgeschwärtzten (alten) Sammoarhütte, von der aus wir den Similaun, die Hintere Schwärze, die Finailspitze und manchen anderen Berg besucht hatten und wo wir die beißende Nachtkälte im „Führer-zimmer“ unter göttlich dicken Federbetten verbringen durften. Wenn wir da am Ende unsere Bündel wieder geschnürt hatten und vor die Tür traten, kamen die beiden guten Haus- und Küchegeister Steffi und Ida Grabherr mit heraus und begleiteten unsere ersten Bögen abwärts mit weithin hallenden Jodlern. Selten habe ich sonstwo so leicht und schwer zugleich Abschied genommen. [Dem Gemeindeamt von Sölden danke ich für die freundliche Eruerung der beiden Namen.]

Ganz anderer Art war unsere beflügelte Abfahrt von der Diablerets-Hütte im April 1964. Wir hatten bei zunehmender Sonnenhitze diesen aussichtsberühmten Gipfel erklommen und legten bei der Abfahrt eine Rast in der Hütte ein, weil uns scheußlicher Durst quälte (wozu übrigens gesagt werden muß, daß das damals modische Credo der Gesundheitsapostel eher kreislaufentlastenden Durst als blutverdünnendes Saufen für Bergtouren als förderlich predigte). Jedenfalls hatten wir Flüssigkeitszufuhr dringend nötig, der freundliche schweizer (Berner Oberland) Wirt jedoch nur seinen dunklen Rotwein als Gegenmittel anzubieten.

Nie zuvor und nie mehr wieder haben wir dann in derart gelöster Stimmung und Haltung eine Hüttenabfahrt absolviert. Im Gegensatz zu sonst fiel es uns überhaupt nicht schwer, beliebig oft Bretter, Gliedmaßen, Stöcke und Rucksack ins funktionsgemäß erforderliche Beziehungsgefüge zu repositionieren, ehe sich die gleiche Aufgabe an einer der nächsten Ecken wieder stellte. Drunten im Tal erst, wo wir in glühender Mittagshitze jäh das Blei in allen Gelenken spürten, kam die Ernüchterung mit dem Bewußtwerden der noch langen Marschstrecke bis zu unserem VW-Bus. Und da bewies wunderbarerweise eine höhere Macht Einsehen in und Verständnis für unsere aktuelle „Depression“. Irgend ein Kompagniechef des Schweizer Bundesheeres ließ gerade hier und jetzt seine martialisch drapierten und hurra-rufenden Landesverteidiger Sturmangriff auf einen virtuellen Vaterlandsfeind quer übers verschneite Tal üben, und er tat das mit respektheischender Ausdauer und Perfektionssucht. Das Tal blieb inzwischen für Zivilisten gesperrt, und so kamen wir – ohne jegliches schlechte Gewissen wegen des möglichen Versäumens der für den kommenden Tag geplanten Bergtour – in den Genuß eines wohligen Mittagsschlafs, in dem das Geknatter und Gebrüll der Eifrigen vor uns wie ein Spektrum von Naturlauten unterging.

Wegen des militärischen Geleitschutzes, der uns bei seiner Besteigung zuteil wurde, ist auch der Höchste der Zillertaler (der Hochfeiler, 3511m) erwähnenswert. Wir hatten am 4. August 1965 unseren VW-Bus an einer Kehre der Pfitscherjochstraße geparkt und waren in aller Frühe die von Schafen wimmelnden Matten zur Wiener Hütte hinaufgepilgert, ohne daran zu denken, daß zu jener Zeit im Grenzgebiet von Süd- und Nordtirol die sogenannten Bumser aktiv waren, also jene Südtiroler Burschen, die dem Brunner – de Gaspari-Abkommen mit gesprengten Strommasten und anderen akustischen Signalen Nachdruck verliehen, was aber den Carabinieri offensichtlich große Furcht vor jeglichem Rucksack-bewehrten Zivilistenvolk eingeflößt hatte. Schon einige hundert Meter unterhalb der von ihnen in Beschlag genommenen Hütte kamen sie uns zu viert mit sehr ernsten Mienen entgegen, nicht ohne die Hände griffbereit an ihre Geweh-

re gelegt zu haben, kontrollierten Taschen und Rucksäcke peinlich genau, ehe sie uns rechts und links eskortierend in weitem Bogen um die Wiener Hütte herum auf den langen Weiterweg zum Gipfel brachten. Beim Abstieg am späten Nachmittag gab's das gleiche Zeremoniell der tapferen Vaterlandsschützer.

Die Sommer und Herbste gerieten mir oft zur Gipfelsammelei. Fünfzig und mehr wurden es 1965, 1968, 1973 und 1975. Später haben längere Tropenaufenthalte, vor allem die Forschungsfahrten zum Amazonas, diese Sammelergebnisse beschränkt. „Dafür“ sind dann öfter exotische Gipfel dazugekommen

Im Gegensatz zu vielen älter werdenden Bergsteigern habe ich nie Probleme bei der Aktivierung von Seilgefährten gehabt. An der Universität lebt man ja bis zum Schluß unter gleichbleibend jungen Leuten, und unter denen finden sich immer ein paar, die so ein Angebot mit außernormalen Beanspruchungen verlockend finden. Viele meiner Bergbegleiter sind Flachländer gewesen: Ingrid Moller-Racke und Richard Faust aus dem Rheingau, Detlef Bückmann von Helgoland, Helmuth Mayer, Hans Klingel, Christian Winter, Walter Hüther aus der Pfalz, Karlheinz Schömann von der Mosel, Helmut Sturm aus dem Rheingau, Werner Funke aus dem Vogtland, Frau Emmi Dorn aus Frankfurt, Dietmar Zinkler und Henning Wolter aus Braunschweig. Erst in Wien (von 1967 an) gingen auch bergsteigerisch erfahrenere Schüler mit: Walter Völlenknecht und Heinrich Schönmann, mit denen ich auch aufs Matterhorn gekommen bin (1969). Die zünftigsten exotischen Bergtouren absolvierte ich mit meinem Sohn: Den Ararat (1970), den Hvannadals-hnukur (1979), den Kinabalu (1982), den Kilimandscharo (1983), den Kamerunberg (1994), auf den auch die Schwiegertochter Bärbel mit hinauf ging, was auch deswegen so vernünftig war, weil es zeigte, daß sich

auch in der Folgegeneration Passendes gefunden hat. Auch Friederikens Mann Ortholf (Oki) Harl ist vom Bazillus der Bergsteigerei angesteckt worden und hat mit ihr manchen Berg in Griechenland und in den Alpen erklommen. Bei einigen davon war ich auch dabei (auf dem Mittagsskogel in den Karawanken, auf dem Tamischbachturm im Gesäuse und auf anderen mehr). Sehr zünftig war ich mit Oki auf der Schöntaufspitze in der Ortlergruppe (Winter 1977), auf Granatspitze und Johannisberg in den Hohen Tauern (Sommer 1975) und vor allem Ostern 1976 auf Mönch und Finsteraarhorn in den Berner Alpen unterwegs (wo wiederum auch Wolfgang den langen Anstieg, die schöne Abfahrt und die lange Skiwanderung über den arktisch anmutenden Konkordiaplatz mitgemacht hat). Bei der Rückkehr des braungebrannten Trios in Grindelwald hatte die Mutter schon auf dem Zeltplatz zwischen unseren beiden VW-Bussen den Campingtisch mit vielen Köstlichkeiten beladen.

Nicht vergessen seien die mythisch und religiös überhöhten Bergspitzen, die ich im Laufe der Jahre mit meinen erst genagelten und dann profilsohlenbewehrten „Goisern“ entweiht habe: 1955 stapften wir (Brunhilde, D. Bückmann und ich) im Märzschnee zum mehrgipfeligen Parnass hinauf ohne Hoffnung darauf, dort den Apoll mit seinen neun Musen anzutreffen. Wir hatten eher das Problem, den wirklichen Gipfel zu finden, und ließen uns das trotz steifer Brise einige Mühe kosten. Immerhin reichte der Blick durch den Dunst bis in den blauen Golf von Itea hinunter. Auf dem Rückmarsch war ein Rucksack voller frischgepflückter Apfelsinen Entschädigung für alle Strapazen. Ich nahm auch noch einen kräftigen Schluck aus der Kastalischen Quelle. Seine Folgen sind ja bis in dieses Buch hinein zu finden.



Unsere regelmäßigen Begleiter auf den herbstlichen Bergwanderungen (während der sogenannten Kartoffelferien) waren die Bückmanns und Frau Dorn (ganz rechts im Bild, neben Brunhilde). Oft sind auch unsere Kinder dabei gewesen.



Mit acht Jahren stapfte Wolfgang schon jeden Berg mit hinauf. Das schlichte Selbstversorgungsheim der Nauderer Skihütte war ein idealer Familien-Stützpunkt.



Ein großes Ziel des Bergsteigersommers 1969: Adamello, mit Wolfgang, W. Völlenkle, H. Schönmann (von li.) am 3. August.

„Heilige“ Berge

Im selben Jahr 1955 kamen wir auf den heiligen Berg des dreiköpfigen Gottes der Slowenen, den Triglav. Von einem meeresbiologischen Kurs in Rovinj (Rovigno) an Istriens Küste her waren wir zu dritt da hinaufgestiegen (Brunhilde, Frau E. Dorn und ich) und genossen in der Sonne den Blick auf die Gipffluren der Julischen und Karnischen Alpen und der Karawanken.

1963 besuchten wir (Brunhilde, H. Wolter, D. Zinkler und ich) zwei weitere heilige Berge unseres klassischen mediterran-europäischen Altertums: Den Thessalischen Olymp, wo uns Zeus mit einem ordentlichen Gewitterguß auf seinem felsigen Sitz (Mythikas) empfing, und den

Erdjias Dagh in Anatolien (den Mons Argaeus der Schriftsteller des klassischen Altertums), einen riesigen aufgesprengten Vulkankegel, von dessen geheimnisvollem Gipfelstollen in fast viertausend Meter Höhe, der wohl dem Sonnenkult zoroastri-scher Priester gedient hat, ich noch geson-dert erzähle.

1970, knapp vor meinem fünfzigsten Geburtstag, haben wir (Wolfgang und ich) den biblischen Ararat (Büyük Agri Dagi) erstiegen. Wir befanden uns im VW-Bus unterwegs nach Persien (Iran) und Mesopotamien (Irak) und nützten die politische Gunst einer relativ ruhigen Beziehungsphase zwischen Sowjetunion, Türkei und Persien und vor allem zwischen Türken und „Bergtürken“ (sprich Kurden), um sozusagen im Handstreich den prominenten Strandungsplatz von Noahs Arche zu besuchen. Dazu mußten wir in Dogubayazit einen autorisierten (kurdischen) Begleiter samt Tragpferd anmieten und hoch droben in einem kurdischen Sommerlager aus schwarzen Ziegenhaarzelten Quartier nehmen. Brunhilde blieb in diesem Lager, während wir (erst noch zu dritt) langsam bis zu einem Felsen-Biwak hinaufzogen, zwischendurch von einem gewaltigen gewittrigen Schneesturm aufgehalten. Unsere Pferdetreiber, die schon ihren Lohn bekommen hatten, wollten unbedingt umkehren und verfluchten uns laut, weil wir stur blieben. Umso schöner war der folgende Morgen, wo die aufgehende Sonne den Schatten des Riesenkegels endlos weit hinaus über die noch farblose anatolische Ebene warf. Am Rande der Firnhaube blieben die schlecht beschuhten Kurden und unser zoologischer Reisege-nosse aus Wien (H. Tunner) zurück, und Vater und Sohn (damals noch ein Bürschchen von sechzehn Jahren) stapften im tiefen Neuschnee die letzte Stunde zum höchsten Punkt des eisigen Kraterrands weiter. Um uns waren indessen wieder Gewitterwolken aufge-zogen; wir aber blieben auf unserer stolzen Höhe in der Sonne und genossen das optische und akustische Schauspiel eines Gewitters unter uns. An Noah wurden wir erst wieder erinnert, als wir beim schwarzstaubigen Abstieg hausgroße grau glänzende Eruptionsbomben am „Wege“ liegen sahen, die Anlaß jener biblischen Landungsgeschichte gewesen sein mögen.

Hera Brunhilde zwischen zwei jüngeren Mitgliedern des säkularisierten Götterkollegiums (H. Wolter und D. Zinkler) im nassen Nebel des grollenden Gipfelherren. Auf dem Olymp, am 31. 8. 1963.





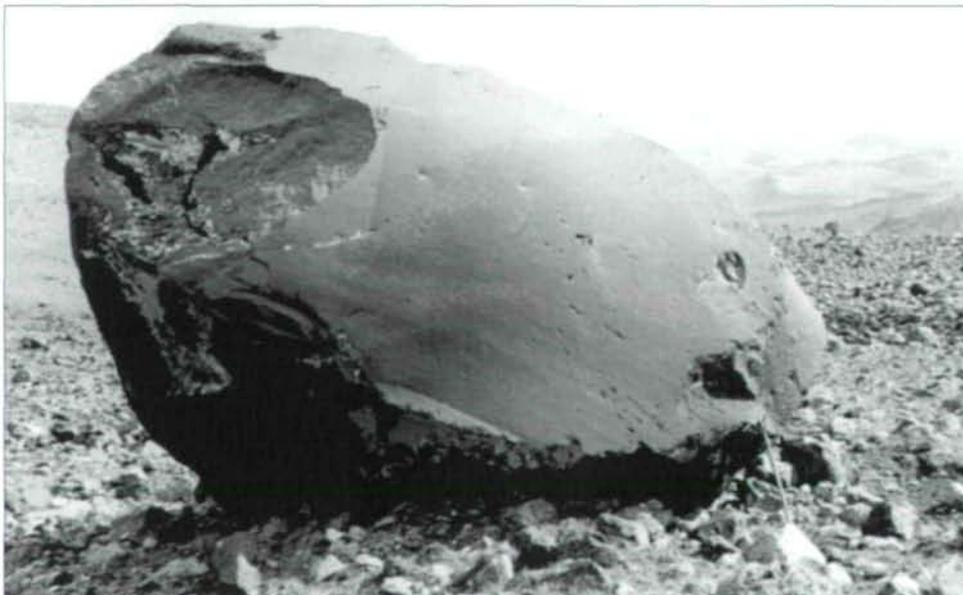
Vater und Sohn
auf dem Ararat,
17. 7. 1970.

Spruch zu meinem 50. Geburtstag:

*Der da stieg auf den Ararat,
weil er es langsam nötig hat,
sich als der alte zu erhalten,
eh man ihn rechnet zu den Alten.
E.*

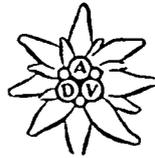


Auf unserer Fahrt zum
Ararat, 1970:
Ein Sommerlager der
Kurden.



Eine der Lavabomben, die
Anlaß zur Sage von der
Arche gewesen sein könnte.

S 8298 F



MITTEILUNGSBLATT DES DEUTSCHEN ALPENVEREINS

SEKTION · BRAUNSCHWEIG

Jahrgang 1963

DEZEMBER

Nr. 6

Unsere Fahrt zum Erdjias Dag

Friedrich Schaller

Wie eine Fata Morgana schwebt über der sonnenflimmernden Hochfläche Inneranatoliens der schneebedeckte Gipfel des Erdjias Dag. Die Hirten, die zu seinen Füßen ihre staubumwirbelten Schaf- und Ziegenherden weiden, wissen nicht, daß dieser einsame Koloß von fast 4000 m Höhe eine für einen so hohen Berg ungewöhnlich alte Geschichte hat. Er kommt schon auf römischen Münzen vor, und Strabo, der Geschichtsschreiber Kleinasiens, berichtet bereits von ihm. Damals war der Erdjias Dag noch ein tätiger Vulkan. Auf den antiken Münzen ist er als Mons argaeus flammis coruscus von einem Flammenkranz umgeben dargestellt, und auch Strabo erwähnt seine vielen Krateröffnungen voll glühender Lava. Erstaunlicherweise berichtet der Schriftsteller zugleich davon, daß der Mons Argaeus auch schon bestiegen worden sei. Allerdings sei dieses mühsame und gefährvolle Unternehmen nur wenigen gelungen. Diese Randbemerkung Strabos dürfte eines der ältesten geschichtlichen Zeugnisse des Alpinismus sein, auch wenn seine Behauptung, daß man vom Gipfel aus das Meer sehen könne, nicht stimmt.

Trotz seines vulkanischen Charakters wäre aber der Mons Argaeus in jener Zeit gewiß nicht bekannt gewesen, wenn nicht an seinem Nordfuß eine der bedeutendsten Städte des römischen Kleinasiens gelegen hätte. Das war Caesarea, mit damals 400 000 Einwohnern die Hauptstadt der blühenden Provinz Kappadozien, berühmt als eine der Keimzellen des frühen Christentums.

Heute, nach nahezu 2000 Jahren, erinnert fast nichts mehr an jene reiche antike Stadt. Zu viele Stürme sind über sie hinweggegangen: Araber, Mongolen, Seldschuken, Türken zer-

störten mehr, als sie bauten. Geblieben aber ist der Name: Die heutige Stadt von 40 000 Einwohnern heißt Kaisserie. Und geblieben ist auch der Name des Mons Argaeus über ihr; denn nichts anderes verbirgt sich in der heutigen Bezeichnung Erdjias als das römische Wort Argaeus. Aus dem lateinischen mons aber wurde das türkische Wort für Berg „Dag“. So heißt er also heute noch wie vor 2 Jahrtausenden: der weiße Berg.

Sein von ewigem Schnee bedeckter Scheitel hütet noch ein ganz besonderes Geheimnis: Quer durch die harten Gipfelfelsen zieht eine künstliche Höhle oder vielmehr ein Stollen von 15 m Länge und 1 m Höhe, der nur in wochenlanger Arbeit gegraben worden sein kann. Niemand weiß, wann, durch wen und zu welchem Zweck dieses erstaunliche Zeugnis menschlichen Willens und Tuns in Ortler-Höhe entstanden ist.

Es wäre übertrieben, zu sagen, daß der geschichtsträchtige und geheimnisumwitterte Berg das „eigentliche“ Motiv unserer Reise nach Anatolien gewesen ist. Liegen doch auf dem Wege zu ihm die großartigen Moscheen von Edirne (Adrianopel) und Istanbul, die eindrucksvollen Ausgrabungsstätten und Ruinen der Hethiter-, Griechen- und Römerstädte, verlockende Badestrände und zuletzt noch die melancholischen Weiten des anatolischen Hochlandes mit einem noch unverfälschten Hirten- und Bauernleben.

Alle diese Eindrücke und Erlebnisse hätten unsere Fahrt auch allein schon unvergeblich werden lassen. Aber erst als wir lange noch vor Kaisserie den Gipfelfirn des Erdjias Dag als ein blasses Wölklein über der verbrannten Steppe auftauchen sahen, schien uns das wirkliche Ziel der langen, heißen Fahrt zu winken.

Dann standen wir auf den Mauern der alten Seldschukenburg in Kaisserie und studierten seine schroffe Nordseite. Aus dem lebendigen Bericht, den Eugen J. Ritter 1931 in der Zeitschrift des Dtsch. und Österr. Alpenvereins gegeben hat, wußten wir, daß hinter dieser Nordwand ein nach Osten aufgerissener Riesenkriater als vergletschertes Hochtal tief in das Gipfelmassiv hineinführt und daß von Süden steile, aber gangbare Block- und Schuttfelder weit hinaufziehen. Der letzte Gipfelaufbau aber ist von allen Seiten recht wild und luftig.

Wir fahren westwärts um den Berg herum. In der Steppe taucht ein See auf, dessen vertrocknete Ränder jetzt im Sommer weithin von einer weißen Salzkruste bedeckt sind. Nach fast 100 km Fahrt kommen wir in das große Dorf Develi auf der Südseite. Es geht schon gegen Abend. Trotzdem nehmen wir auf gut Glück einen staubigen und holprigen Feldweg, der nordwärts gegen den Berg zu führt, um für den Aufstieg noch möglichst viel Höhe zu gewinnen. Develi liegt nur 1300 m hoch, der Gipfel des Erdjias Dag aber erreicht 3917 m Höhe. An staunenden Bauern und Hirten vorbei kriechen wir auf oft kaum erkennbaren Spuren immer höher und höher. Bald haben wir die abgemieteten Felder unter uns gelassen. Nun ziehen heideartig bewachsene, von tiefen Runsen durchzogene Hänge weiter aufwärts, bis sie sich hoch droben in steilem Schutt und Fels verlieren. In etwa 1800 m Höhe müssen wir Halt machen. Hier sind wir ganz allein. Die Hirten sind schon viel weiter abwärts gezogen, weil sie jetzt im August nicht mehr genug Wasser heroben finden. Im Dunkeln noch kramen wir unser Sturmgepäck zusammen und kochen ein kräftiges Abendessen. Die Nacht wird kurz sein, und der morgige Tag sehr, sehr lange. Man rechnet 10 bis 14 Stunden für den Aufstieg. — Ein kühler Wind weht vom Berg herab, als wir

noch im Dunkeln aufbrechen. Jetzt bei der Morgendämmerung sieht es aus, als sei der Gipfel in 4 Stunden erreichbar. Aber die Sonne brennt schon mächtig, da stehen wir erst am Fuße der steilen Schutthänge. Das Auge hat in der baumlosen Einöde keinen Maßstab. Die Schuttrinne, die direkt zum Hauptgipfel zieht, kommt uns so steil vor, daß wir mehr östlich zu dem scheinbar sanfteren Grat hinaufstreben. Ich rechne insgeheim mit gut 2 Stunden für dieses Stück. Aber nach 3 Stunden hocken wir noch immer halbverdurstet in diesem Hang, an dem es buchstäblich nicht eine feste Stelle gibt. Bei jedem Schritt oder Sprung gehen ganze Steinmuren abwärts. Es ist zum Verzweifeln. Um zwei Uhr nachmittags sitzen wir endlich auf dem Kamm und sehen in das schnee- und schuttgefüllte Riesental des aufgesprengten Hauptkriaters hinein. Wir sehen aber auch, daß der Gipfel noch weit ist. Ob wir ihn überhaupt erreichen werden? Niemand sagt es, aber wohl jeder von uns dreien denkt es sich beim Anblick des Weiterweges, der sanft hinüberführt an den Fuß eines mächtigen, ungemütlich aufsteigenden Gratturms. Direkt zu nehmen ist der mit unserer Ausrüstung nicht. Aber der steile, tiefzefurchte Eis- und Firnhang, der aus dem Kar an ihm vorbei zur Gipfelschulter hinaufzieht, der bietet eine Chance, ihn rechts zu überlisten. Jetzt bin ich froh, Seil und Pickel mit heraufgeschleppt zu haben. das Queren der harten Rinnen ist zwar mühsam, aber nun geht es wenigstens ohne Rückwärtsgang aufwärts. Es ist fast 4 Uhr nachmittags, da sitzen wir endlich auf dem östlichen Vorgipfel und stärken uns für den letzten Sturm. Über einen schmalen Grat geht es zum Hauptgipfel hinüber; der besteht aus einem breiten Balkon, auf den im Westen noch ein etwa 12 m hoher Felszahn aufgesetzt ist.

Der geheimnisvolle Stollen muß durch den Balkon hindurchführen; das weiß ich aus Ritters



Der bunte 164 seitige
ASMÜ Winter Katalog

bringt Sport-Bekleidung, -Schuhe und -Ausrüstung in großer Auswahl.
52 seitiger ASMÜ-Winterreise-Katalog gesondert!
Katalog- und Waren-Versand überallhin.

Sporthaus Schuster

MÜNCHEN · ROSENSTRASSE



Schilderung. Jetzt kann ich es gar nicht mehr erwarten, bis ich endlich da hindurch gekrochen bin, um wieder einen der so lange gehegten Jugendträume wahr zu machen. Tatsächlich, da ist der Eingang, fast bis zur Decke mit Eis gefüllt. Ohne Rucksack kommen wir gerade noch auf den Knien hindurch. Drüben öffnet sich der Blick in gewaltige Tiefen und Weiten.

Doch noch immer steckt eine Unruhe in uns: Der Gipfelturm — das letzte Bollwerk, das muß auch noch genommen werden. Seinetwegen hat ja schon Ritter vor nunmehr 35 Jahren zweimal heraufsteigen müssen, da er beim ersten Mal 5 m unter der Spitze an einem ausgebrochenen Griff gescheitert war. Die von ihm erwähnte Rinne zieht auf der Nordkante empor, und siehe da, es stecken noch 3 Haken darin. So haben wir es relativ leicht. Um halb 5 Uhr sitzen wir endgültig auf dem höchsten schmalen Punkt des Erdjias Dag. Die Sonne steht schon tief im Westen. Um so schärfer tritt das braune Relief der anatolischen Hochebene hervor. Es ist ein überwältigender Ausblick auf eine scheinbar völlig lebensfeindliche Mondlandschaft. Die Häuser von Kaisserie im Norden und von Develi im Süden sind so klein, daß sie mit freiem Auge nicht mehr zu erkennen sind. Im Südwesten begrenzen die blauen Schatten der schneebedeckten Tauruskette den Horizont. Im Nordwesten ist die breite Talfurche des Kisilirmak zu ahnen, des Flusses, dessen Überschreitung dem Krösus vor zweieinhalb Jahrtausenden zum prophezeiten Schicksal wurde. Damals hieß er noch Halys.

So zu schauen und zu träumen, ist uns aber nicht lange vergönnt; denn wie sollen wir den Weg, den wir in 12 Stunden heraufkamen, in 3 Stunden wieder hinunterkommen? Um 8 Uhr wird es bereits stockdunkel, und der Mond geht erst nach 10 Uhr auf. Jetzt spekulieren wir auf die fördernde Wirkung des vulkanischen Schuttes, und diese Spekulation geht tatsächlich auf; wenigstens im oberen steilen Teil. In gutem seitlichen Abstand gehen wir als Stein- und Staublawinen ab, daß es nur so rauscht. Dann allerdings kommt noch ein endloser Marsch auf lockeren Blockhalden, über stachlige Heiden und durch tiefe Bimssteinrunsen. Das Auto will und will nicht auftauchen. Im ungewissen Licht der Taschenlampe taucht hingegen plötzlich ein riesiges schraubendes Untier auf; doch es ist gottlob nur ein einsam grasendes Kamel.

Die Wassermelone, die wir schließlich am Ende aller Mühen geschlürft haben, war die beste unserer ganzen kleinasiatischen Reise. Im Mondschein stand der Erdjias Dag hinter uns, harmlos wie ein Zweitausender etwa in den Niederen Tauern. Wir aber wußten es besser und schauten mit Respekt zu ihm hinauf. Um uns war es totenstill. Die Lichter von Develi in der schwarzen Steppe drunten funkelten wie die Sterne droben am dunklen Himmel, und grenzenlos flossen beide Räume ineinander. Nichts hätte die Endlosigkeit von Raum und Zeit so deutlich machen können, wie diese Nacht am Fuße des Berges, der seit Jahrtausenden auf so viel Geschichte und Geschichtslosigkeit zugleich herabschaut.

rechts: Lager an der Schulter des „Mons argaeus flammis corruscus“ aus klassischer Zeit.





Sonnenaufgänge an heiligen Bergen. Oben: am Adams Peak, 1978, in Shri Lanka;
unten: am Fudschijama, 1980.

1978, wo ich mit Wolfgang eine höhenmeterreiche Tal-, Joch- und Bergwanderung in Nepal gemacht habe, die uns bis zu den Füßen des Allerhöchsten und des menschenopferreichen Annapurna brachte (jetzt nennt sich ja so ein organisiertes (Gruppen-) Unternehmen „Trekking Tour“), kam ich auf dem Rückflug noch allein in Ceylon (Sri Lanka) vorbei und bestieg dort den Höchsten namens Pidurutalagala (2524m). Nicht weit davon erhebt sich einer der heiligsten Berge, die es auf unserem Planeten gibt, der Adams Peak, den Buddhisten, Hindus und Moslems zugleich verehren und besuchen. Das geschieht vor allem im Frühjahr, wo in mancher Nacht mehrere Tausend Pilger verschiedener Couleur in einer langen Menschenlange den zum Schluß immer steiler werdenden und mit Seilen gesicherten Granitkegel hinaufkeuchen. Der Witz ist, daß eigentlich alle bei Sonnenaufgang ganz oben sein möchten. Abmarschzeit und Steigtempo müssen also gut bestimmt und kontrolliert werden, wenn man tatsächlich im ersten Sonnenstrahl vor dem Stein stehen will, in dem eine Vertiefung je nach Geschmack als Fußspur Buddhas, Shivas oder Adams zu verehren ist.

Die Nacht vom dritten auf den vierten März war sternenklar, und ich steckte bald in der Schlange, die sich emporwand.

Gegen Morgen wurde es höher droben empfindlich kühl. Kurz vor Sonnenaufgang kam das mit unzähligen Lichtern geschmückte Menschenband zum Stehen. Ich war noch etwa hundert Meter unterhalb der Spitze und erlebte zunächst nur den rätselhaft allseitigen Rückzug des riesigen blaugrauen Schattenvorhangs tief unter mir. Auf der sich weit öffnenden Bühnenebene zeichneten sich schnell heller werdend andere Berggestalten ab, Nebelstreifen und Seen blinkten herauf. Meine Mitpilger, die bisher Gebete gemurmelt oder gesungen hatten, standen lautlos still, und die Starre des Pilgerwurms löste sich erst nach und nach in neues Gedränge auf, das auch mich schließlich droben am ominösen Felsen vorbeischoß. Dabei fiel mein Blick nach hinten, das heißt nach Westen hinaus, und ich staunte – wie damals am Ararat – über den gewaltigen Schattenkeil des Adams Peak. (siehe Bild links).

Unter allen noch so einmaligen Berg-

touren, die ich zuvor und danach gemacht habe, ist diese gewiß die besonderste geblieben; denn sie lieferte mir ein Bild vom Menschen mit, wie er den schönsten und erhabensten Dingen dieser reichen Welt noch seine eigenen Vorstellungen und Bedürfnisse hinzudenken muß, um sie bemerkenswert zu finden.

Zwei Jahre nach dem Adams Peak wanderten wir wieder zu zweit auf den Heiligen Berg der Japaner hinauf. Es war im August (1980), wo es dort heiß und schwül ist und unmäßig viel regnen kann. So sind wir denn nach gemütlicher Nacht in einer der vielen Pilgerherbergen und nach einem hinter blauschwarzen Wolkenkulissen dramatisch inszenierten Sonnenaufgang im oberen Drittel des Fudschijama in einen Dauerregen geraten, der uns nicht nur die erwartete Rund- und Tiefsicht, sondern auch den Nahblick auf den schwarzen Lavakegel und in den finsternen Krater verdarb. Die Fotokamera wurde so naß, daß ein Teil meiner Bilder zusammenklebte und der Film später noch stundenlang an der Autoheizung getrocknet werden mußte. Die Japaner mit ihren schellenbehängten Bambusstöcken wanderten trotzdem in Scharen hinauf, als wir schon wieder hinunter eilten, ohne in der Asche die üblichen Staubfahnen aufzuwirbeln.

1981 besuchten wir (Brunhilde und ich) den Saanatunturi, den heiligen Berg der Lappen in Finnland, der zwar nur die halbe Höhe der anderen skandinavischen Gipfel, die wir schon zuvor bestiegen hatten (Galdhöpigen, Snöhetta und Kebnekajse 1959 und Glittertind 1967) erreicht, dafür sich aber umso eindrucksvoller wie der Rücken eines schlafenden Sauriers aus der melancholischen Weite der Tundra erhebt. Verglichen damit ist der Nemrut Dagh im östlichen Taurus ebenso einsam, aber ganz versteckt hinter anderen grauen Bergketten, die nur im Winter schneeüberzogen sind. Auf seinem Schuttgipfel stehen und liegen die eindrucksvollen Reste eines großen Steinaltars mit riesigen Menschen- und Tierfiguren. Diese archäologische Sensation wurde erst 1881 entdeckt und 1952 näher untersucht. Der Opferaltar in 2150m ist das Grabdenkmal des Commagenischen Königs Antiochus I., der als römischer Vasall in der Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. regierte.

Nächste Doppelseite:
Auf dem Nemrut Dagh
am Bergaltar der
Commagenen; 21. 4. 1990.





Sicher haben da oben auch nach seiner Zeit noch lange die Priester üppige Tier- und Rauchopfer dargebracht. Wir zwei waren im April 1990 als einzige Besucher die letzten gefrorenen Schneehänge hinaufgegangen und standen nun staunend vor dem eindrucksvollen steinernen Zeugen menschlichen Unsterblichkeitsbedürfnisses in grandioser Einsamkeit.

Weit im Südosten draußen blinkte das Band des Euphrat herauf. Aus einer mächtigen Schneewächte schauten uns starr steinerne Tier- und Menschaugen an.

Die beiden letzten mythologischen Bergspitzen, die ich noch besucht habe, erheben sich über dem Inselreich der Ägäis und sind natürlich Sitze des griechischen Göttermonarchen Zeus. Der höchste Punkt der Insel Naxos, auf der bekanntlich einst Theseus seine Helferin Ariadne schnöd sitzen ließ, trägt heute noch einfach seinen Namen: „Naxos Zeus“. Ich fand droben im Märzschnee die einsame Spur eines Schneehasen, der quer über den Gipfel gehoppelt war.



Schneehasenspur auf dem Naxos Zeus (19. 3. 1992).



Drunten im VW-Bus wartete Brunhilde auf meine Rückkehr. Wir ahnten nicht, daß diese harmonische Inselreise durch die Zykladen unsere letzte große gemeinsame Fahrt bleiben sollte.

Drei Jahre danach mußte ich nun meinen fünfundsiebzigsten Geburtstag ohne Brunhilde begehen. Im Stillen hatte ich mir

vorgenommen, das auf dem Geburtsberg des Zeus zu tun. Der erhebt sich bekanntlich über der Insel Kreta im Idagebirge. Im Neugriechischen heißt er Psiloritis und ist 2456 m hoch. Nicht, wie meine freche Enkelin Melanie meinte, weil ich mich mit Zeus messen wollte, faßte ich den extravagantesten Plan, sondern weil ich am Ida vier-

zehn Jahre zuvor eine ärgerliche bergsteigerische Schlappe erlebt hatte. Da waren wir schon im Februar nach Kreta gekommen, um neben viel Kultur auch den Idagipfel auf Brettern zu besuchen. Wir fuhren im VW-Bus von Anogia bis zur Schneegrenze hinauf und marschierten nach sternklarer, lautloser Nacht und gemütlichem Frühstück am kalten, aber sonnenhellen Morgen los, auf die runden weißen Schneehauben zu, von denen ja eine der erstrebte Ida-Höchstpunkt sein mußte. Ich wußte aus der Literatur, daß der Weg (im Sommer) dorthin nicht ganz umwegfrei sei, andererseits aber auch, daß auf dem Psiloritis droben eine Kapelle (christlicher Observanz) stehe, von der ich annehmen durfte, daß sie mir auch im Schnee das Ziel offenbaren werde. Nun, um es kurz zu machen, am späten Nachmittag hatte ich unter dem noch immer wolkenlosen Himmel ein halbes Dutzend diverser „Gipfel“ befahren, ohne eine Kapelle zu sehen. Brunhilde war längst zum Auto zurückgekehrt, und für mich wurde es auch höchste Zeit zur Umkehr, wenn ich noch bei Licht „heim“ kommen wollte. Auf dem salzigen Schnee ging's abwärts vernünftig flott; aber die Aufstiegsspuren ließen mich im Stich, ich übersah einen Gegenhang, und schon war ich in einem verlockend schön geschwungenen Tal tief drunten, als mir dämmerte, daß es ein falsches sein müsse. Bald wurde es eng und felsig und nach einem kräftigen Sturz in der Dämmerung blieb nur noch der Entschluß zum Biwak (für das ich ja gewohnheitsgemäß gerüstet war). Auch diese Nacht im blauen Mondschein war ein, wenn auch etwas kühleres, Erlebnis unvergeßlicher Art. Am Morgen darauf bin ich noch lange den felsigen Tobel hinuntergekraxelt, ehe mir das Gebimmel der ersten Ziegenherde verriet, daß ich bald ein Dorf erreichen werde. Ich wußte ja – mit der primitiven Karte, die ich hatte – nicht einmal, welches es sein würde. Dort (in Soniana) war erst ein Kafeion und dann die Haltestelle des Busses nach Anogia mein Ziel. Der unrasierte Ankömmling aus der unwirtlichen Ziegen-schlucht mit seinen deplaziert wirkenden Skien löste einiges Staunen und Fragen aus. Ich aber dachte unentwegt an Brunhilde droben über Anogia im VW-Bus am Rand des Schnees. Was mochte sie sich denken? Vor Mittag konnte ich nicht bei ihr sein;



denn ich mußte ja am Schluß noch ein langes Stück die Fahrstraße hinaufhatschen.

Sie hatte inzwischen keine ruhige Nacht und den Vormittag noch gedankenschwerer verbracht. Erst schaltete sie in Abständen die Autolampen an, damit der womöglich Verirrte doch noch herfinden könne. Dann hielt sie einen Beinbruch oder dergleichen für wahrscheinlicher, weil sie doch wußte, wie orientierungssicher ich sonst zu sein pflegte. Jedenfalls überlegte sie schon am Morgen, ob sie nicht doch nach Anogia hinunterfahren solle, um die Polizei zu verständigen und einen Hubschrauber anzufordern. Schließlich beschloß sie damit bis zwölf Uhr zu warten und tat auch noch den schönen Schwur dazu, daß sie, sollte ich doch noch einigermaßen unverseht wieder auftauchen, nie mehr mit mir schimpfen wolle.

**Oben: Erster mißglückter Winter Versuch auf den Ida (Februar 1981).
Unten: 2. Anlauf am 30. 8. 1995.**

Dieses Bild erklärt meine Fehlleistung von 1981: Unter Schnee ist die Gipfelkapelle des Psiloritis bei Gott nicht zu sehen.



Selten dürfte ein Schwur so rapid gebrochen worden sein wie dieser, als ich müde, aber aufrecht vom Tal her aufs Auto zugin.

Das also war die Vorgeschichte meiner Überlegungen zur Gestaltung des 75. Geburtstags. Ich wollte den ganz allein dort verbringen, wo mich der alte neidige Vorstand des griechischen Götterkonsortiums damals so übel hatte abblitzen lassen. Unter den relativ wenigen Scharten in meiner sonst gut aufgeputzten Bergsteigerkrone schmerzte gerade die vom Ida besonders, weil für sie keinerlei „Höhere Gewalt“ verantwortlich zu machen war außer meine Dummheit – oder eben vielleicht doch Zeusens heimliche Hypnose. Bekanntlich ist der ja als Säugling in der Idäischen Höhle versteckt aufgewachsen, von der Ziege Amalthea liebevoll gesäugt und von Bienen opfervoll mit wildem Honig versorgt.

Jedenfalls hat mich im Morgengrauen des 30. August 1995 meine Cousine Gunda zur Nidha-Ebene hinaufgefahren, und ich

begann neben der kleinen Analipsis-Kapelle den langen einsamen Marsch durch die felsige Macchia. Erst weit oben öffnete sich der Blick auf beide Meere und ganz zum Schluß entdeckte ich das gesuchte Ziel: ein Backofen-ähnlicher Steinbau krönte den Psiloritisrücken; das also war die Kapelle Timios Stavros, die im Winter natürlich nur wie ein großer Schneehaufen aussehen mochte. Des 75-jährigen, dem es noch vergönnt war, mit festen Beinen und wachen Sinnen dem Unsterblichen so nahe zu kommen, Gefühle und Gedanken muß ich hier nicht zu Papier bringen. Er wußte und weiß, daß er im Ida womöglich seinen letzten Heiligen Berg erreicht hat. Und er hat ihn umso nachhaltiger genossen. Mitgenommen hat er nur den Klang des Glöckleins an der Kapelle und das Gekrächze eines Raben, der merkwürdigerweise ebenso einsam vorbeigeflogen kam. (Siehe dazu Gedicht zum 75. Geburtstag auf Seite 12!).



Zum 75er,
am 30. 8. 1995 auf
dem Psiloritis
im Idagebirge.

Wien, am 22. 9. 1995

Lieber Herr Bückmann!

Wieder ist eine meiner geheimen Scharten ausgewetzt. Den Ida wollte ich doch vor 15 Jahren schon einmal besteigen und zwar mit Skiern. Aber der Mugel Psiloritis war unter den vielen anderen einfach nicht zu finden (das klägliche „Kirchlein“ Timios Stavros droben war damals wohl nur ein Schneehaufen), so daß ein Rückzug resultierte und bei der Eile der viel zu späten Abfahrt ein kühles Biwak in falscher Schlucht. Meine Frau saß im Bus und blendete immer wieder die Lichter auf; aber die leuchteten mir nicht mehr. Am nächsten Tag überlegte sie schon, einen Hubschrauber anzufordern, und schwor sich, sollte „er“ doch noch einigermaßen heil wiederkommen, werde sie nie mehr mit „ihm“ schimpfen! Nun, selten habe ich dann einen schneller gebrochenen Schwur erlebt.

Herrlich war's diesmal und ganz einsam; ein Geburtstag, wie er nicht schöner hätte sein können. Auf dem Rückflug drei Tage später schmeckte mir schon das Bier nicht mehr und noch zwei Tage weiter lag ich im Bett. Verdacht auf irgendeine intestinale Infektion mit starkem Penicillin-Konsum. Als ich dann aber den 5. Fieberanfall bekam, und zwar in fester Zeitfolge, da klingelte es in meinem Zoologenhirn. Die Tertiana konnte aber nicht aus Kreta stammen. Das meinte auch Aspöck, der sich klammheimlich auf Präparatennachschub freute und mich in ein Klinikbett verfrachtete. Zwei Tage später war der Spuk vorbei. Da mich die Medizinmänner doch schon in den Händen hatten, blieb ich gleich zwei Tage länger dort und ließ mir endlich bestätigen, daß ich tatsächlich auch alle inneren Organe besitze, abgenützt, aber keines defekt.

So sitze ich also nun wieder daheim, sehr freß- und arbeitsfreudig und im Besitz von allerlei Post, unter der die Ihre eine der antwortheischendsten ist. Dank dafür und gleich ein paar Assoziationen zu Ihrer „Staatsrede“ dazu: Sehr gut und verdienstvoll in Ansehung des Zielpublikums! Allerdings, beim Evolutionsbegriff werden wir demnächst Definitionsdifferenzen kriegen, wenn – vielleicht schon im nächsten Heft der naturwissenschaftlichen Rundschau – ein einschlägiges Pamphlet von mir erscheinen wird.

Mir geht's vor allem ums allgemeine Mißverständnis mit der „Kulturevolution“.

Das entscheidende philosophische Phänomen des „Ich“ (also des Selbstbewußtseins als einer nicht hinterfragbaren Erscheinung) [Cogito, ergo sum] kommt, meine ich, dort, wo Sie zum eigentlichen Menschen als mögliches Staatswesen kommen, zu kurz, wie überhaupt der „Staat“ mit seinen vielen unbeußten und verdrängten Biologismen noch viel aufklärerischer hätte behandelt werden müssen.

Aber dafür, daß Sie so ein unzeitgemäßes Thema so ungeschminkt unter solche Leute gebracht haben, sollten Sie allein schon einen Orden kriegen!

Der beiliegende Spruch ist auch als kleiner Bildungstest gedacht. Der endete übrigens bei meinen jungen Mit-„arbeitern“ bereits kläglich.

Ihnen und Ihrer lieben Frau nochmals Dank, alles Gute und viele Grüße!

Ihr Schaller

Nun, im Herbst des Jahres 1997, wo das Alpinkapitel dieser Vita eigentlich schon abgeschlossen ist, muß ich doch einen weiteren „Heiligen“ Berg einfügen, der dem 77-jährigen heuer noch gelungen ist und der wegen seines außergewöhnlichen spirituellen Charakters unbedingt des Lesers Aufmerksamkeit verdient. Mit Schwiegersohn Oki (Harl), dem Wiener Stadtarchäologen, und seinen beiden Söhnen Philipp und Sebastian (also meinen zwei „großen“ Enkeln) habe ich am 26. 8. 1997 den Gipfel des Athos (Metamorphosis) erwandert. An einem Sommertag mit herrlicher Schau nach allen Seiten fand ich auf dem langen

steinigen Weg viel Zeit zum Nachdenken. Die puristisch maskuline Männerrepublik, in der seit Jahrhunderten nur ein weibliches Wesen als Phantom geduldet wird, ist auch für den Weitgewanderten eine Einmaligkeit gewesen. Wieviele Gemeinwesen normaler (zweigeschlechtlicher) Art sind inzwischen untergegangen, auseinandergefallen, ausgestorben. Hier in der „Mönchsrepublik“ des Athos hingegen scheint es bisher weder Nachwuchs- noch Traditionsprobleme gegeben zu haben. Von der Steinbank am Gipfelkirchlein aus waren drunten viele Kuppeln als Symbole der Lebenskraft des virilen Reinheitswahns zu sehen. In den bärtigen Köpfen dort offenbarte sich ein Lebenskonzept, das meinem allerdings diametral entgegen steht: Autismus pur mit Ewigkeitsgarantie; das hätte mir keinen „Sinn“ fürs Leben geben können, so hoch ich auch Einsamkeit und Besitzlosigkeit schätze.

Am Tag danach waren wir Gäste im Kloster Iviron, wo gerade das große Marienfest gefeiert wurde. Der bleiche Athosgipfel schaute über grüne Waldhänge herunter, wo sich das gläubige Männervolk brünstig drängte. Selten hatte ich Gelegenheit in so viele gleichgestimmte Gesichter zu sehen, deren letztes gemeinsames Ziel sichtlich nicht von dieser Welt war. Der Heilige Berg Athos ist eine wunderliche spirituelle Warze auf Europas faltenreicher Gedankenhaut, die ja gerade neuerdings mancherlei dunkle Sommersprossen treibt.

Neben solchen Heiligen Bergen, die in irgend einer Form durch Götter, Geister oder Menschen geweiht sind, gab es für mich noch andere, auf denen mich ebenfalls ein erhabener Schauer überkam, wenn auch nicht gerade ein frommer. Ich denke da an meine Empfindungen beim Erreichen besonders prominenter geographischer und orographischer Punkte speziell mit exotischen Namen, die schon der Knabe auf dem Globus entdeckt und buchstabiert hatte.



Oben: Zwei (von acht) Garanten fürs „Weiterleben“ in wenigstens teilprogrammierter Form flankieren den 77-jährigen auf dem Athosgipfel.

Unten: Forststraßen, auch in der Mönchsrepublik Athos.

Rechte Seite: Am Abend nach der Rückkehr vom großen Berg (Kilimandscharo) stieg ein voller Mond über ihm auf und goß sein sanftes Licht auf Savanne, Wald und Firn. Ich wüßte nichts, was mir die erhabensten Menschengester je dagegen zu bieten hatten an Bewegung und Ruhe zugleich in meinem Kopf.





Oben: Dschebel Dschambi, Tunesien, 13. 2. 1979.
Unten: Table du Jugurtha, Tunesien, 12. 2. 1979.

Der Moldoveanul zum Beispiel, Gipfel des großen Karpathenbogens (1973; übrigens mein 800. registrierbarer Berg) oder der Mulhacén in der Spanischen Sierra Nevada (1972); der Doi Inthanon in Thailand (1987); der Kinabalu auf Borneo (1982) mit seinem faszinierenden Urwaldgürtel, wo noch in über 3000m Höhe die sonderbare Pflanzenschöpfung der *Nepenthes villosa* mit ihren roten Kannen aus dem Unterholz leuchtet; weit hinten bei den Antipoden der nackte Felsrücken des Höchsten von Australien, der seinen Namen nach einem polnischen Freiheitshelden trägt, weil „man“ die enterbten Eingeborenen nicht nach seinem angestammten Namen fragen konnte oder wollte (Mt. Kosciuszko, 1974).

Afrikanische Gipfel

In Afrika habe ich auch einige Bergziele von besonderer Faszination gesucht und gefunden: Im Norden den Höchsten Tunesiens, Dschebel Dschambi (1979), den die rote Sichel des islamischen Halbmonds krönt (Bild links); am Äquator der Monarch Afrikas, Kilimandscharo (1983, Seite 235), den ich in vier Tagen mit Wolfgang allein (ohne den an sich vorgeschriebenen Führer und ohne Träger) bis zum wirklichen Gipfel, dem Uhuru (= Freiheits-) Peak, besteigen konnte, obwohl ich da immerhin schon 62 Jährchen im schweren Rucksack mitzuschleppen hatte. Die schwarzen Funktionäre glaubten mir das nur nach Einsicht in den Pass. Die bekannten Gestalten der Riesenseneccien und Lobelien erinnerten da an die konvergenten hochandinen Pflanzenfiguren der Puyen in der Puna und der Espeletien in den Páramos. Welche rätselhaften Evolutionsfaktoren mögen da in vier verschiedenen Pflanzenfamilien zu solchem Gigantismus geführt haben?

Am Südende Afrikas bietet wohl der Tafelberg über Kapstadt das aussichtslohnendste Ziel, das ich mit Brunhilde 1984 besuchte. Die putzigen Klippschliefer da droben machen speziell dem Zoologen besonderen Spaß, weil er weiß, daß sie aus vielerlei Gründen mit den Elefanten einerseits und mit den Sirenen andererseits einen komischen Verwandtschaftsverband bilden. Am Tafelberg sind sie in der Nähe des Bergrestaurants zahm und fett und lassen

sich füttern. Das nordafrikanische Gegenstück zum südafrikanischen Tafelberg haben wir übrigens 1979 auch kennengelernt: Es ist die Table du Jugurtha in Tunesien nahe der algerischen Grenze (Seite 236), zwar nur knapp 1300m hoch, aber umso geschichtsträchtiger. Auf dem scharfrandigen Plateau finden sich allerlei Felsbearbeitungen, die möglicherweise aus der Zeit stammen, da Jugurtha letzten Widerstand gegen die Römer leistete. Der Blick aufs trockene Berberland ringsum verstärkte unsere melancholische Stimmung da droben, wo wir an einem trüben Februartag wieder einmal die einzigen waren.

Als die letzten afrikanischen Bergmassive von geheimnisvoller Faszination haben wir noch die Virungaberger mit dem nordwärts anschließenden Ruwenzori erlebt. Das war Ende August 1990, wo ich meinen 70. Geburtstag in den seit dem Altertum bekannten Mondbergen „feiern“ wollte. Erst besuchten wir unsere Bergvettern von Dschomba, eine sehr menschlich anrührende Begegnung mit einer der letzten Berggorilla-Familien in den Virungas; dann stiegen wir in zwei Tagen durch den feuchten Bergwald am Südhang des Ruwenzori bis zur Mahangu-Hütte (3310m) hinauf und durchstöberten die einmalige Pflanzenwelt des Nebelwaldes. Am Nachmittag meines Geburtstags riß der Nebel auf und gab den Blick auf die bewegte, eisbewehrte Gipfelkette des Ruwenzori frei. Dafür waren wir aber nicht gerüstet. Umso mehr bewegten



Ruwenzori Nebelwald, 30. 8. 1990.

Aufstieg zum 70. Geburtstag am Ruwenzori.



den nun 70-jährigen die wehmütigen Gedanken daran, daß er trotz allen Fleißes nur zu einem winzigen Bruchteil der irdischen Schönheiten gekommen ist. Er war aber keineswegs „depressiv“, sondern löffelte in der bescheidenen Hütte vergnügt sein Geburtstagssüppchen und trank sogar ein halbes Fläschlein Bier dazu.

Die andere Hälfte bekam seine nunmehr genau 50-jährige Wegbegleiterin, die ihm zuliebe den mühevollen glitschigen, langen und steilen Weg mit heraufgegangen war. Den zwei freundlichen Trägern war nämlich dummerweise eine der zwei uns zugeordneten Bierflaschen „zerbrochen“, worüber sie viel wortreiche Verlegenheit mimten. Dafür stand ein Strauß afrikanischer Bergblumen auf dem Geburtstags-tisch.



Der Alcedo auf der Isla Isabella war mit seiner Riesenschildkröten-Population mein zoologisch interessantester Gipfel.

Wenn es noch einen exotischen Berg gibt, der trotz bescheidener Höhe wegen seiner Extravaganz erwähnenswert erscheint, so ist das der alte Vulkan Alcedo (1128m) auf der Galápagos-Insel Isabella, auf dessen buschbestandenen Kraterand ich im August 1988 eine ortsgemäß gemütliche Schlafsacknacht verbrachte, um dann am kühlen Morgen den Riesenschildkröten beim Erwachen zuzusehen. Die buddeln sich nämlich abends der Kälte wegen in die sonnenwarme Asche ein und kommen morgens graubraun

bestäubt wieder zum Vorschein, was mich an die Dinkas im Sudan erinnerte, die ebenso gepudert waren, nicht aber der nächtlichen Kälte wegen, sondern um die lästigen Anophelesmücken und Tsetsefliegen abzuhalten.

Weil heute so gern und so viel von Völkerverständigung, ja sogar von Völkerfreundschaft, geredet wird, sei auch noch von unserer Wanderung auf die Schneekoppe im Riesengebirge, also auf Rübezahls Buckelriesen, die Rede. Das war 1975, als der „Eiserne Vorhang“ zwar noch seine volle, Völker perfekt trennende Funktion hatte, für uns mit österreichischen Pässen und harten Schillingen aber doch schon ein wenig durchlässig war. Ich werde nie vergessen, wie sie da von allen Seiten heraufkrochen, die Tschechen, die Slowaken, die Polen, die „Ostdeutschen“ und die bei diesen zu Besuch weilenden „Westdeutschen“. Droben beim Gipfelwirthaus sorgten Absperrungen dafür, daß sich die „Verbrüderung“ nur auf den engsten Bezirk der Bergkalotte beschränkte. Alten deutschen Bergwanderern, die sichtlich nach vielen Jahren erstmals wieder in („ihrem“) Riesengebirge waren, standen beim Blick ins weite schlesische einerseits und ins hügelige Sudetenland andererseits die Tränen in den Augen. Mir gingen die endlos vielen Mitmenschen durch den Kopf, denen es beim Anblick ihrer verlorenen oder verfremdeten Heimaten ähnlich ergehen mochte: die Ainu auf Hokkaido, die auch namentlich entmündigten „Aborigines“ Australiens vor ihrem Uluru, den wir frech „Ayers Rock“ nennen, die zwangsrussifizierten Bergvölker des Kaukasus und der Halbinsel Kamtschatka, die Südtiroler beim Rundblick vom Ritten, die stolzen Prärie- und Berg-„Indianer“ Amerikas, denen nicht nur ihr Land verloren ging, sondern denen noch dazu der dumme Irrtum ihres „Entdeckers“ einen beschämenden Fremdnamen aufoktroziert hat. Die Liste der zur Selbstentfremdung gezwungenen Völker und Kulturen hat ja bekanntlich seit dem Emporkommen der sogenannten Weißen gewaltig zugenommen, beschleunigt und weltweit effektiert durch die monotheistisch orientalische Intoleranz des sogenannten Christentums. Übrigens machen gerade Bergnamen in aller Welt die Präpotenz der Weißen besonders deutlich. Am bekanntesten dafür ist ja

der Allerhöchste im Himalaya, den wir nach einem wirklich nicht bedeutenden englischen Kolonialoffizier und Landvermesser den Mount Everest zu nennen pflegen, obwohl jeder Gebildete weiß, daß ihn die autochthonen Landesbewohner seit Frühzeiten Tschomo Lungma (Mutter der Götter) heißen.

Australiens „Höchster“

Als wir 1974 zu Weihnachten den Höchsten Australiens [vom Tiroler (Skilehrer-) Dorf Cooma aus] zusammen mit Frau Prof. Dorn (im Anschluß an einen Forschungsaufenthalt am Amazonas) bestiegen, war mir schon klar, daß Kosciusko ein polnischer Name ist, und ich dachte, der Berg sei nach einem der polnischen Erstbesteiger benannt. Später erst machte mich der Wiener Botaniker Prof. Wendelberger (übrigens auch zeitlebens ein engagierter Berggeher) darauf aufmerksam, daß Australiens Gipfelpunkt seinen Namen nach dem berühmten polnischen Freiheitshelden des vorigen Jahrhunderts trägt. Hätte man fairerweise nicht die „Aborigines“ fragen müssen, wie sie eventuell den prominenten Felsrücken zu nennen pfleg(t)en?

Wir (Brunhilde und ich) haben im Winter 1985 noch den Mt. Buffalo am Südende der Great Dividing Range erklommen und

dabei ähnliche Überlegungen angestellt: Wie kam der Büffel auf den fünften Kontinent? Doch nur durch Willkür und Gewinnsucht von uns Weißen. So betrachtet erscheint der nach einem General benannte Mt. Washburn im Yellowstone Nationalpark immerhin insofern gerechtfertigt, als jener Washburn nicht nur ein Indianer-Säuberer, sondern auch ein engagierter Naturschützer gewesen sein soll.

Der Schluß meiner bergsteigerischen Erinnerungen soll in die heimatlichen Alpen zurückführen. Hier habe ich manche Gipfel auch mehrfach besucht, weil sie „günstig“ liegen oder auch weil ihr Reiz kaum erschöpfbar ist. Zwei prominente Alpenberge „mußte“ ich einfach zweimal der Zeit- und Zahlenmythik wegen ins Programm nehmen: den Großglockner und den Mont Blanc. Beide habe ich nach 25 Jahren, also gewissermaßen zum silbernen Jubiläum „wiederholt“, den Glockner 1968 mit Weib und zwei Kindern (Friederike und Wolfgang) und den Mont Blanc 1978 mit Wolfgang in einer großzügigen Überschreitung von Les Houches herauf über den Dome du Gouter und hinunter zum Mer de Glace über Mt. Maudit und Mt. Blanc du Tacul. Wer so etwas so spät noch mit seinem Sohn unternehmen kann, mag kaum an seiner Welt irre werden.

Mt. Kosciusko, der Höchste in Australien, am 28. 12. 1974.



Der Alte beim Ötzi

Als ganz letzten Alpengipfel aber möchte ich den Similaun aus der Erinnerung holen, nicht weil ich ihn sommers wie winters viermal betrat, sondern weil er mich zuletzt noch einmal aus humaner (hominider) Sicht bewegt hat.

Im Sommer und Herbst 1991 war ich als Zoologe am Amazonas und im Pantanal unterwegs gewesen und habe anschließend noch mit Sohn und Schwiegertochter (Bärbel) die Iguazú-Fälle und Bolivien besucht. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wann, wohl aber daß ich eines Tages in Manaus in der Zeitung eine Nachricht aus Österreich fand, was dort an sich schon etwas völlig ungewohntes ist. Ihr Inhalt elektrisierte mich noch mehr; denn er handelte von einem unglaublichen Gletscherfund: „Ötzi“ war zutage getreten, der natürlich damals noch nicht so hieß.

Als Biologen war mir gleich klar, was der Fund eines 5000 Jahre alten derart gut konservierten Menschenleichnams für unser Selbstverständnis bedeuten konnte, noch dazu weil dabei stand, daß mancherlei handwerkliches und kulturelles Gut teilweise sogar noch im funktionalen Zusammenhang mit gefunden worden sei.

Nun, die Fundstelle kannte ich wohl von Besteigungen des Similaun und der Finalspitze her. Im Winter mußte ich seinerzeit sogar recht nahe an oder über dem Gletschermann vorbei geglitten sein.

Das bewegte mich so, daß ich den zweiten Sommer danach, also im August 1993, den Pickel ins Auto packte und mit meiner Cousine Gunda durchs Gesäuse und Ennstal, über den Gerlospass, Brenner und Jaufen ins Schnalsertal hinauf fuhr, um von dort allein zum Niederjoch hinaufzusteigen, wo ich in der eben im Umbau begriffenen Similaunhütte gerade noch ein Matratzenlager im alten Nebenhaus bekam. Noch am selben Nachmittag besuchte ich die bekannte Fundstelle des Ötzi (der seiner wahren Herkunft wegen eigentlich Etschi genannt werden sollte).

Dem alten Bergsteiger ging da vieles durch den Kopf; vor allem die Frage, ob jener steinzeitliche Hirte seine Bergwelt auch schon ästhetisch zu sehen verstand oder ob sie ihm „nur“ mühe- und gefahrenreichen Lebens- und Arbeitsraum bedeutete.

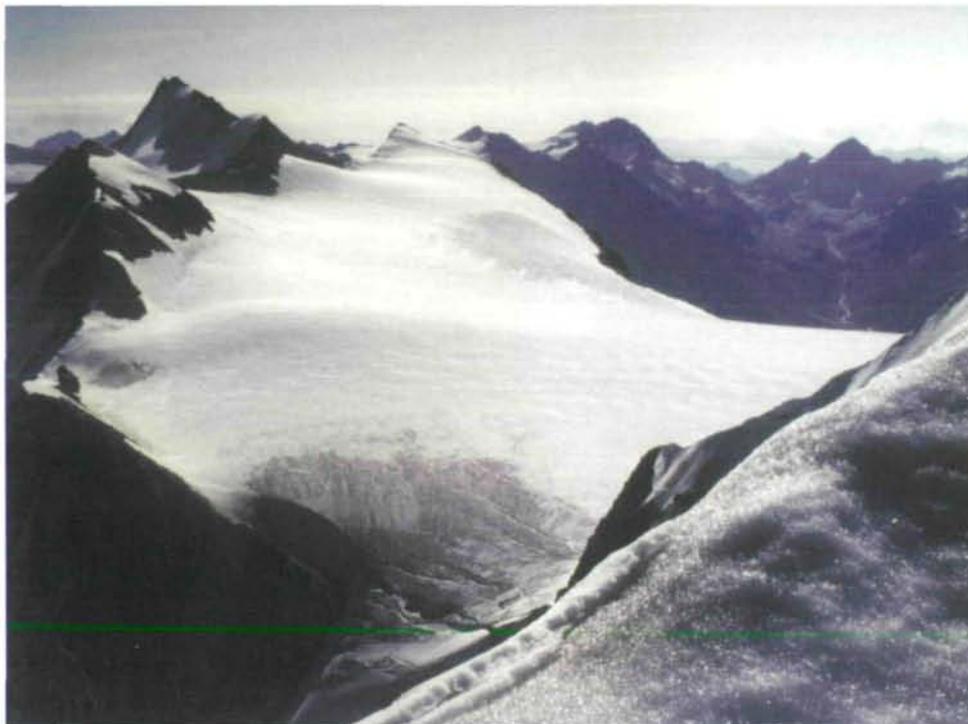


Am Morgen darauf war ich schon früh am felsigen Kamm zum Similaun hinauf unterwegs. Die Trasse über den Firnhang mied ich als Alleingänger. Ein paar hundert Meter unter dem Gipfel allerdings mußte ich doch auf den eisigen Grat hinaus und mich mühsam hinaufhacken, denn ich hatte die Steigeisen nicht dabei. So kam es, daß ich die überwältigende Schau in die Runde erst am Gipfelkreuz voll genießen und würdigen konnte. Ein herrlicher Tag und ein tief befriedigendes Gefühl für den, dem es vergönnt war, hier nach 42 Jahren noch einmal stehen zu können. Ob es zu Ötzis Zeiten vielleicht doch schon solche Neugierige gab, die sehen wollten, wie die Welt von oben aussieht? Ob die allerdings ihr weder wasser- noch kantenfestes grasgepolstertes Schuhwerk für so einen Luxus riskiert hätten?

Mit dieser vierten Besteigung des Similaun hatte ich übrigens genau den 300. Gipfel über 3000 m betreten, die Mehrzahl von ihnen im Ostalpenraum.

Den stillen Ehrgeiz meiner Studentenzeit, es einmal soweit zu bringen, daß ich alle Gruppen der Ostalpen, speziell Österreichs Gipfelfluren, so intensiv bewandern könne, daß ich schließlich, mit verbundenen Augen auf einen beliebigen Gipfel gebracht, nach fünf Minuten freier Rundschau zu sagen in der Lage sein sollte, wo ich mich befände, dieses angeberische Ziel hatte ich sicher spätestens mit meinem 50. Lebensjahr erreicht. Leider konnte ich nie einen konkreten Test darauf machen.

Meine bergsteigerische Laufbahn ist also eine sehr erfüllte. Ich habe immer wieder Menschen getroffen, denen das stille Erreichen selbstgesetzter Ziele Sinn im Leben gab. So betrachtet kann ein Bergsteiger nicht „depressiv“ werden oder gar sein. Jeder Berg ist ihm Erfolgserlebnis ohne den Zwang der Fremdbestätigung. Weder Schwierigkeitsgrad noch Höhe sind dabei



Besuch beim Ötzi 1993. Blick vom Similaungipfel zur Hinteren Schwärze.

von Bedeutung. Die Zufriedenheit resultiert aus dem Glücksgefühl der heimlichen Selbstbestätigung, abgesehen von dem elitären Bewußtsein, das sich aus der Überwindung äußerer wie innerer Widerstände ergibt. Einen Berg besteigen bedeutet ja nicht einfach Lustgewinn. Oft ist es ein mühevolleres und entbehrungsreiches Unterfangen. Doch je mehr es das ist, desto intensiver ist auch das daraus erwachsende Gefühl der Freude. Dieses übrigens stellt die wirklich menschenpezifische Form positiven Erlebens dar im Gegensatz zum allgemein animalischen Gefühl der Lust. Es ist doch bezeichnend, daß die Freude bei Freud kaum vorkommt. Nur des Gipfels wegen wird kein Tier „bergsteigen“. Die Schneemäuse und Zwergwiesel, die man als einsamer Bergwanderer nicht selten unter Gipfelkreuzen antrifft, „suchen“ da droben ganz anderes. Gamsen oder Schafe lieben im Sommer windexponierte Erhebungen, Dasselfliegen und andere Insekten kommen herauf, um sich zur Paarung zu treffen, wenn sie nicht nur passiv vom Aufwind hinaufgedriftet worden sind. Was der eine berühmt gewordene Leopard am eisigen Kraterand des Kibo gesucht hat, wird ein Rätsel bleiben; denn bisher ist er der einzige seiner Art geblieben.

Unser „Wende“-Gipfel: Der Brocken

Wenn es in meinem Leben schließlich noch einen Berg gab, der nicht nur als solcher, sondern als Symbol meiner Zeit mehr als ein solcher war und dessen Erreichung für uns (für mich, Jahrgang 1920 und für Brunhilde, Jahrgang 1921) epochale Bedeutung im vollen Wortsinn hatte, so sei er am Schluß dieses Lebenskapitels gewürdigt, auch wenn er – alpinistisch gesehen – zu den bescheidensten zählt, die wir je erklommen haben. Es ist das der Brocken im Harz. Schon im Gymnasium war er nicht nur in der Geographie-Stunde zur Sprache gekommen, sondern auch im Deutsch-Unterricht. Goethe hatte ihn sogar im Winterschnee bestiegen und nicht versäumt, auch das klassisch bekanntzumachen. Wir rückten in seinen (des Brockens) Dunstkreis, als wir 1958 nach Braunschweig kamen und dort ein Reihenhaus am Südrand der Stadt bezogen.

An einem der ersten (wenigen) klaren Tage, an dem Brunhilde auch auf dem Dachboden zu tun hatte, rief sie mich hinauf und zeigte mir durchs offene Klappfenster eine blaue buckelige Linie am Horizont hinter dem Wald von Mascherode. An einem Punkt rundete sie sich zum Riesebuckel, und es war klar, daß dies der

Brocken sein mußte. Wir konnten also nun zehn Jahre lang wenigstens vom Dach aus diesen Monarchen der norddeutschen Rübenebene sehen; wir sahen ihn bald auch regelmäßig auf unseren vielen Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterwanderungen durch die Westhälfte des Harzes, oft so nahe, daß wir die Dampf- und Rauchwolke der Gipfelbahn langsam verwehen sahen; aber „natürlich“ blieb es undenkbar, das naturgemäße Bergsteigerziel einer Harzwanderung mehr als nur ins Auge zu fassen. Das Erbitternde daran war nicht die Willkür der Sieger von 1945, die auch den Harz zerteilt hatten, sondern die stille und oft sogar beredte Selbstverständlichkeit, mit der die mit-geteilten Deutschen diese geo- und ethnographische Widernatürlichkeit hin nahmen.

Für uns war es eine Ungeheuerlichkeit besonderer Art: Bestiegen wir doch indessen Berge beliebiger Art in aller Welt; aber den Brocken, der zum Dachfenster hereinsah, erreichten wir nicht. Später, von Wien aus, versuchten wir es – als Österreicher – sogar von der Ostseite her, blieben aber schon bei der Anfahrt am Rande der Sperrzone stecken, in die, wie wir kopfschüttelnd erfuhren, nicht einmal die sogenannten DDR-Bürger einreisen durften. Schließlich waren wir schamvoll resigniert davon überzeugt, daß es in „unserem“ Jahrhundert leichter sei, den Mond als den Brocken zu betreten. Ich wäre noch 1989 jede Wette eingegangen, daß er uns über den Tod hinaus unbefahrbar bleiben werde, da geschah das Wunder der Wende, und wir machten uns am 3. Juni 1991 aus unserem VW-Bus vor Schierke zur großen Wanderung auf. Nie sind wir einen solchen schlichten Berg-

pfad durch Fichtenwald und über steinige Lichtungen derart bewußt gegangen wie den zum Brockengipfel, der noch immer schändlich verunstaltet war von den zementierten Sicherheitsbedürfnissen der abgezogenen Besatzer. Nicht einmal Friede herrschte auf der verwüsteten Kuppe; denn ein Trupp der Bundeswehr war damit befaßt, die schweren Betonplatten der Gipfelmauer zu lockern, zu heben und auf Schwerfahrzeuge zu verladen. Das gab uns immerhin die Gewißheit, daß die Brockenbesteiger des bevorstehenden dritten Jahrtausends von unserer Schande wenigstens keine materiellen Zeugnisse mehr zu Gesicht bekommen würden.

Nach jenem Tag, an dem der erste Mensch den Mond betrat, war dies der zweite, an dem ich das Gefühl einmaliger Zeitgenossenschaft hatte. Damals erfüllte sich – prosaisch wie auch immer – ein Zehntausende von Jahren alter Menschheitstraum, und hier endete für uns das, was die ganze tätige und selbstbewußte Mitte unseres Lebens ausgemacht hatte: die sogenannte Nachkriegszeit.

So sind letzten Endes die Berge in unserem Dasein viel mehr gewesen als nur Wanderziele, Aussichtswarten, Selbstbestätigungen. Nicht wenige Gipfel waren auch Marksteine im Wegenetz unseres Lebens. Neben den Gewinnen aus Familie und Beruf haben sie uns den Reichtum gebracht, den uns nur der Tod nimmt.

Als Brunhilde auf den Tag genau ein Jahr nach dem Brocken still starb, war dieses Wissen mein Trost, und ich brauche keinen anderen.

Ein Bergsteiger, der wie ich über 50 Jahre lang Berge nicht nur erwandert und in seinem Hirn bewahrt, sondern auch photographisch festgehalten hat (mehr als 20.000 Aufnahmen), kann sich bis zum Schluß einfach nicht daran sattsehen und meint natürlich, daß er damit auch anderen Vergnügen und Interesse machen könne. Hier kann er nur noch einige wenige nachreichen.



Die Bundeswehr räumt „die Mauer“ auf dem Brocken.

Rechts: In Andacht vor dem Allerhöchsten.
Nächste Seite: Begegnung mit neuzeitlichem Trekking-Helfer in Nepal, 1978, und der (unrasierte) Autor.













Der Große Lafatscher im Karwendel (1962).
Vorherige Doppelseite: Die Braunschweiger Hütte im hinteren Pitztal.

Mein Zeitgeist – Wörterbuch

ABO und APO AIAX AMERIKANISMUS ARBEIT ARIER ARISTOTELES ASTROLOGIE ATOM ATOMIUM AVANTGARDE VORSILBE „BE“ BILDUNG BIO BONOBO BÖRSE BOYKOTT das große CERRO RICO COUCH DELPHIN DEMO und DISCO DEMOKRATIE DEUTSCHE GESCHICHTE DIGITAL EHRE EINSILBER ESOTERIK EUGENIK EWIGKEIT und SINN FASCHISMUS FERNSEHEN FISCHER Joschka FIT FKK FLIEGEN FRÄULEIN FREIHEIT FRÖBEL FRUST GALA GEN GESCHICHTE GESELLSCHAFT GLOBAL GLOBETROTTER HAINBURG HANDY HAPPY HITLER HJ HOMO HOTEL ICH IDYLLE KANNIBALISMUS KLIMAKATASTROPHE KOMMUNIKATION KOMMUNION KREDITKARTE KUGELSCHREIBER KUNST KUNSTBEGRIFF KUNSTBETRIEB LEBENSVERSICHERUNG LIEBE LIFTEN LIQUIDIEREN LOGO LOGORRHOE MAGELLAN MANIPULATION MEIN KAMPF (das) MENSCH MILITARISMUS MONDFLUG MULTIKULTI NACHHALTIGKEIT NACHKRIEGSZEIT NATION NEONAZI NÜRNBERG OLDI PARADIES PARTNER PC DIE PILLE POLITIK und PARTEI POPULISMUS POSTMODERNE POTSDAM PURTSCHELLER HAUS RADIO REISSVERSCHLUSS RELATIVITÄTSTHEORIE REPARATIONEN SCHAM SCHEIDUNG SCHWUL SELBSTBEDIENUNG SELBSTBESTIMMUNG SELBSTVERWIRKLICHUNG SEX SOZIALISMUS STAMMBÄUME STREß SUBKULTUR SZENE TALKSHOW TRÄUME T-SHIRT die ...TÜMER JFOS UNI UNSTERBLICHKEIT Neu-Worte mit VER... VEREWIGEN VOLKSWAGEN WAHRHEIT und WIRKLICHKEIT WEIMAR WELT WENDE WIDERSTAND WIR WOODSTOCK ZOCKEN ZOFF

ABO und APO AIAX AMERIKANISMUS ARBEIT ARIER ARISTOTELES ASTROLOGIE ATOM ATOMIUM AVANTGARDE VORSILBE „BE“ BILDUNG BIO BONOBO BÖRSE BOYKOTT das große CERRO RICO COUCH DELPHIN DEMO und DISCO DEMOKRATIE DEUTSCHE GESCHICHTE DIGITAL EHRE EINSILBER ESOTERIK EUGENIK EWIGKEIT und SINN FASCHISMUS FERNSEHEN FISCHER Joschka FIT FKK FLIEGEN FRÄULEIN FREIHEIT FRÖBEL FRUST GALA GEN GESCHICHTE GESELLSCHAFT GLOBAL GLOBETROTTER HAINBURG HANDY HAPPY HITLER HJ HOMO HOTEL ICH IDYLLE KANNIBALISMUS KLIMAKATASTROPHE KOMMUNIKATION KOMMUNION KREDITKARTE KUGELSCHREIBER KUNST KUNSTBEGRIFF KUNSTBETRIEB LEBENSVERSICHERUNG LIEBE LIFTEN LIQUIDIEREN LOGO LOGORRHOE MAGELLAN MANIPULATION MEIN KAMPF (das) MENSCH MILITARISMUS MONDFLUG MULTIKULTI NACHHALTIGKEIT NACHKRIEGSZEIT NATION NEONAZI NÜRNBERG OLDI PARADIES PARTNER PC DIE PILLE POLITIK und PARTEI POPULISMUS POSTMODERNE POTSDAM PURTSCHELLER HAUS RADIO REISSVERSCHLUSS RELATIVITÄTSTHEORIE REPARATIONEN SCHAM SCHEIDUNG SCHWUL SELBSTBEDIENUNG SELBSTBESTIMMUNG SELBSTVERWIRKLICHUNG SEX SOZIALISMUS STAMMBÄUME STREß SUBKULTUR SZENE TALKSHOW TRÄUME T-SHIRT die ...TÜMER JFOS UNI UNSTERBLICHKEIT Neu-Worte mit VER... VEREWIGEN VOLKSWAGEN WAHRHEIT und WIRKLICHKEIT WEIMAR WELT WENDE WIDERSTAND WIR WOODSTOCK ZOCKEN ZOFF

ABO und APO AIAX AMERIKANISMUS ARBEIT ARIER ARISTOTELES ASTROLOGIE ATOM ATOMIUM AVANTGARDE VORSILBE „BE“ BILDUNG BIO BONOBO BÖRSE BOYKOTT das große CERRO RICO COUCH DELPHIN DEMO und DISCO DEMOKRATIE DEUTSCHE GESCHICHTE DIGITAL EHRE EINSILBER ESOTERIK EUGENIK EWIGKEIT und SINN FASCHISMUS FERNSEHEN FISCHER Joschka FIT FKK FLIEGEN FRÄULEIN FREIHEIT FRÖBEL FRUST GALA GEN GESCHICHTE GESELLSCHAFT GLOBAL GLOBETROTTER HAINBURG HANDY HAPPY HITLER HJ HOMO HOTEL ICH IDYLLE KANNIBALISMUS KLIMAKATASTROPHE KOMMUNIKATION KOMMUNION KREDITKARTE KUGELSCHREIBER KUNST KUNSTBEGRIFF KUNSTBETRIEB LEBENSVERSICHERUNG LIEBE LIFTEN LIQUIDIEREN LOGO LOGORRHOE MAGELLAN MANIPULATION MEIN KAMPF (das) MENSCH MILITARISMUS MONDFLUG MULTIKULTI NACHHALTIGKEIT

Mein Zeitgeist-Wörterbuch

Als Lebewesen ist auch der Mensch eine individuell ephemere Erscheinung. Im generativen Netzwerk seiner Art erweitert sich sein realer Zeithorizont auf maximal 4 Generationen. Er kann aber durch die Fähigkeit individueller Wissensübertragung (Tradition) in seinem Bewußtsein und noch mehr in materiellen Informationsspeichern die Zeitdimension virtuell ungeheuer verlängern. Wir sprechen und schreiben ja heutzutage von Lichtjahren so, wie wenn es erlebbare oder zumindest vorstellbare Zeit- und Raumgrößen wären. Die Erdgeschichte, deren Zeugnisse uns umgeben, zählen wir ungerührt in Millionen Jahren; unsere eigene Vor-Natur-Geschichte in Zehntausenden von Generationen.

Aber wenn wir von „**Geschichte**“ als dokumentierter Hinterlassenschaft menschlicher Existenzen sprechen, da schrumpft unser Zeithorizont auf ein paar Tausend Jahre zusammen. Und meinen wir schließlich unsere eigene konkret erlebte „**Zeit**“, dann sprechen wir bestenfalls von einem („unserem“) Jahrhundert. Da wird im neuesten Hochdeutsch die Geschichte zur „Zeitgeschichte“, wir werden zu Zeitgenossen, die im Alter als Zeitzeugen dienen, und in uns und um uns waltet und wirkt der Zeitgeist. Dieser freilich ist – wie alles Geistige – raumzeitlich nicht faßbar und noch ephemerer als wir; d. h. ein heutiges normales Menschenleben von etwa 70 Jahren hat mit einigen Zeitgeist-Adaptationen zu rechnen.

Der dies hier schreibt, ist nun ein geradezu **typisches Kind seines Jahrhunderts**. Er ist in seine Zeit eingetreten genau in dem Zeitpunkt, als die „**Welt**“ des vorigen Jahrhunderts, endgültig zerfiel. Europa auf dem Höhepunkt seiner Macht und Hybris hatte Hand an sich selbst gelegt und in Versailles seine endgültige Entmachtung programmiert. Vom Zeitgeist der 20er Jahre habe ich freilich bewußt nichts mitbekommen. Ich weiß nur, wenn ich die Erinnerungsfetzen meiner Kindheit rekapituliere, daß damals im Juradorf Rothmannsthal, in Berlin und Wien, Moskau und New York sehr verschiedene Zeitgeiste(r) umgegangen sein müssen. Um mich jedenfalls werte einer, der sehr (deutsch-) national und sehr christlich (katholisch) war. Erst von 1930 an, als ich ins Gymnasium nach Bamberg kam, verdichten sich meine Zeitgeist-Indikationen so weit, daß ich nun auch in der Rückschau wirkliche, d. h. tatsächlich aus eigener Wahrnehmung stammende und von Altersgenossen bestätigte Erlebnisse und Erinnerungen „abrufen“ kann.

Wenn es ein reales, d. h. mehr als subjektives Zeitgeist-Indiz gibt, dann ist das die **Sprache**. Auch wenn viele Zeitgenossen es nicht bewußt merken, wir sind alle im Laufe eines Lebens gezwungen, unsere (Alltags-) Sprache zu ändern. In meinem bewußten Dasein ist das dreimal geschehen. Um das objektiv sichtbar und verständlich zu machen, stelle ich nun zum Abschluß eine **Liste von Wörtern, Begriffen und Redewendungen** zusammen, die mir bis 1938, dann bis 1945, schließlich bis 1970 und nun seitdem geläufig waren bzw. sind. Ich habe mich immer wieder über meine Altersgenossen wundern müssen, die vergessen oder verdrängt haben, daß diese **Sprachwandlungen** auch ihnen widerfahren sind. Viele von ihnen hatten demnach nie ein „faschistisches“ Wort im Mund oder haben natürlich schon immer über „Sex“ oder „Aktionskunst“ so freizügig gedacht und geredet wie heute. Oder – um noch ein besonders verräterisches Beispiel zu nennen – das Wort „**Gesellschaft**“ haben sie seit je so gemeint wie jetzt. Mit Vergnügen beobachte ich übrigens auch, wie das Vokabular der Generation meiner Kinder, also das der bekannten „68er“, eben in Mutation begriffen ist. Man hört aus dieser Schicht kaum mehr die Forderung nach „Transparenz“, Autoritäts- oder Privilegien-Abbau; denn nun sitzt das ungebärdige Jungvolk selber auf den höheren Stufen der sogenannten Einkommenspyramide unter dem Glassturz der „Verantwortung“ oder leckt die existentiellen Wunden seiner selbstverschuldeten „Anpassungs“- (=Qualifikations-) Versäumnisse.

Aber, ich will das Wörterbuch meiner Zeitgeiste(r) hier nicht frei reflektierend vorwegnehmen, sondern nun wie üblich in alphabetisch gebundener Form abhandeln. Dabei werden sich an manchen Stellen alphabetische Überschneidungen nicht vermeiden lassen.

ABO und APO : Obwohl das Französische als kulturelle europäische Leitsprache (d. h. als sogenannte Gesellschaftssprache) für den deutschen Sprachraum gestorben ist, gibt es noch einige Brocken davon in der aktuellen Umgangssprache. Einige davon werden häßlich oder etymologisch barbarisch verkürzt. So das Abo, das heute alle im Munde führen. Ich vermute aber, kaum 20% wissen wirklich, wie man es komplett korrekt ausspricht und was es tatsächlich heißt.

Der Franke, der ich auch phonetisch noch bin, also einer mit ausgeprägter Schwäche im Artikulieren harter und weicher Bs, muß noch auf die Apo hinweisen, die in der Mitte meines Lebens allgemeines Sprachgut war. Darunter verstand und versteht man aber nicht etwa ein verhärtetes Abonnement, sondern die seinerzeit sehr lautstarke außerparlamentarische Opposition. Seitdem nun jene Opponenten selbst drin sitzen, haben sie kaum mehr was gegen ihr Parlament und die damit verbundene Herrschaftsform einzuwenden. Die Apo stirbt also zeitgeistsprechend als Realität und Begriff wieder aus. Das Abo hingegen kommt als Angebot für alles und jedes, was sich periodisch anbieten läßt, nahezu täglich mit der Post ins Haus.

AIAX: Einen Mann wie Ajax, egal ob es ihn wirklich oder nur in der Phantasie der Alten Griechen gab (bei denen er übrigens Aias hieß), gibt es bei uns heutzutage kaum mehr. Er stürzte sich in sein Schwert, weil ihm, wie er meinte, unerträgliche Schmach widerfahren war. Bekanntlich hatte Agamemnon, der Führer der Griechen vor Troja, die hephaistische Rüstung des gefallenen Achilleus nicht ihm, sondern seinem Rivalen Odysseus zugesprochen, was ihn so kränkte, daß er den dramatischen Freitod wählte. Heute kommt es zu solchen ehrenhaften Abgängen von „öffentlichen“ Persönlichkeiten kaum mehr, schon weil Wort und Begriff „Ehre“ aus der Mode gekommen sind. Clinton etwa, immerhin Präsident einer sehr großen „Nation“, überstand fast schamfrei seine Affairen. Und selbst in England, wo früher Minister-Rücktritte aus Verantwortung „Ehrensache“ waren, tritt kaum mehr der Eisenbahnminister zurück, wenn ein vollbesetzter Zug aus Schlamperei

entgleist. Immerhin tat's eben (August 1999) einer in Indien. Als Ehrenmann nahm er die falsch gestellte Weiche auf seine Kappe. Das meisterhaft schlicht stilisierte Flachrelief, das den Ajax hier in schauerlicher Pose zeigt, stammt übrigens aus einem Tempel in Paestum.



Diese Metope aus Paestum vom Heraion des Sele nimmt in ihrer ausdrucksstarken Linearität 2550 Jahre „Kunstgeschichte“ voraus und zeigt, wie unverkrampft ein „Banause“ damals seine Aussagen ins Stoffliche umzusetzen verstand. Sein Zeitgeist subsumierte ja bekanntlich noch undifferenziert Handwerker und Künstler unter diesem abwertenden Begriff.

AMERIKANISMEN: Bei meinen mehrmaligen Amerika-Aufenthalten (und damit meint man ja heute zeitgemäß nur die USA) habe ich dort – außer bei den Indianern und selten bei Negern – etwas gefunden, was mir neben Europa (und Iberoamerika) die Definition einer eigenständigen amerikanischen Kultur ermöglicht hätte. Umso bemerkenswerter erscheint es mir, daß wir Europäer während der letzten 5 Dekaden unglaublich viele amerikanische Zivilisationsgüter, Sitten und Sprachformen von dort herübergenommen und in unser Alltagsverhalten eingefügt haben. Sie aufzulisten lohnt sich nicht; jeder kennt sie; die Mehrheit leidet auch daran; aber kaum einer tut etwas dagegen.

Einen Grund für diesen „Sieg“ des Amerikanischen über das Europäische sehe ich in der attraktiven Infantilität des ersteren. Coca Cola und McDonald mögen dafür Indizien sein. Ich sehe das an meinen Enkeln. Diese 2. Nachkriegsgeneration haben wir wohl über unsere Kinder so geprägt. Im unmittelbaren Vergleich der beiden großen Siegnationen blieb uns ja auch damals

keine andere Wahl: Alles Amerikanische war attraktiver und begehrenswerter als beliebig vergleichbares Russisches. Das Französische hat dabei seinen restlichen Charme als kulturelle Vorbildnation eingebüßt. Ich habe noch Französisch als erste lebende Fremdsprache gelernt. Meine Lehrer waren gewiß überzeugt davon, daß mir dies beim späteren Aufstieg dienlich sein werde. Aber, wie man sieht, der Zeitgeist hat da von 1945 an rigoros darüber weggeweht, und heute schreibt nahezu alle naturwissenschaftliche „Welt“ nur noch englisch (was im Klartext amerikanisch heißt, auch wenn der gebildete Engländer die Nase über seine transatlantischen Sprachprovinzler rümpft). Nun haben wir also nach den Operetten die Musicals; unsere Kinder heißen kids und sehen auch in ihren Textilien so aus; wir bewundern hits und bestsellers und gehen shopping in den supermarket; alles läuft in Jeans herum und trägt T-Shirts; der neue Zeitgeistjungadel nennt sich New Age, glaubt an allen modischen Schwachsinn und übt sich in Esoterik; wir hören uns täglich die Aktienkurse an und spielen Voyeure bei Talk Shows; Hagestolze beiderlei Geschlechts nennen wir Singles; die große Spinne im Internet heißt natürlich USA und der Dollar ist die wahre Weltwährung. Schließlich kommandieren die Amis (wie wir sie von Anfang an genannt haben) auch nach mehr als 50 Jahren immer noch Europa über die Nato und entscheiden einsam über Krieg und Frieden, was man beim Golfkrieg unverhüllt sehen konnte.

ARBEIT: Durchgängig primär als physische Leistung verstanden; bei Bauern, Handwerkern und Arbeitern („4. Stand“) also klarer Begriff; hingegen zumindest in der ländlichen „Welt“ meiner Kindheit nicht unmittelbar übliche Bezeichnung für die Tätigkeit von Lehrern, Schriftstellern, Kaufleuten und Gelehrten etc. Auch die damalige Sozialdemokratie tat sich mit dem Arbeitsbegriff schwer, indem sie sich gern nur mit den lohnabhängigen Arbeitern solidarisierte. Da waren die Nazis „klüger“: Sie entwickelten die (nach heutiger Diktion sogenannten) populistischen Schlagwörter „Arbeiter der Faust und der Stirn“, woraus sich das attraktive Konzept der „Volksgemeinschaft“ ergab. Heute ist ja

vielfach vergessen, daß Hitler seine Partei NSDAP genannt hat.

Der Begriff „Arbeit“ ist auch in meiner zweiten Lebenshälfte zweideutig geblieben. Frau Professor Pleskot, eine bekannte Wiener Limnologin und fundamental denkende und handelnde Sozialistin, fragte meine Frau Brunhilde einmal: „Und Sie gehen keiner Arbeit nach?“, worauf diese nur verwundert die Gegenfrage stellen konnte: Drei Kinder aufziehen und einen professoralen Haushalt führen, sei wohl keine solche? Der „Zeitgeist“ hat das Dilemma bis heute nicht bereinigt.

Nun wird in vielen Köpfen mit dem Arbeitsbegriff ein Rechtsanspruch mitgedacht, wobei ich bei vielen jetzigen Diskussionspartnern den Eindruck habe, daß sie mit dem Recht auf (Lohn-) „Arbeit“ in Wahrheit das Recht auf ein garantiertes Einkommen meinen. Das gilt insbesondere für den Arbeitsanspruch der verheirateten Frauen. Als Zeuge mehrerer Zeitgeistperioden habe ich doch nicht vergessen, daß vor 60 Jahren der Begriff „Doppelverdiener“ ein soziales Schimpfwort war.

In dieser Zeit kam ja auch das neue Wort „Arbeitsbeschaffung“ auf; denn als Folge des blöd beendeten ersten Weltkrieges und der daraus resultierenden Weltwirtschaftskrise gab es in meiner Jugend Millionen „Arbeitslose“, übrigens auch ein Wort, das erst für unser Jahrhundert seine „gesellschaftliche“ Bedeutung gewann. Allerdings ist dabei semantisch zu beachten, daß sich auch der Denkinhalt dieses Wortes gewandelt hat. Um 1930 herum war das sogenannte soziale Netz noch lange nicht so eng und fest geknüpft wie heute; d. h. das Wortbild dieses Begriffs gab es noch gar nicht. Wenn ich als Junge von „Arbeitslosen“ hörte, dann dachte ich an die immer mehr werdenden Wanderbettler, die an unserem Schulhaus klingelten, erst 10 Pfennig, dann 5, dann 2 und schließlich ein Stück Brot bekamen. So stellt sich ein heute 10-jähriger sicher nicht einen unserer neuen Millionen Arbeitslosen vor. Im Wandel des Zeitgeistes mutiert also nicht nur die Form der Sprache, sondern auch ihr Inhalt.

Im Krieg 39/45 und nach dem Krieg kam es dann zum gegenläufigen bedrohlichen Mißverhältnis zwischen Arbeitsanfall und Arbeitskräfte-Angebot. Da sind die

neuen Begriffe „Fremdarbeiter“ und „Gastarbeiter“ entstanden, weil zunächst das sogenannte Dritte Reich Zwangsrekrutierungen und dann die sich restituierende Nachkriegswirtschaft Massenwerbungen ausländischer Arbeitskräfte vornahm.

ARIER: Das Wort Arier verwendet heute in der Umgangssprache niemand mehr. Auch ich nehme es nicht mehr in den Mund, obwohl es ein zeitgeisttypisches Sprachelement meiner Lebensjahre zwischen 15 und 25 war. Es ist halb biologisch, halb (sprach-) kulturell getönt und war mit elitären Denkvorstellungen unterlegt. Für den deutsch sprechenden Mitteleuropäer der sogenannten Nazizeit hatte es eminent existentielle Bedeutung im Begriff des „Arier-Nachweises“, wobei es vordergründig darum ging, ja keine semitischen, d. h. jüdischen Vorfahren und Verwandten zu haben. Einige Jahre lang sprachen die Leute um mich herum regelmäßig von ihren arischen Altvorderen, sichtlich aber ohne eigentlich zu wissen, was jenes Arische sei; vergleichbar etwa den heute traktierten Massenwörtern Atom und Gen. Von meinem Vater besitze ich noch sorgfältig ausgefüllte Ahnentafeln. Ohne sie hätte er nicht Lehrer sein können, und ich nicht Gymnasiast oder Student.

Heute hat das Arische seine diskriminierende, schicksalhafte Bedeutung wieder verloren und dient nur mehr der Kennzeichnung einer Sprachgruppe. Aus der Umgangssprache ist es zurückgekehrt ins Sprachgut der einschlägigen Wissenschaftler und der sogenannten Gebildeten. Den aktuellen Zeitgeist beschäftigt es überhaupt nicht mehr.

ARISTOTELES: Erst zu meinem 75. Geburtstag war es mir vergönnt, die Geburtsstätte dieses dauerhaftesten aller Zeitgeistpromoventen zu besuchen. Typisch ist es, daß sich heute zwei Gemeinden um seinen Wiegenplatz streiten. Den großen Stagiriten im weißen Marmor wird's kalt lassen. Aber von unserer brillanten technischen Welt in ihrer halbdunklen Menschlichkeit würde sein transzendierender Geist gewiß in einige philosophische Unruhe gebracht werden – wenn er halt noch einmal rezendieren könnte.



Aristoteles

ASTROLOGIE: Die Unverfrorenheit, mit der mir (und vielen anderen intelligenten Menschen) so eine Schrift ins Haus geliefert wird, erschreckt den nüchternen Menschenfreund. Denn er weiß ja, daß dieser freche Unfug nur möglich ist, weil es sich lohnt. Und das zum „Millenniums-



wechsel“, wo doch selbst dem rationalen „Welt-Betrachter“ einige hoffnungsvolle Gedanken an eine mögliche Aufklärung kommen mochten.

Aus dem Brief der „Wahrsagerin“:

... Anhand der numerologischen Untersuchung Ihrer Vor- und Zunamen und der Planetenkonstellation in Ihrem Geburtshimmel (Anm.: wie konnte das geschehen, da doch die Dame nicht wissen kann, wann ich geboren wurde?) konnte ich gewisse Schlüsse über Sie ziehen...

... Wenn der Augenblick für Glück, Geld und Liebe nicht in den Sternen und in den magischen Zahlen geschrieben steht, dann ist jeder Versuch, diese Ordnung zu verändern, normalerweise zum Scheitern verurteilt. ...

... GELD: Mehrere Geldeinnahmen sind in den kommenden Wochen möglich. In einer Zeitspanne von mehreren Monaten weist tatsächlich alles auf zahlreiche Möglichkeiten, unverhofft zu Geld zu kommen hin. Spielgewinne sind ebenfalls im Bereich des Möglichen. Ich habe für Sie auch eine ganze Liste mit Gewinnzahlen.... Stellen Sie sich daher die Frage: „Vertraue ich mir und den Kräften des Schicksals genug, um mein Schiff manövrieren zu können?“ Meiner Ansicht nach, benötigen Sie für diesen neuen Lebenszyklus, der gerade begonnen hat, eine Hilfe. Und genau die finden Sie in dieser großen astralen Wahrsagung, die ich Ihnen zusammen mit meiner astrologischen Glücksmedaille für das neue Jahrtausend zusenden möchte. Ich werde diese Medaille speziell für SIE magnetisieren, bevor ich sie Ihnen schicke! ...

...Beteiligung an den entstandenen Unkosten – ÖS 130,- ; mit magnetisiertem Foto mit der außerordentlichen Kraft für meinen persönlichen Schutz und mein Wohlbefinden – ÖS 190,- ; zahlbar mit Scheck oder bar.

ATOM: Vom „Atom“ redete in meiner Jugend öffentlich bei uns niemand, obwohl dieser philosophisch-naturwissenschaftliche Begriff schon von den griechischen Philosophen stammt und durch die Hahn-Straßmann'sche Forschungsleistung von 1938 weltweit erneut ins Gerede der Gebildeten gebracht wurde. Zum Alltagswort avancierte es aber schlagartig mit den Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki und mit den rasch das Bewußtsein der Zeitgenossen beunruhigenden Meldungen über Atombombentests nicht nur bei den Sie-

germächten von 1945, sondern auch bei anderen machtbewußten Staaten. Parallel dazu änderte sich die ethische Tönung des vulgär gewordenen Atombegriffs in den 50er Jahren dadurch, daß zum Sprachbild der Atom-Bombe das des Atom-Reaktors hinzu kam, semantisch entdämonisiert in der Redewendung von der „friedlichen“ Nutzung der (Atom-) Kernenergie. Aus dieser Sicht hat es um das Jahr 1960 herum kaum einen „Atom-Gegner“ in meinem Bekanntenkreis gegeben, zumal die sogenannten Atom- (Bomben) Mächte ihr vielzitiertes Gleichgewicht des Schreckens gefunden hatten.

Jedenfalls ist seit alledem das „Atom“ in aller Munde, ohne daß deswegen das konkrete Wissen davon merklich zugenommen hätte. Die zeitweise positive Tönung des Wortes hat inzwischen mehr und mehr abgenommen und ist nach „Tschernobyl“ auf einem Tiefpunkt. Der aktuelle Zeitgeist neigt zu seiner Verteufelung, wohl hauptsächlich deswegen, weil die wenigsten Zeitgenossen wirkliches, sachliches Wissen besitzen. Unser braver Institutsdiener in Mainz, der Tischler Vinz, hat sein hilfloses Unbehagen darüber schon um 1950 herum anlässlich eines verregneten Sommers nachdenklich zum Ausdruck gebracht: „Das kommt alles von die Atome,“ meinte er und hat damit – ohne es zu wollen – eine universelle Deutung des Seins gegeben. Ich nehme inzwischen das ominöse Wort nur noch bei unbedachter Rede in den Mund.

ATOMIUM:



In Brüssel steht das geradezu klassische Symbol unserer Atom-Schizophrenie. Dort hat sich „die Menschheit“ zur Weltausstellung 1958 ein Denkmal gesetzt, dessen Außen- und Innenansicht jetzt (ich bin eben im Spätsommer 1997 dort gewesen) besser als alle Philosophenschulen an der Wende vom 2. zum 3. Jahrtausend das Dilemma des vernunftbegabten Primaten zeigt: Außen reine, abstrakte Figur einer historisch wie rational großartigen Idee, innen infantile Kunstäußerungen. Vom teuflisch gescheiterten Konzept der Atomphysik nirgends eine aufklärende Darstellung oder Interpretation (mehr). Was ist da los mit diesem welterkennenden Wesen, das sich seines eigenen Erkenntnisfortschritts schämt? So jedenfalls habe ich das Atomium erlebt: Eine „ratiomorphe“ Raumstruktur als Triumph des transzendierenden menschlichen Geistes über seine animalische Stoffgebundenheit inmitten der Flut untranszendierter Daseinsprobleme einer weiterhin irrational denkenden und werkenden Menschenmehrheit. Kurz: Als Symbol, das eine wissenschaftlich-wirtschaftliche Elite ihrer irrationalen Artgenossenmehrheit vor die Nase gesetzt hat. Das stolze Wort Atomium ist zwar derzeit aus der Mode; die Elite aber lebt natürlich noch.

AVANTGARDE: Seitdem „Eliten“ als ethisch befrachtete Vorbilder aus der Mode, wenn nicht gar in Verruf geraten sind, tummeln sich „Avantgarden“ an den Fronten des Zeitgeistes, unbefrachtet von konventionellem Bildungsballast und von lästigem Comment. Man läßt bisexuell die Hosen runter, wechselt atemlos Moden und Stile und meidet den Beifall der „reaktionären“ Mehrheit. Das sich autonom gebärdende Avantgarde-Völkchen merkt freilich nicht, daß es wie eh und je feudal dienstbar ist. Unsere republikanische Politikerkaste, der neue supra-nationale Konzernadel, die Medienzaren benötigen nicht weniger ihre Hofdenker, Hofschreiber, Hofkünstler und Hofnarren als Adel und Klerus früherer Epochen. In der sogenannten Massengesellschaft nimmt und hat naturgemäß die Masse noch weniger Anteil am Geniegetriebe als das „einfache“ Volk zuvor. Ich habe, wenn ich Avantgarde lese oder höre, nur militaristische oder revolutionshistori-

sche Assoziationen und kann bisweilen nicht verstehen, wie unser post-Nachkriegs-Zeitgeist (auch Postmoderne genannt) so ein unfriedliches Wort zur Kennzeichnung seiner intellektuellen Elite benutzt.

Drei Worte mit der Vorsilbe BE

Die deutsche Sprache kennt zwar den Begriff der **Begabung**, nicht aber das Verb des Begabens dazu; denn jahrtausendelange Erfahrung hatte unseren spracheentwickelnden Vorfahren wohl gelehrt, daß Begabung etwas Göttliches, Schicksalhaftes, Gegebenes, Angeborenes, Genetisches ist, und daß nur in ihrem (gegebenen) Rahmen individuelles Lernen und Erwerben von Kenntnissen und Fähigkeiten möglich ist. Und so habe auch ich 40 Jahre lang das Wort Begabung verstanden und gebraucht – bis ich (etwa um 1960 herum) einen niedersächsischen Kultusminister (der nach damaligem Sprachgebrauch auch für die „Bildung“ zuständig war) in öffentlicher Rede (vor Lehrern) sagen hörte: ...und sollten Sie unter Ihren Schülern – trotz aller von ihm zuvor beschworenen Gleichheit – doch gelegentlich einen weniger begabten finden, dann ist es Ihre Aufgabe und Pflicht, ihn eben (der Gleichheit wegen) einfach „zu begaben“... Wie, das sagte er nicht; denn damals lag die Utopie einer möglichen Geneinfügung in fertige Menschen noch um Lichtjahrmilliarden weiter weg als heute. Das Beispiel jener Tätigkeits-Wortschöpfung zeigt uns aber heute, daß damals der Zeitgeist der im Aufmarsch begriffenen 68er Studenten, auch schon in Ministerhirnen wehte.

Behindert habe ich mich mein langes Leben lang gelegentlich im Straßenverkehr gefühlt oder beim Fußballspielen als Rechtsaußen durch gegnerische Verteidiger, manchmal auch durch Geldmangel, Beruf oder Familie bei der Verfolgung persönlicher Ziele (wie Berggipfel, menschenleere Landschaften, gute Lektüre). Daß ich als Einarmiger von Kindheit an vieles nicht konnte, was anderen gedankenlos möglich war, berührte mich merkwürdigerweise kaum. Bewußt wurde und wird es mir nur, wenn ich es theoretisch bedenke. Umso komischer kam mir in den 60er, 70er Jahren die damals aufkommende Begriffsbildung der „Behinderten“ als Pauschalbezeichnung

für Lahme (Gelähmte), Krüppel, Schwachsinnige, Stotternde etc. vor. Unsere herrschende Gesellschaftsideologie läßt ja inzwischen keinerlei differenzierende Bezeichnung oder Beschreibung von Artgenossen zu. Sogar das Rassenkonzept der Menschheitsgliederung gilt als „Diskriminierung“ (wobei kaum mehr einer weiß, daß auch dieses „böse“ Wort ursprünglich wertfrei nur Unterscheidung meint).

Im Euphemismus des pauschalen Behindertenbegriffs wird allerdings völlig vergessen, daß er seinerseits wieder ein „Diskriminierungs“-Problem“ schafft: Die so benannten finden es nämlich nicht alle sehr fein, in einen Begriffstopf geworfen zu sein. Ich jedenfalls mache das geltend, wenn von meiner Behinderung die Rede ist; denn es wäre doch wesentlich betroffenensträchtiger für mich, wenn ich statt am rechten Arm in der rechten Gehirnhälfte defekt wäre.

Was also soll die „postmoderne“ Gesellschaft davon haben, daß sie sich verbal belügt und nominelle „Gleichheit“ herstellt, wo es realiter keine gibt. Mit den sprachlichen Metamorphosen von den Putzfrauen zu den Raumpflegerinnen, von den Hochschulen zu den Universitäten, von den Negern zu den Afrikanern, von der Empfängnisverhütung und legalen Abtreibung zur Geburtenregelung und Familienplanung ist ja auch keine faktische Änderung der jeweiligen Sachverhalte erfolgt.

Das „Bewältigen“ ist etwas ganz Jetztzeittypisches. Ich vermute, es entstammt der Psychoanalyse, wo es als Bezeichnung für die individuelle Aufgabenstellung beim Entschärfen peinlicher oder quälender Erinnerungsbilder und Schuldgefühle gewiß ein sinnvoller Begriff ist. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich es in diesem Sinne erstmals vernommen oder gelesen habe. Ich weiß, daß es seit etwa 20 Jahren durch meine „zeitgeschichtlichen“ Lektüren geistert, wo es zu einem geradezu klassisch wirkenden Grundbegriff der deutschen Nachkriegsbefindlichkeit geworden ist.

Demnach gibt es kein zweites „Volk“ (die Anführungszeichen sind PC-bedingt; siehe dort bei P!) auf der Erde, das soviel zu bewältigen habe wie das deutsche. Wie freilich so eine Kollektivbewältigung vor sich gehen und gar erledigt werden kann und

soll, dafür habe ich bis jetzt keine brauchbare Anleitung gefunden. Schulden kann man bezahlen, Schuld bereuen und sühnen, aber Geschichte läßt sich nicht bewältigen, d. h. ungeschehen machen.

BILDUNG: - ist eine extrem heikle Angelegenheit. Ähnlich dem Körpergeruch hat sie etwas intim Persönliches und Gruppenspezifisches zugleich an sich. Sie besteht aus Mischungen von Bildungstoffen, die sich schwer standartisieren und dosieren lassen, und sie ist stark der Zeitgeistmode unterworfen. Ich erinnere mich noch gut an meine gymnasiale Eckermannlektüre, bei der mir das polyhistorische Interesse und Wissen Goethes imponierte. Jenes „klassische“ Bildungsideal beherrschte meine Generation. Seine Weitergabe in unseren Höheren Schulen blieb auch in der Nazizeit garantiert. An anderer Stelle habe ich geschildert, warum ich anschließend mit meiner humanistischen Schulbildung zu einer Naturwissenschaft übergewechselt bin. Ich spürte, daß da etwas zu kurz gekommen war, was für „meine“ nun kommende Zeit wesentlich werden müsse. Als werdender und wirkender Zoologe habe ich dann ein Leben lang vom Fundus meiner humanistischen, d. h. sprachlichen, historischen, musischen, sachwissenschaftlichen und denklögischen Bildung mit Genuß und Gewinn gezehrt. Ich hätte nie den Vorteil missen mögen, der mir allein durch meine Latein- und Griechisch-Grundkenntnisse zugeflossen ist. Und ich sehe noch heute in und an der „Postmoderne“, wie überlegen eine solche Bildung macht. Nie wäre mir ein derart widersinniges Wort in den Mund gekommen, weil ich eben als sprachlogisch geschulter weiß, daß „modern“ kein Zeitalterbegriff, sondern ein die wandernde jeweilige Neuzeitphase kennzeichnender Lebensgefühl- und Stil-Begriff ist. Post-modern kann somit nur bedeuten, daß das, was sich bisher für modern erklärte, als überholt, veraltet, historisch zu betrachten und zu beurteilen ist.

In meiner zweiten Lebenshälfte haben sich solche begrifflichen Bildungsdefizite bedenklich gehäuft. Ich erinnere nur an den Sprachunsinn der Volksdemokratien oder an typische Zeitgeistschöpfungen wie Unterprivilegierte, Selbstbedienung, Null-

oder gar Minuswachstum. Derartige Fehlleistungen wären „Gebildeten“ früher nicht passiert. Hinzu kommt der Verlust an fundamentalem Sachwissen in Geographie und Geschichte, ohne das man kein Weltbild entwickeln kann. Man muß – um nur ein Beispiel zu nennen – schon einiges von der Geschichte zwischen England und Irland wissen und wissen, wer und was Cromwell war, um wirklich begreifen zu können, warum es dort heute noch einen „Religionskrieg“ gibt. Wer wirklich in diesem Sinne gebildet ist, kann somit kein blinder Ideologe oder gar Fanatiker sein, denn er wird immer versuchen, die Wurzeln der jeweiligen Verhältnisse freizulegen. Ich habe im sogenannten 3. Reich einige Gebildete gekannt, die sich verzweifelt um ein Verständnis der öffentlichen Dinge und geistigen Zustände bemühten. Aber auch ihnen, den intellektuell redlichen Zeitgenossen, gelang es nicht, den Mahlstrom der patriotischen Kurzdenker (Begeisterten) zu bremsen oder gar umzulenken. Bildung ist und bleibt ein Individualphänomen. Es gibt keine gebildeten oder ungebildeten Klassen. Wie oft habe ich das in Diskussionen nach sogenannten Volkshochschulvorträgen erfahren. Eher habe ich den Eindruck, daß nun aus unseren Oberschulen Massen von Maturanten quellen, denen ihre Lehrer zwar vielfach das Reden über, nicht aber das solide, kohärente Wissen von Bildungsstoff nahe- bzw. bei-gebracht haben.

Erschreckend äußert sich dieses Defizit vor allem im sogenannten Geschichtsbild unserer jetzigen Jugend. Indem ihr die vielen ethnischen, dynastischen, ideologischen, geopolitischen Sammelströme unseres jetzzeitlichen – d. h. zwischenzeitlichen! – National- und Weltzustands nicht ausreichend verdeutlicht worden sind, bleibt sie jeglicher Verengung und Verkürzung ihres jungen Weltbildes kritikunfähig ausgeliefert. Besonders „schön“ sieht man das an der Bereitschaft unserer akademischen Jugend, das verkürzte Geschichtsbild ihrer Lehrer anzunehmen, das seine fast monokausale Zuspitzung in den 12 Jahren des sogenannten 1000-jährigen Reichs findet. Weil diese jungen Leute offensichtlich aber doch spüren, daß daran etwas nicht stimmt, wenden sich viele von ihnen leider ab oder gar esoterisch-autistischen Sinnierereien zu, sofern sie sich nicht

einfach im hohlen Lärm tageskultureller „Events“ betäuben. Hierbei übrigens zeigt sich zum Schrecken eines alten „Weisen“, wie leicht auch dieses so harmlos wirkende Völkchen in Mengenräsche zu versetzen ist. Er hofft nur, es möge nie der „richtige“ Ver-Führer hinzukommen.

So betrachtet ist und bleibt „Bildung“ im umfassenden stofflichen wie gedanklichen Sinne das Wurzelsystem, das allein den Baum unserer spezifischen ethnischen Kultur trägt, nährt und vor dem Fall bewahrt. So gesehen ist sie das höchste Gut, was ein Volk besitzt und was seine Wissenden gegen alle Zeitströmungen zu verteidigen haben. Das gilt naturgemäß für alle Völker und Kulturen. Ihre Einebnung im Multi-Kultikonzept wäre auch das Ende dieses humanen Bildungskonzepts.

Als Anhang zu diesen Bildungsbetrachtungen muß ich noch an eine verräterische Wortschöpfung der frühen 60er Jahre erinnern. Ich meine das schwachsinnige Schlagwort „Bildungsexplosion“, das damals euphorisch umging und besagen sollte, daß es (speziell durch linke Bildungspolitik) gelungen sei, die sogenannten Begabungsreserven zu mobilisieren und endlich alle auf den höheren Schulweg zu bringen. Damals habe ich (in echtem Schmerz) das abstruse Sprachbild von der Bildungsexplosion vielfach aus dem Munde hoher und höchster Bildungsträger zu hören bekommen. Keiner merkte, daß etwas Explodiertes ja auch kaputt ist. Oder ahnten sie die prophetische Wahrheit ihrer ungewollt enthüllenden Aussage? Übrigens sind damals bei den parallelen Hochschulreformen die Türen für viele aufgesägt worden, die besser davor geblieben wären. Man sägte nämlich unten, nicht oben. Inzwischen ist der Entschränkungsprozeß vielfach bis zum sogenannten akademischen Mittelbau, ja da und dort auch bis in die Professorenschaft durchgeschlagen.

BIO: Daß das griechische Wort Bios Leben bedeutet, habe ich im Humanistischen Gymnasium gelernt. Die Biologie als verbale Wissenschaftsbezeichnung gab es seit 1800. Noch zur Zeit meines Studiums (1939-44) war sie aber nur Sammel- und Überbegriff für vielerlei Einzelwissenschaften (wie Protistenkunde, Zoologie, Botanik, Anatomie, Histologie, Physiologie,

Genetik, etc.). Als Zoologiestudent mit den Nebenfächern Anthropologie und Paläontologie hätte ich mich damals nicht Biologie genannt. Das wäre mir als Hochstapelei vorgekommen. Erst als in den frühen 50er Jahren Genetik, Mikrobiologie und Molekularbiologie das für alle diese Wissenschaften gemeinsame und verbindliche Fundament freigelegt hatten, emanzipierte sich die Biologie neben Physik, Chemie, Geologie und Astronomie als eigenes kohärentes naturwissenschaftliches Forschungs- und Lehrgebiet. Sie kam an vielen Universitäten zur Würde eigener Fakultäten oder Fachbereiche, und die Umgangssprache nahm den Begriff Biologie in ihr Alltagsvokabular auf. Mit dem Arbeitssektor Ökologie stieß sie dann von 1970 an in die Politik vor und seit 1980 ist sie auch in die Wirtschaftswelt eingedrungen. Als Gen-Technologie und Gen-Technik ist sie schließlich in die Ethik-Domäne der Theologen und Philosophen eingebrochen. Wer heute eine Zeitung aufschlägt oder ein entsprechendes Radio- oder Fernsehprogramm einschaltet, muß damit rechnen, daß ihm über kurz oder lang die Vokabeln Bio und/oder Öko ans Ohr dringen oder ins Auge fallen. Das war noch vor 30 Jahren völlig anders. Der Zeitgeist hat also in einer Generation Bio zum Anliegen aller „Fortschrittlichen“ gemacht: Sie essen Biokost, machen Biurlaub, legen Biotope an, studieren das Biowetter. Selten hat eine Wissenschaft so schnell glaubensartigen Charakter angenommen.

BONOBO: Obwohl ich mich nicht mehr daran erinnern kann, habe ich sicher das Wort Bonobo um 1940 herum zum ersten Mal gehört, und zwar in einer der systematisch-zoologischen Grundvorlesungen, die ich damals in Wien besuchte. Damals gehörte seine Kenntnis nicht zum Begriffsinventar eines Normalgebildeten. Heute hingegen sollte der schon wissen, was ein Bonobo ist; denn inzwischen sind die Bonobos zum Bildungsgut belehener Humanisten aufgestiegen.

An sich ist es ja inzwischen allgemein unfein geworden, wenn nicht unkorrekt oder gar ausschlußwürdig, den Menschen mit Tieren zu vergleichen oder auch nur Animalisches an oder in ihm zu finden. Darwins hominid-humaner Affenstammbaum oder gar Haeckels kruder „Sozialdarwinismus“ sind gesellschaftlich absolut „out“ und unterliegen dem Verdikt der „p. c.“ (siehe dort).

Wo freilich Human-Angenehmes aus dem mies gemachten Biologismus resultiert, da kann er schon noch opportun sein. Und genau das ist mit den Bonobos der Fall, die bekanntlich eine **Schimpansenspielart** in Afrika sind. Weil sie im Gegensatz zu ihren Vettern, den „normalen“ sexuell wenig aktiven Schimpansen, die als Männer gern angeben, streiten und raufen, ihre Konflikte lieber durch ständige sexuelle Gesten und Handlungen lösen, sind sie zu beliebten und auch in besserer Gesellschaft gern zitierten Menschen-Vorbildern avanciert. Mehr Sex = mehr Humanität: Nach dieser Formel wird der Vergleich Mensch – Schimpanse zum bösen Biologismus, der von Mensch und Bonobo zum zoologischen Humanismus. Wie schön, daß es wenigstens einen Affen gibt, der so übersexualisiert ist wie wir!

BÖRSE: In meiner Kindheit und Schulzeit war das Taschengeld so klein, daß man in meinen „Kreisen“ keine Börse dafür brauchte. Zudem hätten wir auch nicht

Auf einer meiner vielen schönen Fahrten durchs Schwabenland fand ich das hier abgebildete Fresko in der prächtigen Klosterkirche von Ochsenhausen. Es zeigt Jesus, den vorbildlich friedfertigen, in seltenem heiligen Zorn, wie er die Geldwechsler aus dem Tempel jagt. Das wär's, was er gewiß auch in der Börse täte.



Börse, sondern Geldbeutel gesagt. Das unverständene Wort geisterte dann 1929/30 durch meine jugendliche Begriffswelt im Zusammenhang mit der vielgehörten „Weltwirtschaftskrise“, die von so einer Börse in Amerika ausgegangen sei. Komische Bilder in der Zeitung von verzerrten Gesichtern in klassenzimmerähnlichen Räumen mit vielen Telefonen und von gut gekleideten Männern, die irgendwo an Stricken baumelten, machten mir das Phänomen „Börse“ nicht verständlicher. Ich verstand nur, daß sehr viel Geld weg war und daß nur der Mann mit dem Schnurrbart diese Schweinerei beenden könne. Dann gehörte das Wort „Börse“ viele Jahre lang nicht zu meinem Sprachschatz, obwohl ich natürlich längst wußte, daß es sich um eine ratiomorphe Form von Glücksspiel handelt, das in soliden Gemeinschaftshäusern nach internationalen Regeln betrieben wird. Man erwirbt Aktien von irgend einem anständigen Unternehmen, von dem man jedoch nicht das Geringste zu verstehen und für das man auch nichts Konkretes zu tun braucht, dessen „Teilhaber“ man aber dadurch so lange wird und bleibt, bis es sich lohnt wieder abzuspringen, d. h. diese Aktien zu verkaufen oder noch besser in andere gewinnträchtigere umzutauschen. Leichter, also unqualifizierter, läßt sich tatsächlich nirgendwo sonst Geld machen – es sei denn, man hätte den Mut, es zu stehlen. So betrachtet, werden meine Leser nun verstehen, daß ich kein Verständnis für dieses Börsen(un)wesen habe und daß mir – dem gottlosen Agnostiker – der Ekel kommt, wenn ich heute regelmäßig in meiner Tageszeitung und im Fernsehnachrichtendienst die Börsenkurse ins Haus geliefert bekomme. Wie komme ich dazu?

BOYKOTT – STREIK: Seit den bewegten 60er Jahren versuchte ich meinen Studenten klarzumachen, daß sie nicht „streiken“ können. Und ich fürchte bis heute, die wenigsten haben mich verstanden, denn welche „Leistung“ wollen sie uns verweigern; zumal inzwischen das Studium in der Regel durch „Stipendien“ abgesichert wird. Streik ist doch ein Anliegen von Mitbürgern, die das Gefühl oder Bewußtsein haben, für ihre Arbeit (Dienstleistung) unzureichend bzw. ungerecht

entlohnt zu werden. Nebenbei gesagt, hat mir dabei stets die komische Vorsilbe „ent“ Kopfzerbrechen gemacht: denn meinem Sprachgefühl zufolge sollte man doch nicht ent- sondern be-lohnt sagen (?).

Aber zurück zu meinen Studenten und -innen: sie können zwar nicht streiken, wohl aber können sie „Boykott“ betreiben, indem sie etwa die Konsumation von Lehrveranstaltungen verweigern. Das Wort Boykott lernte ich erst als 12- bis 14-jähriger kennen. Das war zu beginnender Nazizeit, wo es um den Boykott jüdischer Geschäfte in Bamberg ging. Gelegentlich sah ich dort auf den Stufen zum „Tietz“ (dem größten Kaufhaus damals am Platz) mehr minder junge Leute in und ohne Uniform stehen, die Kunden anpöbelten. Kaum einer von jenen Pöblern hat aber wohl gewußt, zu welcher Nachahmungstat er die Passanten aufrief. Und wer weiß schon heute, woher das komische Wort „Boykott“ kommt? Nun, es kommt aus **Irland** und bezeichnet einen britischen Gutsverwalter, der von 1832 bis 1897 lebte und seine irischen Gutspächter derart peinigte, daß ihn die ansässige Bevölkerung durch Konsumvermeidung und Kontaktverweigerung zur Aus-(Rück-)wanderung zwang. Seitdem ist sein Name zum Begriff und zum Stammwort einer eigenen Tätigkeitsbezeichnung geworden. Übrigens wirft diese Begriffsgenese noch ein Schlaglicht auf jenen fortwährenden Konflikt, den wir gerne einen konfessionellen nennen, obwohl er doch ein fundamental ethnischer ist. Und zu den Boykottierern auf jenen Bamberger Kaufhausstufen noch eine zeitgeisterhellende Nachbemerkung aus familiärer Sicht: Mein Vater, der Kriegsfreiwillige von 1915, der sich und sein Vaterland als typische Dolchstoßopfer sah, hatte natürlich auch etwas gegen „die Juden“, andererseits aber so wenig Geld, daß er meine Mutter immer weit weg vom Tietz aus unserem „Dixi“ absetzte, damit sie dort möglichst ungesehen, d. h. durch einen Nebeneingang, einkaufen gehen konnte; denn – preisgünstiger war's ja auf alle Fälle beim „Volksfeind“ (so lange es den noch gab).

Das große „C“: Christlich ist das Abendland bald 2000 Jahre lang. Das Morgenland ging ja leider an die Streiter für Mohammed verloren. Der ist bekanntlich

600 Jahre später in die Geschichtsarena getreten. Offenbar auch deswegen hat seinem Glaubensgut die sogenannte Aufklärung bis heute noch nicht viel antun können, wohingegen unser **Christentum** schon seit 300 Jahren deutliche Zeichen von Aufweichung gibt. Das große C steckt zwar noch da und dort im „Logo“ mancher unserer „westlichen“ Gesinnungsbünde, aber mit deren Realverhalten hat es meist nur noch symbolisch zu tun. Zwei deutsche Parteien mit dem großen C demonstrieren dies nahezu täglich. Und wenn man in der christlichen Alten wie Neuen Welt heutzutage im Alltag, im Fernsehen oder bei Kulturellem beliebiger Art hinschaut und hinhört, ist vom C nahezu nichts mehr geblieben, außer daß es Privatsache sei. Erstaunlich bleibt dabei, wie überlebenskräftig daneben die weltlichen Institutionen unseres Christentums sind. Sie kassieren noch ruhig ihre Steuergelder von Millionen Christen, die längst keine mehr sind. Ich kenne fast nur solche „Gläubigen“, die im Sinne meiner katholischen Erziehung dauerhaft und reuelos in schwerer Sünde, also in Ungnade leben.



Wie weit die profane Globalisierung des Kirchlichen schon gehen kann, zeigt das Bild aus einer Kirche in Holland. In voller Festbeleuchtung dient sie als Flohmarkt. Gotische Gewölbe schützen ja auch wirksam vor den unberechenbaren Unbildern des irdischen Himmels.

CERRO RICO: als zeitloses Symbol eigener Art wird der Cerro Rico von Potosí in Bolivien auch noch der globalisierten Welt in ihrem 3. Jahrtausend den Spiegel vorhalten. Darin rackerten sich 10.000e Indios zu Tode, die für Europas christliche Herren das Silber ausgraben mußten, mit dem „wir“ unsere erste Hausse in Renaissance und Barock erwirtschaftet haben.



Cerro Rico, Bolivien.

COUCH: den Satz: „Du gehörst auf die Couch“ hätte ich vor 50 Jahren noch als Hinweis darauf verstanden, daß ich müde wirke. Inzwischen wird er eindeutig nur noch als Hinweis auf ein psychisches Problem verstanden. Die Couch als Sitz- oder Liegemöbel war in der Sprachwelt meiner Kindheit und Schulzeit unbekannt. Wir redeten vom Kanapee oder Sofa. Nun hat ein Seelenhandwerker die Couch weltweit zum Begriff gemacht, und der Bedarf daran hat immens zugenommen, vor allem bei Wohlstandsartgenossen.

Zum Zeitpunkt, wo ich das schreibe, ist gerade ein österreichischer Provinzpolitiker weltweit in aller Munde. Wenn ich zuhöre, welch groteske Empathien sein Name (Jörg Haider) bei unzähligen Leuten, und zwar bei solchen, die ihn nie real sahen, auslöst, kommt mir der schlichte Gedanke, daß „die Welt“ noch einen Riesennachholbedarf für Couch's hat. Ich werde einem meiner Enkel die Laufbahn als Polsterer empfehlen.

DELPHIN: Die Trillerpfeife im Mund der Dompteuse zeigt es: Der Delphin mit seinem großen Hirn findet Spaß an der angestrengten Perfektion des Bewegungsspiels als Mittel zum Gewinn „sozialer“ Anerkennung. Die kulinarische Belohnung danach ist sicher nicht Motiv seines äffischen Tuns. Hier kommt das Tierische dem Menschli-

chen sehr nahe. Was alles holen in Spiel und Sport nicht auch Menschen aus ihren Bewegungsapparaten heraus. Ihre Hände freilich sind darüber hinaus ein Werkzeug von schöpferischer Qualität, und „Handwerk“ ist ja auch Grundlage aller seiner materiellen Kultur.



Dieser Schnappschuß gelang mir übrigens auf unserer Rundfahrt um die Erde 1985 in Florida. Auch das hätte ich mir als Junge nie träumen lassen, daß ich eines Tages aus der Hand jemals so ein Foto machen könne. Bei den ersten Aufnahmen, an die ich mich (als passives Fotoobjekt) erinnere, mußte man noch gequält stillhalten.

DEMOKRATIE (1): Die Demokratie sei eine politische Errungenschaft der Alten Griechen, lernt man in der Schule. Spätestens auf der Oberschule lernt man allerdings auch, daß das schon damals eine Oligarchie (=Herrschaft weniger) gewesen ist; denn Sklaven und Periöken hatten nichts mitzureden (und sie waren die numerische Mehrheit). In meiner Lebenszeit habe ich zwei Demokratien mitgemacht. Die erste zwischenkriegszeitliche nur dumpf und im Bannkreis meiner Mitmenschen eher negativ getönt. Die zweite seit 1945 bewußt und kritisch. Bald war mir klar, daß Demo-Kratie eine Utopie bleiben muß, weil es ja auch in ihr eine regierende Minderheit geben muß. Die kann ich zwar als Wähler mit-bestimmen, im Fall des meist gebräuchlichen Verhältniswahlrechts aber genau genommen nicht einmal das. Oligarchien (Parteiengremien genannt) entscheiden auch in unserer Jetztzeitdemokratie die jeweiligen Zulassungen zur „Macht“ und damit unser „gesellschaftliches“ Tages-

schicksal. Und in der politischen Realität wirken dabei Mächte mit, die überhaupt keine „demokratische“ Legitimation haben (Wirtschaft, Wissenschaft, Kammern, Gewerkschaften). So gut, so recht und schlecht! Diese resignative Feststellung äußert hier ein Zeitzeuge, der ein böses un- ja anti-demokratisches Intervall erlebt hat und also weiß, wovon er redet.

Umso kritischer freilich beobachtet er das demokratische Getriebe um sich herum. Mit Bedenken erlebt er seit einigen Jahrzehnten die Inflation des Demokratiebegriffs. „Mitbestimmung“ aller in allem und jedem kann nicht Wesen und Sinn von Demokratie sein. Sachverstand, Kompetenz gehören schon dazu. Was soll etwa eine „Demokratisierung“ der Beziehungen von Eltern und Kindern, Lehrern und Schülern, Ärzten und Patienten, Piloten und Passagieren? Oder sind solche politische Programme und Aktivitäten gar nicht demokratisch, sondern macht-politisch motiviert?

Aus der Sicht eines Lebenslaufs, der mich doch auch schon die 30er Jahre zunehmend rational miterleiden ließ, kann ich nun am Ende meines Jahrhunderts nur bedenklich daran erinnern, daß es keine Staatsform gibt, die „heilig“ wäre, d. h. unantastbar für ihre jeweiligen Zeitgenossen. Ich habe meinen Studenten immer gesagt: Paßt auf, daß Ihr Euren Hitler nicht ebenso wenig erkennt, wie wir den unseren! Er muß nicht jedes Mal einen Schnurrbart und Schmachlocken tragen.

DEMOKRATIE (2): Wenn ich in meiner Vorlesung zu den Oligochaeten kam (das sind die Wenigborster unter den Ringelwürmern, etwa der Regenwurm), dann pflegte ich in meinem zoologischen Stoffductus innezuhalten und eine kleine Ausschweifung in die Gefilde der Politik einzufügen. Auf die Frage, ob meine Hörer wüßten, was das griechische Adjektiv oligo bedeute, erwartete ich mir im Lauf meiner akademischen Lehrtätigkeit zunehmend weniger zutreffende Antworten, weil schließlich kaum eine(r) darunter war, die (der) noch Griechisch gelernt hatte. Jedenfalls fuhr ich mit dem Hinweis darauf fort, daß wir doch in einer Oligarchie lebten und schon deswegen den Wortsinn von „oligos“ nicht nur kennen sondern auch bedenken

sollten. Kurz, mir ging's darum, den jungen Mitbürgern bewußt zu machen, daß unsere repräsentative („parlamentarische“) Demokratie eigentlich keine solche (d. h. keine Volksherrschaft) sei, sondern eine Oligarchie, d. h. eine Regierungsform, bei der die „Macht“ nicht vom „Volke“, sondern von wenigen praktiziert wird. Unsere Wahlen sind ja keine wirklich „freien“; d. h. individuelle Vorschläge für die Übertragung unseres jeweiligen persönlichen „Wollens“ auf beliebige Mitbürger unserer Wahl, sondern lediglich mögliche Zustimmungen zu Namen oder Namenslisten von „Parteien“ (= Gesinnungs- und Interessensgemeinschaften), die zuvor in mehr minder öffentlicher Vorentscheidung unsere Wahl auf Kandidaten ihrer Wahl eingegrenzt haben.

Ich schließe diese zoologische Zwischenbemerkung mit dem schlicht logischen Hinweis darauf, daß es für den sauberen Denker nur eine Form wirklicher repräsentativer Demokratie gibt: Das ist die sogenannte direkte. Aber ich weiß natürlich auch, daß diese nur bei relativ kleinen Kopffzahlen „geht“. Die Kantone der Schweiz zeigen das. Aber weil es auch dort schon eine „Regierung“ gibt, die oft das „Staatswohl“ anders sieht als die einfache Frau und der einfache Mann, so werten „fortschrittliche“ Schweizer auch bereits viele ihrer Volksentscheide nicht als populäre solche, sondern als „populistische“ Gesinnungs- und Willensäußerungen (siehe auch Stichwort „Populismus“).

DEMO und DISCO: Für Studenten und Studentinnen der 60er Jahre war die Demo noch vor Studium und „Liebe“ regelmäßiges emotionales Bedürfnis in aktivistischer Selbstbestätigung. Sie endete günstigenfalls in einer Diskussion, die aber merkwürdigerweise nie zur Abkürzung gekommen ist; denn jeder weiß ja heute, daß eine Disco nichts mit diskutieren zu tun hat, sondern eher der schallintensiven kollektiven Entäußerung von Innerlichkeiten dient.

Heute sind Demos eher lokal fokussierte Idealbewegungen wie jene vor Atomkraft- und Atommüllanlagen oder vor der Wiener Oper; oder es sind schlichte Interessensäußerungen von Fischern, Landwirten, Beamten, stipendienfordernden

Studierenden, Gewerkschaften, Lesben und Schwulen u. a. m. Schließlich können sie auch als kriminell entartete Krawalle (auch Randalen genannt) ausarten, wie das in Kreuzberg immer wieder wohl aus sozialen Gründen, bei Punkern und dergleichen erziehungslos aufgewachsenem Jungvolk neuerdings an vielen Orten mehr zum Spaß vorkommt.

In Discos wird übrigens bei hohem technischen Aufwand an Akustik und Beleuchtung, bei vielfach bedenklichem Konsum von „Psycho“-Drogen und beachtlichem körperlichen Einsatz eine ähnliche kollektiv ekstatische Stimmungslage angestrebt wie seinerzeit zu Rudi Dutschkes Zeiten auf der Straße. Möglicherweise hat sich somit das jugendliche Demofieber nur in die Discos verlagert, was auch ein Zeitgeistwendeindiz wäre, weil sich das dabei letztlich angestrebte Ziel der Weltveränderung zur „Selbsterfahrung“ verlagert hätte.

DEUTSCHE GESCHICHTE: Wann sie beginnt, ist reine oder – bei gewissen Absichten – auch unreine Geschmacksache. Aber, wie sie heute meinen Enkeln gelehrt wird, macht dem zur Wirklichkeitsuche verpflichteten Naturforscher Spaß (den nämlich, der sich aus der Ohnmacht des Zornes entwickelt). Wenn sie (die Lehrer und ihre Schüler) es überhaupt noch nötig und interessant finden, von einem deutschen Aspekt der Zeitläufe zu reden, so bedienen sie sich dabei – ich glaube unbebewußt im Sinne von Bewußtseinslosigkeit – bemerkenswert differenter Chronometrien: Grob betrachtet läuft ihre deutschgeschichtliche Zeituhr zwischen 1600 und 1900 sehr schnell (um nicht zu sagen flüchtig); dann verlangsamt sie sich enorm, um zwischen 1933 und 1945 schneckenartig voranzukriechen; danach, also die letzten 50 Jahre, deren Historie sich auch pleonastisch „Zeitgeschichte“ nennt, läuft das deutsche Geschichtsrad nun wieder schneller, sofern es nicht einfach als Windrad im Leerlauf gesehen wird.

Die Metapher sagt im Klartext: Das 1. „Reich“ spukt in Jahrhunderteinheiten durch die Köpfe unserer Jetztzeitjüngdeutschen, das 2. wird in Jahrzehnten gesehen als Vorlauf für das 3., das sich bekanntlich selber als das 1000-jährige definiert hat. Und von einem 4. ist (noch?) nicht

(mehr?) die Rede. Das im Schaden klug gewordene Deutsche Volk bereitet sich ja demnach jetzt genealogisch leise auf das Auslaufen seiner Geschichte vor.

Die ungesunde Zeitdehnung um den Faktor 83,5 ($12 \times 83,5 = 1002!$) zwischen 1933 und 1945 liefert allen Lehr- und Erziehungsberechtigten seitdem das bequeme Denkmodell vom fatal zielorientierten Lauf der deutschen Geschichte. Und in der Tat: Fatal erscheint die Chose vor allem deswegen, weil sich ausgerechnet ein (ober-) österreichischer Postkartenkünstler als Kulminations- und Klimaxpunkt darbietet. Wer hätte das nach Luther und Kant, Goethe und Beethoven, Friedrich dem Großen – und selbst nach Wilhelm II noch – je sich denken können? Nun, mit ihrem Zeitdehnungstrick machen sich's unsere (Zeit-) Geschichtler denkmöglich: Ihnen ist es klar und verständlich: Es mußte alles so kommen und in Adolf Hitler pipfeln.

DIGITAL: Dieses Adjektiv heißt einfach „mit dem Finger“. Es ist mit der Entwicklung der elektrischen Rechenmaschinen und elektronischen Informationsautomaten (Computer) zum Alltagswort geworden. Möglich, daß ich es schon einmal auf dem Gymnasium im Rechenunterricht hörte, bewußt geworden aber ist mir seine Bedeutung sicher erst von 1970 an. Heute fingern Millionen auf Computertasten herum und lassen die dazugehörigen „Mäuse“ tanzen, ohne wirklich zu wissen, was und wie sie da „digital“ programmieren, speichern, formatieren und ausdrucken. Es ist eine ganze Computersprache mit eigener Logik und Ethik entstanden, die das Denken und Fühlen zahlloser Mitmenschen beherrscht. Viele von ihnen pflegen auch Zwiesprache mit ihren „Blechtrotteln“ zu halten, vor allem wenn diese guter Zuredede bedürfen. Bewunderswert fix steigen die Enkel in diese virtuelle Welt ein und bewegen sich in ihr, als seien sie in ihr geboren. Ihre mündliche Ausdrucksfähigkeit verarmt dabei vielfach; umso einfallsreicher sind sie dafür vor dem Bild- bzw. Textschirm. Mit dieser digitalen „Welt“ lebt die 4. Generation meines Jahrhunderts schon ins 21. hinüber. „Uns“ bleibt die Genugtuung, daß „wir“ alles Grundlegende dazu geliefert haben.

Ein paar **EINSILBER** im Neudeutsch: Die meisten der folgenden Silben sind neu für mich, aber andererseits doch schon so alt, daß auch ich bereits mit ihnen wie mit altem Sprachgut umgehen kann:

Das Paar **In** und **Out** dient der bequemen Signalisierung ein- und auswärts gerichteter Ströme, Informationen und Prozesse, sowie der Anzeige positiver oder negativer Qualifikations-, Kompetenz- und Interesse-Zustände. – Besonders für so alte Leute wie mich ist es heute wichtig, möglichst vielseitig „in“ zu erscheinen.

On und **Off** haben die engere Bedeutung des einfachen Ein- oder Ausgeschaltet-seins. Daß man ebenso gut auch „ein“ und „aus“ sagen kann, ist fast vergessen.

Beat, Pop, Rock sind aktuelle Musikformen, die von „Bands“ gern über Wattstarke Verstärker- „Anlagen“ raumfüllend dargeboten werden, verbunden mit Verrenkungen aller Art und nicht selten von grellen Farbblitzen überlagert; also multimediale Gesamtkunstwerke, die aus Individuen ausflippende Kollektive zu machen vermögen. In sogenannten Discos treten Beat-, Pop-, Rock- und andere Gruppen allnächtlich auf und tragen viel zur Verschlechterung von Schulnoten bei.

Koks ist die Kurzformel für Kokain; schon ein älteres Wort, an das ich mich aus den 30er Jahren erinnere. Es mag sein, daß es eine original deutsche Sprachschöpfung ist?

High sagte man damals aber noch nicht für damit herbeigeführte „Bewußtseinserweiterungs“-zustände.

Hit ist ein maximal verkaufter Schlager. Im Gegensatz zu diesem guten alten deutschen Begriff beinhaltet also das amerikanische Kurzwort auch den unverhüllten Hinweis auf einen kommerziellen Aspekt, der oft den künstlerischen überwiegt.

Ein **Flop** ist das Gegenstück zum Hit.

Geil ist eigentlich alt-deutsch und steht nur deswegen hier dabei, weil es neulich einer meiner kleineren Enkel benutzte, um damit eine für ihn extrem attraktive Sache zu charakterisieren, sichtlich aber ohne zu wissen, was das Wort wirklich bedeutet. So muß man halt als 70-jähriger auch seine Muttersprache immer wieder neu lernen.

Ein **Cut** (mit c) tritt bei Sportlern (Boxern, Fußballern) auf und bezeichnet einen Riß in der Haut, der für die Fernsehzu-

schauer auch möglichst schön bluten sollte.

Der **Kat** (mit k) schließlich entstammt der seit 20 Jahren derart luxurierenden Autowelt, daß man nun deren sogenannten Abgasausstoß nicht mehr weiter in den eigenen hochoberflächenaktiven Lungen, sondern lieber in den kostspieligeren Platin-Katalysatoren abzulagern beschlossen hat. Heute weiß jeder, was ein Kat ist. So reichert sich unsere Sprache Jahr für Jahr mit neuen infantilen Elementarlauten an.

ESOTERIK (1):

Wenn heute einer von Energie spricht, dann heißt es gut hinhören, um zu erkennen, was er damit meint, den physikalischen, den arbeitsethischen oder den esoterischen Begriff. Der letztere ist in vielerlei spirituellen „Welten“ (siehe dort!), die neuerdings gesellschafts- ja hörsaalfähig geworden sind, gängig. Da fließt die „Energie“ in Zeit und Raum, durch Leiber und Seelen, aus Steinen und Kräutern, von Wasseradern unter Betten durch schlafende Körper, immer und überall, wo „verunsicherte“ (welch ein Unwort!) Mitmenschen zuviel mit sich selbst beschäftigt sind bzw. werden. Esoterisches ist längst nicht mehr nur verkündbar, sondern gewinnträchtig zu verkaufen. Jede Buchhandlung hat eine eigene Esoterikecke; Volkshochschulen kommen ohne Esoterik-Kurse nicht mehr aus; ja sogar in Kletterkursen wird sie als Lehrgut angeboten.

Das „New Age“ hat zu einem Aufklärungsrückstau geführt, der die Kluft zwischen den bescheiden rationales Verständnis Suchenden und den totalitär zwischen Angst und Hoffnung Glaubenden wieder erschreckend erweitert hat. An Stelle zahlloser Zitate zu diesem Thema bringe ich nur eines, das ich neulich einem einschlägigen Programm des ORF entnahm: „Die Turbokräfte der Stutenmilch gegen das Gefühlsloch der Acne“. In meiner Jugend wäre das von der Mehrheit bestenfalls als origineller Kabarettwortsalat verstanden worden.

Heute hingegen kann man ab 23 Uhr alles über sich und die Welt erfahren vom „Inneren Meister“ bis zur schlankmachenden „Fußsohlen-Akupressur“. Wehe, es kommt eines Tages ein gewissenloser äußerer Meister dem verunsicherten Haufen zu Hilfe. Das Kollektiv stärkt sich ja gern an

Leitfiguren. Kürzlich erlebten wir's weltweit wieder einmal am Sarg einer schlichten Prinzessin.

Der Versuch des „Schöpfers“ oder der „Natur“, ein wirklich denkendes Wesen hervorzubringen, bleibt somit weiterhin mißlungen. Dieses scheitert nach wie vor an seiner Unfähigkeit, sich nüchtern selbst als etwas Transientes zu begreifen. Der Drang ins Transzendente macht es weiterhin anfällig für alles Esoterische.

ESOTERIK (2):



Dieses Foto zeigt im Hintergrund die Realisation meines persönlichen Aufklärungstraums: Den Neubau des Wiener Zoologischen Instituts an der Althanstraße im 9. Bezirk (mit der gerundeten Hörsaalfensterfront). Hätte man mir vor 50 Jahren gesagt, daß sich zum Ende meiner 2. Jahrhunderthälfte vor diesem Bau für die Wissenschaft und neben dem physiologisch gut dazu passenden Espresso ein florierender Esoterikladen ansiedeln werde, so hätte ich diese Prognose belächelt.

Heute freilich (1999) weiß ich schmerzvoll: Der Zeitgeist weht wie der Wind: Lokal gerichtet, global im Kreis. Schritte er fort, bekäme die Mehrheit in der dünnen Luft des Rationalen Atemnot. Wer will schon wirklich wissen, was er ist und wohin es mit ihm geht? Als Zeitgenosse staune ich nur über jene Hörer in unserem Hörsaal, die nachher hier vorne Trost suchen.

EUGENESIE – EUTHANASIE – EUGENIK: Ich finde es merkwürdig, daß zum gängigen Begriff der Euthanasie der logische Gegenbegriff der Eugenesie fehlt. Einem Mitmenschen, der nur sich zum Leiden und den anderen zur Last da ist, zum leidfreien Tod zu verhelfen, gilt als unmenschliches Tun und wird auch bestraft. Analog das Zurweltkommen neuer Mitmenschen selektiv so zu manipulieren, daß nur solche dazukommen, die „gewollt“ und

voraussichtlich „glücklich“ sein werden, gilt hingegen heute bei uns als gerechtfertigt. Sprachlich besonders lustig ist der einschlägige euphemistische Begriff der Geburten- „Regelung“. Geburt wird doch da keine geregelt, sondern die Nachwuchszahl! Und in Wahrheit geht's auch nicht um das Leben des Nachwuchses, sondern um das der schon „zur Welt gekommenen“, um den „Kinderwunsch“ der Selbstwirklicher. Eugenesie wäre somit der treffende Begriff für das selektive Wohlfahrtsbedürfnis der Lebenden gegenüber den Entstehenden. Denen wird zur vorbereiteten Euthanasie verholfen, die aber in diesem Fall aus strafrechtlichen Gründen besser Eugenesie zu nennen ist analog zur Sterbehilfe (Euthanasie) für bereits „Verwirklichte“, die ja – im günstigen Fall – sogar noch selber den Todeswunsch äußern können und so am eigenen Tötungsbeschluss mitwirken können.

Die Eugenesie ist allerdings nicht zu verwechseln mit dem generalverdammten Begriff der Eugenik, bei der es um die Realisierung optimierender Zuchtziele geht, die noch auf lange Sicht nur durch selektive Rekombination der erwünschten Merkmale und Eigenschaften (also durch selektive Kreuzung und Kreuzungsverhinderung der „Erbträger“) konkret erreichbar erscheint. Bei nichtmenschlichen Lebewesen freilich betreibt die Menschheit dieses teuflische Tun schon seit Jahrtausenden – ungestraft und sehr erfolgreich. Davon zeugt jedes Gemüsegartlein und jeder Schweinestall.

EWIGKEIT und SINN: Sobald der Reifende die Metaphorik der Ewigkeitsbegriffe erkannt hatte und ihm das Fiktive aller Unendlichkeitsüberlegungen klar war, hat er begonnen, sein endliches Leben entsprechend sinnvoll und effizient einzurichten und abzuwickeln. Dazu war die rechtzeitige Erstellung einer haltbaren Werteskala erforderlich, deren Meßpunkt nicht im Endlosen (also in der sogenannten Ewigkeit), sondern in der Endlichkeit seines (Da-) Seins lag. Die Ungewißheit dieses Punktes brachte dem schon früh Nachdenklichen die Gewißheit, daß „Wert“ nur haben könne, was von irdischer Dauer ist, das also, was auch am Endpunkt noch Erinnerungs- und womöglich gar Wirkungswert hat.

Somit hat er früh begonnen, jeden Tag so zu „nützen“, als ob er der letzte wäre. Natürlich gelang und gelingt ihm das bei weitem nicht immer (er ist ja auch nicht allein hier), aber heute nach fast 8 Dekaden redlichen Bemühens sieht er doch den Erfolg: Nahezu nichts täte er in der Rückschau anders machen, und die Skala seiner Wertschöpfungen ist sehr befriedigend: Wenige Lebenszeit nur hat er ziellos vertan, die sozialen Pflichten sind vergnügt erfüllt (Familie, Beruf, Erkenntnisgewinn und -weitergabe). Noch trägt und erträgt ihn „die Welt“, und er erlebt sie aus wachsender Distanz in der fröhlichen Gewißheit eines sinnvollen Da-gewesen-seins.

Was sie dann ohne ihn machen wird, weiß er ja: Ändern kann sie sich im Glücksfall nur in übermenschlichen Dimensionen; aber endlich ist auch sie. Schade, daß er's nicht mehr wahrnehmen wird.

FASCHISMUS: Der durch seine Likorenbündel symbolisierte italienische Faschismus mussolinischer Prägung, wie ich ihn als 10-20jähriger propagandistisch erlebt und gekannt habe, dient dem Jetztzeitgeist zur generellen Kennzeichnung eines politischen Syndroms, dessen genaue Definition (= Abgrenzung) im argen liegt. Es ist ähnlich wie mit dem Rheuma-Syndrom in der Medizin, für das es auch kein verbindliches Struktur- und Ursachenkonzept gibt. In meinen Ohren jedenfalls klingt es noch heute völlig unangemessen, wenn unter Faschismus auch der Nationalsozialismus mitgedacht wird. So wie mir ein Vergleich der beiden „Diktatoren“ Mussolini und Hitler oder gar die Einbeziehung Stalins in diese Homologie einfach unsinnig erscheinen. Für den Zeitgenossen – und ein solcher bin ich ja gewesen – waren das völlig wesensverschiedene Figuren: Mussolini, der agile „Maulheld“ (wie ich ihn in einem meiner Gymnasiastenbriefe nannte), Stalin, der kaltschlaue Machtmensch, Hitler, der fanatische Agitator und Missionar seiner Reinheitslehre.

Der „Falangist“ Franco war als qualifizierter General ein guter Krieger, kaum aber ein so konsequenter Diktator wie die drei zuvor Genannten. Schon seine enge kirchliche Bindung ließ das nicht zu.

Was aber soll nun die 3 „rechten“ und

womöglich gar den vierten „linken“ nach neuer Lesart zu „Faschisten“ gemacht haben? Der weltblinde Nationalismus, das autokratische Führungsprinzip, der Terror der Machtausübung, die intolerante Menschenverachtung? Und warum soll gerade die italienische Spielform dieser typischen „Zwischenkriegszeitphänomene“ die nennenswerte sein? So war doch beispielsweise der nationalsozialistisch-rassistische sogenannte Antisemitismus (übrigens auch eine sprachlich wie begrifflich unkritische Totum pro parte-Bezeichnung unserer Neuzeit) völlig inkompatibel mit dem italienischen Faschismus oder gar mit dem spanischen Falangismus.

Wer das alles und noch mehr an konkreten Erinnerungsbildern und Wissensinhalten in seinem Hirn herumträgt, kann nur mit Verwunderung, wenn nicht gar mit Empörung, den aktuellen Abusus des politischen Begriffs „Faschismus“ erleben. Er hört und sieht darin mit Schrecken die Indoktrination als Bemächtigungsprinzip weiterwirken, wo er doch in seiner zweiten Lebenshälfte so stolz darauf war, im ersten Drittel einigermaßen distanziert geblieben zu sein. Gewiß, auch er hat damals Sprachregelungen übernommen. Daß man solche aber heute schon wieder von ihm erwartet, wenn nicht gar verlangt, das stimmt ihn traurig und bedenklich. Er bleibt dabei: Wenn er Faschismus sagt, wird er weiterhin an Mussolini und seine Aura denken. Er kann nicht jede ethnische und individuelle Differenzierung, jede nationale Wertung, jede Autorität, jede Wehrhaftigkeit, jede biologische Äußerung über Menschen, jedes Eintreten für Volk, Heimat, Ehre, Pflicht, Verantwortung, etc. dem aktuellen Zeitgeist zum Opfer bringen, um sich das Wohlwollen der jetzt Mächtigen zu sichern. Er würde sich damit das antun, was man ihm in seiner Jugend angetan hat.

FERNSEHEN: 1936, zur Olympiade in Berlin ein weltweit beachtetes, aber lokales Ereignis. Weder technisch noch finanziell als allgemeines Konsumgut vorstellbar. Von uns Gymnasiasten aber heiß diskutiert. Heute menschlicher Allgemeinbesitz und für viele zweite Wirklichkeit. Einerseits höchstbedenklich als „Volksverführungsmittel“, andererseits als Aufklärungsmittel sehr effizient (siehe Schicksal der DDR!).

Inzwischen wird das alte Naziwort vom maulbequemen TV (sprich Tiwi) abgelöst.

FISCHER, Joschka: Dieser „Fall“ Joschka Fischer diene hier als Paradigma dafür, daß „Zeitgeist“ ein höchst dünnflüssiges Medium ist. Dieser ehrenwerte Mann hat als Friedenskämpfer und Nestbeschmutzer begonnen, um nun (April 99) als Nato-Außenminister und krawattenträgender Repräsentant seines Vaterlandes Bombeneinsätze „mitzutragen“. Im Wechselwind seiner Lebensgeschichte hat er das Schneuzen gut gelernt. Siehe dazu Zeitungsausschnitt aus „Aula“ (Graz, 4/99), nächste Seite.

FIT: Der englische Sportbegriff fit hat sich in unserer Alltagssprache universell ausgebreitet und dient zur Bezeichnung optimierter Funktionszustände und Leistungsbereitschaften in allen denkbaren Sektoren unseres physischen und geistigen Aktivitätsspektrums. Jüngere Zeitgenossen können sich gar nicht vorstellen, daß mir so eine selbstverständliche Allerweltsvokabel mit 20 Jahren noch faktisch unbekannt gewesen ist. Da ist es immer gut, im Interesse der Dämpfung des heute gern artikulierten Generationenkonflikts klarzumachen zu versuchen, daß so ein „Oldi“ wie ich, bereits mehrere Sprachmetamorphosen überlebt hat und somit – wenn er ein so gut funktionierendes Gedächtnis besitzt wie ich – nicht so leichtmäulig wie sie (die Jungen) Modisches nachplappern kann. Gedächtnis – als Voraussetzung jeglicher Intelligenz – belastet nämlich und verlangsamt Akzeptanzprozesse. Welcher Lebens-Erfahrene kriecht schon unbesehen auf den nächsten Leim oder macht mit, ohne seine Mitmacher und ihre Ziele zu kennen. Das Mit- und Nachmachen ist bekanntlich eine vorzügliche Eigenschaft aller Primaten-Jugendlichen. Der alte Orang hingegen sitzt in seiner Ecke, schaut zu und wartet ab, ob sich's lohnt, auch mitzumachen. Unsere Jugendlichen, vermeintlich gewitzt durch die ihnen akademisch nahe gebrachte Dummheit ihrer Väter (inzwischen ja Großväter oder zumeist schon ganz abgetreten) verabscheuen mehrheitlich Uniformen. Ich freilich sehe sie fast uniformer

DIE KARRIERE DES JOSCHKA FISCHER

„Ich habe nie bestritten, daß ich fast zehn Jahre lang auch unter Einsatz von Gewalt die verfassungsgemäße Ordnung in der Bundesrepublik umstürzen wollte... Wir haben uns nicht an die Regeln des Strafgesetzbuches gehalten.“

Mit diesem Bekenntnis wartete Joseph („Joschka“) Fischer noch kurz vor der Bundestagswahl 1998 auf. Fragt man aber den durchschnittlichen Deutschen, was er über die Herkunft des neuen deutschen Vizekanzlers und Außenministers weiß, erntet man Achselzucken. Zur Aufklärung: 1948 in Gerabronn als Sohn eines Metzgers aus Budapest geboren. 1965 blieb Joseph Fischer in einem Stuttgarter Gymnasium sitzen und verließ die Schule ohne den angestrebten Abschluß. Er begann eine Photographenlehre. Auch sie brach er vorzeitig ab. 1966 wurde er im Hamburger Hauptbahnhof aufgegriffen und in ein geschlossenes Heim gesteckt. Nach der Entlassung: einige Wochen Hilfsfachbearbeiter im Arbeitsamt,

dann Spielwarenverkäufer. Vergeblicher Versuch, das Abitur beim Kolpingwerk nachzuholen.

1967 Pflastermaler in Marseille mit Nachtquartier in leeren Waggons auf dem Güterbahnhof. Heirat einer 18jährigen in Gretina Green (zwei weitere Ehen werden folgen). Maler von frommen Bildern, diesmal auf Papier und Pappe, in Fellbach, zwischendurch Aushilfsbriefträger. Erste Kontakte mit der anarcho-kommunistischen Szene. Haftstrafe (7 Wochen ohne Bewährung sowie sechs Tage Ordnungstrafe in Stuttgart-Stammheim). 1968 Umzug nach Frankfurt am Main in eine SDS-Wohngemeinschaft. Teilnahme an gewalttätigen Ausschreitungen. Hausbesetzer. Bücherklausur. Wiederum Malversuche mit Stra-



Benverkauf. Herstellung pornographischer Schriften. Einpeitscher der Rotfront-Gang „Revolutionärer Kampf“ (RK), enger Kumpan von Daniel Cohn-Bendit.

Comandante der sogenannten „Putzgruppe“, einer konspirativ organisierten Bande von verummantelten Gewalttätern. Blutige Schlächten mit der Polizei in Frankfurt. Einsatz von Molotowcocktails. Guerillaaktionen. Sympathie für RAF. Fischer: „Wir Linksradikalen, wir sind die Wahnsinnigen.“

Arbeiter bei Opel. Fristlose Entlassung. Arbeiter in einer Maschinenfabrik. Von 1976 bis 1981 Taxifahrer. Arbeit in einem kollektiven Buchladen. Nach Zusammenbruch des Apo-Protestes: Beteiligung an der Anti-Kernkraft-Bewegung. 1981 Beitritt zu den Grünen. Unterwanderung der zunächst eher konservativen Partei durch Angehörige militanter K-Gruppen. 1983 Einzug in den Bundestag. 1985 erste rot-grüne Koalition in Hessen mit Joseph Fischer als Umweltminister (Verteidigung in Turnschuhen, Jeans und Sportsakko).
1998: Deutscher Vizekanzler und Außenminister

Presseartikel zu „Joschka Fischer“; ein rezenter Lebenslauf, der auch ohne Kommentar als Zeitgeist-Ärometer zu verstehen ist.

daherkommen und sich noch uniformierter gerieren, als wir das seinerzeit in HJ- und BDM- Zeiten taten. Ihr großes Bedürfnis nach „Geborgenheit“ in der Gruppe und nach Erfüllung aller modischen Zwänge, der Eifer, mit dem sie ihre Sprache dem Zeitgeist anpassen, und vieles Bedenkliche mehr hat mich oft veranlaßt, ihnen zu sagen: Ihr wärt ebenso „gute“ (d. h. brauchbare) Hitlerjungen und -mädchen geworden wie wir.

Ich sehe, ich bin da tüchtig von meinem Thema „fit“ abgekommen. Ich kehre reuig mit einer abschließenden Überlegung zu ihm zurück: Fitness ist in der Jugend nichts Bemerkenswertes. Mit zunehmendem Alter hingegen steigert sie den Lebensgenuß zur Lebensfreude. Was für ein Vergnügen macht es mir, hier so fit über das dumme kleine Modewort schreiben zu können!

FKK: Der Knabe, der in den frühen 30er Jahren an heißen Sommertagen zusammen mit anderen Zöglingen des Canisiusheims in Bamberg zum Freibad in der Regnitz in den „Hain“ hinausgeführt wurde, stellte dort schon bald fest, daß die („weiße“) Menschheit gut daran tat, das sogenannte Freibaden nur innerhalb einer geschlossenen Bretterwand zu tätigen. Die mickrigen Beine, hängenden Bäuche und Schultern, die er dort zu sehen bekam,

brachten ihn bald zu der Erkenntnis, daß der Durchschnittsbürger spätestens ab 30 vorteilhafter bekleidet bliebe. Diese – im heutigen Wohlstand noch verstärkte – Schlußfolgerung hat er damals aus dem zeitweiligen Anblick von nur männlichen Mitbürgern gezogen; denn da waren die Bäder für Frauen und Männer noch gesetzestreu getrennt. Er hörte nur gelegentlich weibliches Kichern und Gekreische von nebenan und Blicke „hinüber“ durch Ritzen und Astlöcher waren selten frei, weil von Stärkeren blockiert.

Wann ich dann den Kurzbegriff FKK erstmals gehört habe, weiß ich heute nicht mehr. Ich erinnere mich nur dunkel an frühere Diskussionen über Orte, an denen „man“ sich sogar unter polizeilicher Duldung splitternackt träfe; vor allem seien das Stadtleute, von denen man eh ahnte, daß sie manches täten, was sich nicht gehörte. Das muß also schon vor und in der Nazizeit gewesen sein. Nach 1945 hatte ich dann meine erste reale Begegnung mit der FKK-Kultur. Das war 1948 auf Sylt, wo wir mit unseren Mainzer Zoologie-Studenten einen meeresbiologischen Kurs machten und dabei auch faunistisch motivierte Strandwanderungen unternahmen. Eine dieser führte uns zufällig ins Areal des dort gerade aufblühenden **FKK-Tourismusgeschäfts**, und mein knabenhaftes Vorurteil verstärkte

sich ungemain; denn was da in den Dünen oft unterhalb nerzbemäntelter Oberkörper oder oberhalb phantasievoller Unterkörperverkleidungen zu erblicken war (für Ganzkörperfreikultur war's zu kalt), das löste eher Mitleid mit der entstalteten Kreatur aus. Man muß ja wissen, daß damals nur die Schwarzmarkt-gemästete „Oberschicht“ für so einen Luxus Bedarf und Geld hatte. Wir hatten übrigens eine Biologie studierende Klosterschwester in wallendem Habit dabei. Sie durchschritt tapfer gesenkten Blickes den sündigen Strand.

In den folgenden „liberaler“ werdenden Zeiten gab es dann zunehmend Leute und Familien, die ihr FK-Bedürfnis zum Kulturbekenntnis machten. Mir hat unsere Forschungsfahrt durch den Sudan 1961 die Einsicht gebracht, daß Nudität und Ästhetik auch eine simple Frage der Pigmentierung sind. Die Dinkas und Schilluks liefen damals am Weißen Nil noch weitgehend nackt herum. Aber bei ihren prachtvoll „gestylten“ tiefschwarzen Körpern wäre einem das Wort „nackt“ gar nicht über die Lippen gekommen, und ich erinnere mich noch gut daran, wie sich unsere Frauen (Brunhilde und Frau Faust) über unsere aufdringlich bloßen, weil blassen europiden Beine und Oberkörper mokierten.

Die „Weltkultur“ wird also auch an solchen biologisch-ästhetischen Differenzen scheitern, sofern das zweite K im FKK-Begriff nicht überhaupt schon vom kläglichen Ende eines brauchbaren Kulturbegriffs kundet.

FLIEGEN: Als ich auf die Welt kam, gab's das Fliegen für die Menschheit schon. Als Junge hörte ich besonders viel von den Zeppelineinsätzen über England und natürlich von den großen Jagdfliegern im 1. Weltkrieg. Wie der erste Zeppelin brummend über das Juradorf Rothmannsthal schwebte, weiß ich noch wie heute. Görings Luftwaffe und die Bombengeschwader der Alliierten taten dann das ihre dazu, Fliegen als etwas Zweischnidiges zu betrachten. Das zufällige Auftreten eines der ersten Heinkel-Düsenflugzeuge über Poppendorf in Franken löste keinerlei Zukunftsvision in mir aus. Mich wunderten nur die betroffen wirkenden US-Soldaten dort.

Daß ich 20 Jahre später regelmäßig und

zunehmend häufiger selber einmal in einem Flugzeug sitzen könne und darin bald bis zu den Antipoden kommen werde, das hätte der 25jährige für einen dummen Witz gehalten. Nun kann er nachfühlen, wie im vorigen Jahrhundert die Eisenbahn das Lebensgefühl der damaligen Zeitgenossen verändert haben mag.

FRÄULEIN: Auch aus meinem Sprachgebrauch hat der Zeitgeist Wort und Begriff Fräulein nahezu rückstandslos getilgt. Semantisch war es eng verknüpft mit Wort und Begriff Jungfrau; denn nur solche durften und mußten in meiner Jugend- und Jünglingszeit mit Fräulein angedet und angeschrieben werden. Viele Damen haben es damit bis in die 60er Jahre sehr ernst genommen. Selbst in hohem Alter noch legten sie peinlich Wert darauf, als Fräulein tituliert zu werden, weil sie damit nicht nur ihren Ledigenstatus, sondern auch ihre Jungfräulichkeit akzentuiert haben wollten.

Jetzt traut man sich kaum mehr, den Brief an eine 15-jährige mit Fräulein zu adressieren. Schließlich ist – wenn man seinen Augen und den Statistiken trauen kann – ja auch höchst ungewiß, ob die biologische Voraussetzung dazu noch zutrifft. Heutzutage würde sich wohl auch die Katholische Kirche nicht mehr so ostentativ und dogmatisch um die Fixierung des entsprechenden Status Mariens bemühen.

Wenn man, so wie ich jetzt beim Schreiben dieser Zeilen, bewußt darüber nachdenkt, was sich da in einer Generation in unserem „gesellschaftlichen“ Wertungs- und Klassifizierungssystem grundsätzlich verändert hat, gerät man leicht ins Sinnieren über das sogenannte Fundamentale unserer Kultur. Es ist ein Wunder, daß für den Christengott nicht ebenso viele Fundamentalisten mit Messer und Gewehr unterwegs sind wie für Allah.

FREIHEIT, GLEICHHEIT, BRÜDERLICHKEIT und der FRIEDEN: Als ein ins Alter gekommener rationaler Betrachter sollte ich hier wohl auch noch sagen, was ich über diese drei Schlagworte der Französischen Revolution denke. Zu jener Zeit war ja der „Kant“ schon im wesentlichen zu Papier gebracht und die nächsten Massenpsychosen (des 20. Jahrhunderts) noch nicht ausdenkbar. Wie im-

mer in der bunten Menschheitsgeschichte hatten sich in Paris endlich die sogenannten Intellektuellen mit ihrer Plebs verbrüdet, um eine parasitär gewordene Oberschicht zu eliminieren. Heute noch und gerade für den, der die Anfänge des 3. Reichs miterlebt hat, bleibt es ein Fascinosum, wie selbstüberzeugt solche „Bewegungen“ zumindest anfänglich sind und wirken. Da wird im Namen hehrer Prinzipien geplündert, besetzt, gemordet, eingesperrt, exekutiert, die Verfassung umgeschrieben, Gesetze adaptiert – und das alles im Rechtsbewußtsein des heiligen, d. h. gerechten Zorns. So betrachtet waren noch die russische Revolution in unserem Jahrhundert eine wahre solche, die der Deutschen von 1918/19 und von 1933 aber nur schwache Initialzündungen, die versandeten (1919) bzw. in die kalte aber effiziente Schreibtischtäterphase übergingen (1933).

Die **Freiheit** ist dabei jenes Rechtsgut, in dessen Namen das jeweils bisher geltende Recht gebrochen wird. Sie muß also etwas ungemein Hehres sein, ähnlich dem Göttlichen, das ja auch als eine rechtsnormative Kraft geschichtsnotorisch ist und in dessen Namen Hekatomben von Menschen litten und starben.

Was aber ist Freiheit? Ich werde mich hüten, das nun zu definieren. Aber ich kann beschreiben, wie ich sie erlebt habe. Der besitzlose, bescheidenst dotierte Junge lernte früh, wenig Wünsche zu haben und sich daheim, in der Schule, an der Universität und in der Berufswelt jene Nischen und Wirkungsmöglichkeiten zu erschließen, in denen er seine Neigungen und Zwänge am reibungslosesten in Einklang bringen konnte. Somit habe ich früh angefangen, das auch gern zu tun, was ich eh mußte. So ist es bis heute geblieben: Pflicht und Neigung, Hobby und Beruf konvergieren meist, so daß ich selten ein Be- oder gar Unterdrückungsproblem hatte. Ich fühlte mich persönlich sehr selten meiner Freiheit beraubt oder gar unterdrückt. Als Persönlichkeit zweiten Grades allerdings, sprich als Deutscher (oder jetzt Österreicher), hatte ich zeitweise beträchtliche Probleme mit meinem Freiheitsgefühl, vor allem nach 1945 und im Zusammenhang mit dem sogenannten Eisernen Vorhang.

Das beliebige Mitreden und Mitbestimmen in Allem und Jedem hingegen galt mir

nicht als erstrebenswertes Freiheitsrecht. Da weiß ich zu gut, daß Qualifikation dazu gehört, und da hört das auf, was oft zusammen mit der Freiheit als die **Gleichheit** aller gefordert wird. Als Artgenossen sind wir Menschen schon einigermaßen gleich und auf jeden Fall identisch. Aber als Individuen sind wir nahezu alle Unikate. Die Rassen bieten noch die Möglichkeit, Individuenkollektive enger zu ordnen, ohne dabei aber das jeweils Individuelle einebnen zu können. Schon so basal gesehen gibt es keine menschliche Gleichheit. Sie wäre auch mit dem Freiheitsprinzip inkompatibel. „Gesellschaftliche“ Homogenisierungskonzepte setzen immer wieder individuelle Beeinflussung voraus. In den 60er Jahren war das Konzept beliebiger Konditionierung so eine menschenunwürdige These der „Linken“. Wenn es eine legitime Gleichheitsforderung in der Politik gibt, dann ist das die Forderung nach Chancengleichheit und Gleichberechtigung. Unter diesen Schlagworten kann sich auch ein Fundamentalrationalist wie ich wohl fühlen, und ich tue das auch seit langem in unseren Jetztzeitdemokratien, obwohl diese (Deutschland wie Österreich) nach dem Krieg nicht wirklich souveräne Staaten geworden sind.

Die **Brüderlichkeit** schließlich ist eine zwar schöne, aber versponnene Utopie. Schon das humanbiologisch unzureichende Wort verrät seine Realitätsferne. Was es konkret meint, hat das Christentum mit seinem Gebot der Nächstenliebe schon viel früher und viel besser artikuliert. Der sozialistische Solidaritätsbegriff kommt schon wegen seiner ursprünglichen Klassenideologie an dieses urchristliche Ideal nicht heran.

Hingegen hat der Ruf nach **Frieden** seine Berechtigung, weil er immer wieder real herstellbar ist. Das bedeutet freilich auch, daß es ihn (den Frieden) nie voll und ganz gibt. In meiner Lebenszeit habe ich kaum ein Wort so oft gehört wie „Frieden“. Interessanterweise häuft es sich stets, wenn er in Gefahr ist oder gar, wenn man seine Abschaffung plant. So habe ich den Frieden aus keinem Munde häufiger in Erinnerung als aus dem Adolf Hitlers. Diese frühe politische Erfahrung hat sich bis heute bewährt: Wo sich das hehre Wort häuft, steht es um

den Frieden schlecht! Als Zoologe und Verhaltensforscher weiß ich ja auch, wie tief in uns das Lebensbedürfnis des Agonalen sitzt, der Drang nach Leistungsvergleich, Kräfteressen, Inbesitznehmen und Verteidigen, die Lust am Imponieren, Unterdrücken und Herrschen. Fast möchte dem alten Skeptiker der Gedanke kommen, daß der gedachte Friedensmensch der Zukunft ein anderer sein müsse.

FRÖBEL: Wenn man heute einen jungen Deutschen nach geschichtlich prominenten solchen fragt, erhält man – wenn überhaupt – eine Liste von Namen genannt, die folgerichtig zum (Österreicher) A. H. führt. Den Namen Fröbel kennt keiner. Seinen 1837 erdachten und seitdem weltweit verbreiteten „**Kindergarten**“ hingegen kennt man global. Es ist eines der wenigen deutschen Wörter, das als solches kosmopolitische Verbreitung fand. Was soll man dazu sagen?



Fröbel

FRUST: Ein ohrgängiger Neologismus der ins Kraut geschossenen Soziologen ist der Frust, als phonetische Verkürzung des Begriffs der **Frustration**, die in Mode ist als Ausrede für falsch dimensionierte Erwartungen, die wiederum aus unterentwickelter Selbsteinsicht resultieren. Wenn beispielsweise 80% der Wiener Grund-

schüler in die Oberschule aufsteigen und diese auch noch mehrheitlich absolvieren, somit also gewissermaßen nahezu unsortiert für die Universitätslaufbahn „qualifiziert“ werden, dann muß das bei zu vielen in Frust enden. Gleiches gilt für **Lebenskonzepte**, bei denen „Spaß“ Hauptmaxime der jeweiligen Entscheidungen ist, für „Humanisten“ die von Menschenrechten, aber nicht von Menschenpflichten reden, von Gleichheitsideologien, wo die Natur keine solche möglich macht, von Mitsprache, wo Schweigen (aus Mangel an Kompetenz) geboten ist. All das und noch viel mehr typisch Zeitgeistiges liefert die bittere Nahrung für den allgemein wachsenden Frust.

GALA: Das harmlose Wort Gala hat in der Neuzeit eine perfide Anwendungserweiterung erfahren. Exklusive Zusammenkünfte aufwendig gewandeter und geschmückter Elitemenschen, denen teure Gerichte und Getränke bei festlicher Musik serviert werden, tun dies in der rein menschenfreundlichen Absicht, den „Erlös“ der Veranstaltung einem „guten Zweck“ zur Verfügung zu stellen. Solcherart gängige gute Zwecke können sein: Die Straßenkinder in Bukarest oder Rio, Entlaubungsopfer aus dem Vietnamkrieg, nigerianische AIDS-Familien, die Waisen aus dem Kosovo.

GEIST und SEELE: Bei Theologen und Philosophen habe ich gelernt, daß „Geist“ „etwas“ Immaterielles, Außerzeitliches und Außeräumliches sei. Er „wirke“ in der Welt und in mir, sei aber nicht „in“ ihr und mir (so wie sonst ein Etwas in etwas anderem zu sein pflegt), sondern ... und da stockt mir der Stift; denn nun weiß ich nicht weiter. Ich denke an den Wind und frage: Wo ist er, wenn er nicht weht? ... und komme zum Schluß, daß der Geist ähnlich dem Winde nicht einfach „ist“, sondern nur sich denkt, was immer das auch sei. Von den eingangs erwähnten „Fachleuten“ allerdings weiß ich auch, daß mein schlichter nächster „Gedanke“, wonach kein Gedachtes ohne funktionierendes Gehirn sei, für den Geist nicht gelte, weil er ja „in“ diesem (für) sich selber „zeuge“. Teuflich, teuflich dieses „Außer“-räumlichzeitliche! Wie kam es nur in „meinen“ Kopf? –

Mit der „Seele“ ist's leichter. Sie denkt sich nicht; aber man spürt sie; und heutzutage ist es Mode geworden zu sagen: aus dem Bauch heraus. Als bio-logisch Gebildeter pflege ich zu sagen: „Seele“ sei mein (unser) Vegetatives Nervensystem, und nehme dabei die verdiente Beschimpfung als primitiv materialistischer „Reduktionist“ ungerührt in Kauf. Ich weiß natürlich, daß in Forschung und Praxis mit dem virtuellen Seelenbegriff wesentlich mehr Geld zu machen ist als mit den sympathischen und parasymphatischen Neuronen und Axonen. Das Unübersichtliche aber ist beiden Betrachtungs- und Behandlungsansätzen gemein, so daß die „Seelen“-Kunde als Handwerk noch vielen Generationen von Forschern und „Ärzten“ Arbeit und Brot garantiert.

Die Priesterkassen haben in der handwerklichen Konkurrenz um die Seelenkundschaft viel Terrain verloren. So nimmt es nicht wunder, daß man in Vorräumen von Kirchen, Klöstern und Pfarreien nicht selten Werbung für allerlei modischen Seelenschnickschnack findet. Auch „die“ Kirche hat erkannt: „Seelen“ lassen sich nur vor ihrem Eingang in die Ewigkeit (aus-)nützen. Doch nichts für ungut: Wer Geist und Seele „hat“, muß dem auch Rechnung tragen. Schön, daß unsere deutsche Sprache so reich an Zwei- und Mehrdeutigkeiten ist!

GEN: Für einen Biologen wie mich ist das naturgemäß ein gängiger Begriff. Aber als Zeitgenosse habe ich nicht vergessen, wie schwankend seine Wertung in der Geschichte war. Im Bamberger Gymnasium zur Nazizeit war Erbkunde ein bedeutendes Pflichtfach und von Mendel und von den (damals noch weitestgehend theoretisch definierten) Genen hörte und lernte ich viel. Mendels Regeln kannte damals jeder Gebildete. Aber das Wort Genetik und die Gene wurden erst in den 50er Jahren wirklich publik, zunächst als eher teuflisches Konzept nazistischer Erb- und Rassenlehrer und dann (nach Watson und Crick) als nobelpreiswürdige Forschungsthemen. Seitdem hat der ideologische Zeitgeistwind immer wieder den Staub der Gene aufgewirbelt. Seine aktuelle Variante, die sich gern New Age nennt und der jegliche rationale Aufklärung biologischer Sachver-

halte beim Menschen einen Seufzer oder Rülpsen entlockt, hält jede genetische Äußerung über Menschen für „Biologismus“. Das beschämende Forscherschicksal des Hans Jürgen Eysenck macht dies deutlich, sofern die Perfektion der neusprachlichen p.c (siehe dort!) nicht schon dafür gesorgt hat, daß sein Name zum (vergesenen) Unwort geworden ist. Parallel dazu hat aber Genetik trotz aller Humanbedenkllichkeiten an Aktualität noch zugenommen und gilt heute sogar als die Zukunftswissenschaft des kommenden Jahrhunderts. Die Gene des Menschen werden bereits **total** kartiert, und sogar ihre gezielte Manipulation ist schon mehr als ein Wunschtraum. So gesehen werden sich die Erbgesundheitsapostel des Dritten Reiches noch als Propheten erweisen. Diese haben ja auch gern Apokalyptisches vorhergesagt.

Noch gruseliger ist freilich die Vorstellung, daß die Genforschung nun zeitgeistgemäß zur Privat-, d. h. Kapital-sache wird. Das Erbgut des Menschen und seiner Nutztiere verspricht technologisch ein weltweites Geschäft zu werden. Da werden Parlamente bald nichts mehr mitzureden haben bei der Gentechnologie und bei der Vermarktung ihrer Produkte.

GESELLSCHAFT: Dieses Wort hat in den letzten 40 Jahren eine wahre Inflation erlitten. Im christlich-bäuerlichen und später bürgerlichen Umfeld meiner Jugendzeit kam es kaum vor. Wenn ich es damals hörte, dann in drei Bedeutungen: a) als Bezeichnung der Oberschicht, die auch als die „feine“ Gesellschaft verstanden wurde, in der die „guten Sitten“ gepflegt wurden speziell bei Begrüßung und Verabschiedung, beim Essen und Trinken und vor allem beim Reden, wo der „gute Ton“ zu wahren war und wo zu passenden Gelegenheiten auch die passende Gesellschaftskleidung vorgeschrieben war; b) mit der deutlich abwertend klingenden Sprachform „Gellschaft“ hingegen bezeichnete man damals (und ja vielfach auch heute noch) Gruppierungen von Menschen fraglichen Charakters und wenig vorbildlichen Verhaltens. Kinder und Jugendliche wurden tunlichst von ihnen ferngehalten. Wenn Eltern von damals sähen und hörten, was da heutzutage an „Ungezogenem“ auf Tonträgern und Bildschirmen in Wohn- und

Kinderzimmer geliefert wird – sie würden es für einen Traum halten; c) das Wort Gesellschaft diente vor 60, 70 Jahren schließlich auch schon der Benennung von wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen u. a. Vereinigungen. Hingegen wäre mir seinerzeit kaum in den Sinn gekommen, die ganze „Menschheit“ als Gesellschaft zu verstehen, und meine mitmenschlichen Aufgaben und Pflichten hätte ich kaum als „gesellschaftliche“ benannt. Dafür gab es in meinem damaligen Weltbild die Familie und das Volk als Auftrags- und Schickalsgemeinschaften; eventuell noch das (christliche) Europa als „welt“-geschichtlichen Hintergrund dazu. Das (gepredigte) Prinzip der Nächstenliebe und die (bewegende) Idee der Volksgemeinschaft gaben dem Bauern- und Bürgersohn Sinn. „Klassen“ blieben ihm abstrakte Einheiten. Der Adel war ja abgeschafft, und die Arbeiterklasse gab es auf dem Dorf nicht. Hingegen bohrte sich früh der Begriff „Partei“ in mein Bewußtsein, weniger als Interessenverband, sondern vielmehr als ideologische Gemeinschaft im Kampf um die „ewigen“ Werte (Volk, Heimat, Vaterland, Recht). Wie in der Demokratie aus Parteien ein Staat wird, blieb mir in meiner Umgebung lang unklar. Erst als Abiturient habe ich das (1938!) bei der Schullektüre der einschlägigen Schriften von Aristoteles und Cicero zu verstehen begonnen. Auf dem Höhepunkt des Hitler'schen Führerstaates nutzte da unser Bamberger „Direx“ Dr. Wilhelm Schäfer – von den Nazis unbemerkt und von uns 18-jährigen erst nachträglich voll verstanden und gewürdigt – seine staatsbürgerliche Aufklärungschance. Aber auch in seinem Unterricht kam der Begriff „Gesellschaft“ nicht vor. Heute weiß ich, warum: Karl Marx war ihm nicht weniger „rotes Tuch“ wie Adolf Hitler!

Deren Fahnen sahen sich ja auch flächenmäßig sehr ähnlich.

Heute nun ist alles „gesellschaftlich“, und auch ich beteilige mich nahezu unreflektiert am soziologischen Abusus dieser Worthülse. Die Nächstenliebe ist während meiner zweiten Lebenshälfte erst international und nun gar global zur Übernächstenliebe geworden, wobei Karl Marx mit seinem materiellen Interessens- und Wertungskonzept das idealerotische Konzept

des Jesus von Nazareth hinter sich gelassen hat. Die menschliche „Gesellschaft“ wird freilich erst noch beweisen müssen, daß sie nicht doch nur „a Gesellschaft“ ist.

Nachtrag:

Die kurioseste Gesellschaftsform, die mir je zu Ohren kam, war die „kinderlose“: So titulierte sich allen Ernstes eine ORF 1-Sendung, die ich ums Jahr 1985 herum zufällig im Autoradio mitzuhören bekam. Sie hieß (wenn ich mich recht erinnere): „Auf dem Weg zur kinderlosen Gesellschaft“. Was sich der gottverlassene Autor wohl dabei gedacht haben mochte, als er über die zunehmende Kinderarmut des weißen Teils der Menschheit, also „unserer“ Gesellschaft, reflektierte, so als ob das ein Mangelphänomen beliebiger Art sei. Der Zeitgeist hatte ihn offensichtlich auf seinem biologischen Auge so blind gemacht, daß er den fundamental generativen Aspekt jeglicher Gesellschaftsstruktur nicht mehr sah. Man kann sie sich arbeitslos denken (wenn sie Sklaven hält), man kann sie sich beliebig reich oder arm, autoritär oder anarchisch, kulturlos oder multikulturell vorstellen, sicher aber nicht kinderlos; denn das heißt schlicht zukunftslos.

Damals ist übrigens der schwachsinnige Zeitgeistbegriff des „Generationenvertrags“ noch nicht Mode gewesen. So als ob Lebewesen deswegen Nachwuchs zeugten, weil sie an ihre Altersversorgung und Betreuung dächten. Da wären uns ja die Termiten edle Vorbilder; denn deren „Staats“-Strukturen beruhen bekanntlich auf Kinder – sprich Larven-Arbeit. Wir können unseren Nachwuchs wohl auch Ammen und Kinder- „Gärtner(inne)n“ zur Aufzucht überlassen; aber zeugen müssen wir ihn schon selber, wenn wir in unserer Gesellschaft etwas erhaltenswertes sehen. Das lehren uns auch die sklavenhaltenden Ameisen- „Völker“, die nahezu alles unterlassen, was sonst der Lebenserhaltung dient (sogar die eigenständige Nahrungsaufnahme), nur eines nicht, die arteigene Fortpflanzung.

Oder erscheint so eine Diktion heute bereits als menschlich unangemessener „Biologismus“? Hat unsere „Herrenrasse“ tatsächlich schon darauf vergessen oder gar verzichtet, ein schlichtes Lebewesen zu sein, das den unerbittlichen Seinsgesetzen „des Lebens“ unterliegt? Die Gattung

Homo dürfte ja von außen kaum so schnell existenzgefährdet sein (es sei denn, „die Welt“ als ganzes ginge unter); hingegen muß es wohl die Spezies sapiens und deren jetzige Spielformen („Rassen“) durchaus nicht „ewig“ geben.

Im Hinblick auf die Aussichten, die uns neuerdings von unserer Gentechnik eröffnet worden sind, gibt es freilich die ferne, aber doch reale Denkmöglichkeit, daß sich der Mensch generativ aus der Hand der Natur in die eigene nimmt und seine Individualität und Gesellschaftsform überbiologisch selbstbestimmt.

Unsere Hirnkapazität läßt diese monströse Potenz denkbar erscheinen. Aber wird sie auch für die nötige solidarische Zielsetzung einer solchen transhumanen „generatio“ ausreichen? Ohne eine übermenschliche Autorität sicher nicht. Vielleicht schlägt dann wieder die Stunde der Theologen.

GLOBAL: ist das neueste Modewort unserer Zeitgeistmacher. Was es heißt, weiß ich als „klassisch“ gebildeter natürlich schon längst, aber wie es nun als „das“ Jahrhundertwendewort zu verstehen ist, das erfordert einiges nähere Hinhören.

Weder Philosophen noch Militärs und auch nicht Weltpolitiker haben dieses Globale aktualisiert, sondern Wirtschaftsbosse, denen das „Kapital“ überquillt. Arbeitermassen, die verelenden, haben sie dank unserer Ersteweltsozialstaaten nicht mehr zu fürchten, somit suchen sie gezielt nach billigerem Produktionspersonal. So hoffen sie auch die „asoziale“ Konkurrenz der Asiaten und Tigerstaaten einzuholen, die das Kilo Auto oder Waschmaschine schon seit längerem billiger produzieren. Welch eine Ernüchterung der gesamt menschlichen Ideale! Vor 50 Jahren noch wehten die hehren Banner der Internationale als Symbole einer angestrebten (erd-) weltweiten Entsklavung der Menschheit, und nun schaut der Immernochzeitgenosse verwundert zu, wie friktionsfrei sich das Globalideale zum Globalkapital wandelt.

HAINBURG: Auch ein Zeitgeistbild: Meine Schwiegertochter Bärbel sitzt mit meinem Sohn Wolfgang bei minus 20 Grad Celsius in der Au, um das projektierte

Donaukraftwerk bei Hainburg mitzuverhindern. Zwei Besitzlose kämpfen für Bäume, die ihnen nicht gehören (Weihnachten 1984).

Hainburg



HANDY: In wenigen Jahren sind nun in meiner 8. Lebensdekade die Handies (Handys dürfte wohl orthographisch falsch sein?) zu Allerleuts-Attributen geworden. Die drahtlosen Nabelschnüre sorgen dafür, daß ihre Träger nirgends mehr allein sind; für mich eine nach wie vor abstoßende Vorstellung.

In meiner Kindheit auf dem Dorf hatte bestenfalls der Bürgermeister ein Telefon, und bis zu meiner Studienzeit in Wien galten Anrufe als etwas Schreckhaftes. Sie konnten nur Ungutes bedeuten; denn Geld zum bloßen Plaudern am Telefon gab's nicht bei uns. Diese komplexhafte Scheu habe ich im Grunde meines Ichs bis heute nicht ganz abgelegt. Mir kommt es noch immer bedenklich vor, wenn Leute am Telefon nur über belangloses und dummes Zeug schwätzen und so eine bewundernswerte Erfindung des menschlichen Geistes entwürdigen. Übrigens habe ich es in dieser Gesinnung als Präsident des mehrtausendköpfigen VDB (Verband Deutscher Biologen) in den 60er Jahren fertig gebracht, diese Funktion ohne privaten Telefonanschluß mehrere Jahre lang effizient auszuüben. Postkarten genügten auch. Im Notfall tat's ein Telegramm. Heute wäre das ein Fax, und ich gestehe abschließend hier: Nun gehört auch das Faxen gelegentlich zu meinen zeitgemäßen Unarten.

HAPPY: Ein Wort, das bereits zum Alltagsdeutsch gehört und im einfallslosen Geburtstagslied „Happy Birthday to You“ schon von Kleinkindern beherrscht wird. Es bringt infantil-reflexionsfreie Wohlgefühle zum Ausdruck, wie sie in unseren oberflächlichen Beziehungen und Gesellschaften Mode geworden sind. Das Handwerk der praktischen Psychologie lebt zunehmend von dieser Oberflächlichkeit.

HITLER ADOLF: Wegen diesem Mann heißt heute kein deutscher Junge mehr Adolf. Auch dieser Sachverhalt belegt seine rätselhafte nachirdische Faszination. Nur wenige kluge Leute erkennen und üben, was ihm als Person angemessen ist: Zurückhaltung.

Manche haben ihm diese bereits zu Lebzeiten angetan. Das klassische Beispiel dafür lieferte Karl Kraus, dem zu Hitler nichts einfiel. Sein Vorbild wirkt aber nicht nach. Je weiter wir uns (zeitlich) von Adolf Hitler entfernen, umso mehr nämlich fällt den (Zeit-)Geistern zu ihm ein. Und da kann ich mich einfach nicht ausnehmen. Ich lege also meinen Einfall hinzu: Ich sehe in Adolf Hitler die späte, aber vollkommene Rache Österreichs an Preußen: Für Schlesien also und Königgrätz hat der „böhmische Gefreite“ Preußen total zugrunde gerichtet. Es ist in unseren Atlanten gelöscht. Österreich ist noch drin.

HJ: Wer von den Jungen weiß heute noch, was die HJ gewesen ist? Zunächst war sie eine intellektuelle Ungeheuerlichkeit, weil sie als Begriff Millionen junger Geister dazu verführte und zwang, sich nach einem „Führer“ zu benennen und blinde Gläubigkeit für ihn zu entwickeln. Wer von uns damals 10- bis 17-jährigen aber hat das so gesehen? Sicher nur eine Minderheit. Meine persönlichen Erfahrungen mit ihr sind randlicher Natur geblieben. Das aber nicht aus bereits damaliger Einsicht in ihr Wesen, sondern durch mein spezifisches Glück im Unglück, das es mir ja auch bis heute möglich macht, so distanziert vom Zeitgeist meiner Jugendphase zu reden. Als Einarmiger war ich ja sichtbar nicht wehrtauglich und somit auch nicht voll in des Führers heranwachsenden Kriegerhaufen einzufü-

gen. Mein Vater, der ängstlich auf meine – naturgemäß nationalsozialistisch gedachte – Laufbahn bedacht war, hat mich selbstverständlich zum „Jungvolk“ und damit zur „Hitlerjugend“ angemeldet. Aber trotz aller meiner sonstigen sportlichen Motivationen und Aktivitäten wurde ich bei dem Haufen nicht warm. Bald schwänzte ich auch die sogenannten Heimabende, weil sie so stinklangweilig waren. Ein wesentlich Dümmerer als ich pflegte nämlich dort „geopolitische“ und ideologische Belehrungen zu Deutschlands Weltlage zu verzapfen, die mir einfach unerträglich primitiv vorkamen. Also blieb ich nach und nach ganz weg und vergaß die HJ, und sie vergaß mich. Das böse Erwachen kam eines Tages (etwa in der 6. oder 7. Gymnasialklasse), als ich zum Direktor gerufen wurde, der mir eröffnete, daß jetzt nur mehr aktive, d. h. Beitrag zahlende HJ-Mitglieder Schulgeldermäßigung bekommen könnten. Ich aber hatte dieses Beitragsgeld in Pralinen umgesetzt. Kurz, nach peinlicher Beichte bei meinem Erzeuger, reparierte der meinen pekuniären und moralischen Schaden – diese Reparatur war nämlich wesentlich kostengünstiger als das volle Schulgeld – und ich war bis zum Abitur wieder nomineller „Hitlerjunge“.

HOMO SAPIENS: Wie sich die Gattung Homo von ihren anderen Familienmitgliedern (Hominiden) distanziert haben mag, wäre das fundamentale Anliegen einer Wissenschaft Paläoethologie, wenn es die gäbe. Das Menschliche als spezifisches ethologisches Konzept der Art Homo sapiens konnte sich jedenfalls erst entwickeln, nachdem deren Monotypie gesichert war, d. h. nachdem nur noch eine dafür anspruchsberechtigte Lebensform (Art) übrig war. Alles, was mit uns heute zur (Unter-) Ordnung der „Primaten“ und innerhalb dieser zum engeren Familienkreis der „Menschenaffen“ zählt, sind eher nur Affen. Sie haben uns zwar bis heute noch überlebt, das aber nur in tropischen Randlagen von Afrika und Asien, wo die Menschenvettern selber noch als Entwicklungsbedürftige hausen.

Neuerdings freilich stellt sich als Novum der gesamten bisherigen Evolutionsgeschichte heraus, daß nicht diese wenig „entwickelten“ Nachbarn, sondern gerade



Junger Berggorilla in Dschomba.



Landschaft in Ost-Zaire.

die höchst „fortschrittlichen“ Fremden aus Europa Garanten des Überlebens der Menschenaffen werden könnten, wenn es ihnen gelingt, ihr rationales Ethos gegen das bisher wirkende Naturgesetz der Evolution durchzusetzen. Also erstmals könnte es dazu kommen, daß die Erhaltung „überholter“ Typen Gesetzescharakter bekäme. Das Foto veranschaulicht meine These: Es zeigt einen **Hügel in Ost-Zaire** (am Fuß der Virunga-Berge), der halb waldbedeckt, halb bebaut ist. Hier hat jene fremde Einsicht in die Einmaligkeit der letzten Berggorillafamilien im Verein mit entsprechendem politischen Druck und Geld die weitere Ausbreitung der ansässigen *Homines sapiens* aufgehalten. Touristisch-kommerzielle, medizinisch-genetische und andere vordergründige (d. h. human-vorteilige) Motive mögen mitwirken, es bleibt das einmalige Faktum der evolutionären Schubumkehr, das allerdings auch die

Horrorvision des sich selber wider die Natur „weiter-“entwickelnden Menschen auf-tut. Jedenfalls stoppt er hier erst einmal den sonst und bisher unaufhaltsamen Prozess des „Artentodes“, der ja unsere Erde, wie jeder Paläontologe weiß, naturgesetzlich zum gigantischen Friedhof und Artenmüllplatz gemacht hat und weiterhin machen muß.

HOTEL: Trotz langen Nachdenkens komme ich nicht mehr darauf, wann und wo ich tatsächlich ein solches Haus mit käuflicher Schlafgelegenheit in eigener Regie betreten habe. 1933, als meine Eltern im Dixi zum Heiligen Jahr nach Trier fuhren, um mit mir zu dem dort ausgestellten „Heiligen Rock“ zu „pilgern“, von dem sich meine fromme Mutter insgeheim ein „Wunder“ bezüglich meines gelähmten Armes erwartete, habe ich wohl „nur“ in Gasthöfen mitübernachtet. „Hotels“ konnte sich mein Erzeuger damals gewiß nicht leisten.

Das erste Mal, von dem ich konkret weiß, daß ich mir dann selber ein Hotel geleistet habe, war am 20. 2. 1942 in Znaim, wohin es mir gelungen war, mit der im Kapitel 1 geschilderten Hörsaalzettelchenaktion die neugierige Brunhilde Wilfert zu einer Thayatal-Wanderung zu locken. Znaim gehörte in jener Zeit ja zu „Niederdonau“. Das hatte den Vorteil, daß die ansässige „böhmische“ (=tschechische) Bevölkerung (reichs-)deutschen Gästen gegenüber besonders zurückhaltend war. In unserem Fall bedeutete das, daß der Wirt die damals übliche, um nicht zu sagen vorgeschriebene Frage nach unserem Zivilstatus sich nicht zu stellen traute. Er hätte ja sonst das sittlich windige Wanderer-Pärchen abweisen müssen. So hingegen kamen wir zu einer schönen, wenn auch etwas ruhelosen Nacht. Ihr sind dann – wunderbarerweise – noch 1000e – auch ruhigere – Hotelnächte in aller Welt gefolgt. Angefügt sei der Hinweis, daß ich mich bis heute in der obersten Kategorie dieser Institutionen (also bei 4 oder gar 5 Sternen) weniger wohl fühle, a) weil vieles an Wirten und Gästen zu aufdringlich und protzig ist, und b) weil mich das Mißverhältnis von „Komfort“ und Kosten stört, auch wenn ich's mir inzwischen leisten kann.



Hotel: So verlockend primitiv wie hier in Madagaskar muß das Hotel-Angebot aber auch wieder nicht sein.

ICH: Eine solche Einladung (siehe „Seminarinhalt“) hätte ich vor 30 Jahren gewiß nicht in meinem Briefkasten gefunden. Sie zeigt, daß viele jetzige Mitmenschen mit der ihnen gegebenen Ratio nichts anzufangen wissen, umso mehr aber mit ihren Ichs befaßt sind.

Je mehr sich diese als Selbstzwecke denken, erleben und gar aufführen, umso evidenter wird es, daß sich „die Natur“ mit der Ermöglichung eines solchen abgehobenen Evolutionsprodukts, das vom Objekt zum

Subjekt mutiert ist, auf diesem Planeten ein bedenkliches Eigentor geschossen hat. Man verzeihe dem Autor die respektlose Fußballmetapher.

Seminarinhalt
Die ersten 5 Tage beinhalten:

- Grundtechniken zum Hellsehen
- Erschaffung des unsterblichen Lichtkörpers
- Schicksalskreuz–Lebensentwicklung–Lebenserfüllung
- Geheime tibetanische Energieübungen
 - Arbeiten mit geistigen Helfern
- Entwickeln der inneren Stimme und Intuition
- Lichtkörperreading an einer anderen Person/en
- Energietechniken zur Erlösung ihres persönlichen Karmas von ihrem Traum-Körper
 - Wahrnehmung von eigenen und fremden Schicksalen
- Nutzen von geistigen Helfern aus früheren Erdenleben
- Reading zur Wahrnehmung der karmischen Muster zwischen einzelnen Menschen, einer Gruppe oder Familie & deren Heilung
 - Erzengel-Reading

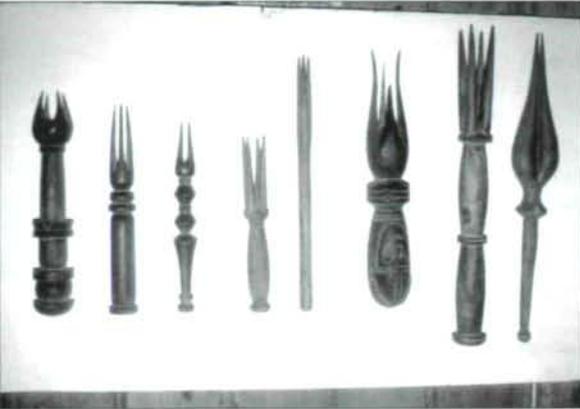
Einladung zu einer Reise in das „Ich“, Internationales Seminar für intuitive Wissenschaften.

IDYLLE: „Wer je bei einem guten Fläschchen Rotwein im Großraumjet saß, um bequem ins Idyllische zu kommen, wünscht sich das auch weiterhin so. Rückkehr zu früheren Lebensformen ist schlicht unbiologisch, meint ihr weiterhin domestikationsappetenter Biologist Friedrich Schaller“ [Karte an Frau Professor Strübing in Berlin, 1999].

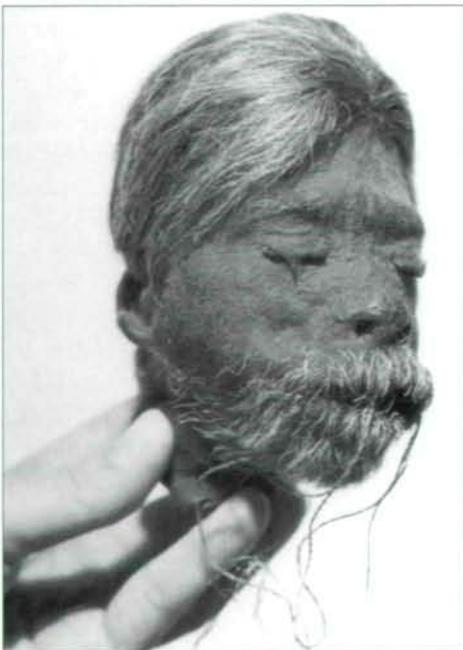


Idylle aus Peru, 1956.

KANNIBALISMUS: a) die hübschen Holzgabeln, die im Museum von Suva auf Viti Lewu (Fidschi) zu bewundern sind, stammen aus der nicht allzu weit zurückliegenden Anthropophagen- (=Kannibalen-) Zeit jener Insel und demonstrieren eine entwickelte EBkultur in der sichtbaren Anpassung der verschiedenen Gabelformen an die wechselnde Größe und Beschaffenheit der servierten bzw. aus dem Kochkessel zu fischenden Fleischstücke.



b) Eine Sonderform kannibalischen Brauchtums stellt(e) die Kunst der **Schrumpfkopffertigung** dar, die bei einigen Stämmen der Amazonas- „Indianer“ verbreitet ist (war). Das Bild habe ich in Peru nicht selber geknipst, sondern von Herrn Schön in Arequipa geschenkt bekommen.



c) Der europäische **Jetztzeiteesser** liebt in der Schweinshaxe auch verwandtes Fleisch, bearbeitet es aber mit uniformiertem Besteck. Sein chinesischer Zeitgenosse hingegen überläßt weiterhin die Zerkleinerung seiner festen Speisestücke dem Küchenpersonal und balanciert sein Essen auf zwei Stäbchen in den Mund. Es sei dazu angemerkt, daß der hier abgebildete Stammtischgast auch diese exotische Art der Nahrungsaufnahme (als Einhänder) gut beherrscht und sie im passenden Milieu auch gern praktiziert (was ihm freilich oft mißliebig als angeberisches Verhalten ausgelegt wird).



KLIMAKATASTROPHE: Diese Wort- bildung ist erst der letzten Generation meines Jahrhunderts gelungen. Klima und Katastrophe sind seit altersher übliche Bezeichnungen für Wetter und kürzer Unvorhergesehenes. In ihrer Verbindung bilden sie einen schwer definierbaren Begriff, weil Klima, wenn sich's ändert, für den, dem das gerade passiert, automatisch zur Katastrophe werden kann. Der nüchterne Weltbetrachter weiß, daß es so gesehen schon immer Klimakatastrophen gab. In der Antarktis gab's Bäume, jetzt Eis; England lag unter Gletschern, jetzt spielt man dort Golf.

Neu ist nur, daß nun der Mensch meint, er sei selber Klima- und Katastrophenmacher, obwohl er noch nicht einmal weiß, warum die letzte Eiszeit so eine faunistische Katastrophe wie die Einwanderung des Menschen nach Amerika herbeiführen mußte. Wenn homo viel verbrennt, wird er wohl mehr CO² frei machen; eventuell wird der Wasserspiegel an den Küsten steigen; für die Erde wird's nicht viel bedeuten, wohl aber für den, der meint, die Küsten seien für ihn da, und er wird sich dann sicher katastrophal benehmen, gegen seinesgleichen. Unser Planet kennt keine Katastrophen und ein Klima für alle Zeiten schon gar nicht. Dazu ist er zu groß und zu alt. Ordentliche Impakte wären Ausnahmen von meiner Langzeitregel.

KOMMUNION – KOMMUNIKATION

TION: In der Übergangsphase dieser beiden Begriffe habe ich eine Zeitlang Hörprobleme gehabt. Das muß so um die 1960 herum gewesen sein, wo unsere Kinder noch zur sogenannten Erstkommunion gingen und gerade das Wort Kommunikation in der Verhaltens- und Neurobiologie und in der Informatik in Mode kam. Heute kommuniziert alles, was lebt oder entsprechend programmiert ist, ohne daß ich oder andere Leute damit noch Verständnisprobleme hätten. So hat der wissenschaftlich und technisch getriebene Zeitgeist in wenigen Jahrzehnten einen klassisch-theologischen Begriff unserer Umgangssprache derart effizient umbesetzt, daß er heute vom belesebenen Gebildeten primär informationstheoretisch verstanden wird; und die ursprüngliche glaubenspraktische Bedeutung des „Kommunizierens“ ist die sekundäre geworden. Und so hat sich in wenigen Jahrzehnten ein Element des Sprach- und Gedankenguts unserer tausendjährigen (christlichen) Kulturgemeinschaft zur „technomorphen“ Alltagsformel gewandelt. Aus der höchstpersönlichen „Communio“ (mit Gott) wurde die unpersönliche Informationsform der „Communicatio“, die neuerdings in „Internet“ und „Datenhigh-way“ zum anonymen „Surf“-betrieb verkommen ist. Wenig Hirnkapazität genügt da, um maximal viel zu „erfahren“. Die „Macht des Wissens“ wird zum Massenartikel, und die Manipulation der Masse tarnt sich als Selbstbedienung.

KOMMUNISMUS –KOMMUNITARISMUS:

Was Kommunismus ist, wissen (oder glauben jedenfalls) heute alle (zu wissen). Meine Großmutter freilich (siehe VITA) hat mich (den Gymnasiasten) so um 1936 herum gefragt, was eigentlich der Unterschied zwischen den Kommunisten und den Komponisten sei. Vorsicht erscheint also geboten beim vulgären Umgang mit scheinbar allgemein vertrauten Wörtern. Von „Begriffen“ redet man besser überhaupt erst nach entsprechender Rückfrage. Bei 6 Milliarden Sprachgenossen kann es keine verbindliche Begriffsbildung geben. Seitdem nun der Kommunismus außer Mode kam, kommt der Kommunitarismus in dieselbe. Trotz intensiver Lateinschulung im Gymnasium bin ich unsicher beim Umgang mit diesem Wort. In meinem Fremdwörter-Duden steht es nicht. Aber soviel glaube ich verstanden zu haben, daß es die Sehnsucht nach etwas beinhaltet, was man kürzlich dumm entwertet und entwürdigt hat: Die *Communitas*, was soviel heißt wie das Gemeinwesen, die Gemeinschaft der Bürger, also der Leute, die mehr mit und für einander tun und fühlen als mit dem Rest der Menschheit, und folglich auch ein gemeinsames Wertesystem gegen andere solche abgrenzen. Der sogenannte Weltbürger ist somit der Gegenbegriff zum Kommunitarier und erschiene nur sinnvoll, wenn es extraterrestrische „Menschen“ gäbe. Die „Kommintern“ der Kommunisten war der irdische Versuch, einen solchen (nicht Welt-, sondern) Erd-Bürger zu realisieren. Bekanntlich scheiterte dieser edle Versuch an der Unzulänglichkeit des real existierenden Kommunismus, wobei die goldene Regel aller übermenschlichen Sozialisierungsversuche erneut ihre Bestätigung fand, die da lautet: Alle einigermaßen geglückten Sozialismen sind ethnische, nationale oder religiöse. Was darüber hinausgeht, endet bestenfalls in Despotie.

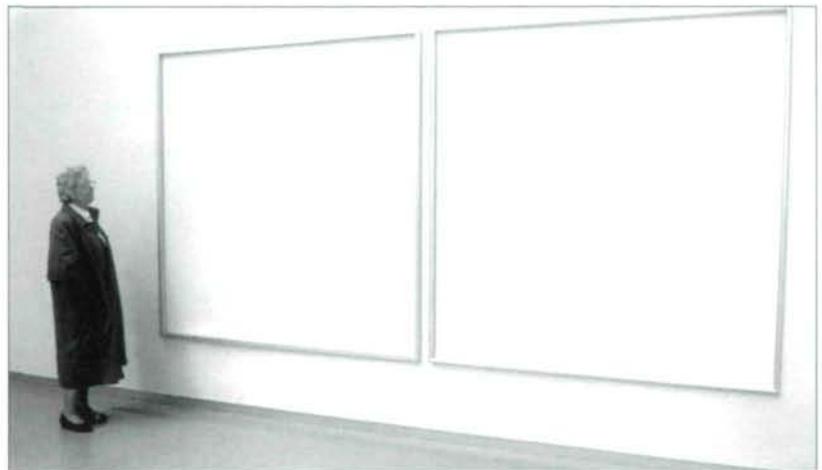
Der *Kommunitarismus* hingegen ist etwas derart real Existierendes, daß er als Begriff und Wort entbehrlich erscheint. Es gibt keinen Menschen ohne Mitmenschen („Nächsten“).

KREDITKARTE: Kredit zu nehmen, galt schon immer als ein Zeichen von mangelndem (Bar) geld und kam unter Normalbürgern bei großen Anschaffungen, Investitionen, Neubauten und -gründungen vor. Staaten und Herrscher nahmen schon immer Kredite oft und gern und nannten sie Anleihen. Ich jedenfalls vermied sie, wo ich konnte und nahm nie einen, der höher war als drei Monatsgehälter. Wie dann so in den 70er Jahren die Kreditkarten aufkamen, pflegte ich zu sagen: „Ich habe doch Geld; wozu brauche ich da eine Kreditkarte“. Für gefährliche Reisen gab's ja die Reiseschecks. Wie ich aber dann erstmals in den USA ein Auto mieten wollte, merkte ich, daß man den Bargeldzahler mißtrauisch wie einen Bankräuber ansah. Seitdem habe ich halt auch so eine Kreditkarte, obwohl ich in Wahrheit gar keine brauche.

KUGELSCHREIBER: Der Kugelschreiber ist heute nicht mehr wegzudenken. Meine Generation hat vergessen, daß es ihn in ihrer Schulzeit noch nicht gab. In der Schule hatten wir im Pult versenkte Tintenfäßchen, die sich gut zum Eintauchen von Mädchenzöpfen eigneten, was freilich zu drakonischen Strafmaßnahmen führte. Das saubere Schreiben mit den kratzigen Stahlfedern war ein Problem. Ich besitze noch ein Heft, wo zwischen den steilen Zügen der gotischen Schrift unzählige feine Tintenspritzer zu sehen sind. Auch die eher vornehm „gestilten“ Füllfedern (-federhalter) hatten ihre Tücken. Am Beginn und am Ende einer Füllung neigten sie zu klecksigem Entladungen. Und bei jeglicher Federschreiberei hatte man blaue Finger. Bleistifte galten als nicht dokumentationsfähig und hatten die blöde Eigenschaft, daß sie immer abbrachen. Somit sollte das Datum der Einführung der Kugelschreiber groß in meinem Gedächtnis markiert sein; aber trotz aller Mühen: Ich kann mich überhaupt nicht daran erinnern, wann ich zum ersten Mal so einen Pen in der Hand hielt.

KUNSTBEGRIFF: Zu diesem Stichwort muß ich mir nichts einfallen lassen, weil die rezente Zeitgeistmode zahllose Künstler und Kunstexperten für ihre einschlägigen Auslassungen so gut bezahlt, daß sich letzteren nichts mehr Gescheites hinzufügen läßt.

Ich entnehme schlicht dem „Spektrum“ der österreichischen Qualitätszeitung (Eigendefinition) „Die Presse“ vom 6. 2. 1999 Seite 5 folgende Zitate Christian Sotriffers: „Alle Versuche, die Fallhöhe zwischen Kunst und Leben, Fiktion und Praxis, Schein und Wirklichkeit einzuebnen, lassen sich heute als Nonsense-Experimente verstehen“ (Jürgen Habermas). Weiters: „Was sich über Kunst sagen läßt: Kunst ist Kunst-als-Kunst, und alles andere ist nichts als Kunst. Kunst ist nicht, was nicht Kunst ist.“ (Ad Reinhardt: Ich vermute, der Unglückliche heißt im Original Adolf?). Schließlich: „Gerhard Richter, als Maler überall zu Hause und im Wortsinn zu allem fähig, glaubt an ‚keine Lehre bei einem Kunstwerk‘. Bilder, die deutbar seien, und die Sinn enthalten, sind schlechte Bilder.“

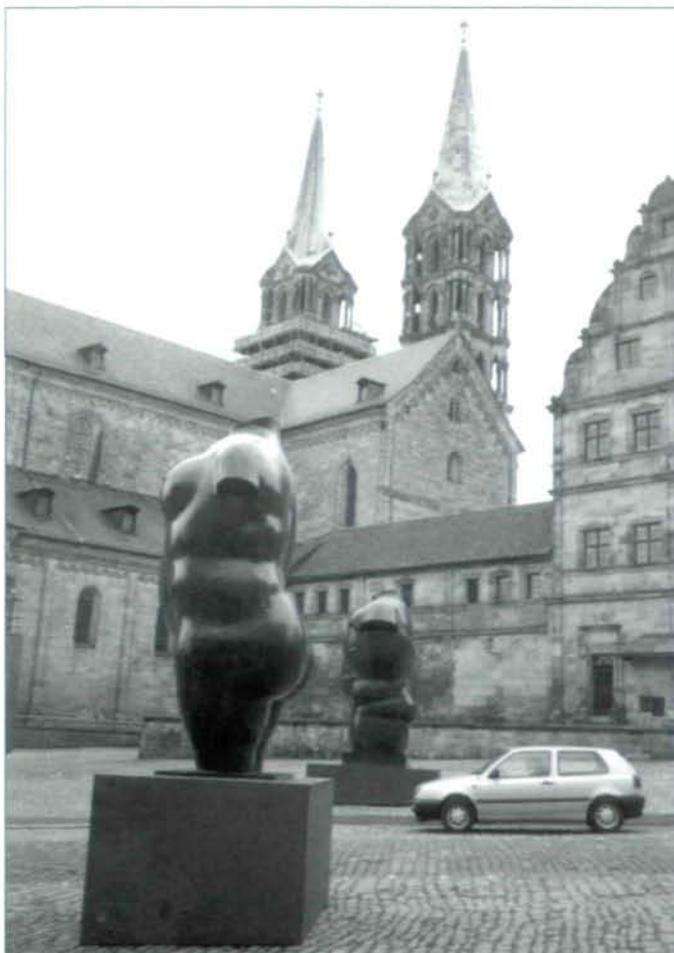


„Kunst-als-Kunst ist nichts als Kunst“. Dieser fundamental wahre Satz des Herrn Ad Reinhardt sei an zwei museumswürdigen Malbeispielen aus Holland hier noch optisch dokumentiert. Und wegen jener Wahrheit sei gleich auch der Name des Künstlers für nichtig erklärt. Ein(e) schlichte(r) Betrachter(in) fragt sich da nur, warum neben einem solchen Endpunkt von Vernichtung die Malerei doch wieder von vorn anfang, indem sie weiter mit Farben arbeitet, deren frei wechselnde Verteilung allerdings noch unendlich viele Variationen zuläßt, ehe die ersten Fälle von Kongruenz auftreten werden, die dann endgültig allgemeine Langeweile oder innungsinterne „Fälschungs“-Vorwürfe auslösen könnten. So gesehen erscheint also die Malkunst noch auf lange Zeit gesichert. Dem Evolutionisten geht dabei freilich eine komische Frage durch den neugierigen Schädel: Haben die menschlichen Maler der ersten Stunde an ihren vorsteinzeitlichen Höhlenwänden eventuell so angefangen, wie nun ihre evoluierten Nachsteinzeitepigonon zu enden scheinen: In lustvoll sinnloser Kleckerei? Zum finalen Purismus in reiner Monochromie oder gar – wie hier – in weißem Nichts fehlte ihnen gewiß noch die rhetorische Palette einer Kunsttheorie.

Ein Bild stellt sich dar als das Unübersichtliche, Unlogische, Unsinnige. ...“
Ich gestehe, das wäre mir nicht eingefallen...
... und noch ein Zitat finde ich in der Presse vom 4. 1. 1999, das den Denker nachdenklich, wenn nicht traurig macht: „Im Fall Bohatsch konstatiert Michael Lüthy das Abgehobenwerden einer ‚Materialität der Leinwand von der Immaterialität des imaginären Bildraums‘. Damit verbunden sei das Aufgeben jeder ‚politischen, sozialen oder konzeptionellen Sinnebene‘...“



b) Am Schönleinplatz unterhalb des Dombergs sieht der erstaunte Biologe, daß Parallelevolutorisches bei den Gäulen auftritt (zumindest im Kopf des Künstlers).



Dazu zwei konkrete Kunstzeugnisse von mir:

a) Ein in Bamberg humanistisch geprägter Jetztzeitgenosse hat hier auf dem Domplatz trotz Halteverbot sein Auto gestoppt, um die Spannung zwischen aufgeklärter Gegenwart und finsterem Mittelalter im Foto festzuhalten. Bemerkenswert erscheint ihm die feiste Leiblichkeit der Spätzeitmenschen vor der wohlproportionierten Schlichtheit des Gotteshauses ihrer frühgotischen Vorfahren.

KUNSTBETRIEB: Dem Zufallsleser und Zeitgenossen ist zum folgenden Text aus „Die Presse“ vom 11. 5. 1999 spontan „Arbeitsdienst“ eingefallen, der schlichte Gedanke also, daß eventuell ein paar Spaten in die Hände der müden Künstler gedrückt den einfallsschwachen Kunst-„Betrieb“ auf sinnreichere „Ideen“ hätte bringen können. Das von Thomas Kramar anschaulich geschilderte langweilige Getue ist wohl gruppenspezifisch. Man stelle sich einmal Brahms, Bruckner, Mahler und R. Strauß oder Kandinsky, Nolde, Picasso und Klee als Gruppenkünstler vor.

Traurig bleibt die Tatsache, daß hier auch der notorisch wirksame Kreativfaktor Hunger als möglicher Stimulus durch Steuergelder unwirksam gemacht wird.

Kramar also schreibt: Wie hinterfrage ich laue Linsensuppe?

„Among Others 3“ in der Kunsthalle Exnergasse: Künstlergruppen versuchen, heißt es, einen „intermedialen Dialog“. Protokoll einer gescheiterten Annäherung.

Ein Haufen Bierdosen in einer Ecke, ein Sortiment von Lautsprechern in einer anderen. Einer bastelt an einem alten Radio. Ein Zelt, ein Stapel Zeitungen, eine improvisierte Kantine: Es ist nicht abgewaschen, dafür zielen Mikrophone auf die Küchengeräte. „Everything here is in progress“ liest man auf einem Bildschirm. Das mag stimmen – nur in welche Richtung?

Die erste Künstlergruppe sei gerade am Abbau, die zweite am Aufbau, wird dem Be-

sucher bedeutet. „Work in progress“ eben. Es gibt Linsensuppe, noch von der ersten Gruppe. An der Wand hängen Photos: Alltagsszenen mit den Künstlern, der Kuratorin. Auf einem sieht man zwei schwarzgekleidete, übernachtige Herren am Naschmarkt: So sehen halt Künstler beim Einkaufen aus ...

Der Besucher fühlt sich wie ein Eindringling in eine hermetische Welt, wie Bob Dylans Mister Jones: „Something is happening, but you don't know what it is.“ Wann, bitte, wird hier etwas gezeigt, etwas vorgespielt? Aha, im „Kunstradio“ auf Ö1, live. Gleich anhören. Die Sprecherin liest aus dem Presstext („intermedialer Dialog“, „künstlerischer Arbeitsprozeß“, „ständige Hinterfragung“ usw.), dann kommt das Produkt der „permanenten Soundskulptur“: eine längliche Collage aus Feedback-Geräuschen, Pop-Splittern, Gläserklirren, Stimmen, Hundebellen. Das Klischee „Kunstradio als Suche nach dem Radio“, ausgewalzt auf fade 45 Minuten. „This is only a test“, sagt eine Stimme auf Schleife.

Milch auf der Membran.

Macht nichts. Noch ein Versuch, zwei Tage später. Eine „final pollination“ steht auf dem Programm. Diesmal sieht man ein Video: die Künstler auf der Straße. Verwackelt, wie's sich gehört. Ein Lautsprecher vibriert vor sich hin, eine milchartige Flüssigkeit blubbert auf der Membran. Einer schreibt emsig Sprüche auf Zettel: „Drowning by numbers“, „They are looking“, „There are critics here“.

Ertappt! Okay, ich gebe zu, ich habe selten Menschen mit künstlerischer Attitüde so unkonzentriert vor sich hin basteln und musizieren gesehen. Man hat nicht einmal das Gefühl, daß es ihnen Spaß macht; sie haben sich dazu verurteilt, sich selbst beim „kreativen Prozeß“ zu beobachten, und das kann mühsam sein. Wie sagt der in eine römische Theatergruppe geratene, zur „spontanen“ Äußerung angehaltene Obelix so schön? „Oft geht mir aber nichts durch den Kopf!“ Das kann passieren. Daher sollte man sich, wenn man einen Raum wochenlang multimedial zu bespielen gedenkt, etwas überlegen. Wortblasen wie „spatiotemporäre Synchronizität“ (aus dem Presstext!) klingen vielleicht gut, sie heißen aber kaum mehr als nichts (Kramar, T., aus *Die Presse*, 11. 5. 1999, S. 34).

KUNSTKRITIK: Hier noch ein Stichwort zum besonders zeitgeistsensiblen Kulturbegriff Kunst: Seitdem ich begriffen habe, daß „Kunst“ doch nichts mit Können zu tun hat, lese ich – also nun etwa seit 60 Jahren – auch Kunstkritiken und habe so längst gelernt, daß auch diese ihrerseits Kunst sein können. Die Kombination der kunstcharakterisierenden Adjektive und Verben macht mich oft neidisch, weil ich mir gestehen muß: Das wäre Dir nicht eingefallen! Und dann kommt unvermeidlich der Wunsch hinzu, wissen zu wollen, was sich der (er-) schaffende Künstler selber bei oder zu seinem Werk wohl gedacht hat. Mir kommt vor, daß die Spanne zwischen Vorstellung, Ausführung und Nach(ge)rede immer größer wird. Bei Kunst, die sich im Dreischritt Kreation, Reproduktion (Performance?) und Interpretation vollzieht, kommt mir vor, daß nun in der „Post-Moderne“ vom 1. zum 3. Schritt gewaltige Zuwächse erfolgen. In der historischen Dimension unserer Kulturgeschichte bedeutete das übrigens auch, daß Goethe etwa oder Sebastian Bach die jetzige „Besprechung“ eines ihrer Werke kaum mehr als ein darauf sich beziehendes Elaborat erkennen, geschweige denn an-erkennen, könnten.

KUNSTRAUB – RAUBKUNST

(BEUTEKUNST): Solange es Kunst gibt, gibt es auch Kunstraub. Sogenannte bewegliche Kunstgegenstände wie Bilder oder Plastiken lassen sich ja – bei Krieg oder Einbruch etwa – leicht mitnehmen. Mit Literatur und Musik geht das oft nicht so leicht; da ist es am sichersten, die Künstler einfach selber mitzunehmen. Architektur hingegen kann man nicht mit-, sondern nur ein-nehmen.

Den ersten Kunstraub im großen Stil tätigten die Römer in Griechenland. Heute noch profitieren unsere Unterwasserarchäologen davon, daß den damaligen Besatzern manches überladene Kunstraubschiff unterging. Später waren die Spanier in Mittel- und Südamerika oder die Franzosen zu Zeiten Napoleons in Ägypten und Europa kaum schlechtere Kunsträuber. Und wenn man Leute, die „Kunst“ bewußt weit unter Wert von überwältigten und übertölpelten Machern und (Nach-) Besitzern „kaufen“, auch zu den Räubern im weiteren

Sinne rechnet, dann sind die restlichen transatlantischen Europäer kaum schlechtere Kunstdiebe gewesen als ihre prominenten Kontinentalgenossen.

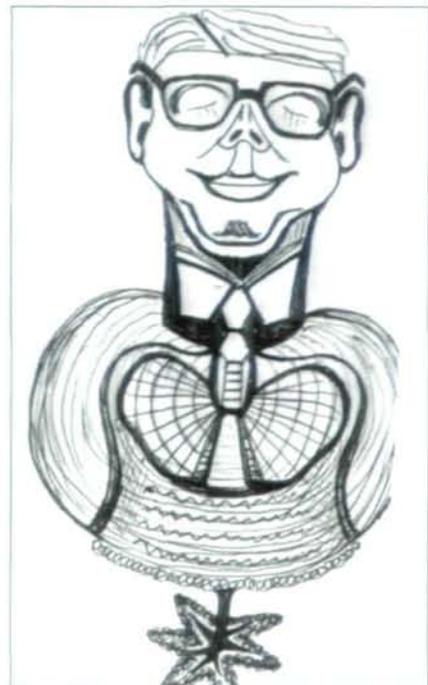
Nach dem (bisher) zweiten Weltkrieg nun gibt es ein Phänomen, das – zumindest aus sprachlicher Sicht – völlig neu erscheint: Die **Raubkunst**. Dieses Neuwort fügt den altbekannten Künsten oder Kunstfertigkeiten eine hinzu, die bisher als solche wohl geübt, kaum aber so bezeichnet, geschweige denn gewertet worden ist. Das deutsche Wort „Kunst“ kommt zwar vom Zeitwort können, ist aber belastet mit einem Kulturbegriff, den es anderswo kaum gibt, vor allem nicht im Angelsächsischen, das die Trennung von Zivilisation und Kultur nicht kennt. Das englische Wort „art“ gibt somit nicht das wieder, was wir (als „Gebildete“) unter Kunst zu verstehen gelernt haben. Weil aber inzwischen im umgezogenen Nachkriegsdeutschland auch der Kunstbegriff entgrenzt worden ist, konnte ein Unwort wie „Raubkunst“ bis in unsere (journalistisch vorfabrizierte) Alltagssprache kommen, ohne Ohrenscherzen hervorzurufen. Das Deutsche erlaubt ja viele Wortzusammensetzungen, aber es ist (und bleibt hoffentlich) sehr sensibel für die jeweilige Wortposition. Wenn freilich das allgemeine Sprachgefühl für den Unterschied von Kunstraub und „Raubkunst“ schwindet, dann hat es auch keinen Sinn mehr, vom Sinn der Kunst zu reden, und der Satz „Kunst ist nichts als Kunst“ wird schlicht „wahr“, was immer das heißen mag (siehe Seite 279).

Ein Künstler, der raubt, ist also weder Kunsträuber noch Raubkünstler, solange er nicht Kunstobjekte raubt oder sein eventuelles Raubhandwerk künstlerisch ausübt. Wer Kunst kunstvoll nachmacht, kann aber dem Delikt Raub nahekommen, es sei denn, er wäre „ausübender“ Künstler in der Musik. Wer andererseits ein musikalisches oder auch literarisches Kunstwerk nur unkünstlerisch abschreibt, kann bei entsprechender Preishöhe doch leicht zum Kunsträuber werden. Überhaupt spielt der jeweilige Preis die entscheidende Rolle bei der Wertung von Kunsträuberei. So betrachtet kommt mir oft der Gedanke, daß unser Kunsthandel das sei, was das Neuwort Raubkunst meint: Die Kunst nämlich, aus Kunstwerken fast beliebig Profit zu ziehen,

ohne selber Künstler sein zu müssen oder einen solchen adäquat am Profit zu beteiligen.

Dem Wortübel Raubkunst ist die ebenso üble, aber gemäßigte Wortform Beutekunst nachzuführen. Sie klingt in sensiblen Ohren „humaner“, auch wenn sie denselben Sachverhalt wie die Raubkunst umschreibt. Eben (Juli 1999) hat die russische Duma sogar ein so benanntes Gesetz beschlossen, demzufolge die von den Russen 1945 erbeuteten Kunstobjekte legaler russischer Staatsbesitz seien. Dem ist nichts hinzuzufügen: Beutekunst gehört weiterhin zu den humanen Kunstfertigkeiten von Siegern.

KUNST, NEUE: Hier noch ein Beispiel einer graphischen Kunstgattung, der noch immer ihr Ismus fehlt, weil die Wiener Kunstmafia nichts von Zwettl weiß, wo den inzestuösen Paarungen von Urmutter Philosophie mit ihrer neotänen Nachgeburt Biologie regelmäßig die kuriosesten Grapheme entspringen, die die weißen Löcher meiner Mitschriften zwischen den offenen Fragen von Zweck, Wirklichkeit, Logos und vielen anderen rhetorischen Unredlichkeiten parabolisch füllen:



Meine Impression vom realexistierenden Lehrpersonal des Zwettler philosophisch-biologischen Seminars.

LEBENSVERSICHERUNG: Wer wirklich weiß, was Leben ist, weiß auch, daß man es nicht „versichern“ kann. Lediglich mit seinem ungewissen Ende kann man spekulieren und hoffen, daß die volle Versicherungssumme fällig wird, ehe alle Raten gezahlt sind, was freilich nur allfälligen Erben nützt. Im günstigsten Fall wird man so alt, daß die Versicherung prä mortal „auszahlen“ muß, was allerdings nichts anderes ist als ein Sparvertrag. Der stattliche Immobilienbesitzstand aller Versicherungsgesellschaften zeigt übrigens, wie lukrativ das Assekuranzgeschäft überhaupt ist. Selten macht eine von ihnen pleite. In wirklichen Katastrophenfällen helfen sie ja alle nichts. Naturgewalten sind nämlich im Kleingedruckten regelmäßig ausgeschlossen. Und der Tod ist schließlich auch eine solche, weswegen ich, seit ich denken kann, den Begriff „Lebens“- Versicherung für eine Sinnwidrigkeit halte.

Ihre „Vertreter“ habe ich wegen ihres harten Jobs zeitlebens bemitleidet, trotzdem aber nicht eingelassen. In Braunschweig, wo ich im versicherungssensiblen Alter war, stand einer einmal gar in schwarzer Trauerkleidung vor der Tür unseres Reihenmiethauses, um seine in bewegten Worten vorgetragene Geschichte vom tragischen Tod eines jungen Familienvaters auch optisch stark zu inszenieren. Der Arme hatte einen schnellen Abgang; ähnlich dem des Wiener Bankfilialenleiters, der 15 Jahre später vor meiner halb offenen Tür im neuen Zoologischen Institut darauf wartete, ob ich für ihn kurz Zeit hätte. Meine Sekretärin sagte mir gerade, er sei gekommen, um mir kurz nach dem Umzug ins neue Institut auch einen günstigen Wechsel „der“ Bank vorzuschlagen. Ich fand das eher lustig und sagte halblaut, aber vernehmbar: „Ja gehen denn jetzt in Wien auch die Bankdirektoren schon hausieren?“ worauf sie ihn, als sie wieder hinausschaute, nicht mehr vorfand.

Die LIEBE: Mit dem Wort „Welt“ hat das Wort „Liebe“ Beliebigkeit und Uferlosigkeit gemeinsam. Lieben konnte man wohl schon immer alles. Und wenn man Primaten und andere höhere Säuger unvoreingenommen beobachtet, zeigt sich, daß es im Grunde eine mammologische und nicht nur eine anthropologische Verhaltens-

gemeinschaft ist. Ich weiß natürlich, daß mir bei dieser Diktion Philosophen, Theologen, Humanisten empört ins Wort fallen, weil ihnen die Liebe ein innerer Zustand ist, über den man nicht ethologisch-rational reden kann. Jedenfalls ist es nach Ich und Du, Mensch und Gott eines der am häufigsten gebrauchten Wörter aller Sprachen.

Hier beschäftigt mich nun nur die jetztzeitliche Semantologie dieses Allerweltsbegriffs.

Mit Auflösung der „gesellschaftlichen“ Schichtungen unserer Population seit 1950 hat er noch einen letzten Inflationsschub erfahren, wonach es heute unmöglich ist, kommentarlos zu erfassen, was unser jeweiliger Gesprächspartner konkret meint, wenn er „Liebe“ sagt. Gottesliebe geht einher mit beliebiger Sündhaftigkeit; die Nächstenliebe „spendet“ gern, schickt aber die Oma zur „Entsorgung“ nach Mallorca; die Kindesliebe endet oft im bitteren Streit ums „Besuchsrecht“; Hunde und Katzen werden geliebt bis hin zum Petersiliensträußchen auf dem Fleischteller und zur gepflegten Grabstätte; und was sich schließlich in sexueller Liebe auslebt und erschöpft, geht auf keine Kuhhaut mehr. Das liebt sich kreuz und quer und in aller Öffentlichkeit. Im Fernseher und auf Videos läßt sich „Liebe“ schrankenlos „konsumieren“. So kann ein denkender Mensch das Wort „Liebe“ kaum mehr ohne entsprechende „Hinterfragung“ in den Mund nehmen.

Ich staune nur über meine Generation, die das alles (seelisch) gesund mitgelebt und überlebt hat.

LIFTEN: Meinen ersten Lift erlebte ich in Nürnberg, in einem Kaufhaus, und ich fand ihn faszinierend. Um die gleiche Zeit (1928?) erlebte ich (auch dort) die erste Cloopülung, und ich fand sie höchst schreckhaft, denn ich meinte nach dem ersten Zug an der Schnur, ich hätte was kaputt gemacht, und nun würde das Wasser ewig weiterfließen. Weitere Ziehungen versetzten mich in Panik, aus der mich schließlich nur die Gastgeber erlösen konnten.

Aber zurück zu den Liften: 20 Jahre später lernte ich die ersten Schilifte (in Bayern) kennen, allerdings nur optisch, denn schon damals hatte ich für sie als ein-

gefleischer Tourengänger nur Verachtung. Inzwischen bin ich aber dankbar in Wolkenkratzern Lift gefahren, und ich habe noch lernen müssen, daß man sich auch ganz anders liften lassen kann. Gelegentlich fällt es nämlich auch mir auf, wenn erschlafte Backen wieder straff erscheinen.

LIQUIDIEREN: Ein in der Stalin-Machtära gängiger Begriff, der heute wieder in Mode ist. Auch damals wußte nur eine Minderheit, daß das (lateinische) Wort schlicht „Verflüssigen“ bedeutet; aber nahezu jeder wußte, was aktuell damit gemeint war: Nämlich die übliche Genickschusspraxis des russischen NKWD. Bei der SS später machte man das ökonomischer aus der Distanz und in Serien und nannte es „säubern“. Mein Jahrhundert war da schon zeitweise ein großes in jedem Betracht. Jetzt, am Ende macht es sich – Gottseidank – wieder kleiner und versteht aktuell unter „Liquidieren“ lediglich das Flüssigmachen von „angelegten“ Werten.

LOGO: Als mir meine Studenten und Kinder mit diesem dämlichen Wort kamen – wann war das nur? – war ich fast „frustriert“ (als Lehrer und Vater); denn aus meinem Munde konnten sie den komischen Zweisilber gewiß nicht haben. Den hätte ich gern heute noch vor mir, der so eine Sprachinjurie in die Welt gesetzt hat. Leser, die ihn oder sie kennen, sollten mich anrufen.

Nun aber, was heißt Logo eigentlich? Die vermutlich zeitlich ältere, dümmlichere Bedeutung meint eine zeitmundgerechtere Umformung des erkenntnistheoretischen Begriffs des Logischen. Wenn ich vor 10 Jahren einen der größeren Enkel auf einen wissenswerten Sachinhalt hinwies, den er aber schon kannte, antwortete er nur „logo“ und hatte damit seine ganze Replik in ein Kurzwort gefaßt. Ich muß allerdings zugeben: dämlich aber clever.

Die zweite Bedeutung hat mit der Kunst der bewundernswert entwickelten Werbung und mit Semiotik zu tun. Dort nennt sich ein „Logo“, was auf Briefköpfen von Firmen und Vereinen, bei der Kennzeichnung von Markenartikeln und mehr oder minder edler Zielsetzungen zur unverwechselbaren Signatur und zum meist gesetzlich geschützten Signum wird. Parteien, Gesell-

schaften, Religionen können sich in Logos verdichten, indem sie gern die Initialen ihres Namens mit Spruchweisheiten verwickeln. Verwandt sind solche Logos mit den Piktogrammen, die in besonders verwirrender Formenfülle unsere Lufthäfen zieren; übrigens auch ein typisches zeitgeistiges Phänomen unseres internationalisierten Informationsbedarfs, der mangels einer konkreteren „Welt“-Sprache durch Bilder und Zeichen für Analphabeten befriedigt werden muß, ähnlich der altägyptischen Bilderschrift oder der Biblia pauperum (Armenbibel) unserer mittelalterlichen Kirchen. Ich jedenfalls, ein des Lesens mächtiger, habe damit nicht selten meine Mühe auf der Suche nach bestimmten Orten und Örtchen.

Ein Hinweis noch zur oben genannten „Sem(e)iotik“, die sich neuerdings zu einer Wissenschaft aufgebläht hat. Das unschöne Kunstwort (wohl von K. Bühler stammend) bezeichnet etwas dem Zoologen lang Bekanntes, nämlich das, was wir spätestens seit O. Heinroth und K. Lorenz als die angeborenen (=ererbten) Schemata (auch angeborene auslösende Mechanismen = AAM genannt) bezeichnen, also rezeptorische WahrnehmungsfILTER und zentralnervöse Korrelationsapparate, die dafür sorgen, daß wir artgemäß Gestalten und deren Bedeutung erkennen können, ohne sie erst lange „lernen“ zu müssen. Denn solche Lernprozesse wären so zeitaufwendig, daß das lernende Individuum vor dem Lernerefolg schon tot wäre. Genau so verhält es sich mit den Piktogrammen in der Sem(e)iotik: Der Fluggast kann nicht erst Englisch lernen, um das Clo im Airport zu finden, sondern er muß es am Piktogramm (ein Clo-Schema eben) spontan diagnostizieren können.

Auf diesem Gebiet des internationalen Analphabetismus ist unsere Zeit groß in Form. Die angestrebte „Weltkultur“ läßt sich ohne ihn ja auch nicht realisieren. 6 Milliarden erst Englisch beizubringen, wäre zu mühsam und zu teuer.

LOGORRHOE: Die Krankheit unserer Zeit. In den Wienern Erwin Ringel und Friedrich Heer, in den Zeitphilosophen Sloterdijk und Capra zu klassischer Ausprägung gebracht.

MANIPULATION: In meinem alten Duden (von 1966) steht unter diesem Stichwort die primäre Wortbedeutung vorn: Hand- bzw. Kunstgriff. Heutzutage hingegen manipulieren nicht mehr schlichte Handwerker, sondern Menschenfreunde und -feinde aller Art, und das macht auch der jetzige Duden deutlich, in dem die eigentliche Bedeutung des Wortes nach der übertragenen aufgeführt ist: Demnach ist ein Manipulant kein Handwerker mehr, sondern ein „Profi“ der Wortverführung und des Wortbetrugs. Unsere Werbe- „Industrie“ sei als globales Beispiel genannt. Nicht erst seit Goebbels haben sich nun auch unsere Politiker zu versierten Manipulanten entwickelt, wobei ihnen aber oft das vierte Machthaberkollektiv im Staat noch den Rang abläuft, nämlich unsere sogenannten Massenmedien. Soeben, wie ich das hier schreibe (am Morgen des 25. 2. 2000), erlebe ich ein schönes Hörbeispiel im ORF: Er meldet, daß heute in Texas eine mehrfache Großmutter hingerichtet wurde. Daß es sich um eine Doppelmörderin handelte, meldet er nicht.

MEIN KAMPF: Alle Welt weiß, daß Hitler dieses Buch in der Festungshaft zu Landsberg am Lech geschrieben hat. Wer aber hat es wirklich gelesen? Ich nicht (wenigstens nicht ganz). Aber ich besitze ein Exemplar, das uns der Wiener Standesbeamte 1943 bei der „weltlichen“ Trauung feierlich überreichte. So war es Vorschrift im ganzen Reich. Nachträglich allerdings wundert man sich beim Blättern darin besonders darüber, wie offenherzig Hitler seine Pläne und Absichten darlegt, wo doch „nachher“ viele behaupteten, sie hätten nicht erkennen können, was er wirklich wollte. Sie hätten nur zu lesen brauchen!

Die Geschichte unseres „Mein Kampf“-Exemplares ist aber unabhängig von solchen politethischen Überlegungen so originell und zeittypisch zugleich, daß ich sie hier meinen möglichen Lesern nicht vorenthalten will: Im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Zeitgenossen, die in der letzten Stunde des 1000-jährigen Reiches alles „Nazistische“ verschwinden ließen, haben wir unseren Hochzeitsband im Bücherregal des Poppendorfer Schulhauses einfach stehen lassen (besser gesagt verges-

sen). Als wir nach dreitägiger Vertreibung durch die „Amis“ wiederkamen, fand ich u. a. auch das gute Stück wieder, scheinbar unberührt an seinem alten Platz. Als ich's aber in die Hand nahm, fielen vier sorgfältig zusammengelegte lose (d. h. herausgerissene) Blattviertel heraus. Es war die einzige Bildseite des Bandes mit dem in würdiger Pose dargestellten Gröfaz (= größter Führer aller Zeiten; ein Ausdruck, den ich damals naturgemäß noch nicht kannte). Und beim Durchblättern entdeckte ich noch einige herausgerissene und als ganze ebenso sorgfältig wieder ins Buch zurückgelegte Blätter. Es waren jene Seiten, auf denen sich der werdende Führer mit seinem traumatischen Hauptproblem, der „Judenfrage“, befaßt hat. Ich besitze das so zum Unikat gemachte Buch noch heute.

MENSCHHEIT, MENSCHEN- RECHTE – PFLICHTEN – WÜRDE:

Vor mehr als 70 Jahren lernte ich einfach, daß der Mensch als Geschöpf Gottes spezifisch menschliche Pflichten und Rechte habe. Das Wort Würde kam in dem Zusammenhang kaum vor; denn für „das Kind Gottes“ verstand sich die von selbst, sofern es sich menschenwürdig benahm. Die Todesstrafe für Schwerverbrecher stand nicht in Frage.

Der Begriff „Menschheit“ wurde weniger als physische Gesamtheit aller Menschen verstanden, sondern eher als deren spiritueller Überbau, durch den freilich Rassen und Religionen vielfach tiefe Gräben zogen. Besitz von Geist und Seele mit Unsterblichkeit machte jedes Menschenexemplar („Menschenkind“) zu etwas Unersetzbarem. Der Opfertod galt somit als das Höchste, was ein Mensch für andere solche leisten konnte. Und es war selbstverständlich, daß keiner für sich war und wirkte, sondern alle für- und miteinander nach Lage und Können.

Im 3. Reich verengte sich einerseits das Menschenbild ins Völkische und Nationale, und die sozialen Ansprüche verdichteten sich in der sogenannten Volksgemeinschaft erheblich. Vaterland und Familie, Ahnenerbe und gesunder Nachwuchs waren Schlagworte und Leitwerte; der „Mensch“ als solcher kam weniger zur Sprache. Das (eigene) Volk war nahezu alles. In unseren

Verfassungstexten ist das übrigens bis heute so geblieben; denn nach wie vor gehen unsere Grundrechtstitel von diesem Begriff aus. Folglich mußte der politische und ethische Untergang dieses verengten Menschheitsbildes nach 1945 unabsehbare Folgen haben. Interessanterweise hat sich aber der Wertewandel (zumindest in meinem Gesichtskreis) zunächst nur konkret politisch und dann erst nach und nach auch theoretisch-ethisch vollzogen. Mein jugendlicher „Menschentugend“-Katalog hat sich dabei hartnäckig gehalten. Schnell fielen zwar die Wertinhalte und -grenzen des „Völkischen“; aber die allgemein menschlichen Rechte und Pflichten erwiesen sich als wertbeständig. Das galt auch bezüglich ihres sprachlichen Gebrauchs. Erst die Kriegs- und Nachkriegsgeborenen haben dann von 1960 an mit der Umwertung begonnen und Begriffe wie Selbstverwirklichung, Recht auf den eigenen Bauch, Generationenvertrag, antiautoritäre Erziehung und andere kontraproduktive Bildungsziele formuliert und gefordert und schließlich in einer Welle von durchaus ungesetzlichen Aktionen und Demonstrationen auch durchgesetzt.

Heute sieht der menschliche Wertekatalog um mich herum wesentlich anders aus als vor 30 Jahren: Sex und Abtreibung sind „liberalisiert“, Vaterlandslosigkeit ist tugendhaft, die Ehe ein Vertrag wie jeder andere, Selbstverwirklichung bis hin zur „Bewußtseinsweiterung“ durch Drogen gilt als legitime Lebensethik, der Gedanke der Todesstrafe selbst für das abscheulichste Verbrechen ist tabuisiert, Sprachregelungen aller Art werden unter dem Begriff „political correctness“ praktiziert wie zu Josef Goebbels' Zeiten.

Das Menschenbild meiner „großen“ Enkel unterscheidet sich somit erheblich von meinem. Sie wissen erstaunlich genau, was Menschenrechte sind, und können nur erstaunlich undeutlich formulieren, was Menschenpflichten sein sollen. Vielerlei Würdelosigkeiten tolerieren sie im reflexionsarmen Einklang mit ihrem anerzogenen Wunschbild von der Menschenwürde. Tagaus, tagein konsumieren sie kommentarlos humane Ungeheuerlichkeiten. Der gewaltsame Tod eines schwulen Schneidermeisters (Versace) bewegt sie tagelang; ein vom Vater mißbrauchtes Kind löst eher distan-

zierte Notstandsmitgefühle aus. Daß der Begriff der Menschenwürde nicht nur ein objektiver, sondern zu allererst ein subjektiver, mich selbst fordender und zügelnder ist, hat die herrschende Ich-Ideologie vergessen.

Weitgehend unbemerkt von unserer sprachregulierenden Schreiber-Oberschicht ist übrigens das übermenschlich „Völkisch-Nationale“ inzwischen von unten her doch wieder virulent geworden als gewerkschaftliche Argumentation für die Sicherung „wohlerworbener“ Rechte und Ansprüche. Da kann natürlich nicht jeder neueingemeindete Genosse beliebig partizipieren. Transnationale Sozialismen sind theoretisch (verbal) höchst edle und ethische Ideen, aber in der materiell-politischen Tagespraxis sind halt – bislang – nur nationale Sozialismen auch realisierbare solche geblieben. Zwischen unserem „gepredigten“ und praktizierten Menschenbegriff klafft somit weiterhin die große Lücke des allzu Menschlichen. Einem altgelernten „Christen“ ist das ja nichts Neues.

Nachbemerkung:

Das MENSCH:

Die Gattungsbezeichnung Mensch tritt in unserer Hochsprache nur in der männlichen Form auf. Weitgehend vergessen ist, daß es sie auch in der sächlichen Variante gab (und gibt), speziell im bayrisch-österreichischen Sprachraum. Hier versteht man unter einem Mensch (im Dativ trägt die korrekte männliche Sprachform bekanntlich die Endung -en; was freilich zunehmend abhanden kommt) ein kindliches oder etwas primitiveres erwachsenes weibliches Menschenindividuum. Liebevoll wird es im kindlichen Fall gern zum Menschel verkleinert. Jedenfalls ist die Sprachform „das Mensch“ der Hinweis darauf, daß schon lange vor dem heutigen Gleichheits = Gleichberechtigungskomplex ein Bedürfnis für sprachliche „Correctness“ unter Menschen bestand.

Allerdings genügt der Ausweg ins Neutrum neuerdings nicht mehr, wo die Frauen nun weltweit den Weg ins Urmännliche angetreten haben, nämlich zum Militär. Da stehe ich in meinem Alter hilflos vor einem Zeitgeistphänomen, das mir als Kulturwesen einfach unfaßbar bleibt: Nach Jahrtausenden hatten ja alle „zivilisierten“ Menschengruppen die Übereinkunft er-

zielt, daß das „Kriegshandwerk“ „reine“ Männersache sein solle – und nun das? Nicht einmal Hitler hat am Ende Frauen an der Front zugelassen.

Zu solchen barbarischen Entdifferenzierungen muß es kommen, wenn sich die „Menschheit“ als bloßes „gesellschaftliches“ Konstrukt begreift.

MILITARISMUS: Erst heuer (1999) fand ich dieses amüsante und aufschlußreiche Beutestück aus Österreichs militaristischer Vergangenheit im Kaiserjäger-Museum von Innsbruck (anlässlich der dortigen 92. Jahrestagung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft). Unser heutiger Begriff von Militarismus ist geprägt von den unästhetischen Massenschlachtfeldern unseres Jahrhunderts. Aber weiterhin bleibt er durchwirkt von den Eitelkeiten der potentiellen Helden, die ehrenvoll für alles Erdenkliche alles-Erdenkliche riskieren. Ein solcher klassischer Held seines werdenden Vaterlandes war in der Neuzeit bekanntlich noch **Garibaldi**. Und „die Österreicher“ waren seine schwierigsten, weil nachbarlichen, Feinde. Umso größer muß man sich deren Stolz darüber vorstellen, daß sie nicht nur das Gefecht von Bezzeca am 21. Juli 1866 „siegreich“ bestanden, sondern dabei auch noch den persönlichen **Tragsessel des verwundeten Nationalhelden** erbeuten konnten. Militarismus ist gewiß „Männersache“; sonst wäre er kaum so kindisch zugleich.



Tragsessel Garibaldis

MONDFLUG: Neulich war ich in Peenemünde, wo **Wernher von Braun** während des Krieges verbissen und moralfrei für seinen Lebenstraum arbeitete. Die V1 und V2 (übrigens wohl Goebbel'sche Chiffren) waren nicht sein Ziel, sondern nur Mittel zum Zweck. Den Amerikanern verdingte er sich anschließend genauso bedenkenlos, weil er wohl wußte, nur bei ihnen fände er das Potential zur Verwirklichung des Mondflugs.

Ich kann mir gut vorstellen, wie es ihn elektrisiert hat, als die Russen ihren Sputnik um die Erde schickten. Das war im Herbst 1957, und wir waren gerade mit einem VW-Käfer bei Granada unterwegs, als wir das Gepiepse dieses ersten „Raum“-Flugkörpers der Menschheitsgeschichte im



Die V1 und V2 in Peenemünde.

Autoradio zu hören bekamen. Wer hätte damals gedacht, daß schon 12 Jahre danach der erste Mensch seinen Fuß auf den staubigen Mondboden setzen werde. Was Neil Armstrong dabei sagte, hat mich schon damals bedenklich gestimmt: Den letzten kleinen Schritt für sich bezeichnete er bekanntlich zugleich als einen großen für die Menschheit. Ich glaube nicht, daß er wirklich wußte, wovon er sprach: Viele seiner Artgenossen hatten weder Ahnung noch Vorstellung von dem, was er tat. Mit dem Begriff Menschheit gehen wir ja noch heute präpotent gedankenlos um. Für mich freilich bleibt in der Lebensrückschau jener 20. 7. 1969 der bemerkenswerteste Tag meines irdischen Daseins: Einer der großen utopischen Menschheitsträume verwirklichte sich, und ich war hörend, sehend und denkend dabei.

MULTIKULTI: Eines der dümmsten, weil menschnaturwidrigsten Vorhaben meiner späten Lebenszeit ist die Phrase und These von der erlösenden multikulturellen Zukunft der sogenannten Menschheit. Ich pflege dieses „humane“ Zukunftsbild gern den „Milchkaffee“ zu nennen, weil, wenn man alle Rassen gleichmäßig mischt, etwa Milchkaffeepigmentierung herauskommt. Womit freilich eines der heikelsten Themen unserer Selbstverständnis-Problematik zum Vorschein kommt: Die Erbungleichheit der Art *Homo sapiens*. Die vielbekakelte „Gleichheit“ der Menschen ist doch ein Mißverständnis in dem Sinne, daß die wenigsten, die davon reden, Gleichheit und Gleichberechtigung auseinanderhalten können. Auch das schöne Modewort von der Chancengleichheit der Menschen beruht auf unserer fundamentalen hominiden Selbstunaufgeklärtheit: Den bewunderswert hohen Grad an Individualisierung (der am besten im rein humanen Begriff der Person oder noch besser der Persönlichkeit zum Ausdruck kommt), hätten wir doch nie erreicht, wenn die Natur oder ein Schöpfer zugleich das Ziel der Chancengleichheit verfolgt hätte(n). Wie auch hätte sich Chancengleichheit aus Naturgesetzlichkeit entwickeln können, wo doch überall das Fertigungsprinzip der Überschußvermehrung mit dem der Konkurrenz und Auslese kombiniert wirkt. Kurz, alle Spielarten des weltweit siedelnden *Homo*

sapiens – und eine zweite Gattungsuntereinheit hat er ja leider nicht neben sich geduldet – resultieren aus Naturgesetzen, seien es Rassen, Völker, Ethnien, Stämme, Sprachgruppen, Kulturen, Glaubensgemeinschaften, Ideologien oder was auch immer. Schließlich ist ja auch das bei *Homo sapiens* ausschlaggebende, vor allem in seiner Ontogenese wirksame, Traditionsverhalten eine Naturgesetzlichkeit. Konrad Lorenz hat im (abhanden gekommenen) Begriff der Instinkt-Dressur-Verschränkung bewußt zu machen versucht, daß jeder von uns Resultat zweier Prozesse ist: eines erbgesteuerten Entwicklungs- und Differenzierungsprozesses (a) und nachahmungsgesteuerter und lerngesteuerter Personifizierungsprozesse (b). Somit kann keiner dem anderen gleich sein, nicht einmal im Extremfall eineiiger Zwillingsherkunft. Ebenso wenig allerdings auch lassen sich biologische Elaborate typenrein züchten. Bestenfalls lassen sie sich klonen, als identisch sich zerfallsvermehrnde Multiplika-te eines Individuums (einer Person).

Die rezente genetische Grundidentität aller *Homines* (*sapientes*) ist unbezweifelt: Wir alle vermehren uns offensichtlich völlig uneingeschränkt untereinander seit der Steinzeit. Auch bei den Khoisan oder bei den Ainu, die gewisse spezifische morphologische Eigenheiten an sich tragen und vererben, ist nicht eine Fruchtbarkeitseinschränkung bei Kreuzung mit anderen Menschenpopulationen bekannt geworden. Der *Homo sapiens* ist eine der „besten“ Arten, die wir in der animalischen Systematik kennen. Umso selbstverständlicher ist es auch bei seiner langen und breiten Siedlungsgeschichte, daß er sich innerartlich differenziert hat. Es ist schlicht lächerlich, so zu tun, als sei da nichts.

Die momentane Verteufelung des Rassenbegriffs (Rasse = eine mehr minder starke erbliche regionale Differenzierung von Artgenossen) von wenn überhaupt, dann am ehesten ökologischem Anpassungswert kann der redliche Biologe nicht dulden, weil sie ein fremdmotivierter Eingriff in sein rational entwickeltes Begriffssystem ist. Wissenschaftlich definierte und gesicherte Wirklichkeiten dürfen in unserer Spätkultur auf keinen Fall je nach Mode und Zeitgeist „gute“ oder „schlechte“ „Werte“ sein! Sie sind immer nur Aufgabenstel-

lungen für unseren Verständnis suchenden Verstand. Rassen sind also nicht – wie der italienische Genetiker Luigi Luca Cavalli-Sforza „nachzuweisen“ versucht und der Wiener Humanbiologe Horst Seidler in seiner fast betroffen machenden Werte-Ethik und Pragmatik begründet, zu vernachlässigende Spielformen der Natur, sondern Folgen und Zeichen des Lebensgrundgesetzes vom ewigen Variieren der mehr minder artspezifischen Lebensformen (Individuen, Personen). Denn Leben gibt es nicht als solches, sondern nur in Trägern. Diese Träger aber sind variabel und sterblich und tendieren zu Veränderungen, die nicht von heute auf morgen, sondern nach und nach zu neuen Erscheinungsbildern, d. h. zu neuen Gestalten und Fähigkeiten führen. So ist es seit Jahrmillionen und so bleibt es. Homo sapiens freilich deutet merkbar die Möglichkeit an, daß er dem Werdens- und Seins-Gesetz der Lebewesen enttrinnen will und wird: Indem er (was er ja schon seit langem mit wachsendem Erfolg tut) seine individuellen Defekte und Schwächen repariert und neuerdings im Begriff ist, sein artspezifisches Fertigungsprogramm transgenerativ zu korrigieren und zu optimieren. Zu welchem Ende so ein autoprogrammiertes Überlebe(ns)wesen oder Ungeheuer führen mag, ist unabsehbar und in kosmischer Sicht auch belanglos; denn was in der „Biosphäre“ unseres lachhaft kleinen Sonnenplaneten geschieht, ist für das Weltganze soviel wie nichts, selbst wenn man die modische Chaostheorie zu grunde legt. Unser konkretes „Multikulti“-Problem wird dann sowieso vom autonomen Herrenmenschentum der wissenden Macher überspielt sein. Bis zu Nietzsches Übermenschentum wird es dann aber immer noch ein weiter Weg sein. Unser Schöpfermechanismus Generationenfolge läßt sich kaum beschleunigen. So flott wie Bakterien oder Einzeller können wir nie werden; wir wollen's ja auch nicht, weil wir vertrackterweise unser „Leben“ auch noch „er“-leben; und dieses „Erleben“ möchten wir halt, so weit es nur geht, in die Länge ziehen. Dumm ist und bleibt nur, daß „Verlängern“ immer nur am dünnen Ende geht, nicht am saftigen Anfang oder in der kernigen Mitte.

Aber um hier nicht außerhalb des Stichworts zu enden: Nochmals sei's in niederer biologischer Sicht und in höherer

kultureller Schau wiederholt: „Multikulturell“ kann nur heißen, daß dieser Erdball weiterhin vom bunten Teppich unserer humanen Rassen, Kulturen und Nationen überzogen bleiben muß, wenn er eine wirklich „menschenwürdige“ Wohnstatt der „Menschheit“ bleiben soll. Allein die mehr als 5000 Sprachen, die wir hervorgebracht haben, dürfen nicht verschwinden. Oder wollen wir doch den Milchkafee und die Weltkultur?

„NACHHALTIGKEIT“: Die „Nachhaltigkeit“ ist ein Zeitgeistwort, das mir in den Ohren schmerzt, denn es zeigt mir, daß ich mit meinem Sprachgefühl nicht mehr zu meiner Zeit gehöre.

Freunde der Erde

SOL Nr. 69 d März 1995





Der Begriff "Nachhaltigkeit" kann durch das nebenstehende Logo erklärt werden:

- **Die Kurve:** Energie-, Rohstoff- und Bodenverbrauch, Güter- und Schadstoffproduktion etc. steigen derzeit rasant an. Was die Erde aber braucht, ist ein stationäres Gleichgewicht - der waagrechte Zweig - allerdings in den meisten Fällen auf einem niedrigeren Niveau als heute.
- **Der Kreis:** Es geht aber nicht nur um den zeitlichen, sondern auch um den räumlichen Aspekt. Jeder Mensch auf der Erde (durch den Kreis dargestellt) hat ein Anrecht auf denselben Anteil an Energie, Boden usw. wie wir. Die stationär für das globale Ökosystem jeweils akzeptable Menge muß also durch die Zahl der Weltbevölkerung dividiert werden. So ergibt sich der Anteil, den jede/r von uns guten Gewissens konsumieren kann.

Werbeschrift zum Thema Nachhaltigkeit.

Bis herauf zu den jetzt 60-jährigen verstehen es meine Zeitgenossen als Bezeichnung für gesicherte Dauerhaftigkeit. Ich verstehe es seit 70 Jahren als Begriff für Intensität und Ausdauer bei beliebigen Tätigkeiten. „Nachhaltige Nutzung“ heißt doch nicht, daß ich etwas auch noch in 100 Jahren nützen kann, sondern daß ich es intensiv und ausdauernd (erschöpfend) tue.

Fürchten muß ich, daß die modisch gelobte „Nachhaltigkeit“ in unserer Ökologie in den meisten „Fällen“ doch in meinem Sprachsinn praktiziert wird.

NACHKRIEGSZEIT: Fast 50 Jahre „meines“ Jahrhunderts sind bei uns als Nachkriegsjahre gezählt worden. Selten in der Menschheitsgeschichte mag es eine solche Kriegsverlängerung gegeben haben, während welcher mancherorts nicht weniger Zerstörung stattfand als im eigentlichen Krieg. In Dessau steht als eindrucksvolles Beispiel dafür das **Mausoleum des Fürstenhauses Anhalt und Askanien**. Ich bin neulich dort gewesen und habe mir dazu den beigelegten Artikel aus dem Medienspiegel der Stadt Dessau ablichten lassen, dem nichts hinzuzufügen ist.

NATION: Genau zu der Zeit als die „Vereinten Nationen“ in Mode und zur Welt kamen, verlor das Wort den heiligen Schauer, den es mir bis dahin über den Rücken zu gießen gepflogen hatte. In Europa gab es da (nach 1945) nur ein deutsch sprechendes Land, das frisch (wenn auch nicht gleich fröhlich) in Nationalismus schwelgte: Österreich. Sonst in der Welt kam der Nationalismus erneut groß in Mode, und in wenigen Jahren gab es mehr Nationen auf ihr, als es je zuvor gegeben hatte. Die Amerikaner schlugen den Europäern überall die Bibel aus der Hand, mit der sie ihre christlichen Kolonien gerechtfertigt hatten. Die materiellen und militärischen Herrschaftsmittel hatten diesen sogenannten Kolonialherren ja schon zuvor die Deutschen und Japaner kleingemacht. So betrachtet war das dauerhafte Hauptergebnis der beiden „Weltkriege“ unseres Jahrhunderts die globale Beendigung des eurogenen Kolonialismus (wenn man von den russischen, chinesischen, indonesischen, südamerikanischen Schönheitsfehlern dieses edlen Weltbildes absieht und die Reste der Kolonialvölker in Neuseeland, Australien, den USA und Kanada vernachlässigt).

Der Begriff „Nation“ ist freilich ein Problem, vor allem seit die USA eine solche sind, obwohl ihre Staatsbürger den verschiedensten Völkern entstammen. Nationalität bedeutet bei ihnen schlicht auf amerikanischem Territorium von wem auch immer geboren zu sein und/oder einen US-amerikanischen Pass zu haben. Ähnlich ist es in Australien oder Brasilien. Sonst aber sind Nationen historisch meist aus dynastischen Souveränitätsarealen und deren Völkern hervorgegangene Entitäten mit starker ethnischer, sprachlicher und kultureller Uniformität. Im Idealfall fallen Volk, Sprache und Staat zusammen, wie etwa in Japan oder im heutigen Deutschland. Doch gibt es auch Mehrvölker-Nationen, von denen aber in aller Regel eines das dominante ist, was man am ehesten daran sieht und hört, daß solche Mehrvölkerstaaten stets eine „Staatsprache“ haben und pflegen wie beispielsweise Spanien, Frankreich oder England im jetzigen Endzustand ihrer Nationenwerdung. Rußland und China hingegen sind noch dabei, ihre Staatsgebiete sprachlich und kulturell zu „reinigen“.

Kalte bauliche Schönheit

Mausoleum in Dessau sieht vorerst ungewisser Zukunft entgegen

von FRANK HILBERT

Imposant anzusehen ist das Ende des vorigen Jahrhunderts in Dessau errichtete Mausoleum. Der seinerzeit regierende Herzog von Anhalt Friedrich I. ließ es als Begräbnisstätte des fürstlichen Hauses Anhalt und Askanien erbauen. Das 43 Meter hohe Gebäude steht auf einer 38 mal 46 Meter großen Grundfläche. Das Wappentier der Askanier, der Bär, befindet sich rechts und links an der Freitreppe. Oberliefert ist, daß unmittelbar nach Vollendung des Gebäudes der Herzog 1898 den zwölf Jahre zuvor verstorbenen Erbprinzen Leopold von Anhalt, der in der Kellergruft der Schloßkirche zu St. Marien beigesetzt worden war, in das Gruftgewölbe des Mausoleums

überführen ließ. Später fanden dort weitere Mitglieder der Adelsfamilie ihre letzte Ruhestätte.

Durch den Zweiten Weltkrieg kam es zu Zerstörungen am Gebäude sowie danach zu Plünderungen der Sarkophage. Ungehört blieb zu Beginn der 50er Jahre bei der damaligen Stadtverwaltung die Bitte der damals noch lebenden Erbprinzessin Elisabeth von Hessen, das Mausoleum und die Kellergruft abzusichern.

Später sollte aus der Grabstätte ein Jugend-Tanzcafé werden, was auch aufgrund entschiedener Proteste seitens der Kirche und von Kulturfunktionären scheiterte.

Allerdings hatte man in einer Nacht- und Nebelaktion im Spätsommer 1953 die noch im Mausoleum befindlichen Särge auf einen Lastwagen der dama-

ligen kasernierten Volkspolizei aufgeladen. In eine Grube auf dem Ziebigker Friedhof wurde die „Ladung“ einfach abgekippelt, später pflanzte man Efeu darauf. Die Stelle wucherte zu.

Bislang wurde lediglich das Dach dicht gemacht und an der Außenfassade einiges getan. Zur Zeit seien jedoch keine weiteren Gelder für Fassade, Treppe und den Innenbereich vorhanden, wie RUND-SCHAU vom Dessauer Amt für Stadtplanung und Denkmalpflege erfuhr.

Auch gebe es seitens des Prinzen Eduard von Anhalt eine Forderung auf Rückübertragung.

Somit wird das Mausoleum im unmittelbaren Bereich des Tierpark-Eingangs vorerst eine kalte bauliche Schönheit bleiben.



Presseartikel aus der Elbe-Elster-Rundschau vom 7. 8. 1997, unten das Dessauer Mausoleum.

d. h. ihre eingemeindeten Fremdvölker wie etwa die Tschetschenen, Uiguren oder Tibeter zu akkulturieren und zu allinquieren. Kunstnationen wie die Versailler Kreationen „Jugoslawien“ und „Tschechoslowakei“ halten sich aus eigener Kraft kaum (was sich ja, kurz nachdem ich das zu Papier gebracht habe, nun drastisch gezeigt hat).

Das Nationale hatte in meiner Jugend einen fast heiligen Klang. Wenn man Franzosen oder gar US-Amerikaner beim Abspielen ihrer Nationalhymnen beobachtet, werden sie dabei offensichtlich auch noch heute von solchen frommen Schauern durchzogen. Bei den Deutschen hingegen verraten die „postmodernen“ Mienen nur wenig Bewegung. Interessant ist die Sache mit dem Nationalgefühl bei den Österreichern. Ein gutes Drittel von ihnen hält sich trotz eigenem Pass und Geld einfach für Deutsche. Der Rest übt sich in mehr minder starkem Nationalismus, obwohl Geschichte, Sprache, Kultur und Wirtschaft klare deutsche Kohärenz und Identität zeigen. Hier hoffen alle, die sich überhaupt noch mit solchen „unzeitgemäßen“ Überlegungen und Gefühlen abgeben, daß das „Vereinte Europa“ und sein Einheitsgeld (der „Euro“) demnächst dem nationalen Dilemma ihres 1918 vom Viel- zum Einvolkstaat gezwungenen dynastischen Restgebildes ein sanftes Ende bereiten werden.

Und die ganz anationalen Gefühlsmenschen Österreichs träumen schon vom final-globalen Weltstaat ohne alles Nationale.

So liefert **Österreich** das klassische Beispiel für die totale neuzeitliche Verwirrung des Begriffes Nation. Zwei schöne Landstriche „unter“ und „über“ der Enns gaben erst einer erfolgreich wachsenden Dynastie den Hausnamen für ihr polyethnisches Imperium, und der ist dann dem entdynastifizierten Rest dieses Länderkonglomerats als Staatsname übrig geblieben. Weil sich aber dieser Staats-Rest sprachlich wie neuzeitgeschichtlich als Teil des Kulturgroßraums Deutschland erlebte, setzte er seinem pars-pro-toto – Namen die Silbe Deutsch- voraus, und er hätte sich konsequenterweise auch im ersten Schmerz und Zorn über den Verlust von Raum und Macht in seine Deutsche Nationalität zurückgebettet, wenn das die siegenden Alliierten zugelassen hätten.

Ein Sohn des Landes hat die „Wiedervereinigung“ zwar dann doch noch vollzogen, aber davon wollen dessen Staatsgenossen heute gar nichts mehr wissen. Indessen ist nämlich der dynastische Imperialrest nicht nur zum Staat, sondern auch zur „Nation“ mutiert. Wie schon eingangs gesagt sind ja die Österreicher 1945 die ersten erfolgreichen Neonationalen Nachkriegseuropas gewesen. Auch ihr Vorbild dürfte daran mitgewirkt haben, daß heute Europa mehr Nationen enthält als je zuvor.

Das Paradoxe an der aktuellen weltweiten Nationenschwemme ist der wehende aktuelle Zeitgeist. Unbeirrt von der Realität schwärmt und predigt er von Entnationalisierung, Transkulturation, Polyethnie und Globalisierung. Die eklatanten Widersprüche zwischen Wunsch und Wirklichkeit wurzeln im Defizit des Begrifflichen. Zwar haben wir im Deutschen die klar auseinander gehaltenen Worte: Volk, Land, Staat, Sprache, Kultur und Nation. Hier kann jeder Gebildete Staat und Nation auseinander halten. Das ist im Angelsächsischen nicht so einfach: England ist gewiß ein klar begrenztes Staatswesen; aber als Nation hat es Probleme mit „seinen“ Schotten zum Beispiel. Die Staatlichkeit Österreichs, der Fidschi-Inseln und der USA sind kein Problem; wie aber steht's mit deren Charakter als „Nationen“?

Im Neuzeitbegriff der „Vereinten Nationen“ (die ja initial erst nur ein Siegerkollektiv gewesen sind), wird das Begriffs-dilemma noch deutlicher: Die „United Nations“ lassen nur Regierungen als nationale Hoheitsträger gelten. In unserem „Vereinten Europa“ (EU) wird's einmal das gleiche sein. Die von vielen dabei mitgedachte Parallele zu den USA (also zu den vereinigten „Staaten“ von „Amerika“) hinkt da doch hinten und vorn.

Mit freigesprochenen Indianern und Negern und mit kolonialen Verwaltungseinheiten geht es beispielsweise leicht, eine Hauptstadt in irgendeine Provinz zu installieren. Wir Europäer hingegen werden es bestenfalls zu einem Verwaltungszentrum bringen; so wie die „Vereinten Nationen“, die doch gerade als solche genau das bleiben und bewahren wollen, was sie sind:

Nationen eben!

NEONAZIS: Daß es dort, wo noch Altnazis leben, auch Neonazis geben kann und gibt, ist verständlich. Aber wenn man von Neonazis in England, Dänemark oder gar aus den USA hört, wird man nachdenklich. Das Führer-Bild dieser Jugendlichen kann doch nur aus Schule, Fernsehen, Radio und Literatur stammen. Wie sollte er sonst so lebendig geblieben sein, daß er noch immer schlichte Gemüter fasziniert? So hat er doch erreicht, was er wollte: In ungezählten Köpfen lebt er weiter. Allein hätte er das nie geschafft. Auch als Phantom hat er offenbar eifrige Helfer. Das muß ja junge Hirne faszinieren, die bekanntlich gern für das sind, was ihre Eltern ablehnen und verbieten.

Mir als Langzeit-Zeitgenossen jedenfalls macht der „Neonazi“-Begriffsunfug Kopfschmerzen, weil Figuren, die mir heute als solche avisiert werden, zu den Zeiten, aus denen ich wahre Nazis in Erinnerung habe, schon wegen ihres meist unsäglichen „Outfits“ keine Chance bei diesen gehabt hätten.



NÜRNBERG: Wenn einer heute Nürnberg sagt, muß er aufpassen, wie er's meint. In meiner Jugend war's „die“ Großstadt, in die mit unserem „Dixi“ zu fahren ein aufregendes Erlebnis war, vor allem wegen der einzigen Ampel, die es dort am Bahnhofplatz gab und vor der mein chauffierender Vater ordentlichen Bammel hatte. Dann wurde Nürnberg die Stadt der Reichsparteitage, aus der unser Volksempfänger große Reden des Führers und beweg-

te Aufmarsch-Schilderungen des Reichsrundfunks lieferte. Wohl bei einer dieser Gelegenheiten avancierte die noch herrlich komplette mittelalterliche Stadt 1935 zur Namenspatronin der Rassengesetze. Trotz allen Nachdenkens kann ich mich einfach nicht daran erinnern, ob das in meiner Familie und Umgebung stärkere Emotionen auslöste. Ich vermute, den meisten dieser „kleinen“ Leute war so ein Gesetz ein Abstractum, vor allem ohne konkreten Bezug auf die eigene Person; und die Wissenderen schwiegen wohl (in der Öffentlichkeit).

Dann trat der Name Nürnberg in der Schlußphase des Krieges (wo ich bereits in Poppendorf bei Forchheim wohnte) in mein Bewußtsein, wenn in den Nächten die anglo-amerikanischen Bombergeschwader über uns hinwegbrummten, ihre „Christbäume“ (Leuchtkerzenkombinate) über der Stadt absetzten und sich das Knattern der Flak mit dem Wummern der explodierenden Luftminen zu einem akustischen Inferno mischte, das schließlich vom Schein der Riesenfackeln brennender Wohnviertel abgelöst wurde. Einmal auch erlebten wir in einer solch mondhellten Nacht, wie Dutzende deutscher Nachtjäger einzelne Bomber wie Hasen durch den Himmel jagten.

Daß all dem dann die Nürnberger Prozesse folgen mußten, die erst die volle Weltbekanntheit der „Perle Frankens“ besorgen sollten, war mir dann mit meinen 25 Lebensjahren kein Verständnisproblem mehr.

Aber nochmals sei's gesagt: Wer heute von Nürnberg spricht, muß bedenken welche Assoziationen er auslösen will: Von Henlein und Dürer über Hitler und Göring, von den Hohenzollern über die Reichsparteitage und Judengesetze bis hin zu den gehenkten Gesellen des Führers; das alles ist es und kann es sein.

OLDI: Seitdem die meisten von uns Alten nicht mehr im Familienverband leben, hat sich auch das Verhalten der Jungen und Jüngeren zu uns mehr oder minder liebevoll entspannt und distanziert. Und solange wir nicht hilfe- oder gar pflegebedürftig sind, bleiben wir auch respektiert und als mögliche Erblasser hoffnungsvoll beobachtet. Die Enkel nennen uns salopp Oldis.

Anschaulichere Wortetiketten zeigen auch, wie konkret unsere Endbestimmung gedacht wird: Aus Oldis werden Gruftis und schließlich Kompostis. Solche Respektlosigkeiten zeigen aber im Normalfall eher, wie fit wir noch wirken; denn selbst das nicht mehr im ehemaligen Sinne erzogene Jungvolk weiß noch, daß man so etwas einem wirklich Hinfalligen gegenüber nicht äußert. Im Bus freilich steht da keiner mehr vor einem Oldi auf.

PARADIES: Diesen wirklich dummen Spruch hat ein gescheiter Ausstellungsmanager zum Goethejahr in Weimar 1999 dem Portrait des Meisters (stammt von J. Stieler und hängt sonst in der Neuen Pinakothek in München) beigefügt, um damit eine käufliche Postkarte attraktiver zu machen.



Bei einem so großen Mann ist ein einzelner Lapsus natürlich keiner, aber dieser verrät doch, wie wenig sich Goethe mit dem wunschphilosophischen Begriff des „Paradieses“ befaßt hat. Oder meinte er nur, auch in diesem hätte er Zuhörer und Bewunderer nötig.

Die zwei folgenreichsten harten „P“s meines Zeitalters,

PARTEI und POLITIK: Als ich zur Welt kam, war Politik keine Fürstensache mehr. Die meisten Könige und Kaiser und Zar waren weg oder „entmachtet“, und Politik war Sache der Völker geworden. Die sogenannte Macht ging – zumindest bei uns Europäern einschließlich unserer ausgewanderten ihre neuen Areale ethnisch säubernden Staatsbegründer – nicht mehr von Gott oder von den durch ihn autorisierten Geschlechtern, sondern vom jeweiligen „Volke“ aus. In den Verfassungen

Deutschlands und Österreichs steht das heute noch *expressis verbis* so geschrieben, auch wenn beide Staatswesen zum Ende dieses Jahrhunderts von Jungvolk belebt erscheinen, das am liebsten gar kein eigenes „Volk“ mehr sein möchte. Als Europäer, die sie freilich schon immer waren, fühlen sich diese Staatskinder – wie sie meinen – zukünftig im polyethnischen und multikulturellen Eintopf wohler. Bei dem gegebenen mittleren Intelligenzquotienten dürften sie allerdings rasch Sprachprobleme haben, und die Frage der Grenzziehung in Sibirien, Kaukasien, Kleinasien, im Orient und in Nordafrika wird den Entvolkten bald neue Definitionssorgen machen. Da wird der bisher provinzielle Politikbegriff neue Dimensionen kriegen, von denen sich ein typischer Zeitgenosse des 20. Jahrhunderts, wie ich einer bin, keine Vorstellungen mehr machen kann noch will.

In meiner Kindheit war Politik nur denk- und diskutierbar im Gedankenrahmen der „Parteien“. Dunkel erinnere ich mich daran, daß bei uns im Oberfränkischen auch das Kirchliche mit hinein spielte; denn ob ein Dorf einen katholischen oder protestantischen Bürgermeister bekam, war den Bauern wichtiger als die Frage nach „rot“ oder „schwarz“ (denn rote Kandidaten gab es da faktisch keine). Darüber hinaus rauchten die Köpfe beim Bier, wenn es über das in Versailles zugrunde gegangene oder gerichtete Reich ging. Leute wie mein Vater, die 1914/15 freiwillig zu Felde gezogen waren, hatten Kriegsende und Friedensschluß entweder als „nationale Schmach“ erlebt oder als „Befreiung“ von und zu was auch immer. In meinem kindlichen Dunstkreis überwogen eindeutig die ersteren, zornige und/oder traurige junge Männer mit ebenso empfindenden Frauen. Die Mehrzahl von ihnen war „schwarz“, d. h. klerikal dominiert; die „intellektuelle“ Minderzahl von ihnen dachte eher „frei“, brach aber nur ausnahmsweise auch formal mit ihrer kirchlichen Bindung. Die andere, kleinere Hälfte der Erwachsenen, die meine Kindheit bevölkerte, waren jene „vaterlandslosen Gesellen“ und ihre meist fragwürdig erscheinenden Frauen, die bestenfalls als Sozialdemokraten („Sozis“)

wenigstens noch etwas Positives für „ihre“ Arbeiter wollten, schlimmstenfalls zur gottlosen Bande der gottes-, reichs- und eigentumsfeindlichen Kommunisten zählten. Damit bin ich endlich bei den drei Parteien meiner Kindheit, zu denen bald eine vierte hinzukommen sollte, die dann schließlich zu der einen wurde, von der meine Schul- und Studienzzeit dominiert werden sollte. Im Übergang umbellten mich die Namen Ebert, Stresemann, Thälmann, Hindenburg und immer öfter und lauter Hitler. Seine Pluspunkte im politischen Tagespalaver nahmen zu: Die Reparationen, der Völkerbund, polnischer Korridor und Südtirol, die Arbeitslosigkeit und vieles mehr hatte in den enttäuschten Köpfen ein Sehnsuchtspotential von irrationalem Ausmaß ergeben, auf das genau die irre Rationalität des Erlösers paßte. Ich kann nicht vergessen, was dieser faszinierende Mann meiner verstörte und vor der nächsten, wirklichen (und das hieß für sie „linken“) Revolution zitternden Elterngeneration verbal geboten hat: Nicht den nächsten Erlösungs- oder gar Eroberungskrieg, nicht Beute und Wohlleben, sondern Opfer für Volk und Vaterland, Sprengung der „Fesseln von Versailles“, „Arbeit und Brot“, „Volksgemeinschaft“, neuen Nationalstolz. Und als einiges davon kombiniert mit erstaunlich reibungslosen außenpolitischen Erfolgen erreicht war, habe ich dann als Junge kein Wort aus seinem Munde häufiger in Erinnerung als das vom „Friedenswillen“. Da war das Wort „Partei“ schon längst zum Einwort geworden. Und nach der Katastrophe dieser Unpartei hat es bei mir dann eher länger gedauert, bis ich mich von dieser Begriffsprägung „der“ Partei wieder frei machen konnte. Bekanntlich ist das bei meinen Schicksalsgenossen in der „DDR“ noch viel traumatischer abgelaufen. In der sogenannten Nachkriegszeit (die bekanntlich erst 1989 ihr unrühmliches Ende gefunden hat) hat sich in meinem Kopf dann der da noch gültige Verbundbegriff „Partei-politik“ gebildet und differenziert. Nun wurden tatsächlich auch im deutschen Kulturraum die parteipolitischen Spielregeln des britischen Parlamentarismus praktiziert. Allerdings ist die Prägungsphase der rezenten bundesdeutschen Parteien-Demokratie bedauerlicherweise in die lange Regierungszeit Adenauers gefallen. Er hat

die deutschlandpolitischen Nachkriegschancen nicht gesehen und nicht genutzt und so die Nachkriegsära, d. h. die Besatzungszeit, unnötig verlängert, weil er in Wahrheit nicht an einem ganzen armen, sondern am „westlichen“ reichen Deutschland interessiert war. Man sieht das leicht daran, daß er wohl mehr als 30mal in Washington, aber nur ein- oder zweimal in Moskau war. Bis heute kommen ja die deutschen Parteien – auch nach der sogenannten Wiedervereinigung – von dieser Amerikalinie nicht los. Ja, man kann auch über unsere neuesten Politiker nur verwundert staunen, wenn sie sich selbst stolz zum sichersten Bundesgenossen der USA deklarieren und bei jeder Gelegenheit um deren weitere militärische Präsenz in Deutschland bitten.

Aber nochmals zurück zum Phänomen „Führer“: Er allein erklärt mir nichts von all dem Ungeheuren, was er ja nicht selber tat, sondern „nur“ bewirkte. Ohne Millionen Mitgerissener wäre keine seiner wahnsinnig konsequenten Wirkungen möglich gewesen. Ich weiß bis heute, wie sie alle mitgerissen worden sind, nicht nur der gläubige oder opportunistische Haufen seiner Parteigänger im engeren Sinne des Wortes. Als „Parteienossen“ haben sie (mir zumindest) den späteren Eintritt in eine weitere Partei unmöglich gemacht; denn ich kann mir bis heute nicht vorstellen, Genosse in einem so benannten Menschenverband zu sein. Obwohl ich inzwischen weiß, daß Parteien etwas fast harmloses sein können, auch wenn sie es bedenkllicherweise mit dem zu tun haben, was man „Macht“ zu nennen pflegt. Unsere jetzigen, formal wieder „echt“ demokratisch verfaßten Parteien sollen ja – wie es sinngemäß in der Verfassung heißt – an der politischen Willensbildung angemessen mitwirken. Aber es zeigen sich dem distanzierten Beobachter auch bei ihnen wieder bedenkliche Symptome: Sie finanzieren sich aus dem Steuertopf; sie machen sich mit Zweidrittelmehrheiten die Verfassung passend; sie definieren sich selber schamlos als „staatstragend“ (obwohl sie doch „nur“ „mitwirkend“ gedacht sind); sie praktizieren oligarchische Auslesemethoden, indem sie uns nicht Personen, sondern gereichte Listen zur „Wahl“ vorgeben, und andere trübe Indizien der Entartung mehr.

Unsere „kids“ freilich teilen meine Bedenklichkeiten kaum. Sie sagen nicht Partei, sondern Party und meinen damit auf keinen Fall was Politisches. Politik ist für viele von ihnen bestenfalls die genüßliche Quelle irrer events. Wenn es unseren Politikern weiterhin gelingt, diese Jugend gut zu füttern und bei Laune zu halten, wird diese auch weiterhin „ihren“ Staat nehmen und lassen, wie er ist. Was aber, wenn nicht?

PARTNER: Im Zuge der „Vergesellschaftung“ der Menschenpopulationen hat dieses Wort eine wesentlich neue Färbung bekommen. Partner sind früher vorwiegend Geschäftspartner im (sprachlich korrekten) Sinne von Teilhabern gewesen; eventuell auch noch Mit- oder Gegenspieler oder Gefährten. Einen Lebensgefährten, also einen Mitmenschen, der lebenslang mit und für einen anderen da war, hat man vor 30 Jahren noch kaum als „Partner“ bezeichnet; denn zumindest Gebildete wußten ja auch, daß dieses Wort von pars (tis) = Teil kommt und somit eben nur einen Teilhabenden meint, also einen Mitmenschen, der sich nur partiell und/oder zeitweilig an uns und unser Schicksal gebunden fühlt.

Heute nun hat der Zeitgeist aus dem Begriff Partner eine Universalie werden lassen, die entgegen ihrer sprachlichen Bedeutung zur Bezeichnung beliebiger menschlicher „Beziehungen“ benützt wird. Vor allem der in sich unsinnige Begriff „Ehe-Partner“ ist gang und gebe. Allerdings muß ich zugeben, daß der Zeitgeist inzwischen auch den Begriff Ehe analog permutiert hat und zwar so, daß sie (die Ehe) nicht mehr zwingend lebenslang gedacht wird, so daß sich tatsächlich viele Eheleute nur mehr als „Partner“, d. h. als Teilhaber mit beschränkter Haftung begreifen, die mit ihrer Ges.m.b.H. im Falle der Pleite einfach Konkurs anmelden, d. h. sich scheiden lassen. Wie im Geschäftsleben üblich kommt es dabei wegen der sogenannten Konkursmasse oft zu traurigen ja dramatischen Effekten. Wenn die Konkursmasse Kinder miteinschließt, artet dieses Gesellschaftsspiel vielfach ins Unmenschliche aus. Da muß man jüngeren Zeitgenossen deutlich machen, daß nicht nur Tyrannen beliebiger Observanz, Kriegsverbrecher, Nazis und „Kummerln“ zur Inhumanität befähigt waren bzw. sind.

P.C.: das Abkürzungsphänomen habe ich in meiner Jugend als typische nazistische Zeitkrankheit erlebt.

Alle NSDAP-Organisationen trugen Buchstabenkombinationen als gängige Kurzbezeichnungen; z. B. NSKK, VDA, BDM, HJ, SA, SS u. s. f. Dem heutigen Zeitgeist entsprechen eher ohrenschlüpfrige Silbenkombinationen. Sie stehen vor allem im Dienst der sogenannten Werbeindustrie (die freilich gar keine solche ist, da sie ja nur Wort-, Bild- und Tondekorationen zu tatsächlich Produktivem erzeugt). Infolge des rapiden Schwundes unserer klassischen Bildungsgüter, zu denen noch in meiner Jugend Latein und Griechisch gehörten, entarten diese Silbenchimären oft zu sprachlogischen Witzfiguren.

Daneben blüht der Naziunfug der Buchstabenkürzel weiter. Die UNO mit ihren analog verkürzten Unterorganisationen liefert zahllose Beispiele. Oft gewinnen solche Initialenkominate sprachliches Eigenleben und lassen sich sogar deklinieren, wie etwa das Kunstwort Aids, von dem niemand mehr wissen muß, was es wirklich bedeutet, aber alle wenigstens phänomenologisch wissen, wovon es handelt.

Aus meinem reichen Wissensschatz an modischen Kürzelwörtern greife ich das Buchstabenpaar pc (auch PC) heraus. Als Zoologe (der ich einer seit nunmehr 60 Jahren bin) habe ich in der Fortpflanzungs- und Entwicklungsphysiologie zunächst „post coitum“ verstanden, also eine Kennzeichnung der Zeit in Minuten, Stunden oder Tagen nach dem Begattungs- bzw. Besamungsakt, dem entscheidenden Startpunkt in der Keimesentwicklung bei Tier und Mensch.

Von den 70er Jahren an habe ich dann auch in meiner Umgangssprache das Kürzel pc einzuüben begonnen; denn da begann das Zeitalter der „personal computer“. Der heutige Zeitgeist bringt nun Verwirrung in diesen Sprachgebrauch; denn ich muß bei „pc“ beachten, mit wem oder worüber ich gerade rede. Ist mein Gesprächspartner ein homo politicus, so kann das (der, die?) p. c. bei ihm höchst widersprüchliche Reaktionen auslösen; denn er hört nun nicht „post coitum“ oder „personal computer“, sondern „political correctness“, und damit habe ich nicht seinen Sachverstand, sondern sein

ethisches Wertungs- und Urteilsvermögen, also sein „Gewissen“ angesprochen. Dieses aber bringt ihn auf jeden Fall in Wallung: Entweder weil er alle „p.c.“-verletzenden Äußerungen verabscheut und tabuisiert, oder weil er gerade diese Tabuisierung als demokratiefremde Sprachregelung ablehnt.

Das aktuell-zeitgeistige Dilemma mit diesem Buchstabenduo macht das uralte ideologische Problem unserer „gesellschaftlichen“ Sprachregelungen deutlich. Ihm sind unzählige Menschen zum Opfer gefallen, physisch, wirtschaftlich, psychisch-geistig. Merkwürdig ist nur, wie stur dabei zu allen Zeiten die Opfer blieben. Selten nur haben sie unterm Beil, auf dem Scheiterhaufen, im Kerker, in der Verbannung, bei der Entlassung, im Exil ihre jeweilige Buchstabentreue „verraten“.

Die PILLE: Wenn heute ohne Adjektiv von der Pille die Rede ist, verstehen das alle Gesprächspartner eindeutig. Die Begriffsverengung dieses Wortes ist ein besonders schönes Zeitgeistindiz für den Zustand unserer modernen Gesellschaft. Diese hat sich ja vom basal-biologischen „Witz“ der Sexualität emanzipiert und übt dieselbe willentlich nur mehr sporadisch als Fortpflanzungsgeschäft aus. Was hat sich da seit meiner Jugend im Denken und Erleben der Geschlechtspartner geändert. Jedenfalls die Rollenverteilung beim „Aufpassen“. Was zuvor vor allem dem Mann oblag, liegt nun in der Verantwortung der Frau. Es erscheint logisch, daß diese damit auch das Recht auf Abtreibung gewonnen hat.

Vor allem mit „der“ Pille hat sich das Rollenverständnis der heutigen „Sex“-ausübenden Jugend dramatisch geändert. Ich jedenfalls kann mir deren früh rationalisiertes „aufgeklärtes“ Verhältnis nicht konkret vorstellen, vor allem nicht in Bezug auf den „offenen“ Verhandlungston und Verhaltenskodex der Mädchen. Für mich bleiben sie weiterhin scheu zu betrachtende Wesen. Daß sie inzwischen schon „vorher“ die Pille genommen haben, um gegebenenfalls nicht als Spielverderberinnen abqualifiziert zu werden, übersteigt mein veraltetes Rollenverständnis.

Unsere „Feministinnen“, die es ja vor 30 Jahren noch nicht gab, haben sich mit Abtreibungslegalisierung und Pillenlizenz das stolze „Recht auf den eigenen Bauch“

erstritten. Uns Männern war's nicht unrecht; denn es entlastete uns vom heiklen „Verhütungs“-Problem. Und in der Euphorie über den Emanzipationserfolg bei der „Verhütung“ haben die Damen kaum wahr genommen, daß auch für uns Männer inzwischen – in erstaunlicher Heimlichkeit – „die“ Pille entwickelt worden ist. Aber bei der geht's – natürlich – um alles andere als um „Verhütung“; bei „Viagra“ geht's bekanntlich um Potenz und deren Steigerung. Unser viriler „Pillenknick“ zeigt nicht abwärts, sondern eher steil nach oben und im Gegensatz zu unseren Menschenfrauen, die ihre Pille nur in der zeugungsfähigen Jugendphase brauchen, benötigen wir sie mehr im mittleren und hohen Alter. Die „Ungerechtigkeit“ der biologischen Rollenverteilung wird somit gesellschaftlich noch übernatürlich verstärkt.

Und die vom natürlichen Fortpflanzungsauftrag vollständig abgekoppelte Sexualität wird zum Lustgewinn schlechthin. Die Zeit ist nahe, wo Menschen-Kinder nur mehr „nach Wunsch“, nicht mehr aus Liebe, sondern „in Verantwortung“, d. h. aus rationalem oder kommerziellem Antrieb „gezeugt“ werden. Ihre Rekombination *in vitro* ist ja bereits „normal“. Die gentechnische Rekombination nach Vorbestellung ist noch Wunschtraum, aber kein utopischer mehr. Kinder mußten es schon immer hinnehmen, daß Väter ungewiß sein können. Wenn sie dann überhaupt keine bestimmten (baren) Eltern mehr haben, wird das Ziel der Entbiologisierung des Menschen-„Geschlechts“ erreicht sein. Was für eine Vision! Und mit „der Pille“ hat es angefangen.

POPULISMUS (1): Populus = das Volk, das habe ich mit 10 Jahren gelernt. Der Begriff Volk war in meiner Jugend links wie rechts positiv getönt. Sowohl die Sozis wie die Nazis warben um seine Gunst und bemühten sich um seine Wohlfahrt. Noch lebte ja die Generation, die den feudalen Ständestaat mit Kaiserhaus, Adel, Bürger- und Bauerntum, Geistlichkeit und Arbeiterschaft (Proletariat) konkret erlebt hatte. Letztmals hatte sich dieses ganze völkische Kollektiv 1914 in einer rauschenden Bewegung gegen die „Welt“ der Feinde erhoben. Daß es dann schon 4 Jahre später verbittert wieder zerfallen war, hatte äußere Gründe.

Solche gewaltvermittelte „Einsichten“ aber bleiben bekanntlich superfiiziell, und so war es auch mit der Abwertung des „Völkischen“ um 1918 herum. Wenige Jahre später hatte es wieder Fuß gefaßt und sogar ein eigenes (publizistisches) Organ, den „Völkischen Beobachter“.

Andererseits ist „das Volk“ in meiner Welt über alle Höhen und Tiefen hinweg stets ein konstanter Wertbegriff geblieben. In den wechselnden Staatsverfassungen blieb der Kernsatz bestehen: Das Recht geht vom Volke aus. Seit 20 Jahren etwa klingt das nun ein wenig „obsolet“, weil inzwischen auch das Wort „Volk“ der rüden allgemeinen „Antifa“ – Säuberung unterzogen worden ist. Und dabei ist es zur Neuschöpfung des Populismus – Begriffs gekommen, von dem hier die Rede sein muß; denn dieses Wort bereichert seitdem auch mein Sprachinventar.

Allerdings ist zu beachten, daß es noch immer nicht Alltagssprachgut ist, sondern zum rhetorischen und skriptorischen Diskriminierungsvokabular unserer (massen-) medialen Wortkünstler gehört. Sie unterscheiden – offenbar am Geruch – ob Aussagen, Meinungen oder Urteile von Zeitgenossen „populistisch“ sind oder nicht. Geben nicht-etablierte Politiker volkstümliche Meinungen wieder, so sind sie regelrecht „populistisch“, so als ob Volkes Denken und Stimme von Natur aus etwas Schlechtes, Verwerfliches seien. Andererseits muß doch jeder, der gewählt werden will, populär agieren und argumentieren. Wo ist da die Grenze zwischen **Popularismus** und **Populismus**? Ist es jene zwischen „links“ und „rechts“? Da kommen wir nochmals unversehens zum zeitgeistigen Nachbarwort p(olitical) c(orrectness). Auch mit dem wird des Volkes Sprache am Wirtshaustisch ab-wertend vom ethischen „Hochsprech“ der selbsternannten Normenträger unterschieden. Im Populismusbegriff entpuppt sich also die elitäre Geisteshaltung einer „demokratischen“ Oberschicht, die es doch nach deren treuherzigem Selbstverständnis gar nicht gibt. Manchmal wächst sich dieses geistige Dilemma zu veritabler Schizophrenie aus: Was „das Volk“ denkt und sagt ist einerseits nach wie vor der Boden, in dem Staat und Verfassung wurzeln, andererseits ist es als „gesundes Volksempfinden“ der verwerfli-

che Bodensatz einer „ewiggestrigen“ Gesinnung, wobei wiederum der Begriff des „Gestrigen“ zum Zeitgeistspielfeld wird, dessen Strafraumgrenzen sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verschieben. Meine Generation jedenfalls ist mehrmals schon „von gestern“ und „von heute“ gewesen. Derzeit bereitet sie sich skeptisch aufs globale Morgen vor. Sie argwöhnt viel Populistisches in dem Globalen.

POPULISMUS (2): Populus = Volk war eines der ersten Lateinwörter, das ich im Bamberger Gymnasium zu deklinieren gelernt habe. Bald war dem Gymnasiasten auch klar, was „populär“ bedeutet. Das Populäre war für ihn dann viele Jahre lang etwas Positives; denn das Volkstümliche war ja das sozial getönte, weil dem „Kleinen Mann aus dem Volk“ Zugängliche und Verständliche in Belehrung, Unterhaltung, Kunst und Politik. Den Begriff „Populismus“ gab es nicht. Noch in meinem Fremdwörter-Duden von 1974 kommt dieses Neuwort nicht vor, obwohl dort die Primitivsilbe Pop schon breiten Raum einnimmt.

Ich vermute nun, daß auch die Wurzel dieses heute gängigen Ismus im 1000jährigen Reich zu suchen ist, und zwar im damals gängigen Begriff des „gesunden Volksempfindens“, auf das sich die Nazis gern beriefen, wenn es um die Rechtsgüter der Nation ging.

Aber erst um 1980 herum muß es geschehen sein, daß im Zuge der um eine Generation verspäteten „Nachkriegs“-Aufklärung die peinliche Diskrepanz zwischen dem Begriff „Volk“ als real existierender Menschengemeinschaft einerseits und deren ideal gedachter Rechtsform als „Demokratie“ andererseits allgemeiner bewußt geworden ist. Denn in den das jeweilige Volk repräsentierenden Gremien (Parlamenten, Regierungen) wirkte nämlich immer häufiger Gedankengut, das sich von dem Gut des repräsentierten Volkes unterschied. Als Beispiel für das Gesagte sei nur die Idee der Todesstrafe genannt, die von vielen Parlamenten zwar abgeschafft wurde, über die „man“ aber lieber keine „Volks“-Abstimmung machen wollte.

Kurz, es ist leicht erkennbar, daß das Volk und seine „Vertretung“ (besser wäre es noch immer, diese Vertretung einfach „Herrschaft“ zu nennen) oft nicht gedan-

ken- und urteilsgleich sind. Merkwürdigerweise bezeichnen sich aber beide zusammen als eine „Demo-Kratie“ was schlicht übersetzt „Volks-Herrschaft“ heißt.

Im moralischen „Populismus“-Begriff löst sich der Widerspruch: was das Volk denkt und sagt, ist nicht populär, sondern populistisch, d. h. trotz aller repräsentativen Demokratie eben nicht „repräsentativ“ (herzeigbar), sondern bestenfalls nur „gesund“ und somit populistisch. Ein Politiker, der sagt, „was das Volk denkt“ ist demnach ein Populist.

Das Kuriose daran ist nun, daß in der real existierenden Demokratie keiner „Volksvertreter“ geschweige denn Regierender werden kann, der gegen sein (Wähler-) Volk redet. Also müssen wohl alle in irgendeiner Form Populismus praktizieren, wenn sie politisch konkret erfolgreich sein wollen. Wie aber – fragt sich da der nüchterne Denker – kommt es, daß nur eine Sorte von ihnen als real existierende Populisten beschimpft werden? Da muß es doch eine moralische Instanz geben, die außer – oder gar über – dem „Volk“ wirkt. Der Rationalist erlaubt sich die Frage: Wie und wem hat sich diese Instanz geoutet (Verzeihung, wollte sagen) geoffenbart?

POSTMODERNE: Die Postmoderne ist eine der dümmsten Wortschöpfungen, die mir etwa mit 70 Jahren erstmals zu Ohren kam. Daß „modern“ kein brauchbarer Zeit- und Stilbegriff sein kann, merkt jeder, der einmal darüber nachdenkt, was er bedeutet. Modern ist immer und zu jeder beliebigen Zeit der jeweils letzte Schrei (der Mode, der Kunst, des Benimms, der Ideologie, der High Society wie „der Basis“). So war die „Moderne“ als Bezeichnung eines Zeitalters bemerkenswerter Neuerungen und neuer Gefühle und Wertungen an sich ein passendes Wort, das so um 75 herum wohl aufgekommen ist; aber schon dieser Begriff verriet dem Denkenden auch die fundamentale Geschichtslosigkeit seiner Kreatoren; denn das Wesen alles Modernen ist es doch, vom folgenden Modernen überholt, d. h. rasch unmodern zu werden. Die Homologie zum Modebegriff macht dieses Zeitgesetz jedem verkürzt einsichtig. Somit ist das Neuwort „Postmoderne“ das klassische Beispiel für das, was ich einen Unbegriff nenne, also oberflächliches Ge-

scheitgetue von Leuten, die nichts begriffen haben. Zu ihm paßt übrigens haargenau der Bestseller des amerikanischen Japaners F. Fukujama (1992 auf Deutsch bei Kindler) mit dem entwaffnend dummen Titel: „Das Ende der Geschichte“. Nur weil eine ephemere Machtkonstellation von zwei „Weltmächten“ zu Ende ging, nahm dieser „Philosoph“ an, von nun an sei die herkömmliche imperiale Geschichtemacherei ein für alle Mal zu Ende. Aber ich brauche den Kurzschlüßler gar nicht zu widerlegen. Die sogenannte Weltgeschichte hat seine intellektuelle Entsorgung inzwischen bereits still und gnadenlos besorgt. Wobei hinzuzufügen wäre, daß die Siegerweltmacht mit ihren ungelösten ethischen, ethnischen und sozialen Eigenproblemen auf Dauer eher noch weniger geschichtsstabil erscheint als die jetzigen „Verlierer“ Rußland und China (obwohl es in diesen größten Kolonialreichen der Erde schon jetzt nicht wenig brodelt und kriselt, wie uns Tschetschenen und Uiguren zeigen).

Jene Schnapsidee vom Ende der Geschichte und der Unbegriff der Postmoderne haben gemeinsam, daß sie viele zeitgenössische Denkerköpfe als historische Hohlköpfe entlarven, und verraten, wie ich-verliebt unsere junge „intellektuelle“ Führungsgarnitur ist. Die kann sich offenbar hinter sich nichts mehr vorstellen, keine weitere Moderne mehr, keine Geschichte mehr. Womit sie übrigens den Hitler-Stalin'schen Großauftritt auf der Weltbühne faktisch zum letzten solchen weihet (auch eine Folge gezielter Entgeschichtlichung, wie sie nach 1945 vor allem bei uns Deutschen und Österreichern betrieben worden ist).

Mit Intelligenz hat das ganze intellektuelle Gerede und Geschreibe nichts zu tun. Ich pflege deshalb gern präpotent zu sagen, wenn man mich als Professor zu den Intellektuellen zählt: Ich hoffe doch, daß ich zu den Intelligenten gehöre!

POTSDAM: Wenn heute (1997) ein jüngerer Deutscher überhaupt noch von Potsdam spricht, meint er in der Regel seinen letzten Ausflug nach Berlin mit dem obligatorischen Besuch im Gartenparadies von Potsdam. Ältere Deutsche denken dabei an zweierlei: Einmal an Sanssouci und das in der Schule vermittelte Bild vom

„Großen Fritz“, und damit an Preußen und dessen großartige „Kurzgeschichte“. Zum zweiten denkt er an den spätfеudalen Schloßkomplex Cecilienhof, in dem mit dem Potsdamer Abkommen vom 2. 8. 1945 sein und aller zeitgenössischen Deutschen Schicksal auf Jahrzehnte hinaus prädestiniert worden war. Ich – Jahrgang 1920 – hatte als Gymnasiast und Zögling des Bamberger Canisiusheims auf dem Höhepunkt der Hitlerschen Überwältigung, also zwischen 1933 und 1935, fast jeden Abend mit Potsdam zu tun, weil damals unsere Patres von der Kongregation des Hl. Don Bosco der Meinung waren, auch einem gutkatholischen Jungen müsse Friedrich der Große ein Vorbild sein. Und weil ich offenbar schon in diesem zarten Alter als Leser und Vorleser besser als der Durchschnitt war, war mir die Aufgabe zugefallen, jeden Abend im Schlafsaal aus einem ziemlich großen Buch ein Stück der Lebensgeschichte des „Großen Fritz“ vorzulesen, während die anderen Zöglinge um mich herum zu Bett gingen. Allerdings lag in meinem Lesetext die Betonung weniger auf dem musischen Flair des Potsdamer Schloßherrn, sondern mehr auf seinen „heldischen“ Qualitäten als Haudegen und kompromißloser Heerführer, der den Söhnen der geschlagenen Soldatengeneration des ersten Weltkrieges mit seinem martialischen Fragesatz „Ihr Hunde, wollt Ihr ewig leben?“ schlicht imponierte.

PSYCHOANALYSE: Obwohl es Freud in Wien schon gab, wußte ich als Knabe, Gymnasiast und Student faktisch nichts davon. Es gab natürlich da und dort in meinem Bekanntenkreis „Spinner“, und Anstalten für „Geistesranke“ waren gewissermaßen sprichwörtliche Begriffe, wenn man – im Spaß – einem widerspenstigen Gesprächspartner in und um Bamberg mit „St. Getreu“ oder „Kutzenberg“ drohte. Aber Befindlichkeiten wie „Depression“ oder „Hysterie“ waren mir bis nach 1950 keine Begriffe. Es ging allen ja so schlecht, daß sie wenig Zeit zu Selbstbetrachtungen oder gar Analysen ihrer Seelenzustände hatten. Von Freud und seiner Psychoanalyse hörte ich dann erstmals durch Konrad Lorenz im Wintersemester 1939. Und der grenzte sich dabei klar gegen jene ab, indem er betonte, sein Instinktbeffriff habe nichts

mit dem Triebbeffriff Freuds zu tun. Bekanntlich hat das ja später anders geklungen.

Ich kann der Psycho-Analyse bis heute nichts abgewinnen, auch wenn ich nun von nicht wenigen Couch-Bedürftigen umgeben bin und selber gelegentlich Vokabeln wie „verdrängen“, „ödipal“, „Unterbewußtsein“ etc, im Munde führe. Für mich ist eine „Fall“-Analyse keine solche, weil ihr die Überprüfbarkeit durch Reprobation und Falsifikation abgeht, und v. a. weil die Methode der Datenerhebung keine objektivierbare ist. Die wenigen Psychiater, die ich persönlich (eher flüchtig) kennengelernt habe, waren nicht dazu angetan, in mir das Gefühl zu erwecken, daß ich mich ihnen gegebenenfalls anvertrauen könnte. Eher fanden sich mehrfach Leute, die das mir an-taten, und ich habe mich da redlich und rational bemüht, ihnen zu raten und zu helfen. Fast immer gewann ich dabei den Eindruck eines Defizits an realistischer Selbsterkenntnis und Selbstbewertung. Des alten Sokrates Trivialspruch Gnoti seautón stellt halt für viele schon eine Überforderung dar.

Aber nochmals zurück zum Urvater der „Wissenschaft“, die inzwischen – vor allem in den USA – das lukrativste aller „Seelen“-Geschäfte geworden ist. Ich hatte von Anfang an das Gefühl, daß seine vielgepriesene Originalität zweifelhaft sei; denn Interpretation (besser Deutung) seelischer Zustände und Befindlichkeiten ist ein alter Hut im Be- und Entkleidungsgeschäft zwischenmenschlicher Beziehungen. Somit überraschte es mich nicht, als ich kürzlich in der Milleniums-Sonderausgabe (Seite 3) meiner Qualitätszeitung „Die Presse“ einen Hinweis darauf fand, daß die Psycho-Analyse schon dem klassischen Philosophen deutscher Seele, Gottlieb Fichte, vor 200 Jahren ein Anliegen gewesen ist. Er schrieb demnach ziemlich genau 100 Jahre vor Erscheinen der „Traumdeutung“ folgendes, und das klingt wahrhaft wie „die Kürzestfassung eines analytischen Prozesses“: „Was sind die Träume, die Ticks und überhaupt das ganze neurotische Arsenal anderes als bewußtlose Produkte der Selbsttätigkeit des Ich, die sich ihm entfremden und als Übermacht gegenüberreten und die nun die Analyse auflöst, indem sie sie bewußt macht?“

Ich bleibe jedenfalls mit meinem schlichten Verstand, dessen regelmäßiger Gebrauch mir neben dem der Füße stets ein Vergnügen war und noch ist, dabei, daß – von konkreten Nervenerkrankungen abgesehen – psychotische Zustände am billigsten und sichersten durch sinnvolle (fremdbestimmte oder selbstaufgelegte) „Arbeit“ verhindert bzw. „geheilt“ werden können. Der domestizierte Mensch kann offensichtlich mit seiner in der Zivilisation zu rasch erreichten Selbstbefreiung von existentieller Not und Bedrohung und mit der dabei gewonnenen Freiheit oft noch nichts Gescheites anfangen.

PURTSCHELLER-HAUS: Das Purtscheller-Haus am Nordfuß des Hohen Göll ist in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg zum traurigen Zeitsymbol geworden. Es liegt nämlich genau auf der bayrisch-salzburgischen Grenze im damaligen Hoheitsgebiet der Amerikanischen Besatzungsmacht. So konnten sich dort an den Tischen in der Wirtsstube und im Garten davor Deutsche und Österreicher treffen, denen sonst noch alle Kontakte untersagt waren. An schönen Tagen pilgerten von hüben und drüben Scharen herauf, um sich das Überleben gegenseitig zu bestätigen. Da gab es manche rührende Familienszene; denn der „Anschluß“ hatte ja zuvor zu nicht wenigen Verbindungen geführt, die ja in miesen Zeiten haltbarer als in sogenannten guten sind.



Brunhilde, ihr Vater und der Autor vor der Hütte, am 21. 5. 1948.

Auch wir nutzten die Gunst der Lage und die Nachsicht der Besatzer im Sommer 1948 zu einem Treffen mit Brunhildens Eltern und Schwester unterm Göll (den ich natürlich noch lieber bestiegen hätte).

[Zum Thema: Zeitungsartikel auf Seite 199.]

RADIO: Es muß um 1927 herum gewesen sein, daß ich bei einem Besuch in Tam-bach (bei Coburg) erstmals einen verdrahteten Holzkasten zu sehen bekam, den man auch hören konnte. Der Onkel, der dem roh gezimmerten Ding knarrende, krächzende, pfeifende Tonfetzen entlockte, indem er an einer Schraube drehte, schaute verzückt auf, wenn etwas Zusammenhängenderes zu erkennen war, etwa drei Wörter oder gar eine Melodie. Da ich damals noch Bedenken bei Gewittern hatte, war mir der Knatterkasten zunächst wenig sympathisch, zog aber den Neugierigen magisch an. Bald wußte ich, daß er mit seinen „Röhren“ elektrische Wellen in Töne verwandelte und daß er als „Ohr“ eine Draht-„Antenne“ habe, die weit übers Dach hinausgespannt sei. Zu bestimmten Zeiten funktionierte der Spuk so gut, daß sich dutzende Leute aus der Nachbarschaft einfanden, um der „Sendung“ zu lauschen. Wenige Jahre später genossen wir im Gymnasium die großen Reden des Führers als willkommene Freistundenangebote im strapaziösen Schulalltag. Da krächzte der Lautsprecher kaum mehr; umso mehr der Reichskanzler, wenn er Bolschewisten und Plutokraten gnadenlos abkanzelte. Das (der?) Radio wurde immer besser und als „Volksempfänger“ schließlich lebensnotwendig, wenn es um Sondermeldungen und Fliegerwarnungen ging.

Ich bin diesem Massenmedium bis heute treu geblieben. Im Gegensatz zum Fernsehen absorbieren sein Laut und Klang nicht den ganzen wahrnehmenden Menschen. Neben einfacher Musik läßt sich sogar sinnvoll literarisch arbeiten (schreiben wie lesen). Und wirklich Gescheites läßt sich sowieso nur sprachlich vermitteln, weil wir ja nur in Begriffen denken können. Somit bleibt das eigentlich Geistige der Rede dem Radio vorbehalten. Unser österreichischer ORF 1 ist ja noch vielfach ein solcher „Kanal“ von hohem geistigen Niveau. Das neue Massenmedium Fernsehen hingegen

kann ehstens mit aufklärenden Blicken in die sonst unzugänglichen Dimensionen der Natur konkurrieren. Bei der Vermittlung emotionaler Welt- und Selbstbilder bleibt der optische Realitätsgenerator die große Zukunftshoffnung der Menschenfreunde, die flächendeckend panem et circenses, d. h. physische Lustbefriedigung für alle und geistige Bedarfsdeckung für Anspruchsvollere erträumen. Wehe freilich, wenn wieder so ein Braunauer an die Mikrophone oder gar an die Videokameras kommt. Lust auf Mord und Totschlag, Herrendenken und Weltherrschaft werden sich dann mit den perfektionierten Massenmedien und noch mehr im Internet viel schneller als je zuvor unters Volk befördern lassen. Da wird das alte „Dampf“-Radio kaum mehr nötig sein.

REIßVERSCHLUß: Wie beim Kugelschreiber ist auch beim Reißverschluß „die Welt“ ohne ihn nicht mehr vorstellbar. Vom Hosentürl bis zum Reisekoffer, vom Schlafsack bis zum Anorak hat er das Auf und Zu in eindimensionale Zugbewegungen verwandelt, außer er klemmt oder entgleist gar. In seinen Anfangsjahren tat er das gern, so daß man nicht selten geneigt war, ihn zum Teufel und ein paar schlichte Knöpfe an seine Stelle zu wünschen.

Inzwischen sind Reißverschlüsse aber sicher wie Kondome und erleichtern sorglose Liebesspiele auch an präsidentialen Schreibtischen, wie man neuerdings weltweit weiß. Nur eine Domäne ist den Knöpfen geblieben: Die modischen Produktionen der Schneiderinnung, speziell die Oberhemden der „Herren“. Die müssen weiterhin an- und zugenestelt werden. In extrem eiligen Fällen sollen sie sich auch aufreißen lassen, was den zusätzlichen Vorteil bringt, daß sich nachher geneigte Näherinnen für deren Wiederanbringung motivieren lassen.

Wie bei den Kugelschreibern weiß ich auch bei den Reißverschlüssen nicht, seit wann sie in meinem Leben aktuell geworden sind. Der Literatur entnehme ich, daß schon 1914 der schwedische Ingenieur G. Sundback das Patent dafür bekam. Ich kann mich aber nicht erinnern, daß ich als Kind bereits Reißverschlüsse benützt hätte.

Die RELATIVITÄTSTHEORIE: Die Relativitätstheorie des Herrn Albert Einstein, von dem alle Welt weiß, daß ihm die Zunge locker saß, hat den Vorteil, daß man sie im irdischen Leben nicht wirklich verstanden haben muß. Wenn allerdings die inhärente These zutrifft, daß nichts schneller sein kann als Licht, dann hat der liebe Gott ein Problem, weil er nicht allgegenwärtig sein kann, es sei denn, er sei überall. Übel muß man es freilich dem Nobelpreisträger nehmen, daß er seinerzeit mit dabei war, als die amerikanischen Atomphysiker ihren Präsidenten (Truman) auf die Atombombe aufmerksam machten und ihren Bau empfahlen.

REPARATIONEN: Meine Kindheit und Jugend war erfüllt von diesem Wort, in dem sich der üble Geist von Versailles des Jahres 1919 zur Maxime für die praktische „Nachkriegs“-politik der Sieger verdichtet hatte. Nach 1950, bei unserer ersten Zweitenachkriegsexkursion nach Banyuls sur mer, fanden wir (Jungzoologen aus Mainz) im Kurssaal dieser französischen Meeresstation Leitz-Mikroskope aus jenen Ersweltkriegsreparationen.

Die Sieger des zweiten Weltkriegs hatten weniger zu holen, weil viel mehr kaputt war. Immerhin holten die Engländer den Harz ordentlich ab und die Russen transportierten ab, was nicht niet- und nagelfest war. Aber die Amerikaner waren schlauer, verzichteten auf Reparationen (es sei denn, man rechnete Köpfe dazu, wie etwa den des Wernher von Braun) und hielten dafür den Dollarkurs der Mark entsprechend lang lukrativ hoch (4,20 DM pro US Dollar). Das brachte mehr und vor allem Brauchbareres: Kapital! Selbst die berühmte Marshallplanhilfe war noch eine sehr gute Geldanlage für die Zukunft, abgesehen davon, daß sie zu Beginn des kalten Krieges eh nicht so ganz freiwillig zustande kam.

SCHAM: Sigmund Freud sagt: „Der Verlust der Scham ist das erste Anzeichen von Schwachsinn.“ So betrachtet hat mein (europäischer) Kulturkreis in meinem Jahrhundert eine eindeutige Entwicklung genommen. Sich mies zu benehmen, kann und ist schon jedem passiert. Und dafür hat es seit Urzeiten das Heilmittel der Scham gegeben. Zeitweise haben es bekanntlich

schon früher sogenannte Oberschichten soweit gebracht, daß sie sich vor „ihren Völkern“ provokante Schamlosigkeiten erlauben konnten. (Solche „G’schichten“ werden ja auch von unseren letzten österreichischen Erzherzögen erzählt.) Heute aber „outet“ sich, wer nur kann. Man genießt nicht nur die politischen, wirtschaftlichen, literarischen, sexuellen und andere Schamlosigkeiten als solche, sondern deren Vermarktung dazu. Je schamloser, desto besser! Täglich erfährt das der Normalverbraucher in „seiner“ Talkshow und der kulturelle Feinspitz im Burgtheater.

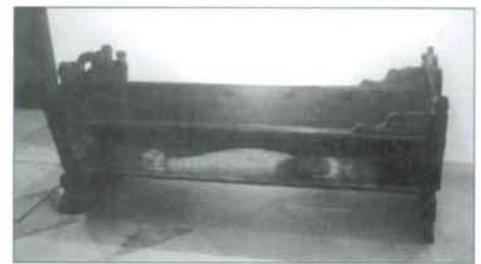
Ich kriege dabei auch in meiner achten Lebensdekade das Würgen im Hals nicht weg. Da hilft mir alles modische Toleranzgehebe nichts. Schon Konrad Lorenz hat uns Zoologiestudenten anschaulich geschildert, wie man spontan wegschaut, wenn man zufällig Zeuge eines menschlichen Paarungsaktes wird. Er meinte, das sei ein ererbtes, artgemäßes Verhaltensmuster (obwohl er selber gern „Freikörperkultur“ betrieben hat).

Jedenfalls ist da in den letzten 30 Jahren etwas Dramatisches mit dem menschlichen Regulationsmechanismus der Scham geschehen, das mich nicht selten dazu bewegt, zu sagen: Das ist meine Welt oder Zeit nicht mehr. Als geistiges Wesen fossilisiert man offensichtlich schneller denn als physisches.

SCHEIDUNG: Scheidung war und ist für mich ein Begriff und Vorgang öffentlicher Peinlichkeit. Wie soll man zwei Leuten begegnen, die vor kurzem oder gar langem öffentlich und vor Zeugen etwas gelobten, das sie nun nicht mehr halten (können)? Wir (d.h. Brunhilde und ich) haben anfangs Geschiedene gemieden, auch wegen der Unsicherheit, die sich aus unserem guten Gedächtnis ergab. Inzwischen ist das Phänomen so kommun geworden, daß auch ich unbefangen damit umgehe, obwohl ich die daraus resultierenden Waisen nach wie vor unerträglich finde, wobei ich gestehe, daß mir selber das mit einer Scheidung verbundene Eingeständnis von Dummheit noch unerträglicher gewesen wäre.

Das Foto aus dem Landesmuseum Linz zeigt eine vorhumane ländlich-sittliche Lösungsmöglichkeit auf; der Marktrichter in

Marchtrenk (OÖ) soll sie praktiziert haben: Es ist eine **Schandwiege**, in die der Richter scheidungswillige Paare festband und solange schaukeln ließ, bis sie „freiwillig“ einen weiteren Versuch des einigermäßen ordnungsgemäßen Zusammenlebens gelobten. Ich konnte leider nicht eruieren, wie oft und wie lang die Prozedur gewirkt hat. Die offensichtlich geringe Verbreitung des gesellschaftsregulierenden Holzinstruments läßt freilich vermuten, daß auch mit ihm nur leichtere Fälle von „Entfremdung“ lösbar waren und wären, zumal Scheidung heute schon längst keine Schand mehr ist.



„Schandwiege“ für scheidungswillige Paare (1702), Schloßmuseum Linz.

SCHWUL: Dieses Adjektiv und das daraus gebildete Substantiv „der Schwule“ (hier wäre das heute von den Feministinnen und ihren maskulinen Zeitgenossen geforderte Suffix -In fehl am Platz) habe ich als fränkischer Lehrling unserer deutschen Muttersprache nicht mit meinem basalen Sprachschatz erworben. Als Gymnasiasten haben wir von „warmen Brüdern“ geredet und uns als Heranwachsende naturgemäß auch für die spezifischen Phänomene des eigenen reifenden Geschlechts interessiert. Im Dritten Reich war ja – analog zur christlichen Lehre -Homosexualität etwas Widernatürliches. Erst in den 60er Jahren wurden die „Schwulen“ und die „Lesben“ zu gesellschaftsfähigen Themen. In unserer Familie haben sie die Kinder von der Schule als Gesprächsstoff mit nach Hause gebracht. Ich erinnere mich noch gut, wie da bei Gelegenheit einer solchen häuslichen Kaffeetischdiskussion unser damals jüngster Enkel (mit etwa 11 Jahren) zu seiner errötenden Großmutter meinte: „Oma, davon verstehst Du nix, da kannst Du nicht mitreden“. Und so war es ja auch. Sie konnte sich tatsächlich das Liebesleben der Schwu-

len und Lesben nicht vorstellen. Und unsere jüngste Tochter hat schon im Maturalter ein einschlägiges Tischgespräch mit der trockenen Bemerkung quittiert: „Ich weiß gar nicht, was Ihr immer mit den Homosexuellen habt. Dabei kann doch nun wirklich nichts passieren“.

Kurz, so nach und nach hat offensichtlich auch das Wort „schwul“ auch in meinem Wortschatz Eingang gefunden. Als ich es – etwa um 1985 herum – erstmals im Rundfunk vernahm, war ich wegen seines kommentarlosen Eingangs in die „gehobene“ Sprache betroffen. Inzwischen habe ich es freilich gelernt, daß unsere Duden-Redaktion (in Mannheim?) vom reinigenden Filter zum sammelnden Trichter geworden ist. Die Halbwertszeiten der dudenwürdigen Worte und Wörter haben sich auf wenige Jahre verkürzt, und der Dialektbegriff schwul gehört nun zur deutschen Hochsprache und zum geschützten Bereich unserer Jetzzeit Hochkultur. Als Biologe darf ich im Banne der sprachregelnden pc öffentlich nicht einmal mehr die Überlegung anstellen, ob schwul zu den natürlichen Konditionen des menschlichen Daseins zählt. Kant ist ja inzwischen auch passé, der meinte, nur das sei humanadäquat, was Grundlage eines allgemeinen Sittengesetzes sein könne. Schwul aber könnten, weder bei Gott noch bei den Gesetzen der Natur, auf keinen Fall alle Menschen sein!

SELBSTBEDIENUNG, SELBSTBESTIMMUNG, SELBSTVERWIRKLICHUNG:

„Selbst“ ist allgemein ein positiv verstandener Begriff. Das Selbstbewußtsein gilt als das fundamentale Indiz für unser Ich.

„Selbst ist der Mann“ sagen wir, um unsere Autonomie im Denken und Handeln zum Ausdruck zu bringen.

Selbstverständliches bedarf keiner stützenden Begründung.

Nun sind in meinem Leben seit den 60er Jahren zwei Worte mit der Vorsilbe Selbst in Mode gekommen, die in geradezu klassischer Weise zeigen, wie der Zeitgeist Sprache instrumentalisiert, um uns, seine „Kinder“, wenn schon nicht zu nützlichen, so doch wenigstens zu brauchbaren Idioten zu machen.

Der Begriff **Selbstbedienung** war in meiner Kindheit und Jugend faktisch unbe-

kannt. Es war selbstverständlich, daß man bedient wurde, im Laden (beim Greisler), auf der Bank, im Restaurant, an der Tankstelle. Da ich kein Kulturhistoriker bin, kann ich nur vermuten, daß die gemeine „Nachkriegs“-Wortschöpfung „Selbst-Bedienung“ dem amerikanischen „self service“ entstammt. Heute jedenfalls ist es ein gängiger Begriff für ein Verhaltensmuster, das in seiner Perfidie vollendet erscheint. „Ich bediene mich“ heißt doch im Klartext, daß ich mir zum Diener gemacht worden bin. Soziologisch betrachtet sind Diener ja wichtige und durchaus angesehene Elemente unserer „Gesellschaft“, aber die meisten von uns zur Selbstbedienung gezwungenen hatten doch nicht die Absicht, Diener zu werden. Wer an einer Bank vorbeikommt und dort die frierenden Kunden am „Bankomat“ hantieren sieht, weiß, was und wie ich das meine.

Mit dem parallel in Mode gekommenen Wort **Selbstbestimmung** hat es eine ähnliche Bewandnis. Auch dieser Begriff macht uns verbal etwas vor, was in aller Regel bestenfalls potentiell zutrifft. Kein Mensch ist faktisch wirklich selbstbestimmt. Von der Schulpflicht bis zum Ablauf der Berufslaufbahn werden wir als soziale Wesen nützlich gemacht. „Aussteigen“ oder gar „Schluß machen“ sind im Regelfall nur theoretische „Freiheiten“. Das allgemein menschliche Sittengesetz läßt Wahlfreiheit zu, und die meisten, die bewegt von ihrer Selbstbestimmung reden, meinen ja auch nicht mehr damit.

Neuerdings sprechen vor allem unsere Menschenfrauen gern von Selbstbestimmung, speziell in der Version vom „Recht auf den eigenen Bauch“. Einmal abgesehen davon, daß der Bauch, also das Vegetative, für „anständige“ Frauen in meiner ersten Lebenshälfte nahezu ein Tabuthema war, bleibt der weitere kritische Hinweis, daß dieses Bauch-Recht in Wahrheit Fremdbestimmung impliziert, denn das Recht auf den Bauch meint nicht die freie Wahl des Paarungspartners, sondern Entscheidung über Leben oder Tod eines darin implantierten Embryos.

So entpuppen sich unsere zwei euphemistischen „Selbst“-Begriffe als gelungene Selbsttäuschungsvehikel: Die Selbstbedienung lernen schon unsere im Geiste unschuldigen Kleinen bei McDonald als

Selbstbestimmung kennen, und die Selbstbestimmung kann dann später mit und ohne Geist bis zum Suff und anderen „Freiheiten“ ausgeweitet werden. Doch niemand kommt in Wahrheit aus dem Netz seiner Mitmenschen heraus. Er läßt sich darin aber leicht und gern in stolzer Selbstverwirklichung zum Selbstbediener weiterentwickeln.

Die Selbstverwirklichung schließlich ist für meine Ohren eines der dümmsten Neuworte unserer modischen Sprachschöpfer. Die haben offensichtlich keine Vorstellung von dem, was sie mit „Wirklichkeit“ meinen. Ich muß jedesmal lachen, wenn jemand vor mir sitzt (wahrnehmbar, also wirklich) und von seiner Selbst-Verwirklichung redet. Was soll das?

Ich vermute, solche bedauernswerten Soziologendeutschtümler meinen in Wirklichkeit das löbliche Streben nach ihren (hoffentlich) selbst gesetzten Lebenszielen.

SEX: Dieses einsilbige Wort kennt jeder. Und jeder meint, er wisse auch, was es heißt. So verhält es sich spätestens seit den Tagen der sexuellen „Befreiung“ und „Aufklärung“ um das „Revolutionsjahr“ 1968 herum. Damals wurden viele Tabus gebrochen, die in meiner ersten Lebenshälfte selbstverständlich waren, vor allem sprachliche. Bis hin zum „ficken“ und „vögeln“ wurden einschlägige Haupt- und Tätigkeitsworte salonfähig, sofern es noch „Salons“ gab, die zuvor kein Mensch mit Rollkragenpullover betreten hätte. Und Sex kam ins Theater, in die Schule und in die Familie. Aber nahezu das gesamte „aufgeklärte“ Volk verwechselte dabei nach wie vor Mittel und Zweck. Das passierte sogar den kometenhaft auftretenden, meist selbsternannten Sexualwissenschaftlern jener Zeit, die den richtigen Lusterwerb als „Hauptsache“ von Sex lehrten. Während doch der gebildete Lebensforscher weiß, daß sowohl die lateinische wie die deutsche Sprachform des fraglichen morphologischen, funktionellen und ethologischen Phänomenkomplexes den Hinweis auf die duale, geteilte Wesenheit von Sex bzw. Geschlechtlichkeit enthalten. Ohne duale Differenzierung könnten und würden wir gar nicht von Sex reden; die Rede hätte keinen logischen Sinn. Es gibt weder nur ein, noch mehr als zwei Geschlechter, und nur

Interaktionen zwischen dem weiblichen und dem männlichen sind sinngemäß Sex. Homosexualität mag Lustspiel, ja auch Liebe (zweier Personen) sein, aber Sex im klaren Wortsinn ist es nicht. Das gleiche gilt für „Gruppensex“ (der sich leicht in Zweierbeschäftigungen auflösen läßt), für Selbst-„befriedigungen“ aller Art und dergleichen mehr.

Unser Zeitgeist bezieht nun aus dem aufgeblasenen Mißverständnis vom allgemeinen Sexgetriebe unglaublich viel Sprach-, Bild- und Hörstoff für seine kommunikativen und kommerziellen Bedürfnisse. Im Fernsehen füllt Sex (neben Mord und Totschlag) zwei Drittel der Abendprogramme. „Porno“ ist ein lukratives Geschäft geworden bis hin zur Zeitschande der Kinder-„Mißbräuche“.

Ich erinnere mich aber als Zeitzeuge genau: Zu Beginn der postmodernen Sexwelle haben alle damaligen sexologischen „Seelenexperten“ prophezeit: Mit der sexuellen „Befreiung“ werde sicher auch der kriminelle Bedarf der bis dato sexuell Unterdrückten aufhören. Da kann man jetzt nur auf wienerisch ausrufen: Zeitgeist, schau oba!

Realexistierender SOZIALISMUS im SCHWÄBISCHEN 1999: Die Humorlosigkeit der Antifaschisten hat es leider verhindert, daß auf diesem originellen Abstellplatz unserer Zeitgeschichte auch die Parallelfiktionen der Nazis und Faschisten gelandet sind. Der biedere schwäbische Steinmetz, der die gestürzten Größen des realen Sozialismus hier gesammelt hat, hätte gewiß gern auch Führer- und Duce-Büsten dazugestellt. Jedenfalls muß ein Mann meines Alters in tiefes Nachsinnen fallen, wenn er am Ende seines Säkulums im oberen Donautal derart Kurioses findet.

Vor 20 Jahren noch hätte er jeden für einen lustigen Vogel erklärt, der ihm prophezeit hätte, noch in diesem Jahrhundert könne er eine ausrangierte sowjetische **Leninfigur an der oberen Donau** straflos belächeln. Eher hätte er es nicht als Witz verstanden, wenn man ihm gesagt hätte, er werde 1999 auch dort vor so einem Monument den Hut ziehen müssen, um keine Scherereien zu kriegen.



Die „gestürzten Größen“ des Sozialismus, nun an der oberen Donau postiert.

Und mit Genugtuung fügt er hinzu, wie vergnügt er bei der Gelegenheit den Unfug der sogenannten Zukunfts- „Forschung“ bestätigt sah; denn keiner ihrer „Gurus“ hatte zuvor mehr Ahnung von der großrussischen Pleite gehabt als er.

SOZIALKAPITALISMUS – KAPITALSOZIALISMUS, zwei Querbe-griffe für's kommende Jahrhundert: Den sozialem Perfektionismus erwachsenen Kapitalismus haben wir ja schon gehabt. Von 1918 bis 1990 hat seine grandiose Unidee in Rußland real existiert und sich in der Nomenklatura lustvoll, in der Masse der Werk-tätigen qualvoll und verlustreich realisiert. Homologe Erfahrungssammlungen liefen und laufen u. a. noch in China und Kuba. Neuen Probeläufen dieser Schnaps-idee wird im 21. Jahrhundert wenig im Wege stehen; denn derzeit bereitet schon ihre Gegenidee, der Kapitalsozialismus, den menschlichen Nährboden um sich greifend dafür vor. Diese Schnapsidee nennt sich gern auch Globalisierung. Ähnlich dem ab-handen gekommenen Komminternkonzept soll nun das Kapital die Menschheit erfassen und beglücken. Wo einst der staatskapitalistische Kommunismus aus allen Mitmenschen eigentumslos gleich glücklich gemachte Sozialisten machen wollte, wird nun das universell börsenvernetzte Kapital alle zu aktienbesitzenden Teilhabern seiner selbst werden lassen. Das dazu nötige

Geld schaffen die Spekulanten, die gewissermaßen zur Nomenklatura des universalen Sozialkapitals werden werden. Und die ganze menscheitsgeschichtlich so beschämende und frustrierende Misere der Arbeit wird so endgültig im globalen Kapitalismus ihr definitives Ende finden. So erhofft es sich die große gläubige Menschenmehrheit am magischen Zeittor zum nächsten Jahrtausend.

STAMMBÄUME: Seit es selbstbe-wußt denkende Menschenwesen gibt, be-fassen sie sich auch mit ihrer Herkunft. Es dürfte freilich lang gedauert haben, bis der zeitliche und kausale Zusammenhang von Paarungsakt und Zeugung bewußt wurde, obwohl anzunehmen ist, daß unsere Ur-Vorfahren noch lange nicht so übersexuali-siert gewesen sind wie wir, d.h. daß sie – wie alle „Wild“-formen animalischer Lebewe-sen – noch jahresperiodisch geregelte Fort-pflanzungszyklen hatten. Daß die Mutter und deren Sippe mit dem Kind in eine ge-nealogische Beziehung zu setzen sei, mußte den ersten Den kern evident sein. Und als dann der Zeugungszusammenhang mit den Vätern bewußt wurde, entstand daraus in den meisten „Kulturen“ die Dominanz der „Erzeuger“, kulturbiologisch auch „Patrili-nearität“ genannt. Nur wenige Menschen-populationen sind matrilinear geblieben; alle aggressiv-dominanten sind heute patri-linear.

Stammbäume dienen seit kulturellen Urzeiten der Veranschaulichung genealogi-scher Zusammenhänge. Erst in unserem eu-rochristlichen 19. Jahrhundert sind dann noch die transgenerischen stammesge-schichtlichen Stammbäume der „Evolutio-nisten“ hinzugekommen. Charles Darwin und Ernst Haeckel seien dazu nur zitiert.

In genealogisch selbstbewußten Sippen, vor allem bei den sogenannten Adeligen, wurde das Stammbaumdenken und -planen zum Existentialprinzip, wobei nach und nach Sippe und Besitz zum „Erbgut“ wurden, dessen materielle Mehrung und bio-ideologische Reinhaltung schließlich bestimmende Lebensaufgaben waren und oft noch sind.

Auch in bäuerlichen Familien ent-wickelte sich so ein Erbgut-Denken, was schließlich im Erbhofrecht sogar staats-rechtlich sanktioniert wurde.

Allerdings dürfte es – speziell im Oberfränkischen – nur sehr wenige Bauernhöfe geben, in denen so ein repräsentativer „Stammbaum“ die gute Stube ziert wie der hier im (neuen) Bauerngehöft meiner mütterlich-großväterlichen Anverwandten in Herreth im Itzgrund (Familie Oehrl).



STREß: Der Streß ist seit Selye (etwa 1953) ein legitimer (d. h. wissenschaftlich ordentlich definierter) physiologischer Begriff. Das heißt, er war es; denn inzwischen geistert er durch Kinderzimmer, Ehebetten, Eskimoiglus, im Kreml, Weißen Haus und Vatikan; d. h. er ist allgegenwärtig und sicher auch eine der unverständlichsten und mißgebrauchtesten Kurzwortblasen unserer Zeit. Ich war bis etwa 1950 sicher ein zeitgemäß sehr streßgeplagter Mensch gewesen und um mich herum unzählige mit mir; aber wir haben damals alle nichts von unserer bedrohlichen Belastung gewußt, geschweige denn das griffige Wort dafür gekannt, und so haben wir also einen Zustand überlebt, um erst 20 Jahre später seine spezifi-

sche Bezeichnung zu erfahren.

Jetzt, kurz vor dem 77. Geburtstag, schreibe ich das hier als Patient einer Wiener Klinik, also gewiß „im Streß“, fühle mich aber gerade seinetwegen besonders gut gelaunt. Sollte mir freilich sein medizinischer Begriffsbruder „Infarkt“ den Kugelschreiber aus der Hand nehmen, dann werde ich über seine unterhaltende Allgegenwart nicht mehr weiter lästern.

SUBKULTUR: Eines der Un-Worte, die von der Zeitgeistmafia der 60er Jahre erfolgreich in Papier-Redaktionsstuben und Radio- und TV-Redaktionen eingeschleust worden sind. Es dient der tückischen Amorphisierung eines kollektiv mühsam gewonnenen und angenommenen Wertbegriffs. Genau das nämlich, was sich heute Subkultur nennt, ist zuvor als Gegenbegriff zum Hauptwort Kultur verstanden worden und unmißverständlich Unkultur genannt worden. Erleichtert wurde diese erweichende Metamorphose unseres Kulturbegriffs durch das Faktum, daß unsere angelsächsischen Kulturgenossen keine rechte Sprachdifferenzierung von Kultur und Zivilisation erreicht haben, so daß dort zivilisatorische Voraussetzungen von Kultur leichter zu Vorstufen (zu) dieser gemacht werden können. Aus Sub = Unterhalb läßt sich in so geprägten Köpfen dann widerspruchlos ein Vor- (Stufen-Denken) machen.

SZENE: Was früher Teil eines Aufzugs in Bühnenstücken war, ist heute auch Bezeichnung für Gruppen und Grüppchen von Leuten, die sich gern für Zeitgeist-Promotoren halten und oft auch – vor allem von Zeitgeistmachern – dafür gehalten werden. Selten zeichnen sich solche Szenen durch Tiefgang aus. Meist kentern sie im nächsten Windchen und leeren ihre Mit- und Beiboofahrer aus, die sich dann oft wenige Nächte später erneut zu Szenen sammeln. Solche „Szenen“ können lokal auftreten, sie können aber auch vagieren und Kulturknoten in diversen Weltstädten bilden. Der modische Kunst-Handelsbetrieb nährt sich von deren Werken und Abfällen, und klevere Politiker(innen) putzen sich mit der Prominenz des jeweiligen Szenariums (ios) auf. Solche Ephemere Prominente werden auch „Promis“ genannt.

TALKSHOW: Verglichen mit diesen öffentlichen, teils individuellen, teils kollektiven Selbstentäußerungen waren die altrömischen Zirkusspiele, die mittelalterlichen Hexenprozesse oder open-air Hinrichtungsspektakel aller Zeiten („Spitze“: das Guillotiniere während der Französischen Revolution in Paris) grobschlächtige Schaustellungen.

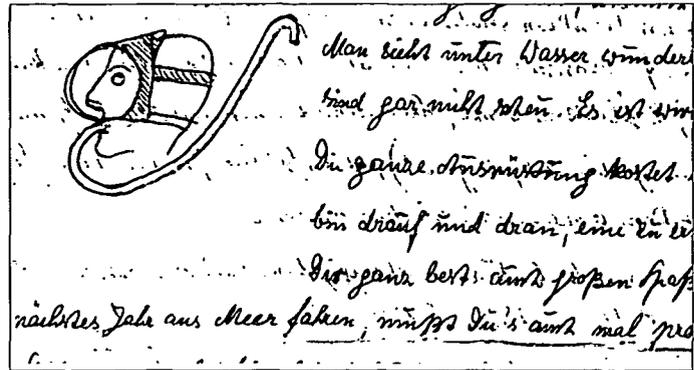
Unsere TV-Talkshow-Master und -Misses beherrschen das Vorführen, Entklemmen und Enthemen, das Entkleiden, Enthäuten, Ausweiden und Analysieren ihrer „Fallbeispiele“ mit entwaffnender Schamlosigkeit, vielfach unterstützt vom haltlosen outing-Drang der freiwilligen Fall-Lieferanten, assistiert von einem perfektionierten Aufnahmeteam und angestachelt von einem geilen Life-Publikum. Für Talkshows gibt's kein Thema, das tabu wäre: Ob es im Hintern juckt, was man gegen Haarausfall macht, wie der erste Beischlaf war, ob man seinen Hund küssen soll, wie „Liebe“ mit 80 geht, wie es einer Hure oral schmeckt; es gibt nichts „Menschliches“, was nicht menschlich auszubreiten und aufzubereiten wäre.

Was sich da an Geschmacklosigkeiten global und interkulturell ausbreitet, ist wohl das Zeitgeistigste, was unser Jahrhundertende zu bieten hat. Der konsequent „moderne“ Mensch hätte dazu nur einen Wunsch: Daß es der einschlägigen Medientechnik doch bald gelingen möge, mit den optischen und akustischen Geschmacklosigkeiten auch die vielfach verbundenen „menschlich-allzumenschlichen“ Geruchs- und Geschmackssignale mitzusenden.

Nachwort:

Wenn die Nachricht stimmt, die aus dem Bayerischen Rundfunk verbreitet wird (Mitte Februar 2000), dann werde ich Zeitzeuge einer besonders originellen Laufbahn werden. Bisher dachte ich immer, daß der bekannte Sonderfall aus meiner Jugendzeit Postkartenmaler-Reichskanzler-Feldherr unerreichbar bleiben werde. Nun aber könnte es dazu kommen, daß ich auch den erlebe: Verfassungsrichter-Bundespräsident-Talkmaster (sollte Roman Herzog tatsächlich letzteres werden). Einen zum Sänger auf Gelbem Wagen mutierten Bundespräsidenten hatten (haben) wir ja schon.

TAUCHERBRILLE: Die erste Begegnung mit einer solchen Sichthilfe hatte ich trotz Hans Hass und seiner Pionierarbeit im aufklärenden Tauchen erst nach dem Krieg in Banyuls sur mer.



Dazu die Textpassage aus einem Brief an meine Frau, vom 21. 8. 1950:

„Heute sind wir zum ersten Mal an der Felsenküste gewesen und haben mit Taucherbrille und Schnorchel gearbeitet. Das muß Du unbedingt auch einmal tun. Man hat ein großes Glas vor beiden Augen und einen Schlauch im Mund der nach oben gebogen ist, und durch den man atmet. Man sieht unter Wasser wunderbar. Die Tiere sind gar nicht scheu. Es ist wirklich ein Erlebnis. Die ganze Ausrüstung kostet ca. 10 Mark. Ich bin drauf und dran, eine zu erwerben. Das würde Dir ganz bestimmt auch großen Spaß machen...“

TRÄUME: Spielen für mich kaum eine Rolle, da ich mir selten einen merke und weil „Vorbedeutung“ ein sinnloser Begriff für mich ist. Immerhin habe ich gelegentlich welche, die mir in ihrer Gedankentiefe und Symbolkraft Vergnügen machen und mir auch zur Selbsterhellung dienen, wenn sie Bilder und Vorgänge liefern, auf die ich im Wachen kaum gekommen wäre.

Der folgende Traum ist es wert, nachgezeichnet zu werden, weil er – meine ich – viel Aufschluß über den Träumer gibt:

Es mußte eine große Flut stattgefunden haben (etwa nach einem meteorischen Impact). Die Flut war abgelaufen, das Land von Schlamm überzogen, seine geomorphologischen Formen aber wie bei einem monochromen Landschaftsmodell schön zu erkennen, wobei sich Vegetation und Bauwerke noch klar über den Untergrund

erhoben. Die Flüsse flossen als Schlammströme; Tiere und Menschen gab's keine mehr. Die Welt war himmlisch still.

Ich fand mich, entspannt, aber voller Neugier, am Rande der Schwäbischen Alb über Ulm sitzend und bewundernd die dicke Riesennadel des Münsterturms betrachtend. Da überkam mich unbändige Lust, ins Tal hinabzusteigen und die Donau entlang zu wandern bis Wien, um nachzusehen, ob auch dort die dicke Nadel des Steffls ebenso prominent aus dem Schlamm in den Himmel steche. Gedacht, getan – schon fand ich mich, mühelos auf der Schlammkruste dahinschreitend, bei einer einmalig genußvollen Fußwanderung zu den mir ja wohlbekannten Donaustädten, an den vertrauten Silhouetten der Kirchen, Burgen, Schlösser entlang nach Ingolstadt, Regensburg, Passau und Linz. Und schließlich stand ich tatsächlich am Stephansplatz in Wien und schaute zufrieden zum Steffl hinauf.

Ich kann mich nicht erinnern, bei dem ganzen Unternehmen jemals ein Gefühl des Schmerzes oder des Bedauerns verspürt zu haben. Die Menschenleere der Landschaft war mir ein tiefer Genuß, ganz im Sinne der sarkastischen Feststellung, die mir manchmal auch im Wachen entfährt vor allem beim Anblick schöner oder großer Natur: Die Welt ist so schön – wenn es nur die Menschen darin nicht gäbe.

T-SHIRT: Weder an das Wort noch an das damit verbundene so bezeichnete Bekleidungsstück kann ich mich gewöhnen. In meiner ersten Lebenshälfte ist es ein Unterhemd gewesen und war in aller Regel einfarbig (meist weiß). Nun ist es bunt geworden und seine Träger nutzen es vielfach zu Bekenntnis- und Werbezwecken. Der kindische Hang zu aufdringlicher Buntheit hat inzwischen auch auf Hosen und Kopfbedeckungen übergegriffen.

Die aus der Sprachmode gekommenen ... **TÜMER:** Bistum, Bürgertum, Christentum, Deutschtum, Eigentum, Fürstentum, Heidentum, Heldentum, Judentum, Kaisertum, Papsttum, Rittertum, Sklaventum, Volkstum und andere tümer mehr sind im heutigen Zeitgeistklima am Eingehen. Aus-

nahme ist das Eigentum, das den Kommunismus eher gestärkt überlebt hat. Heidentum, Judentum, Christentum haben ihre magisch abgrenzende und zuordnende Bedeutung eingebüßt, auch wenn es in Tel Aviv bzw. Jerusalem und in Rom noch sehr starke Bewußtseinszentren für's „Jüdische“ bzw. „Christliche“ gibt. Bistümer, Fürstentümer, Kaisertum und Papsttum spielen in unserem Alltagswortgebrauch kaum eine aktuelle Rolle mehr. Komisch geht es den in meiner Jugend hehr klingenden Begriffen Deutschtum, Heldentum, Volkstum. Das Heldentum lebt vorwiegend nur mehr virtuell im Fernsehen und als spaßvermittelndes Abenteuerurlaubsangebot.

Terrorisiert eine Horde „Skinheads“ Mitbürger(innen), schaut der heutige Heldenanwärter lieber weg. Deutschtum und Volkstum sind gänzlich abgewirtschaftete Werttümer und werden vom typischen gegenwärtigen Volksgenossen verächtlich als ...tümeleien apostrophiert. Nur in solchen alten Hirnen wie meinem stellt sich dabei leiser Schmerz ein (auch wenn ich als Biologe weiß, daß das Hirn als solches gar nicht weh tut).

UFOS: Unser gottloser Zeitgeist läßt nirgends mehr Engel und Teufel fliegen und glaubt auch nicht mehr an Geister (zumindest nicht in der Mehrzahl). Interessanterweise aber bevölkert er gelegentlich seine irdische Atmosphäre mit Ufos. Dieses zweckmäßige Kürzel (die volle Nominatform lautet „unbekannte Flugobjekte“) hat heute umgangssprachliche Valenz, d. h. man kann es an jedem beliebigen Stammisch ohne Verständnisschwierigkeit anwenden. Fast jeder weiß also, was es bedeutet, und hält UFOs zumindest für denkbare Realitäten. So füllt sich der moderne aufgeklärte Zeitgeist sein Glaubensreservoir isostatisch auf, indem er, was er einerseits als irrationales Gespinnst verwirft, andererseits durch „ratiomorphes“ Gedankengut ersetzt.

Seitdem aber die Postmoderne ausgebrochen ist, kommt es neuerdings eher wieder zur gewohnten jahrtausendealten Schräglage des irdischen Geistes(r)pegels: der gute physikalisch einwandfreie Begriff der Energie zum Beispiel findet sich in allen postmodernen Zeitgeistmachwerken

als Bezeichnung für Phänomene, denen nicht einmal diese Seinsqualität (eines naturkundlich einwandfreien Begriffs) zukommt. Was da überall „strömt“, „strahlt“ und „wirkt“, „entspannt“, „auflädt“ und „heilt“, ist inzwischen ein vielfaches von dem, was in meiner Jugend noch schlichtes religiös geordnetes Glaubensgut war. Die Zahl der Scharlatane jeglicher Art hat erschreckend zugenommen, noch dazu oft in wissenschaftlicher Verkleidung, so daß das große Heer der Halbgebildeten (besser Halbwissenden) ihnen ein gesichertes, oft sogar luxuriöses Einkommen bringt. In immer mehr Fällen kommt es darüber hinaus zu Abhängigkeiten, im Vergleich mit denen die überkommenen Religionsgemeinschaften harmloses „Opium fürs Volk“ waren.

Den Biologen freilich wundert das alles nicht. Er weiß um die Grundnatur des Menschen als Lebewesen, wonach er als solches Jahrhunderttausende bräuchte, um sich gesichert weiterzuentwickeln. Kulturelle Entwicklungen hingegen wie etwa das „Fortschritts“-Gut der Aufklärung bleiben ungesichert; denn jeder Artvertreter von uns fängt bei Null an und erwirbt individuell nur Bruchteile des jeweiligen Gesamtwissens. Das allerdings ist im Gegensatz zum jeweils erreichten biologischen, d. h. evolutiven Art-Wissen überindividuell gespeichert (in Bibliotheken oder heute im „internet“). Aber kein „Daten-Highway“ wird je beliebige Dummheit oder Verdummung verhindern können. Der Begriff Postmoderne macht's deutlich (siehe dort!). Und die UFOs beleben unseren götter- und geisterlos gewordenen Himmel erneut mit imaginierten Realitäten.

UNIVERSITÄT – „UNI“: Als ich noch in Bamberg zur Schule ging, war der Begriff Universität ein eindeutiger. In Latein hatte man gelernt, daß Universitas Gesamtheit bedeutet im Sinne von universitas litterarum = Gesamtheit aller Wissenschaften. Diese wiederum waren nach Gegenstand und Methode in Fakultäten aufgeteilt wie Theologie, Philosophie, Medizin, Naturwissenschaften, Jurisprudenz. Natürlich sind auch damals schon Wissenschaften außerhalb von Universitäten betrieben worden. Solche wissenschaftlichen Betriebe hießen Hochschulen, nannten

sich korrekt Fachhochschulen, oder sie trugen fachspezifische Namen wie die Kaiser Wilhelm-Institute oder die Kommissionen und Laboratorien der Akademien. Damals wäre es keinem gebildeten Menschen einfallen, von Technischen oder Pädagogischen Universitäten zu sprechen.

Heute allerdings sind solche sprachlogischen Ungereimtheiten gang und gebe. Im Zuge des allgemeinen Trends zu Euphemismus und Hochstapelei sind aus den Volkshochschulen, aus den Grund- und Hauptschulen, aus den Mittel- und Oberschulen und aus den Hochschulen „Universitäten“ geworden, die sich adjektivisch im selben Atemzug gleich wieder ent-titeln, ohne daß dies noch irgendwem auffiele oder gar Kopfschmerzen machte. Die analoge Wassersucht der Titel Student, Dozent und Professor bleibt allerdings kein bloß akademisches, d. h. nominales Problem, sondern zeitigt bedenkliche Folgen für die Einkommenspyramide unserer sogenannten Gesellschaft, weil eine immer größer werdende Zahl von „Graduierten“ naturgemäß immer breitere Anteile des Sozialprodukts beansprucht, wodurch die Pyramide in der Mitte zunehmend dicker wird, was bei kommenden Wirtschaftsunwettern um ihre Stabilität fürchten läßt.

In Österreich sind übrigens die amtlichen Bezeichnungen für den qualifikatorischen Schichtenbau des Staatsvolks noch in Kraft, werden allerdings zeitgeistgemäß kaum mehr gebraucht. Aber jeder etwas ältere wird sich gut an das Klassifikationschema der A-, B-, C- und D-Posten erinnern können. Schließlich sei noch angefügt, daß in den Ohren eines humanistisch Gebildeten die modische Verkürzung „Uni“ nach wie vor unfein klingt, vor allem wenn sie im engeren universitären Kulturbereich auftritt, wie zum Beispiel beim Uni-ball.

UNIVERSITÄT (Nachwort): „Die Presse“, Österreichs autoevaluiertes „Qualitätsblatt“ Nr. 1 (ich bin seit 30 Jahren Abonnent), hat den virtuellen Charakter unserer ehemaligen Hochschulen am Beispiel der „WU“ wohl erkannt, aber kaum richtig begriffen, wie diese Atrikelüberschrift vom 27. 7. 1999 zeigt; denn nicht wegen der möglichen „Online“-Vorlesungen ist die „Uni“ erst auf dem Weg zur

Virtualität, sondern schon längst dort, seitdem sie sich als *pars pro toto* so nennt: „Die Presse“ schreibt:

Die WU Wien auf dem Weg zur virtuellen Universität

Online-Vorlesungen bietet die Wirtschaftsuniversität Wien ihren Studenten. Diese könnten sich bald den Weg in den Hörsaal ersparen. Eine Chipkarte soll im Jahr 2000 auch Teilnahme an und Anmeldung für Prüfungen von zu Hause ermöglichen.

UNSTERBLICHKEIT (1): Der Mensch als einziges irdisches Lebewesen, das weiß, daß er ein solches ist, weiß damit als einziger auch, daß er stirbt. Leben in irdischer Form ist auf Dauer ja nur in individueller Sterblichkeit möglich und denkbar. Nichts wissen wir alle sicherer als das. Und nichts läßt unser persönliches Dasein so fragwürdig erscheinen wie dieses Bewußtsein vom vorprogrammierten Tode, dessen Zeitpunkt noch dazu nur bei (Selbst-) Mord vorherbestimmbar ist.

In diesem existentiellen Dilemma bleibt dem Betroffenen nur der Ausweg ins Irreale. Unendlichkeit, Ewigkeit, Jenseits, All, Nirwana, Nichts, das sind Sprachfiguren, mit denen wir das tödlich klare Wissen von und um uns selbsttherapierend verstellen, und Wiedergeburt, Wiederauferstehung, ewiges Leben, Himmel, Hölle sind die pragmatischen Konkretisierungsansätze dazu. Nur wenigen gelingt der Bewußtseinsakt zum emotionsfreien agnostischen Eingeständnis der rationalen Unlösbarkeit dieses fundamentalen Existenzproblems eines animalischen Bewußtseinsträgers, wie *Homo sapiens* eben einer ist.

Unsterblichkeit war der Gesellschaft meiner Jugendphase eine Selbstverständlichkeit. Ich erinnere mich jedenfalls nicht daran, damals einen jemals offen daran Zweifelnden kennengelernt zu haben. Wie freilich das „Ewige Leben“ zu denken sei, blieb selbst im Religionsunterricht vage. Die sogenannte Wieder-Auferstehung im Fleische blieb noch unvorstellbarer. In dieses christliche Vorstellungsvakuum stieß die Nazi-Ideologie vor, indem sie Sippe und Volk als das dem Einzelnen überdauernde Erbgut der Rasse zum magischen Wert de-

klarierten, für den es sich nicht nur zu leben, sondern auch zu sterben lohne. Die folgende hohe Fortpflanzungs- und Opferbereitschaft der „Volksgenossen“ zeigte, daß diese sippen-mystische Form des menschlichen Unsterblichkeitswahns genug Resonanz gefunden hatte. Im Vergleich dieses in Blut und Tränen untergegangenen Sippenmythos' mit dem jetzigen individualerotischen Lebenskonzept unserer „postmodern“ sich globalisierenden Gesellschaft wird die Entbiologisierung unserer Lebensphilosophien unverkennbar. Nahezu alle „klassischen“ rationalen Ewigkeits- und Unsterblichkeitskonzepte sind obsolet geworden. Umso mehr blühen auf dem großen Sinnsuchtrip irre esoterische Selbsterfahrungslehren und magische Praktiken mit Sektencharakter, Rückfälle in irrationale Lebenskonzepte, die in meiner Studienzeit kaum denkbar gewesen wären. Wenn mir einer vor 50 Jahren gesagt hätte, daß solche aufklärungsfeindliche Bewegungen am Ende meines Jahrhunderts in Europa wieder salon- ja sogar hörsaalfähig werden würden, hätte ich ihn für dumm oder gar verrückt erklärt. Aber ich habe inzwischen längst resigniert, wenn ich selbst in seriösen Blättern regelmäßig und in ernsthaftem Ton verfaßt mein Horoskop finde oder Tips für die richtige Strahlenlage meines Bettes.

Um am Ende wieder zum Thema „Unsterblichkeit“ zu kommen: Ohne mich lächerlich zu machen, kann ich nun – 10.000 Jahre nach der letzten Eiszeit – auch in besserer Gesellschaft wieder über *dejà vue* „Erfahrungen“ und wiedergeburtliche Indizien aus meinem Leben berichten.

„UNSTERBLICHKEIT“ (2): Was Unsterblichkeit ist, läßt sich schwer definieren. Jedenfalls kann sie nur durch sterbliche Nachfahren garantiert werden. Aber wie motiviert man die zur einschlägigen Weihe? Ich habe hier ein paar Fälle gesammelt, um die breite Streuung der möglichen Motive zu demonstrieren.

a) Man lege sich in ewiges Eis zum Sterben und lasse sich nach einigen 1000 Jahren als Mumie finden.

„Ötzi“-Gedenktafel am Niederjoch in den Ötztaler Alpen

b) Man wappne sich gut, ziehe in festem Selbst- und Gottvertrauen in die Neue

Welt, schlage dort im Namen von Kaiser und Papst die Männer tot, nehme sich deren Weiber und taufe den Rest. Und der wird Dich dann in Erz gießen und vor der Kathedrale aufstellen, in der Dein balsamierter Leichnam hinter Glas ruht.

Francisco Pizarro (1475 – 1541) in Lima

c) Man kämpfe und falle für seinen Glauben zur rechten Zeit.

Gedenkkapelle bei Lützen, wo 1632 Gustav II Adolf fiel

d) Man „einige“ seine Landsleute, arrangiere sich mit seinen überlegenen „Entdeckern“ und bleibe als König brav auf seiner Insel.

Hawaiis 1. König Kamehamea I (1795 – 1819) in Honolulu

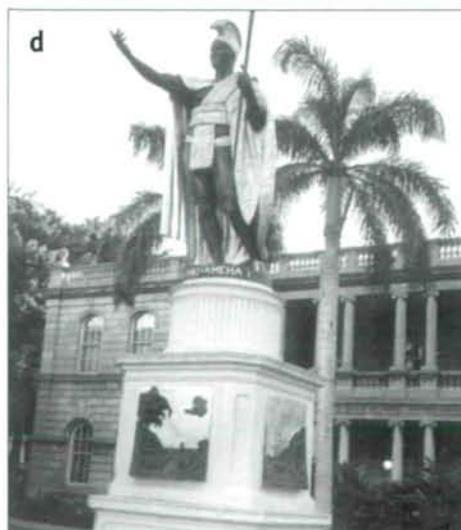
e) Man lasse sich als Langohr auf entlegener Insel unter Kurzohren nieder und zwingt die dazu, Dich übergroß in Stein zu hauen. Auch wenn sie Dich totschiessen, bleibst Du noch anonym ein unsterbliches Stück Menschengeschichte.

Maoi auf Rapa Nui

f) Man mache gute Salz- und Essiggurken und gehe damit als „Original“ ein Leben lang laut werbend durch die Gassen, wie der „Gurkenalex“ hier in Coburg.

g) An diesem Beispiel läßt sich noch überlegen, wo die Differenz zwischen Unsterblichkeit und Nachruhm liegt. Der **Gorillamann Bobby vom Berliner Zoo** war seinerzeit eine derart bekannte Persönlichkeit, daß ihn die Nachwelt noch in Erz/Stein festgehalten hat. Macht ihn das schon unsterblich? Sein Standbild könnte ja leicht die nächste Berlin-Katastrophe überdauern und so sein „Überleben“ im Geiste künftiger Vettergenerationen garantieren. Nachruhm „genießt“ er ja schon jetzt. Später käme in deren Hirnen Unsterblichkeit hinzu. Oder hätte er dazu zu Lebzeiten doch mehr tun müssen?

Sicher – weil bei einigem „Glück“ noch in der eigenen Lebenszeit nachprüfbar – ist, daß uns „Unsterblichkeit“ nur biologisch gewährleistet werden kann. Nur nachfolgende denkende (und sprechende) Menschen können uns und unsere möglichen Leistungen nachvollziehbar reflektieren und tradieren. Genetik und Tradition werden dabei die grundsätzliche Identität der Menschen-Generationen und Populationen sichern, auch wenn die verschiedenen



Zeitgeister noch so (bis dahin jeweils) Unerhörtes in die „Welt“ setzen mögen. Erst wenn eine zerebral weiterentwickelte (veränderte) Menschenform entstehen sollte, wäre denkbar, daß ein Zeitgeist Platz greift, für den wir nur noch naturgeschichtlichen Museumswert hätten.

Enkel sind bis dahin für eine konkrete „Unsterblichkeit“ unerläßlich, Enkel irgendwelcher Art von Mit-Menschen. Am vergnüglichsten sind jedenfalls eigene Enkel, auch wenn sie noch so „Verrücktes“ im Kopf produzieren und im Leben machen. Sie garantieren am ehesten unser Fortleben im Geiste.

Neuworte mit VER: Das Wort **VERdrängen** in seiner aktuellen Bedeutung verdanken wir Sigmund Freud. Wenn ich mich recht erinnere, kannte ich es vor 1960 lediglich als physikalischen oder populationsdynamischen Begriff. Dann kam die Psychologisierung in Mode und in Verbindung mit unserem nationalen Problem der Geschichts- „Bewältigung“ quoll das Wort bald aus aller Munde. Was haben wir demnach nicht alles „verdrängt“ sowohl individuell wie als Kollektiv. Vor allem meine Altersgenossen (also die bis 1920/25 geborenen) konnten demnach keine „normalen“ Lebensläufe gehabt haben, und unser Schweigen konnte somit nur „Verdrängung“ sein. Wer von den Jungen glaubt mir schon, daß ich in meinen bald 80 Lebensjahren nie einen durch Gewalt zu Tode gekommenen Mitmenschen zu Gesicht bekam? Daß ich das Wort Auschwitz erst gegen 1950 zu in mein Bewußtsein aufgenommen habe? Nicht zu verdrängen brauchte ich die Nürnberger Rassengesetze; denn von denen wurde damals unverdeckt geschrieben und gesprochen. Aber da ich erst später Juden persönlich kennengelernt habe, besaß ich auch noch als 25-jähriger keine Vorstellung von der menschenverachtenden Wirklichkeit des Arierstaates.

Somit ist mir auch das Neuwort **VERgasen** lange Zeit ein völlig unanschauliches geblieben, zumal es bei einem Sprachgebildeten völlig falsche Assoziationen auslöst. Gleiches gilt vom noch neudeutschen Wort **VERstrahlen**.

Sprachlogisch sinnvoller erscheinen im Vergleich dazu die Modeworte **VERkabeln** und **VERnetzen**; sie geben sinnlich

wahrnehmbare Errungenschaften unserer Informationswelt wieder, in deren „Cyber-space“ sich das Kind der ersten Jahrhunderthälfte allerdings auch sehr **VERmarktet** vorkommt.

In meiner Lebenszeit haben sich nicht wenige grundsätzliche Wertungen fundamental verändert oder gar ins Gegenteil verkehrt. Wehrdienstverweigerung war ein Verbrechen, desgleichen Gotteslästerung oder Homosexualität; zeitweise auch Rassenschande oder Wehrkraftzersetzung. Heute wird im aufklärenden Lichte von Psychologie und Soziologie vieles ehemals „Verkommene“ zur verständlichen Konsequenz umweltlicher Fehleinflüsse. Schuld am Fehlverhalten ist immer weniger und seltener der Delinquent und immer mehr sein Umfeld. Verbrechen und Vergehen verlieren ihre Schrecken, nicht für die Opfer wohl aber für die Täter. Bankraub ist aber noch ein „Verbrechen“; an einem Kind hingegen kann man sich nur „vergehen“. Und Sorge ums eigene Leben braucht keiner unserer „Täter“ mehr vor seiner „Gesellschaft“ zu haben. Die hat andererseits die Wehrpflicht (als Pflicht, gegebenenfalls zu töten und sich selbst töten zu lassen) nicht abgeschafft. Vieles schwer verständlich für den Langzeit-Genossen.

VEREWIGEN: Manchen meiner Lichtbildvorträge über unsere vielen natur- und kulturhistorischen Nah- und Fern-Erkundungen habe ich spaßeshalber mit diesem Dia beendet.



Es sollte meinen Hörern zeigen, wie wir uns notfalls gegen Zweifel an unserer physischen Weitläufigkeit dokumentarisch gewappnet haben: Mit diesem Namensschild nämlich, das wir vorsorglich im Kofferraum mit uns geführt hätten, um nicht wie einst Kyselak, der bekanntlich seinen Namen überall in Österreich an mehr minder markanten Stellen graviert und/oder gepinselt hinterließ, „die Welt“ mit einem weiteren belanglosen Namen zu verschandeln.

In Wahrheit steht die Tafel fest im Stubaial und bezeichnet dort einen Weiler.

Nachträglich betrachtet bleibt mir freilich doch das schale Gefühl einer leichtfertig vertanen Chance: Wo überall zwischen Nordkap und antarktischer Halbinsel, zwischen Lissabon und Melbourne, Feuerland und Alaska bin ich nicht schon einsam gesessen und hätte genug Zeit gehabt, auf Stein und Holz, in Lehm und Eis meinen Namen zu verewigen. Ich habe diese Chance vertan und werde dafür bei jeder Turmbesteigung oder Höhlenbesichtigung mit den unzähligen Namenszügen der Zuvorgekommenen bestraft. Selbst der große Kyselak – er brachte es seinerzeit bis zu einer Audienz beim Kaiser – bliebe heute anonym, eine Feststellung, die übrigens den Sachverhalt des Treppenwitzes optimal erfüllt.



Pylon im Neuwaldegger Schloßpark, Wien, mit Kyselak-Gravur.

Ob der im Neuwaldegger Schloßpark zu Wien an einem Pylon der Parkallee eingravierte Namenszug Kyselak tatsächlich eine von jenem klassischen Vorläufer unserer jetztzeitlichen Grafittori stammende „Verewigung“ ist, oder nur der imitante Scherz eines Epigonen, weiß ich nicht; jedenfalls ist es die einzige Stelle mit diesem Signum, die ich kenne.

VOLKSWAGEN: Aus der großartigen Wortflut des Dritten Reiches hat sich in meinen Ohren nur eine Wortschöpfung unbeschädigt bis in die Jetztzeit herübergerettet: Der Volkswagen. Wie Porsche dem Führer seinen ersten „Käfer“ vorgeführt hat (etwa um 1937 herum), das werde ich (als Zeitungsbild) nicht vergessen. Der Begriff „Volkswagen“ ist damals in meinem jugendlichen Lebensumfeld in aller Munde gewesen, und auch mein Vater legte ein Sparkonto dafür an. 900 Reichsmark sollte er kosten, eine für uns real wenig vorstellbare Summe, aber keine undenkbbare. Daß die Fabrik in Wolfsburg als Rüstungsbetrieb gedacht war, bedachte kaum einer der bewegten Volksgenossen. Noch nach dem Polen- und Frankreich-Feldzug zweifelten nur wenige daran, später einmal so einen „Volks“-Wagen auch besitzen zu können. Und viele von ihnen sollten sich damit tatsächlich nicht täuschen; freilich mit einer Form der Traumerfüllung, die 1941 kein Zukunftsforscherhirn hätte ausdenken können. In meinem Hirn jedenfalls war die Idee, einen VW je fahren oder gar besitzen zu können, spätestens 1944 rückstandslos erloschen. Kein „Sieger“ konnte so blöd sein, den Deutschen nach dem Krieg „das“ Naziauto zum Weiterbau zu überlassen.

Nun, wir alle wissen es: Sie (d. h. die Engländer) haben es doch getan, und schon von 1950 an begannen die Käfer unsere Straßen zu bevölkern. Das Wort „Volk“, das dem jetzigen Zeitgeist sonst so ekelregend in den Ohren klingt, ist noch immer essentieller Teil eines Weltmarkennamens. Nichts hat in der Zeit von 1960 bis 1980 den lebenspraktischen Unterschied zwischen den beiden deutschen Enklaven in der 1. und 2. Welt anschaulicher sichtbar gemacht als der „Volkswagen“ einerseits und der „Trabi“ (Trabant) andererseits. Wenn das „Management“ in Wolfsburg clever bleibt, wird es das Wort Volk in seinem Firmenamen noch führen, auch wenn sich der politethische Begriff Volk in Multikulti und Euro aufgelöst hat.

WAHRHEIT UND WIRKLICH-

KEIT: Die Wahrheit ist ein problematischer Begriff, da sie eine subjektive Kategorie ist. Es gibt so viele Wahrheiten, wie es Menschenindividuen (Ichs) gibt. Wie fraglich der Begriff ist, zeigt seine Spielart

„Glaubenswahrheit“. Sie ist genau genommen eine Tautologie; denn Glauben heißt ja eh schon „Fürwahrhalten“. Wahrheitsbesitzer solidarisieren sich allerdings gern und stark (wenn sie zur gleichen Wahrheit kamen) und neigen dann im Dienste derselben zu Gewalt. Hekatomben von Mit-Menschen waren und sind ihre Opfer, zu denen man auch die „nur“ geistig Verstümmelten rechnen muß.

Für die Wahrheitsfindung treibt die Menschheit erheblichen Aufwand, speziell im Gesellschaftssektor der Justiz. Dort kommen tatsächlich erfreulich oft Wahrheiten zutage, aber was Delinquenten wirklich bewegt hat, was sie gedacht und getan haben, wird selten offenbar. Die Unterscheidung zwischen Totschlag und Mord zum Beispiel ist oft sogar dem Täter selbst nicht mehr „objektiv“ möglich, da er sein in Wirklichkeit erlebtes Vergnügen beim Erdrosseln der gehaßten Schwiegermutter längst zum Affekt umerlebt hat. Und die modische Psychologisierung der sogenannten Gutachter sorgt noch dafür, daß er sich das auch selber glaubt.

Die Wirklichkeit bleibt somit hinter den vielen Wahrheiten ungreifbar. Als Naturforscher fällt mir dieser Satz leicht; denn schon diese meine Berufsbezeichnung verdeutlicht das unlösbare Problem: Was „die Natur“ in Wirklichkeit ist, läßt sich bekanntlich nicht sagen. Als greifbar weibliches Wesen jedenfalls gibt es sie nicht. Wir können uns der Wirklichkeit nur annähern, so etwa im Evolutionskonzept der geschichtlichen Aufeinanderfolge der Organismen oder in der Farbenlehre, die ermittelt hat, daß Farben subjektiv Erlebnischarakter haben, „wirklich“ aber als verschieden lange Lichtwellen in unsere Augen kommen. Für den Zeitgeistbetrachter ist die Wirklichkeitsfrage besonders amüsant im Sektor Zeitgeschichte. Da leben zum Beispiel noch Hunderttausende, die den Führer wirklich erlebt haben; aber was sie heute von ihm „wissen“, ist bestenfalls ihre jeweilige Wahrheit. Den Gröfaz (Größter Führer aller Zeiten) tät's freuen. Soviel Wahrheiten über sich hat er sich in seiner Wirklichkeit nicht einmal träumen können. Unsterblichkeit (siehe dort) ist ihm garantiert. In Wahrheit hätte er doch schlichtes Vergessen verdient, für einen Mann seines Formats die übelste Strafe.

WELT: Eines der größten Chamäleons in unserem Wortschatz ist „die Welt“. Die deutsche Sprache, die doch sonst so differenziert ist, versagt, wenn es darum geht, materielle oder virtuelle Systeme beliebiger Größenordnung in jeweils einem (Einwort) Begriff zu fassen. Sie benötigt dazu Adjektive und Appositionen. Von der Welt des Kosmos durch unsere planetare Erden- und Gedankenwelt zur Kinderwelt hinunter bis zur Welt der Ameisen und Bakterien, von der Welt der Atome bis zur Bergwelt, vom Weltgeist bis zu den Weltmeeren, dazu die Welt der Kunst und die Kunstwelt der Technik, nahezu nichts gibt es, was sich nicht auch als „Welt“ verbalisieren ließe. Meine Generation hat die Heraufkunft der Weltmächte erlebt, die zuvor bekanntlich „nur“ Großmächte gewesen waren.

Dabei differenzierte sich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts unsere Welt als 1., 2. und 3. solche. Noch vor 10 Jahren wußte jedes Schulkind, daß darunter a) die guten „westlichen“ kapitalistisch-parteidemokratischen Länder, b) die bösen „östlichen“ sozialistisch-volksdemokratischen Länder und c) die armen (vor allem südlichen) „Entwicklungsländer“ zu verstehen seien. Inzwischen ersetzt der neueste Zeitgeist diese Trinität durch das Einweltbild des Globalen.

Es gibt ja auch derzeit nur noch eine **Weltmacht** (die auch **Supermacht** genannt wird). Sie wird freilich, so wie einst das Alte Rom, wohl auch wieder in weitere „Welten“ zerfallen. Dabei könnte immerhin das Englische als Weltsprache bleiben (so wie einst das Latein in der sogenannten Alten Welt).

Unabhängig von dem neuen Begriff des Globalen werden aber die alten Begriffe **Weltkrieg**, **Weltfrieden**, **Weltmeisterschaften**, **Weltkongresse**, **Weltausstellungen**, **Weltverkehr**, **Welttage**, u. v. a. m., die unseren Erdglobus zur Rahmenbedingung haben, im Gebrauch bleiben. Und mit dem Weltraum drumherum werden wir weiterhin diesen irdischen Welthorizont ins Uferlose dehnen. Was wir Weltraumfahrt nennen, hat freilich kaum etwas damit zu tun; denn diese kommt (auch unbemannt) kaum über unser bescheidenes Sonnensystem hinaus.

Meine (subjektiv erlebte) „Welt“ hat inzwischen tolle Metamorphosen hinter

sich: Die meiner Kindheit war christlich und ländlich; die meiner Schulzeit kleinstädtisch-national; die der Studienzeit aufgeklärt wissens- und bildungsorientiert; Krieg und Nachkrieg öffneten dann meine Welt ins europäische und weltpolitische; und schließlich kam von 1950 an die lange Phase meiner grenzüberschreitenden globalen Weltbefahrung, deren Aus- und Eingangspunkt aber stets die kleine Welt von Heimat und Familie blieb. Die Welten der Berge, der Tropenwälder, des Amazonas, der vielen fremden Völker und Kulturen machten dabei mein Weltbild endlos reich im Kleinen wie im Großen.

Ein Wort noch zum Begriff der „Globalen Welt“, der – wie schon gesagt – jetzt, in meiner letzten Zeitgeistphase aufgekommen ist und wenigstens in irdischer Dimension unserem bisherigen breiten Weltwortspiel ein Ende zu machen verspricht oder auch droht: Diese Globale Welt ist eine Kopfgeburt von Menschen, die meinen, unser Planet sei letztlich nur ein Menschenvehikel („Raumschiff Erde“) und als solches perfekt spätestens dann, wenn es (demnächst) gelingt, die sogenannte Menschheit so untereinander zu verfilzen, daß alle nur noch das Gleiche wollen und können. Diese klugen Globalethiker haben auch bereits das einzige Medium erkannt, das als Globalkitt in Frage kommt: Das Kapital. Es ist nur die kleine Frage offen, wie man dieses noch auf 6 Milliarden Köpfe so verteilt, daß aus den zahllosen ungleichen (irdischen) Teilwelten die eine ganze und gleiche Geldwelt wird. Das Goldene Zeitalter liegt demnach nicht hinter, sondern vor uns. Da haben sich die früheren Weltkenner halt geirrt!

Der heute über 70-jährige redet natürlich weiterhin mit im „Weltlichen“, hat aber nicht vergessen, daß er sich dieses in seiner Jugend noch als erfahrbares Gegenstück zum sogenannten Überweltlichen = Jenseits gedacht hat. Er weiß auch, daß man Innen- und Außen-Welt(en) unterscheiden kann, daß es Umwelten gibt; kurz daß das Wort Welt ohne Adjektiv sinnleer ist.

WENDE: Zeitenwenden waren früher fundamentale Wandlungsprozesse im Denken und Handeln von Kulturgruppen, wie z. B. die langen Übergänge vom griechisch-

römischen Altertum zum christlichen Mittelalter oder Japans Öffnung in der spät-kolonialen Phase des europäischen Kolonialismus. Neuerdings geht's rascher und kleinkariert zu. Bei uns kann schon ein Kanzlerwechsel zur „Wende“ hochstilisiert werden wie Helmut Kohls Epiphanie 1982. Immerhin habe ich in meinem doch ephemeren Erdendasein einige ganz beachtliche „Wenden“ miterlebt. Die bedeutendste war wohl die Weltpleite der kommunistischen Idee. Nun kann man nur auf die nächste Großpleite der Idee von der „Weltkultur“ hoffen; denn auch diese Idee beruht auf dem inhumanen Wertungsprinzip der indifferenten Gleichheit aller Menschen.

Anhang:

Nun habe ich also noch das „Glück“ gehabt, eine „Wende“ ganz besonderer Art miterleben zu können, die Millenniumswende, die garantiert erst wieder in 1000 Jahren passieren wird. Vom geistlosen Krach und Feuerwerk abgesehen war sie ein bemerkenswert einfallsloser, um nicht zu sagen langweiliger Event. Von Sidney westwärts herum bis Samoa knallten die gleichen Körper und Korken und glotzte das gleiche geistlose Volk gen Himmel. Nur unser österreichisches TV hatte den Mut zum freien Blick ins globale Dritte Jahrtausend: Als erste Realsendung nach der magischen Zeitmarke Null brachte es einen Werbespot von Media Markt. Als (Wahl-) Österreicher war ich schlicht stolz auf mein prophetisch starkes Land.

WIDERSTAND: Wenn heute einer Widerstand sagt, dann wird er im deutschen Sprachraum eindeutig verstanden. Das Wort ist zwar uralt; aber derzeit erscheint es in seiner umgangssprachlichen Bedeutung auf wenig mehr als 12 Jahre eingengt. Als ich Kind und Schüler war, widerstand man zumindest tendenziell den Versuchungen (speziell des Teufels und der Laster). Im Gymnasium lernte ich dann, was der elektromagnetische Widerstand ist. Aber seit 1945 kenne ich den Widerstand nun als Politphänomen und dazu auch den personalen Begriff des Widerständlers bzw. der Widerständlerin. Merkwürdigerweise habe ich zuvor von dieser offensichtlich beachtlich großen Menschengruppe nichts gehört, geschweige denn gesehen. Ich kannte Leute,

die Hitler nicht mochten, gegen den Krieg waren, die Nazi-Proleten und -Bonzen verabscheuten, aber wirklich Widerstand leistende lernte ich erst nachträglich kennen.

WOODSTOCK: Wer 1969 das Massentreiben von Woodstock sah, findet logisch, was dort nun 30 Jahre später geschah. Die inzwischen erwachsenen Kinder jener Friedens- und Liebes-Praktikanten konnten doch nicht einfach ihre Oldies kopieren. Da war nun Grelleres, Geschmackloseres, Lautstärkeres, Gesetzwidrigeres gefragt. Damals haben „wir“ ja das exhibitionistische Völkchen noch verständnisheischend „Chaoten“ genannt. Nun sind aus deren Kindern gewalttätige Kriminelle geworden. Natürlich nicht pauschal, kausal aber schon.

Presse-Text:

Gewalt und Chaos bei Woodstock-Festival. Randalierer und Plünderer machten aus dem dreitägigen „Fest des Friedens“ ein Horror-Festival.

ROME (reuters). Drei Tage lang verlief das Woodstock-Jubiläumfestival in Rome im US-Bundesstaat New York friedlich. Zum Abschluß des Festes in der Nacht auf Montag kam es jedoch zu schweren Ausschreitungen. Als die Gruppe Red Hot Chili Peppers den Hendrix-Song „Fire“ spielte, begannen Besucher Feuer auf dem Konzertgelände zu legen, andere brachen Lastwagen und Container auf und plünderten hemmungslos.

Ein 27jähriger aus Los Angeles beobachtete eine Gruppe, die Propangastanks in Brand setzte: „Sie waren wie Tiere“. Unter anderem wurden Zeltlager, Müllhaufen und mindestens vier Lkw, darunter Kühltransporter, angezündet. Während die Feuerwehr gegen die außer Kontrolle geratenen Brände kämpfte, führten Randalierer Freudentänze um die Flammen auf.

Riesige Lautsprechertürme stürzten um, als Rowdies daraufkletterten.

Die Feuerwehr brauchte mindestens zwei Stunden, um die Brände einzudämmen. Das Gelände wurde sodann von der Polizei geräumt. 44 Besucher wurden festgenommen, es gab sieben Verletzte.

Das Musikfest, dem rund 225.000 Besucher beiwohnten, fand 30 Jahre nach dem legendären Festival statt, das 1969 auf einem Gelände nahe der Musikerkolonie Wood-

stock veranstaltet worden war.

Etwa 400.000 Jugendliche hatten damals das Konzert besucht, das wegen seiner friedlichen Atmosphäre in der Popgeschichte Kultstatus erreichte.

(Die Presse, 27.7.1999)

ZITATE: Die meisten hat man im Kopf, selten aber so genau, daß man sie auch druckreif niederschreiben könnte. So gesehen kosten Zitate viel Zeit und Mühe. Als Beispiel nehme ich den Spruch Hitlers, der sich in meinem Kopf am tiefsten eingegraben hat. Ich weiß es noch heute, wie wir – die „Ausgleichsdienst“ leistenden Luftschutzaspiranten am 1. 9. 1939 in Grinzing im Hof der Landesgruppenluftschutzschule saßen und der bellenden Rede lauschten. Am 15. 3. 1998, also genau 58 Jahre und fünfeinhalb Monate danach entdeckte ich in der Marienkirche von Büdingen (Hessen) den lang gesuchten böse prophetischen Spruch auf einer Wandzeitung und notierte ihn mir auf einem frommen Werbeblatt des Pfarrers, das da wie üblich zum Mitnehmen auslag. Wo, wie und was ich da schrieb, sei hier als Faksimile wiedergegeben (nächste Seite), weil es anschaulich macht, was im Kopf eines Zeitgeistgenossen dieses Jahrhunderts alles so vorgegangen ist.

ZOFF und ZOCKEN: Zwei Neuworte, die ich erst seit wenigen Jahren (seit der „Wende“ etwa) kenne, von denen ich aber bis heute nicht in Erfahrung bringen konnte, was sie exakt bedeuten. Soviel nur weiß ich, daß „Zoff“ soviel wie Streit, Krach, Ärger bedeutet, während „Zocken“ und „Abzocken“ Kurzformeln für rigoroses oder gar schamloses „Abkassieren“ sind. Woher diese neudeutschen Sprachbereicherungen stammen, hat mir noch keiner sagen können. Eines weiß ich aber: Es sind – ausnahmsweise – mal keine Amerikanismen.

Inzwischen hat mich ein Mann über die beiden Worte unterrichtet, mit dem mich eine kurios widersprüchliche Sympathie verbindet: Roland Girtler, der eigenwillige Wiener Soziologe, der aber bei Gott kein solcher sein will und es auch – methodologisch gesehen und gewertet, tatsächlich nicht ist, obwohl er wie kein zweiter Leben, Denken und Sprechen unserer sogenann-



„Zitate“ (siehe nebenstehend).

ten Subkulturen studiert und beschreibt. Er schreibt mir am 19. 8. 1997:

„Sie fragen nach den Modeworten „Zoff“ und „zocken“. Beide Wörter sind im Jiddischen beheimatet und kommen mit Sicherheit aus der Gaunersprache (ich werde dem noch nachgehen, wenn ich wieder in Wien bin). „Zoff“ heißt soviel wie „Ärger“ oder „Problem“.

Und „zocken“ heißt nichts anderes als „hineinlegen“ oder „betrügen“. Eigentlich leitet es sich vom Glücksspiel ab. Der „Zocker“ ist ein Glücksspieler, noch besser ein Falschspieler. „Zocken“ heißt demnach ursprünglich soviel wie „falsch spielen“.

Und dann am 10. 9. 1997: ‚Inzwischen habe ich mir das Wort „Zoff“ erarbeitet. Zoff stammt wie schon erwähnt aus dem Jiddischen und heißt soviel wie „Ende“. Es ist bereits in der Studentensprache des vorigen Jahrhunderts (!) belegt. Zoff heißt heute soviel wie Unfrieden, Streit und Ärger. Zu „zocken“ habe ich noch nichts hinzuzufügen.‘

Ich danke Herrn Girtler für diese Aufklärung.

Wenn ich zum Ende meiner subjektiven Zeitgeistüberlegungen darüber nachdenke, was sich alles in 75 Jahren in mir, an mir und um mich geändert hat, so sind es viel fundamentalere Dinge, als ich sie mir hätte träumen lassen. Die Autos sind aus Oldtimern das geworden, was ein guter Techniker hätte voraussagen können, die Flugzeuge desgleichen (vielleicht von den Hubschraubern abgesehen) und Schnellzüge gab's ja schon. Die grundlegenden Meßwerte der Atomkraft waren auch schon bekannt. Daß viele Häuser kein ordentliches Dach mehr haben, hätte sich von Amerika her prognostizieren lassen; das legitimierte Tragen bemalter Unterhemden desgleichen. Aber daß heute keiner meiner 8 Enkel einen deutschen Vornamen trägt, daß Horoskope wieder salonfähig sind, der Börsenbericht zum normalen Nachrichtendienst gehört, Jesus und Marx von Freud überholt sind und damit Christentum und Kommunismus desgleichen, daß jeder Gedankenfutz und bald auch jedes Bild erd- (nicht welt-) weit in Ohr und Auge lieferbar sind, das hat mich und meine Welt weit über das zu erwartende Ausmaß hinaus betroffen und verändert.

Was wird aus dieser „Welt“ werden? Wie wird sie in 50, 100 Jahren aussehen? Wieder

steigt mir das große Ärgernis auf, mit dem ich unausweichlich ende: Ich werde keine Frage mehr beantwortet kriegen. Und Prognosen ohne Nachprüfbarkeit sind schal. Aber ein paar „Prophezeihungen“ möchte ich zum Schluß doch wagen:

Die Menschenkinder werden auch im kommenden Jahrhundert so unwissend und wißbegierig zur Welt kommen wie in der Steinzeit.

Weiterhin wird sich die große Mehrheit der Menschen ein irdisches oder überirdisches Finalkonzept machen, um das fatale Wissen um die eigene Sterblichkeit zu verdrängen.

Die nächsten 100 Jahre werden tolle Blüten des Wirklichkeitsentzugs treiben. In globaler Vernetzung werden bewußtseinssteuernde Medien Gier statt Neugier wecken.

Die „fortgeschrittenen“ Völker und Kulturen werden sich selbst verfremden. Dabei werden sich die sogenannten Europäer undramatisch umfärben und in sich selber untergehen (ähnlich den Persern, Griechen, Römern).

Hingegen kann von den USA noch ein „rassistischer“ Großversuch (Krieg) ausgehen, der die „alte“ Neuzeit-Weltordnung mit ihrer rationalen Dominanz der „Weißen“ prolongieren könnte.

So oder so werden die Menschen immer gieriger, oberflächlicher und abhängiger werden. Sie werden ihre „Welt“ in ihrer Konsumsucht so weiterentwickeln, daß sie sich schließlich nur mehr als „Hausschweine“ darin wohlfühlen können. Vielleicht entwickeln sich auch irgendwo menschliche Eliten, sofern diese von der konsumdomestizierten Massenmenschheit zugelassen werden. Einzelne unverführbare Gescheite und bescheiden Anständige wird es ja immer geben.

Die medizinische Reparatur- und Ersatzteilkunst wird immer mehr defekten Artgenossen zu immer längeren Lebenszeiten verhelfen. Die Fortpflanzung wird zunehmend „künstlich“ erfolgen und genetische Prognose wie (gen)technische Eugenik werden den Menschen mehr und mehr zum standardisierten Gesellschaftsprodukt machen, und so wird er sich mehr und mehr den naturgegebenen Regel- (= Selektions-)kräften entziehen. Wie bei der Eliminierung der Pocken wird ein relativ kleiner Prozentsatz Wissender genügen, um „Segnungen“ aller Art allen zukommen zu lassen. Wir sehen es ja schon heute, wenn wir uns angrinsen:

Wer hat da noch ein defektes Gebiß?



Chinesischer Kindergarten.

Postskript zum Kapitel Zeitgeist

Was wir den „Zeitgeist“ nennen, das ist keine Fiktion, sondern Funktion der jeweils rezipierenden und reproduzierenden und gelegentlich auch generierenden Menschenhirne. Sie reifen nicht autonom, sondern im Umfeld ihrer Art- und Volksgenossen. Somit ist bei aller Wendigkeit, Spiel- und Widerspruchslust wirklich Revolutionäres nicht zu erwarten.

Ein Jungsteinzeitmensch würde sich in wenigen Monaten unter uns zu Hause fühlen, Auto fahren, fliegen, Kühe melken und mit Messer und Gabel essen. Unsere täglichen Bemühungen um Anpassung, Anerkennung und Erfolg wären ihm nicht neu. Nur unsere Kopfhaut machte ihm Angst. Aber die allgemein sichtbare Sittenordnung seiner Sippe ließe ihn bald ruhig schlafen.

Schreiben, Lesen, Rechnen wären freilich große Probleme für ihn. Alles Elektronische müßte er für ein Wunder halten; aber er würde es bald hinnehmen und sinnvoll nützen wie die unverstandenen Wunder der Natur auch.

Jedenfalls käme er mit uns und unserer „Welt“ rasch zurecht. Er fände schnell heraus, daß der „Geist“ unseres Denkens und Tuns der gleiche ist, wie er ihn von seinen Zeitgenossen her gewohnt ist. Schließlich geht es doch unserem rezenten Nachwuchs nicht anders: Er wird eh und je zum Liebes- und Macht-bedürftigen Homo „sapiens“, egal ob er aus der **Hängematte** im Amazonaswald kommt

oder im Gedränge eines **chinesischen Kindergartens** aufwächst (links).

Unsere Zeitgeist-metamorphosen sind nichts Fundamentales. Dafür sind sie viel zu ephemere.

Da der postmoderne Zeitgeist mit dem Begriff Bildung nichts mehr anzufangen weiß (siehe bei „B“), gilt es auch nicht mehr bei „Gebildeten“ als Blamage, wenn sie die Engeln singen, die Schlüssel klirren, die Rüsseln sich ringeln, die Eseln schreien und die



Hammeln stinken lassen; oder wenn – wie ich's schon aus dem hochdotierten Munde eines „echten“ Germanisten hören durfte – wenn der den ersten Weltkrieg erinnert; oder wenn Kohlenstoff und Sauerstoff zu Kohlensäure binden im wissenschaftlichen Bericht des Chemikers, der zuvor schlicht promoviert oder gar habilitiert hat (man fragt sich nur, wen?). Sprachgefühl, d. h. Schmerz bei falscher Rede, sollten doch wenigstens die sogenannten Intellektuellen und natürlich die Intelligenten unter den Kulturbürgern haben.

Mit den Fremdwörtern in unserer reichen Sprache ist das sachgemäß noch prekärer: Die muß ja eigentlich keiner in den Mund nehmen; denn fast für alle gibt's auch ein gutes deutsches Wort. Und der Umgang mit ihnen setzt halt einiges grammatikalisches Grundwissen voraus. Da ist unsere öffentliche Schmerzschwelle inzwischen aber so hoch gestiegen, daß es bestenfalls noch zu unverständlichem Wimmern kommt, wenn höchstqualifizierte Geister linguale Grausamkeiten wie die folgenden produzieren (auf Kathedern, Fernsehschirmen und Kongressen): Selektieren, Sekretieren, Eruptieren, Infusieren, Invasieren, Expansieren.

Diese Sprachentwicklung muß uns bald zu weiteren Wortgeißelungen bringen wie etwa: Erektieren, korrumpieren, korrektieren, direktieren, kodifektieren, pollutieren, abstraktieren, infektierten, reduktieren und zu vielen schönen Neuerungen mehr, die übrigens oft daraus resultieren, daß unsere bi- oder gar multilingualen Neusprachschöpfer ihre anglophonen Spracherwerbstümer in die vermeintlich deutsche „Muttersprache“ zurück-„übersetzen“.

Ein „klassisches“ solches Mißverständnis ist auf diesem Umweg mit dem umweltpolitischen Schönwort „Nachhaltigkeit“ passiert, dessen deutsche Urbedeutung in der allgemeinen Sprachgefühlslosigkeit restlos unterging.

Jedenfalls, noch macht es Spaß, derartige Sprachgeschwüre zu sezieren. Bald freilich werden solche Sektionen nur mehr als Sektierereien verstanden werden. Da bin ich dann aber hoffentlich schon definitiv abgetreten.

Kurz-Biografie

Vorfahren:

väterlicherseits Weber in der Oberpfalz,
mütterlicherseits Bauern in Oberfranken,
Großväter: Postbote und Bauer,
Vater: Lehrer,
Mutter: Bauerntochter

Geografische Chronologie:

1920 geboren in Gleismuthhausen
(an der Grenze: Oberfranken – Thüringen,
zwischen Coburg und Grabfeldgau);
Rothmannsthal (im Fränkischen Jura bei
Bamberg, nahe Staffelberg und Vierzehn-
heiligen);
Bamberg, Gymnasium, 1931-39;
Wien – Salzburg, Ausbildung im Luftschutz-
dienst;
Wien, Studium und Promotion 1939-44;
Erlangen – Marburg a. d. Lahn – Mainz,
Stipendiat und Assistent 1944-1950;
Mainz, Habilitation und Privatdozent
1950-57;
Braunschweig, Zoologieprofessor und
Museumsleiter 1958-67;
Wien, Zoologieprofessor und Instituts-
vorstand 1968-87;
Wien, seit 1988 Emeritus.

Akademische Lehrer

in der Zoologie: Kühnelt, Marinelli, Bertalanffy,
Antonius, Lorenz, Weber, v. Buddenbrock
in der Botanik: Knoll, Höfler, Janchen
in der Paläontologie: Abel, Ehrenberg
in der Anthropologie: Geyer, Tuppa
in der Limnologie: Ruttner
in der Bodenkunde: Kubiens
in der Urgeschichte: Menghin
in der Philosophie: Kainz, Gehlen, Wichmann
in der Germanistik: Nadler

Wissenschaftliche Laufbahn:

Dissertation über die Collembolenfauna des
Wiener Waldes, 1942-44 bei Kühnelt.
Erster Meeresaufenthalt auf Helgoland 1943.
Von 1945 an unter dem Einfluß von Prof. v.
Buddenbrock in Marburg a. d. Lahn und
Mainz. Von der Ökologie und Biologie der
Collembolen (Springschwänze) zu physio-
logischen Fragen bei der Büschelmücken=

Corethra-Larve (Osmoregulation), beim
Heuschreckenkrebs *Squilla mantis* (Seh-
vermögen), bei der Wasserzikade *Corixa*
(Lauterzeugung), bei den Nachtfaltern
(Ultraschallhörvermögen).

Entdeckung der Indirekten Spermatopho-
renübertragung bei den Collembolen und
Dipluren.

Habilitation mit einer Arbeit über die Collem-
bolenfauna des Mainzer Sandes 1950.

Erste Vorlesungen über Ökologie und Ver-
gleichende Verhaltensforschung in Mainz.
Viele Schüler mit Arbeiten über diverse Bo-
dentiere, Insekten, Tausendfüßler, Spinnen-
tiere.

Erste Alpenexkursion und meeresbiologische
Kurse. Arbeiten an der meeresbiologischen
Station in Neapel.

1957 Ruf an die T. H. Braunschweig. Auch
dort viele Schüler mit Arbeiten über Spring-
schwänze, Milben, Tausendfüßler, diverse
Insekten und Spinnentiere, Vögel.

Größere Exkursionen.

6 Jahre Präsident des Verbandes Deutscher
Biologen.

8 Jahre Gutachter der Deutschen Forschungs-
gemeinschaft.

3 Jahre Präsident der Deutschen Zoologi-
schen Gesellschaft.

1967 Ruf nach Wien. Neubau des dortigen
Zoologischen Institutes.

Viele Schüler mit Arbeiten über Collembolen,
diverse Insekten und Spinnentiere. Bio-
akustische Untersuchungen; Tropenbiologie;
Amazonasfische etc.

Forschungsreisen in die Tropen u. a. :

1956/57 Peru (Anden und Amazonas; Boden-
zoologie).

1961 Sudan (Bodenzoologie).

1966 Amazonas (Bodenzoologie und Fische).

1971 Amazonas (Fische, Bioakustik und Luft-
atmung).

1974 Amazonas (Fische, Bioakustik und Luft-
atmung).

1980, 1985 und 1991 weitere Aufenthalte am
Amazonas.

1989 Antarktis

Anregung mehrerer Schüler zur Tropenfor-
schung.

Auch nach der Emeritierung auf eigenen An-

trag (1987) Vorlesungen, Seminare, viele Vortragsreisen, Projektbetreuungen, Gutachten.

Bergsteigen seit 1939 in den Alpen, im übrigen Europa und schließlich in der ganzen Welt.

Alpinistische Höhepunkte:

1943 und 1968 Großglockner
1952 und 1968 Ätna
1953 und 1978 Mont Blanc
1958 Monte Rosa
1969 Matterhorn
1970 Ararat
1972 Mulhacen
1979 Hvannadalshnukur
1980 Fudschijama
1982 Kinabalu
1983 Kilimandscharo
1987 Doi Inthanon
1994 Kamerunberg
1997 Athos
Reisen in Europa und allen Erdteilen

Zwischenmenschliches:

1943-1992 verheiratet mit der ehemaligen Wiener Mitstudentin Brunhilde Wilfert. Drei Kinder, alle „promoviert“; acht Enkel. Lebensgefährtin seit 1993 meine Cousine Gunda Becker.

Knappe **Selbstcharakteristik** des Autors: Seit dem 2. Lebensjahr einarmiger Linkshänder (durch Kinderlähmung); Glück im Unglück für den Wehrpflichtigen. Wenig wahrgenommene Behinderung für den Jugendfußballer, jungakademischen Tischtennispieler, lebenslangen Bergsteiger und alpinen Skiläufer. Wenig Gesellschaftsbedarf, starkes Bewegungsbedürfnis, weites außerfachliches Interesse an der Natur und Kultur, rationales Weltbild ohne transzendente Illusionen; festes, eurozentrisches Werte- und Benimmsystem, keine Idole, keine Weltklärung, kein Jenseitskonzept; sehr zufrieden mit sich und der „Welt“, ärgerlich nur über seine *final unbefriedigt bleibende* Neugier. Würde nahezu alles noch einmal so machen wie gehabt, bestenfalls ein paar Berge mehr besteigen und das Schwimmen lernen.

Liste der im Buch erwähnten Personen
mit Seitenangabe:

Abel, Othenio	41, 42, 50	Knoll, Fritz	41, 50, 183
Autrum, H. J.	161	Koehler, Otto	114, 120
Bauer, P.	25	Koepcke, H. W.	68, 128, 129, 172
Bauer, Thomas	162	Kopeszki, Hubert	97, 139, 175, 176
Baumann	44	Kubiena, Walter	43, 46, 114, 195
Beck, Ludwig	87, 137, 151, 154	Kühnelt, Wilhelm	42, 43, 46, 50, 56, 87, 91, 108, 114, 119, 161, 182, 194
Becker, Gunda	107, 232, 240	Kurth, Gottfried	137
Bertalanffy, Ludwig	41, 50, 182	Lorenz, Konrad	41, 42, 43, 46, 50, 108, 114, 115, 119, 182, 193
Betz, Ernesta	77, 137	Ludwig, Wilhelm	61, 127, 137, 151, 154
Boettger, Cäsar	75, 124	Macedo, Hernando de	68, 87, 128, 131, 169
Braun, Rudolf	60, 123	Marinelli, Wilhelm	42, 87, 94, 161
Brauns, Adolf	137, 153	Mayer, Helmut	86, 121, 179, 181, 209, 210, 218
Bretfeld, Gerhard	151, 152	Menghin	44
Bückmann, Detlef	66, 77, 151, 176, 181, 202, 218, 233	Moller-Racke, Ingrid = Faust	
Buddenbrock, Wolfg. von	31, 32, 45, 50, 54, 56, 59, 60, 108, 114, 116, 118, 121, 123, 127, 162, 183, 195, 204	Nadler	44
Christian, Erhard	97, 162	Pass, Günther	162
Dijkgraaf, S.	116, 127	Paulus, Hannes F.	162, 184
Debou, Irma	153	Piffel, Eduard	163, 184
Dorn, Emmi	108, 115, 135, 154, 167, 171, 219, 220, 239	Pleskot, Trude	162
Eggers, F.	116	Poley, Dieter	151
Ehrenberg, Kurt	41, 49, 53	Pußwald, Anni	60, 115
Eickstädt, E. v	123	Riedl, Rupert	162, 163
Faasch, Heide	151	Riha, Trude	46
Faasch, Helga	151, 152	Roeder, K. D.	120
Falkenhan	120	Roithmair, Margarete	171
Faust, Ingrid	60, 80, 204,	Ruttner, Anton	44, 50
Faust, Richard	60, 80, 202, 204, 218	Ruttner, Franz	194
Festetics, Antal	162	Ruttner-Kalisko, Agnes	42
Fieguth	153	Salvini-Plawen	162
Firnberg, Herta	163, 164, 184	Schäfer, A.	31, 33
Frisch, Karl von	109, 188	Schäfer, Wilhelm	25
Funke, Werner	85, 86, 137, 179, 181, 216, 218	Schömann, Karlheinz	68, 69, 71, 86, 128, 131, 134, 135, 209, 210, 218
Gehlen, Arnold	44	Schönmann, Heinrich	218, 219
Gotschewski, Georg	137	Schwanzler	94
Grzimek, Bernhard	80, 202	Seidel, Bernhard	172
Harl, Ortholf	102, 218, 234	Seitz	42
Heintel, Erich	44	Splechtna, Heinz	162
Hemmer, Wolfgang	97	Stammer, Jürgen	56, 57
Hempel, Gotthilf	97, 126, 174, 175	Starmühlner, Ferdinand	162
Himstedt, Werner	93	Steinböck, Otto	137
Hödl, Walter	97, 163, 171	Stejskal, A.	42
Höfler, Karl	41	Strenger, Anneliese	162, 163
Hüther, Walter	85, 207, 218	Sturm, Helmut	125, 196, 211, 214, 218
Immelmann, Klaus	124, 137	Timm, C.	119
Inhoffen, H. H.	137	Tinbergen, Nico	114
Irmeler, Uwe	156	Tischler, Wolfgang	121
Iselstöger	49, 195	Troll, Wilhelm	119, 123
Kaestner, A.	124, 140, 149	Tunner, Heinz	220
Kainz, Friedrich	43	Völlenkne, Walter	219
Klingel, Hans	137, 140, 218	Weber, Hermann	42, 46, 50, 108, 182
Klute, Fritz	123	Wichmann	44, 183
Knipper	115	Winter, Christian	86, 137, 151, 154, 218
		Wolter, Henning	151, 207, 218, 220
		Zinkler, Dietmar	139, 218, 220

WERKVERZEICHNIS

A Wissenschaftliche Originalarbeiten

- Schaller F. (1949): Zur Ökologie der Collembolen in Kalksteinböden (nebst einigen Bemerkungen über Proturen). Zool. Jb. 78: 263-293.
- Schaller F. (1949): *Notiophilus biguttatus* F. (Coleopt.) und *Japyx solifugus* Haliday (Diplur.) als spezielle Collembolenräuber. Zool. Jb. 78: 294-296.
- Schaller F. (1949): Osmoregulation und Wasserhaushalt der Larve *Corethra plumicornis* mit besonderer Berücksichtigung der Vorgänge im Darmkanal. Z. vergl. Physiol. 31: 684-695.
- Schaller F. & C. Timm (1949): Über das Hörvermögen der Nachtfalter. Verh. Dtsch. Zool. Ges.: 216-219.
- Schaller F. (1950): Biologische Beobachtungen an humusbildenden Bodentieren, insbesondere an Collembolen. Zool. Jb. 78: 506-525.
- Schaller F. & C. Timm (1950): Das Hörvermögen der Nachtschmetterlinge. Z. vergl. Physiol. 32: 468-481.
- Schaller F. (1951): Lauterzeugung und Hörvermögen von *Corixa* (*Callicorixa*) *striata* L. Z. vergl. Physiol. 33: 476-486.
- Schaller F. (1951): Zur Ökologie der Collembolen des Mainzer Sandes. Zool. Jb. 79: 449-513.
- Schaller F. (1952): Der Flug von *Sisyphus schaefferi*. Die Naturwissenschaften 39: 455-457.
- Schaller F. (1952): Die „Copula“ der Collembolen (Springschwänze). Die Naturwissenschaften 39: 48-49.
- Schaller F. (1952): Das Fortpflanzungsverhalten apterygoter Insekten (Collembolen und Machiliden). Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1952: 184-189.
- Schaller F. (1953): Untersuchungen zur Fortpflanzungsbiologie arthropleoner Collembolen. Z. Morph. u. Ökol. Tiere 41: 265-277.
- Schaller F. (1953): Verhaltens- und sinnesphysiologische Beobachtungen an *Squilla mantis*. Z. Tierpsycholog. 10: 1-12.
- Schaller F. (1954): Indirekte Spermatophorenübertragung bei *Campodea* (Apterygota, Diplura). Die Naturwissenschaften 41: 406-407.
- Schömann, K. H. & F. Schaller (1954): Das Paarungsverhalten von *Polyxenus lagurus* L. Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1954: 342-346.
- Pistor, D. & F. Schaller (1954): Die Sprungmuskulatur der Collembolen. (Ein Beitrag zur Frage der abdominalen „Gliedermaßen“ der Apterygoten). Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1954: 230-234.
- Schaller F. (1955): Zwei weitere Fälle indirekter Samenübertragung: Skorpione und Silberfischchen. Forschungen und Fortschritte 29: 261-263.
- Angermann, H. & F. Schaller (1955): Die Spermatophore von *Euscorpis italicus* und ihre Übertragung. Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1955: 459-462.
- Schaller F. (1956): Die Endosymbiose und Brutpflege der Erdwanze *Brachypelta aterrima* (Heteropt., Cydnidae). Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1956: 118-123.
- Schaller F. (1960): Die optomotorische Komponente bei der Flugsteuerung der Insekten (Versuche an der Honigbiene). Zool. Beiträge 5: 483-496.
- Schaller F. & H. Schwalb (1960): Attrappenversuche mit Larven und Imagines einheimischer Leuchtkäfer (Lampyrinae). Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1960: 154-166.
- Böttger, K. & F. Schaller (1961): Biologische und ethologische Beobachtungen an einheimischen Wassermilben. Zool. Anzeiger 167: 46-50.
- Schaller F. (1962): Beobachtungen am Gletscherfloh *Isotoma saltans* (Nicolet 1841). Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1962: 679-683.
- Schaller F. & H. Wolter (1962): Bau und Funktion der stechend-saugenden Mundwerkzeuge der Collembolen. Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1962: 440-447.
- Schaller F. & D. Zinkler (1963): Atemphysiologische Untersuchungen am Gletscherfloh. Die Naturwissenschaften 50: 385-386.
- Schaller F. & R. Bansch (1963): Das Suchverhalten der aphidivoren Insektenlarven. Zool. Anzeiger 171: 359-363.
- Schaller F. (1963): Bodenzoologische Untersuchungen in Südamerika und Afrika. Forschung und Fortschritte 37: 100-104 und 134-137.
- Schliwa, H. & F. Schaller F. (1963): Die Paarbildung des Springschwanzes *Podura aquatica*

- (Apterygota, Urinsekten Collembola). Die Naturwissenschaften 50: 698-699.
- Himstedt, W. & F. Schaller (1966): Versuche zu einer Analyse der Beutefang-Reaktionen von Urodelen auf optische Reize. Die Naturwissenschaften 93: 619-620.
- Faasch, H. & F. Schaller (1966): Das Phoresie-Verhalten der Milben *Uroobovella marginata* Koch 1839 und *Uropoda orbicularis* Müller (Acari, Uropodina). Zool. Anzeiger 176: 176-182.
- Schaller F. (1968): Zur Frage des Formensehens bei Collembolen. Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1968: 368-375.
- Schaller F. (1971): Über den Lautapparat von Amazonasfischen. Die Naturwissenschaften 58: 573-574.
- Schaller F. & E. Dorn (1971): Maulbrüten beim Aruaná; *Osteoglossum bicirrhosum* und *Osteoglossum fereirai*. Die Naturwissenschaften 58: 572-573.
- Dorn, E. & F. Schaller (1972): Über den Lautapparat von Amazonasfischen II. Die Naturwissenschaften 59: 169-170.
- Dorn, E. & F. Schaller (1972): Über den Lautapparat von Amazonasfischen III. Die Naturwissenschaften 59: 170-171.
- Schaller F. (1972): Observations on the visual reactions of Collembola. 249-253. In: Information processing in the visual system of arthropods (Hrsg. Wehner, R.). Springer Verlag, Berlin.
- Schaller F. (1973): Zur Ernährungsbiologie neotropischer Bodentiere. Die Naturwissenschaften 60: 203-204.
- Schaller F. & E. Dorn (1973): Atemmechanismus und Kreislauf des Amazonasfisches Pirarucú (*Arapaima gigas*, Pisces, Osteoglossidae). Die Naturwissenschaften 60: 303-304.
- Schaller F. (1973): Über die Tentakelbewegungen der dendrochiroten Holothurien *Cucumaria lefevrei* und *Cucumaria saxicola*. Zool. Anzeiger 191: 162-170.
- Hödl, W. & F. Schaller F. (1978): Zur akustischen Einnischung neotropischer Anuren-Arten. Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1978: 181.
- Kratochvil, H. & F. Schaller (1978): Morphologie und Funktion des Lautorgans vom Knurrenden Gurami (*Trichopsis vittatus*, Cuv. und Val., Anabantidae). Verh. Dtsch. Zool. Ges. 1978: 162.
- Schachner, G. & F. Schaller (1981): Schallerzeugung und Schallreaktionen beim Antennenwels (Mandim) *Rhambdia sebae sebae* Val. Zool. Beiträge. Neue Folge 27: 275-391.
- Christian, E. & F. Schaller, (1982): Die Augen-Variabilität bei *Bonetogastrura cavicola* (Börner 1901): Eidonomische, topographische und numerische Variabilität (Collembola: Hypogastruridae). Zoolog. Anzeiger 209: 47-59
- Tatzber, F., Irlweck, K & F. Schaller (1982): Falloutradionuklide und natürliche Radioaktivität in Rehgewebeprobe aus verschiedenen Gebieten Österreichs. Wien, Tierärztliche Monatsschrift 69: 86-93.
- Aichinger, M. & F. Schaller (1985): Niederschlagsbedingte Aktivitätsmuster von Anuren im tropischen Regenwald von Perú. Verh. Dtsch. Zool. Ges. 78: 248.
- Kopeszki, H., Schaller, F. & E. Christian (1987): Bodenzoologische Untersuchungen im Einflusbereich des Buchenstammablaufes. 82-88. In: Forschungsinitiative gegen das Waldsterben Bericht 1987 (Hrsg. BM f. Wissenschaft und Forschung). Wien.
- Thomas, E. & F. Schaller (1987): The play of the visually isolated young Kaspar-Hauser cat. 285-286. In: Evolution of play behavior Benchmark Papers in Animal Behavior 10 (Hrsg. Müller-Schwarze, D.). Dowden, Hutchinson & Ross, Pennsylvania.
- Schaller, F. & Kopeszki, H. (1991): Zur Biologie von *Cryptopygus antarcticus* (Willem, 1902). Sitzungsber. Akad. Wiss. math.-nat. Kl. 198: 217-228.
- Schaller, F. (1992): Ist diese Wissenschaft noch ein Ganzes? Überlegungen zum Zerfall der Biologie. 511-517. In: Lexikon der Biologie Bd. 10 (Hrsg. M. Schmitt). Herder Verlag, Freiburg, Basel, Wien.
- Schaller, F. (1992): *Isotoma saltans* und *Cryptopygus antarcticus*, Lebenskünstler unter Extrembedingungen (Collembola: Isotomidae). Entomol. Gener. 17: 161-167.
- Schaller, F. (1993): Biologie und Ethik – Was ist Biologismus? 430-447. In: Philosophia perennis, Erich Heintel zum 80. Geburtstag (Hrsg. H.-D. Klein & J. Reikersdorfer). Verlag Peter Lang (1993), Frankfurt.
- Schaller, F. (1996): Evolution. Entgrenzung ei-

nes Begriffs (1996). *Naturw. Rundsch.* 49: 136-139.

Warburg, M. R., Adis, J., Rosenberg, M. & F. Schaller (1997): Ecology and the structure of respiratory organs in a unique amphibious/terrestrial isopod from the Neotropics (Oniscidea: Philosciidae). *Stud. Neotrop. Fauna & Environm.* 32: 52-63.

B Übersichtsreferate, Buchbeiträge

Schaller, F. (1949): Die Collembolen in der Ökologie. *Die Naturwissenschaften* 36: 296-299.

Schaller, F. (1952): Ultraschall im Tierreich. *Physikalische Blätter* 8: 543-546.

Schaller, F. & I. Moller-Racke (1954): Die optische Raum-Orientierung der augentragenden niederen (wirbellosen) Tiere. *Forschungen und Fortschritte* 28: 104-108.

Schaller, F. (1954): Die indirekte Spermaphorenübertragung und ihre Probleme. *Forschungen und Fortschritte* 28: 321-326.

Schaller, F. (1955): Indirekte Samenübertragung im Tierreich. *Die Umschau* 55: 7-9.

Schaller, F. (1956): Descriptive und analytische Instinktforschung bei Spinnentieren und Insekten. *Forschungen und Fortschritte* 30: 225-231.

Angermann, H. & F. Schaller (1956): Spermaphorenbau- und bildung bei Arthropoden mit indirekter Spermaphoren-Übertragung. *Dtsch. Entomol. Ges.* 1956: 228-237.

Schaller, F. (1958): Weitere Beiträge zum Problem der indirekten Spermaphorenübertragung und Versuch eines Systems der Verhaltensphänomene. *Forschungen und Fortschritte* 32: 200-204.

Schaller, F. (1960): Das Phoresie-Phänomen vergleichend-ethologisch gesehen. *Forschungen und Fortschritte* 34: 1-7.

Schaller, F. (1960): Die tropische Bodenfauna und ihre produktionsbiologische Bedeutung. Ergebnisse einer bodenbiologischen Forschungsreise durch Peru. *Berichte aus Forschung und Hochschulleben 1957-1960 der T. H. Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig*: 102-104.

Schaller, F. (1961): Die Tierwelt der tropischen Böden. *Die Umschau* 61: 97-100.

Schaller, F. (1961): Edafologia. Ensayo de una clasificación de los tipos de suelos sudamericanos según su fauna. *Alemania* 2: 44-48.

Schaller, F. (1963): Das Licht der Tiere. *Die Umschau* 63: 663-665.

Schaller, F. (1964): Wolfgang v. Buddenbrock und die vergleichende Physiologie. *Die Naturwissenschaften* 51: 125-127.

Schaller, F. (1964): Das Paarungsverhalten der Bodentiere. Bodenbewohnende Arthropoden (Gliederfüßer) in ökologischer und stammesgeschichtlicher Sicht. *Naturwissenschaftliche Rundschau* 17: 384-391.

Schaller, F. (1964): Mating behaviour of lower terrestrial arthropods from the phylogenetic point of view. *Proc. XII Int. Congr. Ent.* 1964: 297-298.

Schaller, F. (1965): Lichtsignale im Tierreich und ihre biologische Bedeutung. *Universitas* 20: 1077-1082.

Schaller, F. (1966): Leuchtende Tiere. 126-129. In: *Signale in der Tierwelt*. Moos Verlag, München.

Schaller, F. & E. Dorn (1968): Die Knochenzüngler – eine Besonderheit unter den Fischen. *Umschau in Wissenschaft und Technik* 1968: 426-431.

Schaller, F. (1969): Die Urinsekten. 59-72. In: *Grzimeks Tierleben, Bd. II* (Hrsg. B. Grzimek). Kindler Verlag, Zürich.

Schaller, F. (1970): Collembola (Springschwänze). 1-72. In: *Handbuch der Zoologie, Bd. IV* (Hrsg. Helmcke, J.-G., Starck, D. & H. Wermuth). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Schaller, F. (1962): Die Unterwelt des Tierreichs. Kleine Biologie der Bodentiere. 1-126. In: *Verständliche Wissenschaft* 78 (Hrsg. v. Frisch, K.). Springer Verlag, Berlin.

Schaller, F. (1968): Soil animals. University of Michigan Press, Michigan.

Schaller, F. (1971): Indirect sperm transfer by soil arthropods. *Ann. Rev. Entomol.* 16: 407-446.

Schaller, F. (1974): Die biologische Bedeutung der Sexualität. 392-405. In: *Grzimeks Tierleben. Ergänzungsband Verhaltensforschung* (Hrsg. B. Grzimek). Kindler Verlag, Zürich.

- Schaller, F. (1974): Indirekte Spermatophorenübertragung im Tierreich. 406-418. In: Grzimeks Tierleben. Ergänzungsband Verhaltensforschung (Hrsg. B. Grzimek). Kindler Verlag, Zürich.
- Schaller, F. (1979): Significance of sperm transfer and formation of spermatophores in arthropod phylogeny. 587-608. In: Arthropod Phylogeny (Hrsg.: Gupta A. P.). Van Nostrand Reinhold Co., New York.
- Schaller, F. (1980): Entwicklungsproblem Amazonas in biologischer Sicht. Naturwissenschaftliche Rundschau 33: 1-11.
- Schaller, F. & H. Kratochvil (1981): Lautbildung bei Fischen. Biologie in unserer Zeit 11: 43-47.
- Schaller, F. (1981): Quantitative oder qualitative Ökologie? Beispiel: Die Collembolen im Wirkungsgefüge des Bodens. Mitteilungen aus dem Ergänzungsstudium ökologische Umweltsicherung 7/1981: 1-15.
- Schaller, F. (1983): Zoologische Forschung im tropischen Südamerika. Spixiana Suppl. 9: 103-112.
- Schaller, F. (1984): Conrad Gesner und seine Bedeutung für das Naturverständnis der Neuzeit. Johannes von Gmunden-Symposium 1984: 152-159.
- Schaller, F. (1985): Wolfgang von Buddenbrock (1884-1964), der Zoologe und Physiologe. Medizinhist. J. 20: 109-119.
- Schaller, F. (1987): Wozu brauchen wir den Amazonaswald? Jahrb. Braunschweigische Wiss. Ges. 1987: 53-58.
- Schaller, F. (1987): Aktuelle Umweltprobleme in den Alpen. Jahrb. Braunschweigische Wiss. Ges. 1987: 95-101.
- Schaller, F. (1988): Wilhelm Kühnelt (28. 7. 1905 - 5. 4. 1988). Verh. Dtsch. Zool. Ges. 81: 364-365.
- Schaller, F. (1988): Klaus Immelmann (6. 5. 1935 - 9. 9. 1987). Verh. Dtsch. Zool. Ges. 81: 362-363.
- Schaller, F. (1987): Leben zwischen Wald und Wasser am Amazonas. 81-102. In: Studium Generale: Die Tropen als Lebensraum. (Hrsg.: Engels, W.). Atempo Verlag, Tübingen.
- Schaller, F. (1987): Über das Sexualverhalten bei niederen Tieren. Symposium Neodarwinistische oder kybernetische Evolution, Heidelberg 1987: 262-266.
- Schaller, F. (1989): Sexualität. Das biologische Prinzip der Ungleichheit. Naturwissenschaftliche Rundschau 42: 10-19.
- Schaller, F. (1988): Sexualität. Das biologische Prinzip der Ungleichheit. Ulmensen 1: 131-144.
- Schaller, F. (1990): In memoriam Wilhelm Kühnelt 1905-1988. Biol. Fertil Soils 9: 91-92.
- Schaller, F. 1989. Der Mensch und die Insekten: Eine teils natur-, teils kulturhistorische Betrachtung. Mitt. Dtsch. Ges. Allg. Angew. Ent. 7: 33-39.
- Schaller, F. 1991. Der Mensch einmal als Naturkatastrophe betrachtet. Schr. Ver. Verbreitung nat. Kenntnisse 128: 55-69.
- Schaller, F. (1992): Laudatio für Herrn Prof. Dr. Fritz Schremmer. Mitt. Dtsch. Ges. Allg. Angew. Ent. 8: 1-3.
- Schaller, F. (1991): Anatomische und funktionelle Betrachtungen an Amazonasfischen. Natur und Museum 121: 237-247.
- Schaller, F. (1992): Von der Aufklärung der animalischen Strukturen und Funktionen zum Tier-Mensch-Vergleich. Zur Geschichte der Zoologie in Wien. ÖGGNW Mitt. 1992, Sonderheft 2: 51-66.
- Schaller, F. (1992): Konrad Lorenz zum 50. Doktor-Jubiläum. ÖGGNW Mitt. 1992, Sonderheft 2: 66-70.
- Schaller, F. (1991): Friedrich Schremmer *10. 09. 1914 †30. 12. 1990. Verh. Dtsch. Zool. Ges. 84: 521-523.
- Schaller, F. (1993): Aus der Unterwelt des Tierreichs – unsere Lebensstudien an sechs-, acht- und vielbeinigen Bodenbewohnern. Verh. Westd. Entomol. Tag. 1992: 1-23.
- Schaller, F. (1993): Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Tropenökologie? Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in Wien 132: 73-88.
- Schaller, F. (1993): Walter Fiedler 70 Jahre (*8. 8. 1922). Verh. Zool.-Bot. Ges. Österreich 130: 237-257.
- Schaller, F. (1993): Biologie und Museum. Linzer biol. Beitr. 25: 497-509.

- Schaller, F. (1993): Der Mensch als Naturkatastrophe betrachtet. *Ulmensien* 6: 63-82.
- Schaller, F. (1994): Lebensräume und Lebensfragen an Amazonas und Donau. *Wiss. Mitt. Niederösterr. Landesmuseum* 8: 9-14.
- Schaller, F. (1994): Die Ökologie, eine Wissenschaft, die ins Gerede kam. 1-14. In: *Ökologische Grundwerte in Österreich* (Hrsg. W. Morawetz). Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien.
- Schaller, F. (1994): Zur Geschichte der Zoologie (seit Darwin). *ÖGW* 14: 194-210.
- Schaller, F. (1997): Konrad Lorenz (1903 - 1991) – Vater der Vergleichenden Verhaltensforschung. 169-186. In: *Heimat großer Söhne...* (Hrsg. Grössing, H. & G. Heindl). Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main.
- Schaller, F. (1997): Lebensrecht und Artenschutz. *Biologie in unserer Zeit* 27: 317-321.
- Schaller, F. (1997): Naturkunst – Kunstnatur (Zur Synästhetik von Natur und Kunst). *Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien* 135/136: 233-265.
- Schaller, F. (1997): Tierisches auf und aus Stein und Ton – Zur Zoologie in der darstellenden Kunst. *Ulmensien* 11: 67-98.
- Schaller, F. (1998): Der Zoologe Ernst HAECKEL als Sprachschöpfer und Ideenproduzent. *Stapfia* 56: 3-18.
- C Sonstige Artikel**
- Schaller, F. (1949): Einfache Beobachtungen an einer durchsichtigen Mückenlarve. *Natur und Volk* 79: 256-258.
- Schaller, F. (1949): Über die Bedeutung der Antennenblasen der Hypogastruren (Collembola, Hypogastruidae). *Entomon* 1: 164-165.
- Schaller, F. (1950): Nachtfalter hören Ultraschall. *Natur und Volk* 80: 162-166.
- Schaller, F. (1952): Wasserzikaden. *Natur und Volk* 82: 350-354.
- Schaller, F. (1953): Der Heuschreckenkrebs *Squilla mantis*. *Natur und Volk* 83: 425-427.
- Schaller, F. (1954): Herrn Professor Dr. W. v. Buddenbrock zum 70. Geburtstag. *Naturwissenschaftliche Rundschau* 3: 130.
- Schaller, F. (1957): Bilder aus den Lebensräumen Perus. *Verh. Dtsch. Zool. Ges.* 1957: 536-537.
- Schaller, F. (1960): Neues vom Gletscherfloh. *Z. des DAV u. des ÖAV* 85: 159-167.
- Schaller, F. (1961): Weshalb leuchten die Glühwürmchen? *Umschau* 61: 4-6.
- Schaller, F. (1964): Lichtsignale im Tierreich und ihre biologische Bedeutung. *Mitteilungen des Braunschweigischen Hochschulbundes* 1964: 53-64.
- Schaller, F. (1965): Wolfgang v. Buddenbrock. Geboren 25. März 1884; gestorben 11. April 1964. *Verh. Dtsch. Zool. ges.* 1965: 562-566.
- Schaller, F. (1965): Das internationale biologische Programm (IBP). *Umschau in Wissenschaft und Technik* 1965: 280-281.
- Schaller, F. (1968): Das Laichkonzert des Streifenalmlers Jaraquí. *Umschau in Wissenschaft und Technik* 1968: 345-346.
- Schaller, F. (1963): Über die Ausbildung der Biologielehrer. *Mitt. Verb. Dtsch. Biologen* 83: 369-370.
- Schaller, F. (1969): Wilhelm Marinelli – 75 Jahre. *Österreichische Hochschulzeitung* 21
- Schaller, F. (1970): Wilhelm Kühnelt 65. *Österreichische Hochschulzeitung* 1970.
- Schaller, F. (1972): Alfred Kästner 1901-1971. *Verh. Dtsch. Zool. Ges.* 1972: 315-317.
- Schaller, F. (1974): Wie trommeln Amazonasfische? *Umschau in Wissenschaft und Technik* 74: 249.
- Schaller, F. (1974): Otto Koehler †. *Mitt. Verb. Dtsch. Biologen* 1974.
- Schaller, F. (1974): Wilhelm Marinelli 1894-1973. *Verh. Dtsch. Zool. Ges.* 1974: 415-417.
- Schaller, F.: Eröffnungsansprachen zu den Jahreshauptversammlungen des VDB:
1964 in Bad Hersfeld
1966 in Wien
1968 in Heidelberg
1970 in Düsseldorf
Mitt. Verb. Dtsch. Biologen 104, 125, 146, 165.
- Schaller, F. (1976): Eröffnungsreferat zum Symposium „Umwelt und Gesellschaft“ am Institut

für Wissenschaft und Kunst (IWK). Mitt. des IWK 1976: 8-14.

Schaller, F. (1976): Gedanken über die Möglichkeit weiterer Auswertung der Enzyklopädie-Filme. Wissenschaftlicher Film 17: 32-34.

Schaller, F. (1979): 25 Jahre VDB. Mitt. Verb. Dtsch. Biologen 257: 1999-2001.

Schaller, F. (1979): Wozu leuchten auch Insektenlarven? Wissenschaftliche Nachrichten 51: 5-6.

Schaller, F. (1986): Univ.-Prof. Dr. Anneliese Strenger 8. 11. 1913 - 6. 4. 1984. Verh. Zool.-Bot. Ges. Österreich 124: 169-170.

Schaller, F. (1988): Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Kühnelt zum Gedenken (28. 7. 1905 - 5. 4. 1988). Verh. Zool.-Bot. Ges. Österreich 125: 139-142.

Schaller, F. (1989): Univ. Prof. Dr. Wilhelm Kühnelt 28. 7. 1905 - 5. 4. 1988. Zeitschrift der Arbeitsgemeinschaft Österr. Entomologen 40: 126.

Schaller, F. (1990): Erhard Oeser, Psychozoikum. Evolution und Mechanismus der menschlichen Erkenntnisfähigkeit. Berlin. Verlag Paul Parey 1987. ÖGGNW 1990: 67-70.

Schaller, F. (1990): Vom Südrand der Neogäa zum Nordrand der Antarktis. Intern. Sympos. f. Vivaristik 1990: 75.

Schaller, F. (1992): Grabrede in Gedenken an Fritz Schremmer 1914-1990. Entomol. Gener. 17: 233-235.

Schaller, F. (1991): Univ.-Prof. Dr. Friedrich Schremmer zum Gedenken. Verh. Zool.-Bot. Ges. 128: 181-184.

Schaller, F. (1994): Die March – Fluß an der Grenze. Wiss. Mitt. Niederösterr. Landesmuseum 8: 175-176.

Schaller, F. (1995): Naturschutz: Nicht aus elitärer Angst vor dem Nichtwissen, sondern als Aufklärungsproblem. Ethik und Sozialwissenschaften 6: 565-566.

Schaller, F. (1997): Ordnung tut not bei den Tier- „Soziologen“; noch nötiger ist vergleichende Verhaltensforschung! Ethik und Sozialwissenschaften 8: 100-101.

Schaller, F. (1997): Eröffnungsrede „Mandrillwald“. Schönbrunner Tiergarten Journal 2-3: 7-10.

Dank

Ohne die gute Zuredung vieler Weggenossen wäre dieses Buch nicht zustande gekommen.

Sie alle kann ich nicht aufzählen. Ich kann ihnen nur pauschal danken. Manche haben konkreter dazu beigetragen, daß nun dieses subjektiv und dramatische Lebensbild aus einem objektiv bewegten Jahrhundert auch der Wahrheitsfindung über letzteres dienen kann. Allen voran danke ich Frau Mag. Elisabeth Fischnaller, die Hand an das Opus gelegt hat und die hingebungsvoll dafür sorgte, daß es nun so schön geraten ist.

Ohne die Patronanz und finanzielle Fundierung durch das Oberösterreichische Landesmuseum, in Person von HR Doz. Dr. Franz Speta (Leiter des Biologiezentrums Linz) hätte ich mir den anspruchsvollen Druck des Werkes nicht leisten können.

Die schon bei meinen Wiener Schülern und Schülerinnen erwähnte Frau Dr. Margarete Roithmair, hat dieses Buchmanuskript verständnisvoll dem Computer eingegeben.

Weiters danke ich Frau Prof. Maria Mizzaro für diverse Aufnahmen aus der Wiener Zeit (Professoren-Portraits und Zoologie-Neubau) und für ihre gelungenen grafischen Darstellungen „meiner“ Bodentiere.

Frau Prof. Emmi Dorn hat die schönen Fischpräparationen am Amazonas gemacht (Kapitel Wissenschaftliche Laufbahn).

Meinem Sohn Wolfgang sind einige spätere Fotos meiner Person zu verdanken.

Schließlich danke ich meiner Cousine Gunda Becker, die alle Lieblosigkeiten, die bei der Fertigung eines solchen erinnerungsreichen Rück- und Umblicks notgedrungen passieren, geduldig ertragen hat.

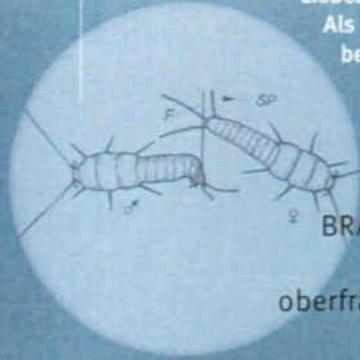


Gunda Becker und Mag. Elisabeth Fischnaller vor dem Linzer Schloßmuseum (Oktober 1999).

Wien, 1.7.2000

A handwritten signature in cursive script, appearing to read 'G. Fischer'.

Viele Schüler halfen mir, das phantasievolle
Liebesleben der Bodentiere zu enthüllen.
Als Beispiel das Silberfischchenpaar des H. Sturm
beim Spermienübergelauf.



In diesem Buch läuft das Leben eines Zeitgenossen
des 20. Jahrhunderts ab. Seine zoologische Universitätslaufbahn
führte ihn vom Studienort WIEN (1939-1945) über MAINZ und
BRAUNSCHWEIG nach Wien zurück. Der Naturforscher und Bergwanderer
kam weit in der Welt herum. Als Kind einer dörflichen
oberfränkischen Lehrerfamilie und Schüler eines humanistischen Gymnasiums
in Bamberg erlebte er in zunehmend kritischer Distanz
die Tiefen und Höhen seines Jahrhunderts.

Seinen Lesern verspricht er perspektivische Abwechslung
von der „Unterwelt“ des Tierreichs zur Wald- und Wasserwelt
des Amazonas und zu Weit- und Tiefblicken von vielen
Gipfeln in aller Welt.

Fischakustik am Beispiel des Amazonas-Salmers:
Die Trommellaute erinnern an dröhnende Motoren.
Dieses Phänomen hat der Autor mit Frau Prof. Dorn
wissenschaftlich untersucht und dokumentiert.

